ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LXIV. JAHRGANG, CXXIV. BAND
DER NEUEN SERIE XXIV. BAND

BRAUNSCHWEIG
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1910

Inhalts-Verzeichnis des CXXIV. Bandes,

der neuen Serie XXIV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Verzeichnis der von Anfang Januar bis Mitte Mai 1910 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften mit kurzen Anzeigen.

Allgemeines.

Neuere Sprachen.

Germanisch.

Deutsch.

Englisch.

Gedenkrede auf Karl Sachs,

gehalten in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 26. Oktober 1909.

Meine Herren!

Heute sind es gerade zwei Jahre her, dafs wir das goldene Jubiläum unserer Gesellschaft festlich begingen und, um ihm die rechte Weihe zu geben, sechs namhafte Gelehrte zu Ehrenmitgliedern ernannten. Welche Freude war es für uns, zwei in unserem Kreise zu sehen: Prof. Suchier aus Halle und Prof. Karl Sachs aus Brandenburg a. H., einen Mann, der nicht nur viele Jahre hindurch mit unserer Gesellschaft aufs engste verbunden war, sondern dessen Name bei allen Neuphilologen Deutschlands und des Auslandes einen guten Klang hat.

Sachs, der Nestor unter den Neuphilologen, wie er seit dem Tode unseres Immanuel Schmidt im Jahre 1900 genannt wurde, erfreute alle, die dabei waren, durch die Frische seines Wesens

und die Begeisterung, mit der er bei dem Festmahle sein Glas der hohen kulturellen Mission weihte, welche die Gesellschaft zu erfüllen habe, die bestrebt sei, immer tieferes Verständnis der Sprache und damit der Völker zu verbreiten: nämlich der Mission, dem Vaterlande den Frieden zu erhalten. Er, der fast Neunundsiebzigjährige, war der einzige, der von den Gründern der Gesellschaft noch am Leben war. Er war es, der in ihr den ersten Vortrag: 'Eine Enzyklopädie der neueren Sprachen' gehalten hatte und während der folgenden zwei Jahre seines Aufenthalts in Berlin noch acht weitere folgen liefs. Wenn er auch nach seiner Übersiedelung nach Brandenburg aus der Gesellschaft austrat, so blieb er doch mit ihr in steter Verbindung und wurde deshalb 1882 zum korrespondierenden Mitgliede ernannt. Seine Anhänglichkeit an die Gesellschaft zeigt sich auch in dem Umstande, dafs er in seinem Testamente vom März 1895 bestimmte, es sollten alle auf romanische Sprachen bezüglichen Handschriften, Kollektaneen und Notizen unserer Gesellschaft übergeben werden. Es geziemt sich also für uns, seiner zu gedenken, und ich will es versuchen, Ihnen ein Lebensbild von ihm zu entwerfen.

Karl Ernst August Sachs wurde am 31. März 1829 zu Magdeburg geboren. Sein Vater, Doktor der Philosophie, war in den Befreiungskrieg mit hinausgezogen und als Kriegskommissariats-Expedient zurückgekehrt. Er behauptete, vom alten Hans Sachs abzustammen, und besafs eine hübsche poetische Begabung, die auch auf seinen Sohn überging. 1836 wurde der Vater nach Stettin versetzt, und die Mutter, begleitet von Karl und einem jüngeren Bruder Rudolf, begab sich für den Sommer zum Grofsvater, dem Garnisonverwaltungsinspektor in Münster. 'Hier spielten wir Kinder', so berichtet Sachs selber, 'in den Mufsestunden in dem an dem kleinen Flüfschen Aa gelegenen Garten, aber die an der Lambertikirche damals noch befindlichen unheimlichen Käfige mit den Skeletten der Wiedertäufer machten den ersten ernsten Eindruck auf unsere jugendlichen Gemüter.' Im Herbst folgten sie dem Vater nach Stettin, und um die Kosten für die Schnellpost zu sparen, fuhren sie fast vierzehn Tage lang mit der Fahrpost über Magdeburg, Brandenburg und Berlin an den künftigen Wohnort. Im Oktober wurde er in die Sexta des dortigen Marienstiftsgymnasiums aufgenommen und bestand an dieser Anstalt als primus omnium im Herbst 1845 das Abiturientenexamen. Von Michaelis 1845 bis Ostern 1849 hörte er in Berlin die Vorlesungen von Boeckh, Lachmann und Zumpt über klassische Philologie, die von Gabler, Hegels Schüler und Nachfolger, Trendelenburg und Werder über Philosophie, die von Hirsch und Ranke über alte Geschichte und studierte unter von der Hagen altdeutsche und altnordische Mythologie und unter Heyse Sprachphilosophie.

Schon früh zeigte sich in ihm eine grofse Liebe zur Natur und das Verlangen, fremde Gegenden kennen zu lernen. Als Primaner besuchte er Rügen, und im Herbst 1847 durchwanderte er zum erstenmal die Schweiz, marschierte über den Gotthard, die Furka und den Simplon und sah mit regem Interesse Mailand, Venedig, Triest, Wien, Prag und Dresden.

Während der Unruhen im März und April 1848 mufste er auf Wunsch des Vaters nach Stettin kommen, kehrte aber Anfang Mai nach Berlin zurück, wo er an den Bestrebungen der Kommilitonen, unter denen sich damals Paul Heyse, Karl Schurz und Ägidi befanden, lebhaften Anteil nahm. Auch begründete er die Burschenschaft Teutonia, die indessen bald aufgelöst wurde. Ende August 1849 bestand er die Prüfung *pro facultate docendi* und erhielt trotz seines jugendlichen Alters die Befähigung, Latein, Griechisch und Deutsch in allen Klassen, Geschichte und Mathematik in den unteren und mittleren Klassen eines Gymnasiums zu lehren. Die Prüfung im Französischen ergab, dafs er wegen seiner guten, wenn auch nicht durchgebildeten Aussprache, der befriedigenden Fertigkeit im Verständnis und einiger Kenntnis in der Elementargrammatik wohl befähigt war, den Unterricht in den Elementen dieser Sprache mit Aussicht auf guten Erfolg zu übernehmen. Zu jener Zeit mufsten die Kandidaten noch Probelektionen halten, und da es ihnen gewöhnlich an Übung fehlte, so ist es nicht zu verwundern, dafs in Sachs' Prüfungszeugnis die Bemerkung steht, er solle seinem Unterricht durch Übung die nötige Frische, Klarheit und Sicherheit verleihen.

Nach bestandener Prüfung begab sich Sachs zunächst nach Stettin an die Anstalt, der er seine Bildung verdankte, und unterrichtete hier als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und später als Hilfslehrer auf der unteren und mittleren Stufe. Seinen Seminararbeiten wird gründliche Wissenschaftlichkeit nachgerühmt. Da sein Arzt ihn für einen Schwindsuchtskandidaten erklärte, ging er im Sommer 1850 zur Kur nach Salzbrunn, doch war nach dem im folgenden Jahre wiederholten Besuche des Bades jede Spur des Übels beseitigt. Im August und September 1850 verwaltete er interimistisch eine Adjunktenstelle am Pädagogium zu Putbus, und der dortige Aufenthalt war eine gute Nachkur für ihn. Da der von ihm vertretene Kollege inzwischen gestorben war, wurde ihm die Stelle angeboten, doch lehnte er die Berufung ab, weil sein Vater inzwischen nach Posen versetzt war und er seine Mutter in Stettin nicht allein lassen wollte.

Im Herbst 1852 wurde er an das Kadettenkorps zu Kulm berufen und im folgenden Frühjahr von Steinmetz als Gouverneur an die Hauptkadettenanstalt in der Neuen Friedrichstrafse in Berlin versetzt, wo er mit Herrig bekannt wurde, der den gröfsten Einflufs auf seine Studien ausübte.

Da ihm die Stellung wenig zusagte, gab er sie nach einem Jahre auf und ging an die Luisenstädtische Realschule über. Inzwischen hatte er eingesehen — so sagt er selber in seinem Beitrage zu der Festschrift zum XIII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage in Hannover: 'Neuphilologie sonst und jetzt' —,

'ein wie reiches, wenig angebautes Feld sich dem Romanisten öffnete, der noch nicht, wenn er über irgendein Thema, selbst über eine griechische Präposition schreiben wollte, überall eine Menge Vorgänger fand, die dasselbe bearbeitet hatten.' ... 'Und wie sah es mit dem Unterricht in den lebenden Sprachen aus?' fährt er fort. 'In Stettin hatten wir in den vierziger Jahren einen dort lange gebliebenen Franzosen M., der von Disziplin keine Ahnung hatte, und wenn er in die damals 70 Schüler zählende Prima trat, stets mit den Worten beginnen mufste: *Messieurs sur les derniers bancs, je vous prie de rester tranquilles afin que je puisse parler aux messieurs sur les premiers!*'

Mit grofsem Eifer studierte er in seinen Mufsestunden romanische Sprachen und Englisch und veröffentlichte 1854 seine Programmabhandlung: *In welchem Zusammenhang steht die lyrische Kunstpoesie der Provenzalen mit der mittelalterlichen Kunstpoesie der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Deutschen?,* die von Diez lobend anerkannt wurde.

An dieser Anstalt sollte er 1855 definitiv angestellt werden, lehnte aber die Anstellung ab, da er es für nötig erachtete, sich durch einen längeren Aufenthalt im Auslande die nötigen Sprachkenntnisse zu erwerben, und der Magistrat ihm nur einen halbjährigen Urlaub dazu bewilligen wollte, und begab sich zunächst nach Paris.

Durch seinen Verbindungsbruder, den Ägyptologen Brugsch, hatte er Alexander von Humboldt kennen gelernt, und seine Empfehlung gereichte ihm in Paris zu grofsem Vorteil; denn er erhielt sogar Unika aus der kaiserlichen Bibliothek in seine bescheidene Wohnung im Quartier latin. Zunächst bestrebte er sich, die lebende Sprache zu erlernen; daneben aber betrieb er das Studium des Provenzalischen und kopierte alte Handschriften. Im Herbst reiste er nach Südfrankreich und im Oktober nach England. Nur kurze Zeit war er als Lehrer an einer Schule in Camberwell bei London tätig, dann bekam er vom französischen Unterrichtsministerium den Auftrag, für die Ausgabe altfranzösischer Heldengedichte in verschiedenen englischen Bibliotheken Manuskripte zu studieren. Dieser ehrenvolle Auftrag befreite ihn von der Sorge, für seinen Lebensunterhalt arbeiten zu müssen. Drei Wochen lang studierte er in Middlehill, Worcestershire die zahlreichen französischen Handschriften des Sir Thomas Philips, besuchte dann Oxford und Cambridge und kehrte nach London zurück, wo er eine Handschrift eines mittelalterlichen Autors

ganz genau zu kopieren hatte. Von wie groſsem Nutzen ihm die offiziellen Aufträge waren, beweist Sachs in der vorher genannten Schrift an dem Beispiel eines jungen Deutschen, der mit sehr guten Empfehlungen Lord Ashburnham gebeten hatte, seine Bibliothek besuchen zu dürfen. 'Erst auf einen zweiten Brief', sagt Sachs, 'erhielt er nach Monaten die Antwort, die ich nicht für möglich gehalten haben würde, wenn ich sie nicht im Original gesehen hätte: *I shall now allow you to see my library, but not to take anything out of it either written or in mind.*'

Nach einem Besuch von Belgien und dem Rhein kehrte Sachs im September 1856 nach Berlin zurück, verwaltete im Winter interimistisch die Stelle eines ordentlichen Lehrers an der Dorotheenstädtischen Realschule und wurde zu Ostern 1857 als VII. ordentlicher Lehrer am Friedrichs-Gymnasium mit 400 Taler Gehalt für 24 Wochenstunden angestellt, wovon jährlich 4 Taler und ein einmaliger Betrag von 33 Talern als Pensionsbeiträge abgezogen wurden. Zu Michaelis wurde er an das Dorotheenstädtische Realgymnasium berufen, das mit dem Friedrichs-Realgymnasium in enger Verbindung stand. Im Februar desselben Jahres unterzog er sich einer Nachprüfung im Französischen und Englischen. Seine Prüfungsarbeiten waren nach Herrigs Urteil in ihrem Inhalt nicht tiefgehend, zeichneten sich indessen durch einen leichten und korrekten Stil aus. Bei den Probelektionen wird wieder der Wunsch ausgesprochen, daſs der Unterricht von etwas gröſserer Lebendigkeit getragen werde.

Im Februar 1858 erhielt er von der Universität Rostock auf Grund seiner Dissertation *De vinculo quo Aristotelis Ethice cum Arte ejusdem Politica cohaeret* die Doktorwürde und wurde im Herbst desselben Jahres als II. Oberlehrer an die Saldernsche Realschule zu Brandenburg mit einem Gehalt von 650 Talern berufen. Diese Stelle behielt er, nachdem er 1871 zum Professor ernannt worden war, bis zu seiner Pensionierung 1894 bei. Bei dieser Gelegenheit wollte man ihm die im Auslande verbrachten anderthalb Jahre nicht anrechnen.

Sein erster Ausflug nach Südfrankreich 1855 flöſste ihm eine dauernde Liebe zum Provenzalischen ein. Auſser den Ausgaben von *La vie de Saincte Enymie*, *Le trésor de Pierre de Corbiac*, *Les auzels cassadors* gab er Beiträge zur Kunde altfranzösischer, englischer und provenzalischer Literatur aus französischen und englischen Bibliotheken 1857 heraus und versprach weitere Mitteilungen, die aber wegen Mangel an Zeit unterblieben. Er lieſs nur noch ein Heft *Über den heutigen Stand der romanischen Dialektforschung* 1874 und *Friedrich Diez und die romanische Dialektforschung* 1878 erscheinen. Ebenso übernahm er die Neubearbeitung von Fiedlers *Wissenschaftlicher Grammatik der englischen Sprache* und veröffentlichte bis in die letzte Zeit eine Reihe Schul-

ausgaben von Scott, Macaulay, Voltaire, George Sand, Daudet, Coppée, *Contes choisis d'auteurs suisses, Scènes et esquisses de la vie de Paris, Scènes militaires, Excursions et voyages.* Daneben lieferte er Beiträge für Herrigs *Archiv* und veröffentlichte eine Parallelausgabe von Shakespeares Werken, an die sich später die im Shakespeare-Jahrbuch erschienene analoge Bearbeitung der *Doubtful plays* schloſs.

Aber das Hauptwerk seines Lebens, mit dem sein Name für alle Zeiten verknüpft bleibt, ist das *Enzyklopädische französisch-deutsche und deutsch-französische Wörterbuch,* das im Jahre 1863 begonnen und nur durch die eiserne Beharrlichkeit seines Verlegers, des Prof. G. Langenscheidt, unter erheblichen Geldopfern zu Ende geführt wurde. Wie sehr unterschätzten beide die Schwierigkeiten, als sie im Kontrakt übereinkamen, daſs beide Teile des geplanten Werkes etwa 75 Bogen stark werden und das ganze Werk nach dreieinhalb Jahren am 1. Oktober 1866 fertig gedruckt vorliegen sollte! Gar bald zeigte sich die Unmöglichkeit, diese Absicht durchzuführen, und ein neuer Plan wurde sorgfältig vom Verleger ausgearbeitet, auf den hin Sachs allein den ersten Teil ausführte, während er beim zweiten, vom Prof. Villatte in Neustrelitz bearbeiteten Teile der Überwacher der sehr schwierigen Drucklegung war. Erst im Juli 1869 erschien die erste Lieferung, 1873 war der erste Band fertig, dessen Drucklegung allein fünf Jahre erfordert hatte, und 1880 folgte auch der zweite Teil, dessen Drucklegung etwa sieben Jahre gedauert hatte. Ein ungeheures Stück Arbeit war vollendet, und mit Stolz konnten Verleger und Autoren auf ihr Werk zurückblicken. Enthält doch der erste Teil etwa 100 000 Artikel und der zweite 325 000, während sich im *Dictionnaire de l'Académie* 35 000 und im Littré 80 000 finden. Durch Ausscheiden alles dessen, was für die Schule nicht nötig ist, entstand nach weiterer sechsjähriger Arbeit der sogenannte 'Kleine Sachs'. Diesem folgte 1894 das *Supplement-Lexikon* als Ergänzung zu allen bisher erschienenen Wörterbüchern. Es ist überflüssig, etwas zum Lobe dieses Werkes hinzuzufügen, denn seine Brauchbarkeit ist von allen Autoritäten anerkannt worden; und wenn sich auch selbstverständlich hier und da manche Mängel gefunden haben, so wird dadurch der Ruhm des Buches nicht verringert. Ungemein stolz war Sachs auf dieses Werk, das das Glück seines Hauses ausmachte. Kinder waren ihm versagt, aber als Sachs 1885 seine silberne Hochzeit feierte, bemerkte Prof. Langenscheidt humorvoll, seine Kinder, der groſse und der kleine Sachs, seien in der ganzen Welt zu finden, und sie hätten den groſsen Vorzug vor vielen anderen Kindern, daſs sie nur Geld einbrächten, während andere den Eltern oft groſse Sorgen und gewaltige Geldausgaben bereiteten.

Bei seiner umfangreichen Arbeit verschloſs sich Sachs nicht der Auſsenwelt. In seinen jüngeren Jahren trat er für alles ein, was die Jugend begeistert. Feuerwehr und Turnverein zählen ihn entweder zu ihren Gründern oder zu ihren Förderern, und er war sehr erfreut, als der letztere ihn schon 1864 zum Ehrenmitgliede ernannte. Im Handwerkerverein und im Historischen Verein hielt er wiederholt Vorträge, auch war er ein tätiges Mitglied der Loge, deren Meister vom Stuhl er längere Zeit war. Seine Begeisterung für die Alpenwelt, die er fast jedes Jahr besuchte, veranlaſste ihn schon 1874, in die vier Jahre vorher gegründete Sektion Berlin des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins einzutreten, deren Mitglied er bis zu seinem Tode blieb. Er besuchte die allgemeinen deutschen Philologenversammlungen zu Innsbruck, Tübingen, Gera, Stettin und hielt auf der ersten einen Vortrag über die romanischen Dialekte. Von den dreizehn Neuphilologentagen, die seit ihrer Begründung bis jetzt stattgefunden haben, hat er nur auf zweien, Karlsruhe 1894 und Wien 1898, gefehlt. Als Anfang Oktober 1886 die erste Tagung der Neuphilologen zu Hannover abgehalten wurde, wählte man einstimmig Zupitza und Sachs zu Vorsitzenden, und der letztere hat noch manches Mal dieses Amtes gewaltet und, wenn bei der Debatte die Wogen etwas hochgingen, durch eine scherzhafte Bemerkung die Gegensätze auszugleichen gesucht. Überall hat er entweder Vorträge gehalten — ich nenne nur die über die Décadents, Wandlungen der französischen Grammatik, Mensch und Tier in der Sprache, Goethes Beziehungen zur englischen Sprache und Literatur — oder ernste und scherzhafte Toaste bei den Begrüſsungsabenden, Kommersen oder an der Festtafel ausgebracht. Unermüdlich hielt er bei den Nachsitzungen bis zu früher Morgenstunde aus, und nach der Rheinfahrt bei der Cölner Tagung wagte der Fünfundsiebzigjährige mit einer jungen Cölnerin ein Tänzchen.

Als auf dem XII. Neuphilologentage zu München 1906 die Frage erörtert wurde, an welchem Orte die nächste Hauptversammlung stattfinden solle, da waren es zwei Städte, die eine Einladung überbrachten: Hannover und Dresden. Die letztere Stadt begründete ihren Wunsch mit der Voraussetzung, daſs Hannover für sich die Ehre in Anspruch nähme, die 25jährige Wiederkehr der Gründung des Deutschen Neuphilologenverbandes zu feiern, trat dann aber zugunsten von Hannover zurück.

> ‘Als einer von denen, die mit Prof. Stengel und dem Ur-Ey den Verband gegründet haben,’ so sprach Karl Sachs, ‘möchte ich dafür plädieren, daſs Hannover gewählt wird, weil ich, wenn erst die 25. Wiederkehr dort gefeiert wird, für meine Person wohl würde fehlen müssen. Das nächste Mal, in zwei Jahren, würde ich noch hoffen, dabei sein zu können.’

Einstimmig wurde Hannover als nächster Vorort gewählt und Sachs zum ersten Vorsitzenden, und wer, der den fast Achtzigjährigen in anscheinend unverwüstlicher Frische zu Pfingsten 1908 seines Amtes walten sah, hätte es wohl geglaubt, dafs seine Tage gezählt seien? 'Auf Wiedersehen 1910 in Zürich!' rief auch er beim Scheiden, und keine Ahnung überkam ihn davon, dafs diese Hoffnung nicht mehr in Erfüllung gehen sollte. Selbst auf dem Sterbebette dachte er nicht an den Tod, sondern schmiedete Pläne zu neuen Reisen. Etwa 8—10 Wochen mag Sachs gelegen haben, da machte am 1. August 1909 ein schneller, schmerzloser Tod seinem Leben ein Ende. Seine Leiche wurde, wie er in seinem Testament bestimmt hatte, in Hamburg verbrannt und die Asche im Erbbegräbnis zu Brandenburg beigesetzt.

So schlofs ein tätiges und glückliches Leben; denn trotz mancher Anfeindungen und Kränkungen, die bei ihm indessen nicht lange haften blieben, war Sachs ein glücklicher Mensch, weil er mit seiner Frau in bester Harmonie lebte und seine günstigen Vermögensverhältnisse ihm gestatteten, nicht nur ein geselliges Haus zu führen, sondern auch in jedem Jahre längere Reisen zu unternehmen, um in der Natur Erholung von steter anstrengender Arbeit zu finden, und weil die Arbeit seines Lebens die ihr gebührende Anerkennung fand.

Wir aber wollen sein Andenken in Ehren halten.

Berlin. Adolf Müller.

Zeitrechnung im Beowulfepos.

In den Sagenmassen des englischen Epos gibt es einen chronologisch festen Punkt: Hygelacs Rheinzug und Ende, nach Gregor von Tours zwischen 512 und 520 zu setzen. Von da aus lassen sich zunächst die gautischen und schwedischen Händel einigermaſsen anordnen; mittelbar aber auch, weil Hygelacs Neffe Beowulf eine Brücke zu den Scyldingas hinüber bildet, die dänischen und hadebardischen. Das meiste schlieſst sich zu einer Kette zusammen: verrückt man ein Glied, so müssen die anderen folgen.

Daſs eine schriftlose sagenpoetische Überlieferung mittelst ihrer Stammtafeln weit zurückliegende Daten annähernd richtig festhalten konnte, zeigt in unserem Falle die altnordische Skjöldungen- und Ynglingentradition, d. h. die isländische, denn die Dänen versagen hier ganz: wollte man Saxo, dem einzigen Dänen, der einen lückenlosen Stammbaum bringt, nachrechnen, so käme man für die Halfdaninge des Beowulf ins 3./4. vorchristliche Jahrhundert! Hält man sich dagegen an die isländische Ynglinga saga (ca. 1230), so ergibt sich folgendes: der Schwede Aðils (= ae. Eadgils), Altersgenosse von Hróarr und Helgi (= ae. Hroðgar und Halga), liegt um zehn Generationen zurück hinter dem geschichtlichen Halfdan svarti, dem Vater Harald Schönhaars. Legen wir Halfdans Geburt c. 800 und rechnen wir 30 Jahre auf die Generation, so kam Aðils c. 500 zur Welt. Dies stimmt fast genau zu der Zahl, die das englische Epos erschlieſsen läſst (s. unten). An Zufall kann man hier kaum glauben: die zweite Hälfte der langen Ynglingenreihe, etwa von Aðils Groſsvater ab, muſs man durch die Jahrhunderte hin weitergegeben haben, so daſs die richtige Anzahl der Stammesglieder bewahrt blieb. Darin hat es sich verschoben, daſs Aðils etwa gleichaltrig wurde mit Hróar und Helgi, während der Eadgils des Epos sogar noch etwas jünger sein wird als Hroðulf = Hrólf kraki.

Eine ins einzelne gehende Zeittafel wie die unten versuchte kann keinen anderen Anspruch erheben, als unserem Bilde von den im Epos berichteten Vorgängen eine Art Stütze oder Grundriſs zu verleihen. Als geschichtliche Chronologie kann sich eine solche Tafel nicht ausgeben; denn erstens wissen wir nicht so sicher, wer von diesen Fürsten, auſser dem einen Hygelac,

wirklich gelebt hat, welche dieser Ereignisse, aufser dem einen Rheinzuge, wirklich geschehen sind. Zweitens könnten wir die zufälligen, bunt wechselnden Lebensverhältnisse wirklicher Gestalten (dafs jemand mit 20 Jahren seinen ersten Sohn zeugt, mit 60 seinen letzten, u. dgl. m.) aus einer datenlosen Darstellung, wie der des Epos, niemals herauslesen. Anderseits kann man auch von einer sagenhaften Chronologie nur bedingt reden; denn im Bewufstsein der Heldendichter bestanden diese abgemessenen Zeiträume nicht, sonst würde da und dort einmal angegeben, wieviel Jahre verflossen zwischen dem Grendelkampf und Hygelacs Fall, zwischen Frodas Tod und der Vermählung seines Sohnes usw. Die wenigen Jahresziffern, die das Epos bietet, dienen nicht sonderlich zur Segmentierung des Stoffes. Es sind die 7 Jahre Beowulfs bei seiner Aufnahme an Hređels Hof (2429), die 12 Jahre von Grendels Einbrüchen (147), die 50 Jahre, *hund missera,* von Hrođgars Thronbesteigung bis zu Grendels Auftreten (1770) und wiederum die 50 Jahre der Herrschaft Beowulfs (2210. 2734). Diese letzte Zahl ist dichterischer Ausdruck für 'eine lange, lange Zeit': schwerlich hat sich der Dichter dabei klargemacht, dafs er seinen Helden als 80—90jährig den Eisenschild gegen den Drachen führen läfst; und jedenfalls werden jene 50 Jahre durch keinerlei Ereignisse gegliedert, so dafs man Kriege oder Heiraten oder Todesfälle in die fünf Jahrzehnte einfügen könnte: mit Beowulfs Königtum hören die Begebenheiten des Epos für ein halbes Jahrhundert auf, ausgenommen die Zurückführung des Eadgils auf den Schwedenthron nebst Onelas Tötung (2392 ff.), und dieses Ereignis wird in gewohnter Unbestimmtheit der Regierungszeit Beowulfs zugewiesen ('uferan dogrum').

Mit den 50 bzw. 62 Jahren von Hrođgars Herrschaft verhält es sich etwas anders. Diese Zahlen, in ihre Konsequenzen verfolgt, würden zu ernstlichen Schwierigkeiten führen. Hrođgar folgte nicht seinem Vater, sondern seinem Bruder Heorogar auf dem Throne nach (465 ff. 2159 f.): er wird daher als Erwachsener zur Regierung gekommen sein, müfste somit in unserem Epos einige 80 Jahre zählen. Seine Söhne aber, Hređric und Hrođmund, sind bei Beowulfs Besuch unmündige Knaben. Der Abstand zweier Generationen beliefe sich demnach hier auf etwa 70 Jahre! Ferner wird Hrođgars tätiger Anteil an dem letzten Hadebardenkriege, der ja später fällt (Wids. 45 ff., vgl. Bw. 83 ff. 2030 ff. 2068 ff.), bei den genannten Altersjahren schwer glaubhaft. Aber auch in das Verhältnis zu dem Bruder Halga, dem Neffen Hrođulf und zu dem Feinde Froda bringen die erwähnten Zahlen Unwahrscheinlichkeiten hinein, zumal wenn wir Rückschlüsse aus den nordischen Sagenquellen wagen. Auch nach Z. 463 ff. würde man schliefsen, dafs Hrođgar höchstens eine

Generation älter war als Beowulf, ungefähr gleichaltrig mit dessen Vater, den er in den Anfängen seiner Regierung, *on geogođe,* bei sich aufnimmt. Damals muſs es doch gewesen sein, daſs er den Knaben Beowulf (*cnihtwesende* 372, nach unserer Tafel etwa fünfjährig) zu Gesicht bekam; damit schrumpfen die 62 Herrscherjahre zu 15 zusammen. Bei Hrođgar also haben wir, glaube ich, einen deutlichen Fall, daſs der Epiker in seine Stoffmasse keine durchgehende Zeitrechnung hineingedacht hat. Seine Phantasie gibt sich dem Bilde des Herrschers hin, der, wehrlos gegen den unheimlichen Feind, die Hilfe des Fremden erwarten muſs, und so malt er in unermüdlichen Wendungen und mit hochgegriffenen Zahlen den Urgreis aus, den König ohne Tadel, den das schädliche Alter der Wonnen der Kraft beraubt hat (1886 ff.). Die Dichterphantasie und das Geflecht der überkommenen Sagentatsachen stehen hier in einem Widerspruch, den man nicht durch Kunstgriffe abschwächen darf. Wenn wir unten dem Hrođgar zur Zeit des Gautenbesuches ein Alter von höchstens 45 Jahren zuteilen, so setzt sich dies notgedrungen über das Greisenporträt des Epikers hinweg, um den obenerwähnten anderen Sagenfakta Rechnung zu tragen.

Ein zweiter Fall, wo man sich zwischen unvereinbaren Aussagen entscheiden muſs, liegt vor bei dem Alter Hygelacs im Verhältnis zu dem Alter Beowulfs. Daſs Beowulf zur Zeit des Grendelkampfes nicht älter ist als etwa 20jährig, scheint mir nach der allgemeinen germanischen Heldenbiologie sowie im Hinblick auf Z. 947 ff. 1176 f. 1191. 1218. 1844 eine dichterische Notwendigkeit, der auch entgegenstehende Erwägungen sich beugen müſsten. Dann also war Beowulf zur Zeit des ersten Schwedenkrieges (a. 505) eben erst ins waffenfähige Alter getreten, und damit ist es dichterisch gerechtfertigt, daſs er neben den handelnden Hæđcyn und Hygelac, Wulf und Eofor einfach verschwiegen wird. Der letzte Grund für dieses Schweigen wird zwar darin liegen, daſs der unhistorische Trollenkämpfer von Hause aus in dem historischen Schwedenkriege nichts zu suchen hatte. Allein in die späteren Schwedenkämpfe, die unter Onela (a. 525—30), hat man ja den Helden hineinzuziehen gewuſst, ebenso wie in Hygelacs Wikingfahrt! Für sein Fehlen in jenem früheren Kriege gibt unsere chronologische Voraussetzung die willkommene Erklärung. — Bei Hygelac sodann hat man die Wahl: entweder bindet man sich an die Stelle Z. 1832, wo Beowulf im Tone etwa des älteren Bruders von Hygelacs Jugendlichkeit redet (s. auch 1970 *geongne gucyning*): dann wird man Hygelac im Grendeljahre gleichfalls um die Zwanzig herum ansetzen. Oder aber, man hält sich an die Angabe, daſs Hygelac dem Eofor, dem Helden von Hrefnawudu, seine Tochter vermählt (Z. 2998): daſs dies gleich nach der Tat geschah (a. 505), ist das

episch Natürliche; Hygelac mufs also damals mindestens 35 Jahre gezählt haben, mit anderen Worten: er ist annähernd zwei Jahrzehnte älter als Beowulf. Wieder haben wir hier eine nicht zu ebnende Falte in der Zeitrechnung des Epos (vgl. Müllenhoff, *Beowulf* S. 17). Die folgende Zeittafel entscheidet sich für die zweite Angabe, als welche mehr Traditionskern in sich birgt. Hygelac ist mithin zur Zeit der Grendelaffäre etwa 40jährig, Ohm und Schwestersohn liegen eine kleine Generation auseinander. Wer auf Z. 1927 ff. Gewicht legt, mufs Hygd zur zweiten Gattin des Königs machen (geb. c. 490).

Hygelac ist der jüngste von drei Brüdern. Diese Oheime können — nach dem eben Ausgeführten — nicht mit dem siebenjährigen Neffen Beowulf zusammen am Gautenhofe erzogen worden sein (Müllenhoff S. 14). Man braucht dies auch aus Z. 2433 ff. nicht herauszulesen. Konnte Beowulf überhaupt noch mit dem ältesten der Oheime, Herebeald, zusammentreffen? Herebealds unfreiwillige Tötung durch den Bruder beim Waffenspiele lenkt die Vorstellung auf junge Leute: man wird das Ereignis ungern später als c. 485 ansetzen. Demnach fällt es vor Beowulfs Zeit. Die erwähnte Stelle 2433 ff. bildet kein schweres Gegengewicht; selbst wenn der Dichter im Augenblick die vier Hređelsprößlinge Seite an Seite geschaut hätte, wäre dies eine harmlose, leichtverständliche Phantasieentgleisung. Dafs anderseits der Vater, Hređel, seinen Jammer eine Reihe von Jahren trägt, widerspricht den Andeutungen des Epos nicht.

Weitere Unstimmigkeiten in dem zeitlichen Gefüge gibt es wohl nicht. Wären ihrer viel mehr, so würde eine Chronologie des Beowulf den aussichtslosen Versuch machen, eine zeitlose Welt in Zeitgrenzen zu spannen. Wie aber die Dinge liegen, kann eine Zeittafel zwar weder geschichtliche Tatsachen noch dichterische Bewufstseinsinhalte ausdrücken, wohl aber auf die Frage antworten: Wenn wir uns die Ereignisse des Epos wirklich geschehen denken, welche Zeitabstände haben wir ihnen dann zuzuteilen, so dafs das Alter der Handelnden auf jeder Stufe glaubhaft und normal erscheint?[1] Bei 'normal' denke ich daran, dafs die Heldendichtung insgemein gewisse durchschnittliche Lebenstypen auswählt: Väter und Söhne liegen um 25—35 Jahre auseinander; Brüder (nicht immer Vettern) sind ungefähre Alters-

[1] Man vergleiche die nach anderem Plane angelegte Zeittafel bei Gering, *Beowulf* (1906) S. IX f. Die sachlichen Unterschiede liegen namentlich darin, dafs bei Gering der Held Beowulf viel älter gemacht wird (40jährig kämpft er mit Grendel, er ist 3 Jahre älter als sein Oheim Hygelac); dafs die zwei schwedisch-gautischen Konflikte, der unter Ongenþeow und der unter Onela, nur durch 6 Jahre getrennt sind, obwohl sie von zwei aufeinander folgenden Generationen getragen werden; dafs also überhaupt die eigentlichen Ereignisse (Beowulfs Knaben- und Greisentat ausgenommen) sich auf ein Jahrzehnt (513—22) zusammendrängen.

genossen; der Sohn rächt den Vater — den er als Kind verloren hat — in den ersten Jahren seiner Mannbarkeit; ein seines Reiches Vertriebener, in der Fremde Schutz Suchender ist ein Jüngling, dem Manne von 30 oder mehr Jahren stände dies nicht mehr an; der Groſsvater pflegt die Enkel (Sohnessöhne) nicht mehr zu erleben, jedenfalls nicht mehr an ihrer Seite handelnd aufzutreten (vgl. Healfdene — Hrođulf, Ongenþeow — Eadgils und Eanmund, Hređel — Heardred). Denn es ist eine jugendliche, frühreife Welt, die dem germanischen Heldendichter vorschwebt. Mit 12 oder 15 Jahren beginnt der Edeling seine Kriegerlaufbahn; mit 20 ist er reif und heiratet; mit den vierziger Jahren — nicht wie bei uns mit 60 — 'geht dich's Alter an'; wer an der Seite eines Sohnes oder Neffen noch in den Krieg zieht, auf dem liegt schon der Schimmer der Ehrwürdigkeit, und hätte er auch das Schwabenalter kaum überschritten!

Die von dem Epos berührten Kriegszüge beginnen mit Frodas Fall, c. 495. Die Dänen-Hadebardenfehde umspannt 20 Jahre, genauer: sie besteht aus zwei Handlungskomplexen, die durch eine Pause von 15—20 Jahren getrennt sind. Nimmt man Healfdenes Tötung durch Froda als mutmaſslichen ersten Akt hinzu, so verschiebt sich der Anfangspunkt nur wenig, denn die Vaterrache der schon im Mannesalter stehenden Söhne Hrođgar und Halga lieſs normalerweise nicht lange auf sich warten. Man vergleiche die Begründung *Zs. f. d. Altert.* 48, 70 ff.

Die zweite der zusammengesetzten Feindseligkeiten, die zwischen Gauten und Schweden, beginnt nach unserem Ansatze c. 505 und endet ca. 530, spannt also auch nur über e i n Menschenalter. Wiederum liegt eine Pause von etwa zwei Jahrzehnten zwischen dem ersten und dem zweiten Höhepunkte, auf gautischer wie auf schwedischer Seite ist eine neue Generation auf den Plan getreten.

Die vom Epos insgesamt berichteten Vorfälle (Scylds Stammvaterepisode und Beowulfs Drachenkampf abgerechnet) strecken sich über einen Zeitraum von viereinhalb Jahrzehnten: zu beginnen mit Herebealds Erschieſsung durch Hæđcyn c. 485, der Schluſs die Rückgewinnung des Schwedenthrones durch Eadgils c. 530.

In den sagengeschichtlichen Abhandlungen findet man alle diese Zeiträume bisweilen viel länger angesetzt, als sie sich beim Gesamtüberblick herausstellen. Die eine Sage von Dietrichs Exil, wie sie in den mhd. Epen vorliegt, hat aus einem unvergleichlich längeren Zeitraume ihre gotengeschichtlichen Data zusammengezogen: von Widigoia c. 330 bis zu Theoderichs Landgewinnung a. 493.

Man sieht deutlich, wie der dem englischen Epiker zugeflossene nordgermanische Geschichtsstoff mit ungefähr dem

Jahre 530 abbricht. Hroðulfs Tod, etwa um 540 zu setzen, ist dem Dichter anscheinend nicht mehr bekannt, er spielt nicht auf ihn an; mit anderen Worten: ein Lied von Hroðulfs Falle, der Vorläufer unserer Biarkamál, gelangte nicht mehr in die Heldendichtung, die mit den Angeln nach Britannien hinüberzog. Das einigt sich mit der Annahme, daſs der Austausch zwischen Angeln und Dänen um die Mitte des 6. Jahrhunderts erlosch.

Zeittafel.

	Gauten u. Schweden.	Hadebarden.	Dänen.
440	Hreðel geb.		Healfdene geb.
450	Ongenþeow geb.		
465—70	Herebeald, Hæðcyn, Hygelac geb.	Froda geb.	Heorogar, Hroðgar, Halga geb.
475—80	Ohthere und Onela geb.		
485	Herebeald †.		
490	Beowulf geb.		
495		Ingeld geb.	Healfdene †. Hroðulf geb. Heorogar †.
495—500	Hreðel † (nach 497), Hæðcyn wird König.	Froda †.	Halga †. Hreðric und Hroðmund geb.
505	Schlacht b. Hrefnawudu: Hæðcyn und Ongenþeow †, Hygelac wird König. Heardred geb.		
505—10	Eadgils und Eanmund geb.		
510			Beowulf am Dänenhof: Grendelkampf.
510—15		Ingelds Zug gegen Heorot, Niederlage und Tod.	Freawaru heiratet Ingeld.
515	Hygelacs Rheinzug und Tod.		
520			Hroðgar †. Hroðulfs Zwist mit Hreðric und Thronbesteigung.
525—30	Ohthere †, seine Söhne zu Heardred; dieser †. Beowulf wird König. Onela † durch Eadgils, dieser wird König.		

Berlin. Andreas Heusler.

Otto Ludwig und Charles Dickens.

Wie Otto Ludwig in den Mittelpunkt seiner dramatischen Studien Shakespeare stellte, so wandte sich auch der Blick des Romantheoretikers gern England zu. 'Im englischen Roman waltet', so schrieb er einst nieder, 'im ganzen noch Shakespeares Geist. In dem sittlichen Grundgedanken, der künstlichen Verknüpfung mehrerer Handlungen in eine, in der plastischen Grofsheit, der Charakteristik realistischer Ideale, der Darstellung des Weltlaufs, der Ganzheit des Lebens, in der Mischung des Komischen selbst in das Ernsteste, ohne dafs es diesem schadete, in dem Abwenden von aller Schwärmerei und hohlen Idealität.'[1] Scott, der in Deutschland früh Umworbene, beschäftigt auch Ludwig eingehend; noch intensiver aber, weil häufiger auch zum Widerspruch reizend, fesselt ihn Dickens, der gegen Mitte der fünfziger Jahre, als Ludwig auf Auerbachs dringlichen Freundesrat hin sich novellistischem Schaffen wieder zuwandte, alle seine bedeutendsten Werke schon geschaffen hatte. Die Form der Ludwigschen Kritiken ist die seiner Shakespearestudien: aphoristische Aufzeichnungen in einer konzentrierten Sprache, induktive Betrachtungsweise, die von einer glücklichen Beobachtung aus aber mutig vorwärtsschreitet und unversehens auch ins Deduzieren kommt.[2] Keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr die Punkte des Interesses wie bei den Shakespearestudien häufig durch das eigene Lernbedürfnis bestimmt. Denn lernen will der sich nie genügende Dichter bei allem, was er liest; die Besorgnis, 'zum Tempel der Kunst bei dem Dache eingestiegen zu sein', ist nur zu wach in ihm, sie führt ihn von den Grofsen auch zu einem mittelmäfsigen Vielschreiber Scottscher Schule hin, George Payne Raynsford James, der ihm das Elementar-Handwerksmäfsige der Kunstübung gleichsam in Reinkultur zeigen

[1] *Werke*, ed. E. Schmidt und A. Stern 6, 65. Alle Verweisungen im Texte beziehen sich auf den 6. Band dieser Ausgabe. Dickens wird nur nach Kapiteln zitiert.

[2] Begegnen doch Wendungen wie diese: 'Wer die Sache organisch ansieht, wird, ohne erst die Erfahrung zu machen, überzeugt sein ...' (156); oder es beginnt eine Ausführung Hegelisch: 'Die zwei grofsen Mächte des Lebens sind Existenz und Bewegung. Immer erstarrt die Bewegung zur Existenz und löst die Existenz sich in Bewegung auf' (74).

soll. Wie sehr Ludwigs Interesse auch sonst eigene Wege ging, zeigt aber vor allem die überraschende Auswahl der von ihm besprochenen Dickensschen Werke. Der 'Copperfield' wird kaum erwähnt, während uns doch Julian Schmidt versichert, über Dora und Agnes sei 1849 zu 50 in Deutschland, 'so sehr uns damals die Politik im Kopfe lag, im ganzen noch mehr disputiert worden als über Radowitz und Manteufel'.[1] Die meisten der von Ludwig besprochenen Werke gehören vielmehr in die Periode nach dem 'Copperfield', so 'Hard Times', 'Little Dorrit', 'Two Cities', 'Great Expectations'. Das letztere Werk, das neben Partien von höchster Reife so seltsame Schrullen aufweist, wird am eingehendsten behandelt. Wie die Auswahl, so ist aber auch Ludwigs Urteil von äufseren Rücksichten unabhängig. Zu dem einsamen Grübler drang kein Gezänk literarischer oder geselliger Kritik, das in England mit schiefen Vergleichen zu Thackeray das Urteil bald verwirrte und noch heute in der vielgelesenen Studie von George Gissing die Unbefangenheit dieses wohlwollenden Kritikers trübt. Um solcher Eigenwüchsigkeit willen verdienten schon Ludwigs Worte noch heute Beachtung; sie dringen aber auch tiefer ein als die landläufigen Würdigungen. Ich wüfste nicht, dafs Dickens anderwärts vor ein kritisches Tribunal getreten wäre, wo ein so zergliedernder Scharfsinn zu Gericht safs. Ludwig scheidet unerbittlich zwischen den einzelnen Elementen eines Romans, freimütig billigend und verwerfend; neben Worten des höchsten Enthusiasmus, die Dickens in die Nähe seines Heros Shakespeare rücken, finden sich scharfe Abweisungen. Freilich darf niemand die Selbstkorrekturen übersehen, die mancher befremdenden Äufserung durch eine parallele Ausführung an andrer Stelle erst das rechte Mafs geben. Alles ist eben locker gefügt; angeknüpfte Fäden entgleiten der Hand und werden erst später weitergesponnen, Kleineres steht neben Weitausschauendem. Vor allem aber sind die Beispiele sparsam gegeben — Ludwig schrieb nicht für den Druck, und ihm selbst genügte der knappste Hinweis. Ein reicheres Beispielmaterial wird, was an Ludwigs Bemerkungen stichhaltig ist, in noch helleres Licht setzen, aber auch Einschränkungen und Korrekturen ergeben. Was Ludwigs eigene Produktion von Dickens lernte, hat er natürlich nicht selbst verraten; vorhanden aber sind auch diese Beziehungen.

I.

Otto Ludwig kam vom Drama her, als er in den fünfziger Jahren das seit den Jugendarbeiten zurückgeschobene novellistische Schaffen wieder aufnahm. Kein Wunder, dafs sein Auge für alle

[1] *Westermanns Monatshefte*, Bd. 28, S. 32.

Berührungspunkte zwischen dramatischer und erzählender Poesie besonders geschärft ist. Mit dem Unterstreichen der mimischen Elemente bei Dickens setzen seine Beobachtungen ein, in weittragende Reflexionen über den dramatischen und epischen Helden, über dramatische und epische Grundstimmungen klingen sie aus.

'Dickens Romane sind erzählte Dramen mit Zwischenmusik, das ist erzählter. Die Ausmalung der Stimmungen sind wie musikalische Zwischensätze ... seine meisten Figuren sind verkleidete Schauspieler. Alle haben eine treffende Maske und sind Virtuosen im Gebärdenspiel. Dies ist bei allen innerhalb ihrer Charaktergedrängtheit von wahrhaft erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Die Bozischen Romane sind wahrhafte Schauspielerschulen. Wahre Magazine von charakteristisch-mimischen Elementen jeden Genres. Wenn die geärgerte Miss Nipper ihre Nase in die Kommodenfächer rümpft usw. Was weifs nicht Kapitän Cuttle mit seinem Haken anzufangen. Ein ungeheures Schauspielertalent bricht bei jeder Gelegenheit hervor' (6, 66). So charakterisiert Ludwig die schauspielerische Ader bei Dickens. Die Stärke dieser Ader zeigen recht deutlich die Dickensschen Erweiterungen geläufiger mimischer Elemente, wie sie in einfacher Form jeder Schriftsteller anwendet. Was ist gewöhnlicher, als ein Runzeln der Augenbrauen zum Ausdruck aufsteigenden Unwillens oder angstvoller Spannung; aber Mrs. Sparsits 'coriolanische' Augenbrauen, auf die Ludwig einmal hinweist, verdolmetschen mit wechselnder Bewegung gleich eine ganze Skala verhaltener Gefühle. 'Mrs. Sparsits coriolanische Nase erfuhr eine leichte Dehnung der Nasenflügel, und ihre schwarzen Brauen zogen sich zusammen, als sie einen Schluck Tee nahm': so beginnt das Spiel. Bald folgt die Steigerung: 'Mrs. Sparsit nahm noch ein wenig Tee, und wie sie ihre abermals gerunzelten Brauen über die dampfende Tasse neigte, sah sie schon mehr aus, als ob ihr klassisches Antlitz die Unterweltgötter beschwöre.' Den Trumpf aber bringt der Schlufs des Dialogs: 'Mrs. Sparsit zog sich hinter ihre Augenbrauen zurück und sann in der Dämmerung dieses Privatraumes den ganzen Abend über' ('Hard Times' I, ch. 7). Und richtende Strenge, gefafste Ergebung, Überraschung und Staunen werden noch bei anderen Gelegenheiten durch diese nie vergessenen Augenbrauen ausgedrückt. Ebenso abgestuft erscheint bei Dickens der gebräuchliche vielsagende Husten innerhalb des Dialogs. 'Mrs. Sparsit nahm ihre Arbeit gefafst wieder auf und gab gelegentlich ein leises Räuspern von sich, das klang wie das Räuspern bewufster Kraft und Fassung.' Nach einer Weile: 'Mrs. Sparsit änderte ein wenig den leisen Husten und hustete nun, als erhebe sich ein prophetischer Geist in ihr, der aber besser niedergehustet würde'

('H. T.' I, ch. 16). Wie oft haben ferner Schriftsteller und Zeichner den befangenen Bauern dargestellt, der linkisch an seinem Hute dreht. In den 'Grofsen Erwartungen' haben wir den Dickensschen Typ dieser Art in der Szene, wo der ehrliche Dorfschmied Joe dem vornehm gewordenen Pip in London wieder gegenübertritt (ch. 27). Er hält den Hut bedächtig in der Hand und setzt ihn während der Begrüfsung auf den Fufsboden zwischen den Begrüfsenden; er will ihn nicht abgeben; er hebt ihn so sorgfältig empor, wie ein Vogelnest mit Eiern darin; er greift unter dem Gespräch in dieses Nest hinein nach einem Ei und bringt einen zerknitterten Theaterzettel zum Vorschein; als man zu Tisch geht, sieht er sich im ganzen Zimmer nach einem Fleckchen für den Hut um und setzt ihn richtig auf die äufserste Kaminecke; vielfaches Hinunterfallen des Hutes unterbricht nun den Dialog bei Tische — endlich aber entledigt sich Dickens aller Scherze, die er noch auf dem Herzen hat, summarisch durch folgende Zusammenfassung: 'Wirklich verlangte der Hut von ihm eine ständige Aufmerksamkeit, ein rasches Auge und eine rasche Hand, ganz ähnlich wie beim Cricketspiel. Und er spielte ausgezeichnet damit und zeigte die gröfste Geschicklichkeit: bald stürzte er herzu und fing ihn auf, gerade wie er sich neigte, bald hielt er ihn in halber Höhe auf, schlug ihn nach oben und liefs ihn gutlaunig in verschiedene Zimmerteile und gegen allerlei Tapetenmuster kollern, ehe er es geraten fand, ein Ende zu machen; und zu guter Letzt bugsierte er ihn in den Waschnapf, wo ich so frei war, ihn mit Beschlag zu belegen.' Zu solchem Umfang quellen gebräuchliche Gesten bei Dickens auf; diese Hutszene wäre in so sorgloser Ausdehnung auf der wirklichen Bühne höchstens in der erklärten Posse möglich; 'das Drama selbst erlaubt dem Dichter nicht, so schauspielerisch zu sein als der Bozische Roman', sagt Ludwig. Nicht immer aber ist das Mimische so offenbar Laune und Selbstzweck wie in dieser Hutszene. Es dient im Dialoge zur Hervorhebung, zur Unterstreichung einzelner Stellen. So wenn der junge Steerforth in Salem-House vor einer renommistischen Äufserung ein Streichholz anzündet *'to shed a glare over his reply'* ('Copperfield', ch. VI), wenn Joe Gargery erst nicht sagen will, wieviel Mrs. Havisham für Pips Dienste gezahlt hat, und dann bei dem entscheidenden '25 Pfund' den Beutel plötzlich hervorzieht und überreicht ('Gr. Exp.', ch. 13); wenn Wemmick eine heikle Frage durch Kunstpause, Armfalten, Zurechtrücken der Ärmel und bedeutungsvolles Zunicken vorbereitet ('Gr. Exp.' 2, ch. 17). Noch wichtigere Dienste als im Dialoge leistet aber das mimische Beiwerk im einfachen Bericht. Ein solcher ist im 'Copperfield' in jener Gartenszene gegeben, wo Littimar vor Rosa Dartle und Copperfield Emilys Entführung und weitere Schicksale erzählt

(ch. 46). Die Szene scheint auf den ersten Blick jedes Gebärdenspiel auszuschliefsen: denn Rosa hat aus Widerwillen gegen Littimer ihm untersagt, die Anwesenden direkt anzureden; er soll seitwärts blicken und wie ein Phonograph sprechen. Aber man befehle Derartiges einer Dickensschen Figur! Von Anfang an spielen seine Finger auf der Lehne eines vor ihm stehenden Stuhles wie auf einem tauben Piano; bei einer Wendung des Berichts nimmt er die Hände von der Lehne, legt sie ineinander, lehnt den Körper ganz auf ein Bein, beugt das Haupt etwas vor. Gelegentlich räuspert er sich *with a respectable short cough,* ehe er fortfährt; ein markiertes Anstofsen des Hustens liegt vor dem entscheidenden Wort 'verlassen'. Dann wechselnde Stellung; er befeuchtet langsam die Lippen, er reibt die Hände, er tippt die Fingerspitzen gegeneinander, er verneigt sich *respectably* bei dem Schlufswort. Eine wahrhafte 'Schauspielerschule', wie Ludwig sagte. Man hört den Mann nicht nur erzählen, man sieht ihn. Die Mimik akzentuiert, verdeutlicht die Stimmung, gliedert. Noch deutlicher bezeichnet sie Einschnitte in der Erzählung des rückgekehrten Sträflings in den 'Grofsen Erwartungen' (B. 2, ch. 13). Der Bericht ist mimisch umrahmt: wie der Sträfling sich zum Erzählen anschickt, beginnt er seine Pfeife zu stopfen, hält aber plötzlich inne, da ihm der Gedanke kommt, das Rauchen könnte den Faden seiner Erzählung verwirren, und hängt die Pfeife in ein Knopfloch. Dies die eine Hälfte des Rahmens; am Schlufs, als all das Schwere gesagt ist, nimmt er dann die bereithängende Pfeife aus dem Knopfloch, stopft sie vollends fertig und beginnt zu rauchen. In dem Bericht selbst, der vielfach eine Art Beichte ist, mufs vor dem düstersten und heikelsten Teile das Mimische wie ein Finger auf die nahenden Schatten hinweisen. *'Stop though! — I ain't brought her in.' He looked about him in a confused way, as if he had lost his place in the book of his remembrance; and he turned his face to the fire, and spread his hands broader on his knees and lifted them off and put them on again.* Als das Schlimmste gesagt ist, streift der Erzähler, mit einer Bewegung des Taschentuches über Gesicht, Nacken und Hände, die peinliche Erinnerung auch körperlich ab. Welch wirksame Unterstützung leiht diese virtuos gehandhabte Gebärdensprache dem schlichten Worte des Berichts!

Für die Stimmung aber hat Dickens noch eine mimische Spezialität bereit, auf die Ludwig nachdrücklich hinweist: das Mitagieren der Objekte. 'Das Drama selbst erlaubt dem Dichter nicht, so schauspielerisch zu sein als der Bozische Roman. Es kann die Dekorationen nicht so mitspielen lassen und hat nicht Raum und Zeit, die Charaktere so schauspielerisch sich ausleben zu lassen. Ja, Lichtputzen, Schatten, alles mufs agieren,

über alle Hausgeräte kommt eine Wut zu agieren, über die Uhren charakteristisch zu sprechen, in einer gewissen angenommenen Rolle zu extemporieren. In der Tat, alle Bozischen Charaktere, so Menschen als Dinge, sind eigentlich Rollen, durchgespielte Rollen' (67). Völlig unbekannt ist diese von Ludwig so unterstrichene Hilfe der Objekte natürlich auch anderen Dichtern nicht; aber auch hier wieder sind die Dickensschen Steigerungen des Gebräuchlichen belehrend. Der Stille eines Zimmers durch das leise, deutliche Ticken der Uhren eine Folie zu geben, ist gewifs kein origineller Einfall. Aber bei Dickens wird gleich ein Wettrennen zweier Uhren daraus. In 'Dombey und Sohn' (Kap. 1) hört man am Bette eines Sterbenden erst die Taschenuhr des Arztes; nach einer Weile tritt die Mr. Dombeys hinzu, und nun entwickelt sich eine immer atemlosere Hetzjagd der beiden Uhren mit den steigenden Befürchtungen der Lauschenden. Ein anderes Beispiel: ein summender Teekessel gehört zum eisernen Bestande aller Hauspoesie. Aber was ist das gegen den Eingang des Dickensschen 'Heimchen am Herde'! Seitenlang führen hier Teekessel, Heimchen, Wanduhr, ein beweglicher Schnitter und ein Kuckuck an dieser Wanduhr, zuletzt der Feuerschein des Herdes ein Zusammenspiel auf. Mit äufserster Lebendigkeit geht nun diese Pantomime ihren Gang, von einem bescheidenen Anfang über eine Steigerung zum Höhepunkt, ehe die Erzählung sich den Menschen zuwendet. Kessel und Heimchen sind die Protagonisten, die anderen Objekte die Mitspieler. Der Dichter sieht das Ganze als eine mimisch musikalische Aufführung vor sich: er spricht von *solo-performance* des Kessels und läfst das Heimchen 'erste Geige spielen'. Mit diesem Bilde des Konzertes noch nicht zufrieden, vergleicht er das ganze Spiel überdies einem Wettrennen. *There was all the excitement of a race obout it. Chirp, chirp, chirp! Cricket a mile ahead. Hum, hum, hum! Kettle making play in the distance, like a great top.* Stellenweis emanzipieren sich noch der Deckel des Kessels und die Gewichte der Uhr und geben Sonderrollen. Aber der Hexenmeister hat seine Geschöpfe in der Zucht: im gegebenen Augenblicke winkt er, und alles hört auf: der Kessel kocht über und wird vom Feuer genommen. Diese Neigung des Dichters, dem Untermenschlichen menschliche Gebärde zu leihen und alles in Bewegung zu setzen, macht selbst vor dem geringsten Objekte nicht halt. Die Skala beginnt oben mit den Tieren, die, wie die Hunde Jip und Boxer, von Lebendigkeit überquellen und in einer Fülle der ausdrucksvollsten Bewegungen vor dem Leser umhergetummelt werden; sie geht dann abwärts zu Bildnissen, wie die Gipsabgüsse von Verbrecherköpfen, die in Mr. Jaggers Zimmer stehen und den Besuchern immer wechselnde unheimliche Grimassen schneiden; weiter abwärts zu indifferenten

Dingen, wie dem Sarge, der hinter dem Sohne des Auferstehungsmannes herläuft und seine Pulse vor Schrecken fliegen macht; schliefslich hinab zu den Stiefeln von Mr. Jaggers, die da knarren, *as if they laughed in a dry and suspicious way* ('Gr. Exp.' ch. 24). Vermenschlicht wird das Leblose freilich auch, wo es nicht agiert, sondern ruht oder nur in seiner natürlichen Bewegung gezeigt wird. Auf die ganze Art der Dickensschen Landschaftsschilderung (auf die Ludwig nicht eingeht) wäre vergleichend ein Blick zu werfen. Was für Dickens die äufsere Welt ist, verrät er einmal mit bezeichnendem Ausdruck, da wo er die Schilderung Cocketowns in der Erzählung 'Harte Zeiten' so einleitet: *'Let us strike the key-note, Cocketown, before pursuing our tune.'* Grundton für die Melodie — nichts weiter, nichts Selbständiges. Die Realität nur ein Mittel, um die Stimmung sinnlicher auszudrücken.

Am wertvollsten aber war das mimische Beiwerk für Dickens, indem es ihm ein ausgezeichnetes Hilfsmittel der Charakteristik bereitstellte. Ludwig sprach vom 'schauspielerischen Ausleben der Charaktere' und wies darauf hin, dafs das Gebärdenspiel bei Dickens 'innerhalb der Charaktergedrängtheit von erstaunlicher Mannigfaltigkeit sei' (S. 66). In der Tat weifs Dickens so das Typische wie das rein Individuelle der Personen mit Leichtigkeit mimisch zu meistern. Das typische Gehaben gewisser Berufsstände ist ihm jeden Augenblick gegenwärtig. Wie ein Kellner seine Serviette braucht (als 'Zauberschlüssel, ohne den er nicht eine Treppe hoch den Weg fände'), wie ein herrschaftlicher Diener Stiefel wichst und ein Trinkgeld einsteckt, wie ein des Schreibens ungewohnter Bauer mit kritzelnder Feder einen Brief schreibt, den abschliefsenden Klex mit zwei Fingern aufnimmt und am Hinterkopf abwischt, wie müfsige Soldaten umherstehen und sich benehmen, all das und vieles Ähnliche wäre in der Dickensschen Schauspielerschule zu lernen.[1] Die schwieriger als die typischen Gesten zu meisternde Eigenart eines besonderen Charakters wird ebenso lebendig. Wie tritt der ganze Micawber uns besser als in allen Reden vor Augen, als wir ihn strahlenden Antlitzes mit Zitrone, Zucker und Wein hantieren sehen beim Punschbrauen. Oder Mr. Jaggers in den 'Grofsen Erwartungen'. Dieser vorsichtige, immer reservierende, scharf und mifstrauisch beobachtende, seiner Überlegenheit bewufste Advokat kann kein Glas Portwein trinken, ohne es einer Art 'Kreuzverhör' zu unterwerfen: er hält es gegen das Licht, beschmeckt, rollt einen Schluck im Munde umher, schluckt ihn,

---

[1] **Belegstellen: Kellner fast in jedem Roman; Schneider: Mr. Trapp in 'Gr. Exp.' I, ch. 19; Diener: Littimer im 'Copperfield'; Bauer: Joe in 'Gr. Exp.' II, ch. 29; Soldaten ebenda I, ch. 5.**

giefst wieder ein, beriecht den Duft des Weines, beschmeckt wieder usw. Auf Leute, die mit ihm umgehen, namentlich die Zeugen vor Gericht, wirkt seine Gebärdensprache geradezu suggestiv: wenn er sein grofses Taschentuch zu Gesicht führt und plötzlich innehält, als erwarte er, dafs der Zeuge jetzt eine Dummheit sage, so sagt der die Dummheit (*quite as a matter of course*). Im rechten Augenblick weifs Jaggers die Hand in die Tasche zu stecken, als wäre sie voller Geheimnisse; er schaut seitwärts bei mifstrauischer Aufmerksamkeit, auf die blanken Spitzen seiner Stiefel bei vorsichtigem Ansichhalten, an die Decke bei angeblicher Gleichgültigkeit; er nimmt seine Rockschöfse nach vorn, wenn er sich sammelt. Man müfste die Rolle ausschreiben, um alles anzuführen; die Taschentuchgeste allein ist vielfach variiert. Mit Recht spricht Ludwig von Virtuosen des Gebärdenspiels. Aber wie begründet sein Zusatz ist, dies Gebärdenspiel sei innerhalb der Charaktergedrängtheit von wahrhaft erstaunlicher Mannigfaltigkeit, dafür noch ein Beweis. An dem rückgekehrten Sträfling in den 'Grofsen Erwartungen' soll das Plebejische, Sträflingshafte herausgearbeitet werden. Dickens gibt einfach eine Liste seiner Stellungen und Gebärden. *'In all his ways of sitting and standing, and eating and drinking — of brooding about, in a high-shouldered, reluctant style — of taking out his great horn-handled jack-knife and wiping it on his legs and cutting his food — of lifting light glasses and cups to his lips, as if they were clumsy pannikins — of chopping a wedge off his bread and soaking up with it the last fragments of gravy round and round his plate, as if to make the most of an allowance, and then drying his fingerends on it, and then swallowing it — in these ways and a thousand other small nameless instances arising every minute in the day, there was Prisoner, Felon, Bondsman, plain as plain could be* (II, 11). Das heifst mit den Mitteln des Schauspielers charakterisieren und bis an die Grenze der erzählenden Gattung gehen.

Natürlich sind die Anleihen bei der Kunst des Mimen nicht die einzige und nicht die wichtigste Besonderheit der Dickensschen Charakteristik. Ludwig, den die Charakteristik in allem dichterischen Schaffen am stärksten fesselte, hebt noch ganz andere Punkte hervor — Punkte, gegen die er zum Teil auch sehr scharfe Angriffe richtete. Am meisten zu denken gibt die folgende seiner Äufserungen: 'Bei Boz ist die Inslichtsetzung der Borniertheiten, gutmütiger und bösartiger, die Borniertheit der Personen nach Stand, Bildungsgrad und Hantierung, Alter, Affekt und Leidenschaft die Hauptsache. So Cuttle mit dem Geld leihenden Walter bei Mr. Dombey. Welch wundervoll dramatisch-theatralischer Kontrast, dieser Dombey und dieser Cuttle. Beide

so borniert, und diese beiden Borniertheiten in des Walter Bewufstsein beisammen ihn ängstend!' (65—67). Man ersieht, dafs 'Borniertheit' hier in einem weiteren Sinne gefafst ist: als die unüberwindliche innere Bestimmtheit durch die Berufsgewohnheit, das Alter, die Leidenschaft, die Bildung. So verstanden, treffen Ludwigs Worte wirklich auf eine lange Reihe Dickensscher Gestalten zu, die von der ärgerlichsten zur harmlosesten Borniertheit hin sich abschattieren. Ein Murdstone, dem alle weiblich-kindliche Liebenswürdigkeit seiner jungen Gattin die starre Seele nicht auftaut, der ihren herzlichen Worten ein banales Gerede von *firmness* entgegensetzt, ist gleich seiner noch saureren Schwester ein Schulbeispiel bösartiger Borniertheit. Minder bösartig, aber noch ungemütlich genug, ist Scrooges Unverständnis für Weihnachtsstimmungen. Die Geschichte Mr. Gradgrinds in 'Hard Times' ist die Geschichte eines durch schweres Leid von arger Einseitigkeit Geheilten. Eine Szene ist in diesem Buche aufgebaut, deren Spannung gerade darauf beruht, dafs dieser Geheilte sich bangen Herzens (denn es handelt sich um das Lebensglück seiner Tochter), aber nur zu ergebnislos abmüht, dem unheilbar bornierten Fabrikherrn Bounderby die Scheuklappen abzunehmen (B. 3, K. 3). Wie hochmütig verrannt ist dieser Bounderby in seiner Menschenbeurteilung, in seinem sozialen Empfinden den Arbeitern gegenüber, in hundert Fällen, wo nur ein Quentchen Aufgeschlossenheit für fremde Denkweisen und Nöte genügt hätte! Über harmlosere Formen der Beschränktheit schüttet Dickens die ganze Schale seines lustigen Humors aus. So bei der überhaupt vortrefflich gelungenen Schilderung der Pocketfamilie in den 'Grofsen Erwartungen' über die Dame des Hauses, die über ihren eitlen, genealogischen Familienstudien nicht sieht, wie ihre Kinder über ihre Füfse stolpern, wie die Köchin trinkt und sie betrügt, wie das Baby auf ihrem Schofse sich mit dem Nufsknacker fast die Augen ausstöfst; ja, die einen Hinweis darauf als respektlose Unterbrechung mit Berufung auf ihres Grofspapas Stellung abwehrt. Ihr sonst lammsgeduldiger Gatte gerät in komische Verzweiflung: *'Hear this!' he helplessly exclaimed to the elements; 'babies are to be nutcrackered dead for people's poor grandpapa's positions!'* Was will diese lustige Äufserung anders, als geradezu einen Scheinwerfer hinstellen zur Inslichtsetzung der Borniertheit. Aber es gibt auch harmlose, liebenswürdige Schranken. Eine gutmütige, liebenswürdige Gebundenheit des Blickes und Empfindens zeigt der Dorfschmied Joe Gargery, wenn er kaum merkt, welche Anlage zu einem Hausdrachen sein Weib hat, oder Mr. Peggotty, wenn er nicht ein einziges Mal die Geduld verliert gegenüber der alten, ewig jammernden Mrs. Gummidge. In beiden Fällen sorgt Dickens dafür, dafs der Leser solche blinde Gutherzigkeit zugleich als Vorzug

des Herzens achte und als Schranke des Verstandes belächle. Und wie gern unterstreicht er bei der Schilderung junger Lebensanfänger das Liebenswürdig-Unfertige. Copperfield mit seiner Befangenheit vor Kutschern und Kellnern, der im Bett errötet, als ihm das Zimmermädchen das noch unverwendbare Rasierwasser bringen will, der als glücklicher Liebhaber Bartwichse braucht und als unglücklicher sie fortläfst — und ähnlich Pip in mancherlei Situationen —, solche Gestalten sollen ein heiteres Überlegenheitsgefühl im Leser wecken, und ein gesundes Grün soll als Farbe der Jugend erscheinen. Gewifs, die besondere Gebundenheit des Wesens nach Alter, Gewohnheit, Naturell, Lieblingsideen u. dgl. zu schildern, hat für Dickens einen eigenen Reiz.

Auf ein häufiger gebrauchtes Mittel, die 'spezifische Borniertheit' ins Licht zu setzen, macht Ludwig noch besonders aufmerksam. Irgendein harmlos im natürlichen Verlaufe des Dialogs gesprochenes Wort macht Dickens gern für einen Zuhörer zum Assoziationshaken, um auf sein Lieblingsthema zuzustürzen; da kommt dann recht heraus, wie hilflos der von seinen fixen Ideen tyrannisiert wird. Mr. Gradgrind, der Mann der Tatsachen und der Statistik, hört seine Tochter elegisch sagen: 'Vater, mir kam schon oft der Gedanke, wie kurz das Leben ist.' Sogleich unterbricht er sie: 'Sicherlich ist es kurz, meine Liebe. Immerhin hat sich ergeben, dafs die durchschnittliche Dauer des menschlichen Lebens in letzter Zeit gestiegen ist. Die Berechnungen verschiedener Lebensversicherungs- und Leibrentengesellschaften haben neben anderem einwandfreien Material die Sache klargestellt.' ('Hard Times' 1, ch. 15.) Oder: für Mr. Micawber in seinen 'pekuniären Schwierigkeiten komplizierter Natur' hat der Ausdruck *to answer for* (für etwas einstehen, auch: etwas zurückzahlen) einen bösen Klang. In einer wahren Lustspielszene des 'Copperfield', dem *Micawber-banquet* (Kap. 28), meint seine Frau harmlos, er wisse doch nicht, wer früher schon um sie gefreit habe: *'You cannot answer for others.'* Das bewirkt ein hochkomisches Abspringen seiner Gedanken: *'My dear, I have no desire to answer for others. I am too well aware that when, in the inscrutable decrees of Fate, you were reserved for me, it is possible you may have been reserved for one, destined, after a protracted struggle, at length to fall a victim to pecuniary involvements of a complicated nature. I understand your allusion, my love. I regret it, but I can bear it.'* Worauf sie in Tränen versichert, sie werde ihn ja nie verlassen. Die Versuchung, derartige lustige Anknüpfungen um jeden Preis anzubringen, auch ohne psychologische Wahrscheinlichkeit, lag Dickens freilich immer nahe, und er ist ihr bisweilen erlegen. 'Rom ward nicht in einem Tage erbaut.' Sollte man glauben, dafs der Fabrikherr Bounderby

von diesem Sprichwort aus in einer halben Minute auf seine angeblich im Rinnstein verbrachte Jugend kommen könne? Er bringt es fertig. 'Romulus und Remus konnten warten, so kann Josiah Bounderby warten. Sie hatten es besser in ihrer Jugend als ich. Sie hatten eine Wölfin zur Amme, ich hatte eine Wölfin zur Grofsmutter. Sie gab mir nicht einen Tropfen Milch, sie gab mir Püffe.' — Sehr lustig, ohne Frage; wer aber glaubt im Ernst an solche Bocksprünge des Gedankens? 'Man mufs Dickens auf die Finger sehen', sagte Julian Schmidt.

Ist hier eine gewisse Künstlichkeit, die man um der lustigen Wirkung willen gern hinnimmt, nicht abzuweisen, so erhebt Ludwig den Vorwurf der Künstlichkeit an schroffen Stellen gegen die gesamte Dickenssche Charakteristik. Es sind recht scharfe Aussprüche, die nach dieser Richtung zielen. 'Die komischen Personen sind auf dem Wege der Karikatur erzeugt; das charakteristische Moment ins Ungeheure vergröfsert, das innerliche wie das äufserliche. Es sind Menschen, wie man sie von jeder Strafse aufgreifen kann, mit irgendeinem Merkmal, das sie eben nur von allen anderen unterscheidet; dieses wird nun ins Ungeheure getrieben. Eine Aufserlichkeit in Gestalt, eine Gewohnheit usw.' (S. 68). 'Seine Figuren sind Abstraktionen — die meisten haben eigentlich kein Inneres, sie sind poetische Automaten, die eine gewisse Anzahl von Bewegungen nach dem Uhrwerk abspielen' (S. 69). Anderwärts wird noch derber von 'Karikaturen und Automaten mit dem fortwährenden Gerassel ihrer Walzen' gesprochen (S. 173). Die Personen in 'Klein Dorrit' sind nach Ludwig 'weniger wirkliche Menschen als ein seltsames Geschlecht von Wechselbälgen der Phantasie'; von dem Romane sei ihm die Empfindung geblieben, 'wie wenn er ein Irrenhaus besucht hätte' (S. 81). Er fühlt sich an E. Th. A. Hoffmann erinnert. 'Wie bei Hoffmann Gespenster, Revenanten usw. als natürliche Personen, so gebärden Boz' angeblich wirkliche Menschen sich mit einer gewissen gespenstigen Mechanik; immer fallen uns bei den Mr. Merdles, Rigauds usw. jene gespenstigen Automaten ein, die sich für Menschen ausgeben — Boz' Poesie ist eine populäre Romantik, eine Synthesis von Tieck, Jean Paul, Hoffmann, Arnim, die Fratze Shakespeares in das Vaterland des schönen Originals zurückgekehrt, aber Fratze geblieben oder vielmehr erst recht Fratze geworden' (S. 83, 81). Es wird hier eine Seite der Dickensschen Charakteristik getadelt, die öfters der Kritik Angriffspunkte gegeben hat; aber Ludwig hat für sie doch ein geradezu überempfindliches Auge. 'Gespenstige Mechanik' ist für Mr. Merdle und Rigaud in 'Klein Dorrit' doch eine überscharf zugespitzte Kennzeichnung. In anderen Romanen spürt man Hoffmannisches noch seltener, entfernte Anklänge mag man bei Uriah Heep, Rosa Dartle, dem Küster Mr. Wopsle in den

'Grofsen Erwartungen', sowie gelegentlich beim ersten Auftreten der Personen (wie des Sträflings in der gleichen Erzählung) finden. Dickens präsentiert seine Personen gern zuerst in unruhiger Beleuchtung der Phantasie und bringt sie erst später dem Gemüte nahe. Ein gewisses Zwielicht des Geheimnisses, das solch erstes Auftreten wohl umspielt, mochte beitragen, die Hoffmannischen Erinnerungen bei Ludwig wachzurufen. 'Es ist Dickens Weise,' sagt Ludwig anderwärts, 'dafs jede Figur uns wenigstens eine Zeitlang ein Rätsel bleibt.' Man denke daran, wie eingangs des 'Heimchen' der fremde alte Herr aus der Tiefe der Reisekutsche auftaucht, nur *the old gentleman* genannt, aber mit diesem Namen sofort bei der einfachen Miss Slowboy *associations of a religious nature* erweckend; wie er dann wortlos und fremdartig in der behaglich schwatzenden Gruppe sitzt, und wie mit Erinnerungen an die Siebenschläferlegende das mysteriöse Zwielicht gemehrt wird. Verwunderlich übrigens, wie Ludwig in diesem Zusammenhange Hoffmann mit deutlicher Ablehnung erwähnt, er, der in seiner Jugend der Hoffmannischen Muse so gläubig geopfert hatte; aber von allem Hoffmannischen abgesehen, das nur in der Besprechung von 'Klein Dorrit' eine Rolle spielt, bleibt der häufiger wiederkehrende Vorwurf der hyperindividuellen, karikierenden, automatenhaften Charakteristik. Die volle Schärfe wird diesem Vorwurf bei Besprechung der Erzählung 'Harte Zeiten' gegeben. Sie bietet in der Tat einen Charakter dar, der das Wort rechtfertigt: Bounderby. Er ist der *bully of humility,* der Renommist der Demut, der, um sich als Selfmademan herauszustreichen, immer wieder von seiner im Rinnstein verbrachten Jugend erzählt, bis die Erzählung schliefslich als self-made humbug entlarvt wird. Diese Geschichte, ein paar selbstgefällige Redensarten, wie *If I do something I do it at once* und einige gedankenlose Gemeinplätze über Arbeit und Arbeiterfrage sind aber auch alles, was jemals aus des Mannes Munde kommt. Die Gewaltsamkeit, mit der er auf seine Lieblingsthemata kommt, wurde oben gezeigt; Ludwig sagte kaum zuviel, wenn er von Figuren sprach, 'die gedreht ihr Guckguck rufen'. Der Gehalt einer solchen Persönlichkeit ist wirklich rasch umschrieben, insofern durfte Ludwig auch von 'Abstraktionen' reden. Sehen wir in den anderen Werken von Dickens uns um, so zeigt sich, dafs häufiger die Personen, durch welche er seine Tendenz beweisen will, in ähnlicher Weise rasch ausschöpfbar sind: sie würden ohne Einseitigkeit und Übertreibung auch keine für die grofse Masse verständliche Sprache reden. Neben der Tendenz lag eine andere Wurzel der Neigung, das individuelle Moment mit einer karikierenden Ausschliefslichkeit herauszuarbeiten, in der literarischen Tradition der Engländer, die aufserhalb von Ludwigs Gesichts-

kreise bleibt. Denn in England setzt zeitig im 18. Jahrhundert die Neigung ein, den Charakteren *something odd,* etwas Auffallendes, Grilliges zu geben; Smollett, von dem mancherlei Fäden zu Dickens führen, gab ihr nach, Sterne tat damit auch in Deutschland Wirkung. Endlich bemerkt Ludwig selbst sehr richtig, dafs in den Dickensschen Erzählungen zu scheiden sei zwischen Personen für die Phantasie und Personen für das Gemüt. Dafs bei den ersteren die karikierenden Lichter nur belustigen, nicht verletzen, hat er bei Beprechung der Pickwickier anerkannt, wie er auch einmal unumwunden erklärt: die Karikatur kann poetisch sein. Das sind nicht zu übersehende Einschränkungen seiner Vorwürfe, und die Scheidung von Personen für das Gemüt und Personen für die Phantasie ist sehr treffend. Wenn die Bounderby, Rigaud, Merdle, Mrs. Gummidge, Mrs. Crupp (mit der stehenden Handbewegung *towards the nankeen region of her bosom*) automatisch und karikiert sind, ist es darum Copperfield, Pip, Herbert Pocket, Agnes Wickfield, Dora, Mr. Lorry, Sidney Carton usw.? Es ist leichter, eine Liste der letzteren Art aufzustellen, als der ersteren. 'Dezenz' forderte Ludwig von einer Charakteristik nach seinem Sinne; diese Gestalten sind dezent, mit weichem Pinsel hingemalt, nichts von der harten Strichmanier des Satirikers und Karikaturenzeichners. Ludwig forderte ferner, dafs der Dichter den Personen 'Momente verstatte, wo sie ihren Hinz oder Kunz in der Scheide lassen und einfach Menschen sind'. Ein Copperfield aber braucht seinen Hinz oder Kunz nicht erst zu verstecken, um vertraute Menschlichkeit zu zeigen; er steht jeden Augenblick im Gesunden und Vertrauten. Von Pip sagt Ludwig selbt: 'Es wird an ihm nur hervorgelockt, was in jedem liegt, der keine menschliche Ausnahme', und: 'der nackte Mensch zeigt seine angeborene Güte' (S. 163). Noch eine weitere treffende Scheidung vollzieht Ludwig, wenn er anderwärts schreibt: 'Dickens' Helden haben vorwiegend menschlich schöne Seiten, und mit ihnen spielt er nicht auf humoristische Weise; das tut er mehr mit Nebenpersonen' (S. 191). Schon hinsichtlich der von Ludwig betonten Borniertheit hätte man ähnlich einschränken können: Helden wie Copperfield und Pip gehen als die Empfänglichen und Freien durch eine Umgebung von Unfreien und Erstarrten hindurch. Aber auch bei den Nebenpersonen ist das Spielen und das Karikieren noch mannigfach abgestuft; viele Zwischenglieder liegen zwischen einem Bounderby und einem Copperfield. Copperfields Tante Mrs. Trootwood und Mr. Micawber gehören zu diesen Zwischengliedern. Sie haben eine treffende Maske, aber dahinter ist doch ein Mensch, der bei Gelegenheiten rein hervortritt. 'Habe Nachsicht mit meinen Grillen und Wunderlichkeiten, Davy', sagt Mrs. Trootwood; da sehen wir einen solchen von Ludwig ge-

forderten Augenblick, wo der Mensch seinen Hinz oder Kunz in der Scheide läſst. Dickens hat bisweilen ganz bewuſste Anstrengungen gemacht, einseitige Charakterzeichnung zu meiden. Wie wäre sonst Wemmicks Doppelleben zu erklären? Wemmick steckt den trockenen Kauz, der er im Bureau ist, ein, sobald er seine Wohnung in Walworth betritt; hier ist er *in his private and personal capacity,* und alle Dinge bekommen *from a Walworth point of view* ein anderes Gesicht. — In Summa also: Alle Ludwigschen Ausführungen über Einseitigkeit, Karikatur, Mechanismus in der Dickensschen Charakteristik gründen sich zwar auf scharfe Beobachtung, treffen aber nur zu für einen engeren Kreis von Gestalten; wichtige Paralleläuſserungen Ludwigs zielen selbst auf eine solche Beschränkung ab.

Ohne Milderung aber bleibt ein anderer Vorwurf, den Ludwig erhebt: 'Eine schwache Seite von Dickens ist die Schilderung des Volkes', schreibt er. 'Nie sprechen Leute aus dem Volke ihre eigene Sprache oder denken ihre eigenen Gedanken, immer nur in einer der Volkssprache angenäherten konventionellen Weise die Gedanken des Autors über das Volk; und wie man oft fürchten muſs, gemachte, zum Behufe seiner Partei zu gefallen gemachte. Man wird von solcher Rabulisterei oft wider Willen gezwungen, stellenweis Partei gegen ihn und das Volk, seine Klienten, zu nehmen. Wie tief steht er in diesem Stücke unter Shakespeare' (S. 71/72 mit Auslassungen). Diese scharfen Ausführungen fallen bei Besprechung des Romans 'Harte Zeiten'; es haben also die Arbeiter von Cocketown, Stephen Blackpool und seine Gruppe, Otto Ludwig miſsfallen (an die Kunstreiter wird man schwerlich denken dürfen). Nun zeigen die Reden dieser Leute zunächst einmal das Positive, daſs die Annäherung an die Volkssprache, die Ludwig zugibt, recht geschickt gemacht ist. Den harten Rhythmus, das Zertrümmern der Worte, das Unterbrechen und Einschalten, grammatische Schnitzer und vulgäre Aussprache, das alles handhabt Dickens leicht und überzeugend. Man lese laut Stellen wie die folgende (Blackpool): *I 've tried a long time, and 't a'nt got better. But thou 'rt right; 't might mak fok talk* usw. Oder die Antwort Blackpools, als Bounderby ihm sagt, er müsse seine zerrüttete Ehe aufrechterhalten (*it must be kept up*): *'No, no, dunnot say that, Sir. 'Tan 't kep' up that way. Not that way. 'Tis kep' down that way,'* usw. Sehr fein, wie hier die vom starken Affekt geweckte Beredsamkeit zunächst noch gar kein Mittel hat, sondern sich in harter, einsilbiger Wiederholung ergeht; wie nachher der kaum etwas glatter gewordene Satz sogleich wieder durch Einschübe und Einschnitte gleichsam aufgerauht wird. So wird die Farbe der Echtheit erzeugt. Noch ein sehr wirksames Mittel dazu hat Dickens: wo Leute aus dem

Volke Bilder gebrauchen, sind sie ihrer engeren Lebenssphäre entnommen. Dem braven Dorfschmied Joe ist einst zur eigenen Überraschung ein Reim gelungen: *'It was like striking out a horseshoe complete, in a single blow.'* Oder er will etwas sagen, was auf die Verschiedenheit der menschlichen Naturen hinausläuft, und beginnt: *'One man is a blacksmith, and one 's a whitesmith and one 's a goldsmith and one 's a coppersmith.'* Die äuſsere Form volksmäſsiger Rede sucht Dickens also wenigstens zu wahren. Noch mehr wird man zugeben müssen, ehe Ludwigs Einwendungen gelten können. Die Grundanlage eines Charakters wie Stephen Blackpool ist untadelig; der grüblerisch veranlagte Mann des Volkes, dem unter bösen Enttäuschungen und zerreibender Arbeit das Leben statt klarer immer wirrer wird, der dann alles Grübeln zerbricht mit dem resignierten *''tis all a muddle'*, und dem dieser arme Satz, kräftig herausgestoſsen, für allerlei Nöte und Affekte doch ein Ventil abgibt: ist das eine unmögliche oder lahme Erfindung? Auch was von dem Arbeitsleben und dem häuslichen Leben des Mannes sichtbar wird, ist echt. Von der Verkommenheit seines Weibes, die noch im Fieber nach jeder Flasche greift, die sie stehen sieht, wird uns kein Deut geschenkt. So ist auch der Vater des liebenswürdigen, idyllisch aufgefaſsten Dorfschmieds Joe in den 'Groſsen Erwartungen' ein Trunkenbold gewesen, der Frau und Kinder schlug. Allenthalben sind die Umgebungen, der Lebenskreis einwandfreier dargestellt als die einzelnen Reden. Denn darin hat nun Ludwig recht: auch einem Stephen Blackpool sind unabhängig von seinem eigentlichen Charakter gewisse schöne Worte in den Mund gelegt, wie sie nicht der Mann des Volkes selbst, sondern der sentimentalische Betrachter des Volkes spricht. Insonderheit in seinem Verkehr mit Rachael, dem Engel aus dem Volke, einer Gestalt, wie sie Dickens um seiner groſsherzigen Tendenzen willen nun einmal nicht missen wollte. Zu ihr sagt Stephen: *'Thy word is a law to me. Ah, lass, and a bright good law! Better than some real ones.'* Wessen Stimme ist das? Ich denke, darüber kann kein Zweifel sein. Dieselbe wohlbekannte Stimme hören wir in der folgenden Selbstapologie eines Kunstreiters (er spricht durchweg *th* statt *s*): *Don't be croth with uth pour vagabonth. People mutht be amuthed. They can't be alwayth a learning, not yet they can't be alwayth a working, they an't made for it. You mutht have uth, Thquire. Do the withe thing and the kind thing too, and make the betht of uth; not the wurtht!* Aber die didaktische Neigung führt Dickens noch weiter als zu solchem gelegentlichen Einmischen der eigenen Stimme. Jene Rachael hat der fiebernden Trinkerin, Stephens Weib, die Flasche mit giftiger Medizin aus der Hand gerungen, die die Verkommene an die

Lippen setzen wollte — während Stephen in einem Aufruhr von Empfindungen nichts getan hatte. Nun der Abschied. *He went down on his knee before her, on the poor mean stairs, and put an end of her shawl to his lips. 'Thou art an Angel. Bless thee, bless thee!' — 'I am, as I have told thee, Stephen, thy poor friend. Angels are not like me. Between them, and a working woman full of faults, there is a deep gulf set. My little sister is among them, but she is changed.'* So geht es fort; sie soll ferner Blackpools Schutzengel sein. *'And so I will try t' look t' the time, and so I will try to trust t' th' time, when thou and me at last shall walk together far awa' beyond the deep gulf, in th' country where thy little sister is.'* Das eben noch so realistisch geschilderte Krankenzimmer ist zur Bühne und zur Kanzel geworden. Empfindungen, die gewifs einem Kinde des Volkes nicht schlechthin fehlen, aber doch stets in stammelnder, verschämter, ungelenker Rede zur Oberfläche drängen werden, sprechen sich in wohlgebauter Periode aus, die hinter ein paar Wortzertrümmerungen sich schlecht verbirgt, ja, die stellenweis rhythmisch ist, wie bei einem alten Rhetor. Am wenigsten nahm sich Dickens in den Weihnachtsgeschichten in acht, denen man überhaupt, trotz ihrer Beliebtheit diesseits und jenseits des Kanals, manches zugute halten mufs. Mrs. Peerybingle im 'Heimchen am Herde', die Frau eines braven Fuhrmannes, seit kurzem eines Kindleins genesen, beweist eine erstaunliche Fähigkeit, die zarten inneren Regungen aus der Zeit ihrer Hoffnung in wohlgebauter Rede auszudrücken. Ohne Frage liegen hier künstliche Überhöhungen vor, an denen der strengere Realismus Ludwigs wie vieler neuerer Kritiker sich stiefs. Am glücklichsten gezeichnet sind diejenigen Dickensschen Gestalten aus dem Volke, an denen keinerlei Tendenz hängt. Einen Joe Gargery liefs auch Ludwig gelten; er spricht mit Bezug auf ihn von den 'liebenswürdigen Figuren und ihren Silberblicksmomenten, wo der Gemütsgehalt völlig sichtbar in die ungeschickte Aufsenform tritt' (S. 142). Der alte Schiffer Peggotty im 'Copperfield' ist von gleichem Schlage. Niemand denkt an den kritischen Vergleich mit der Wirklichkeit bei so lebendigen Hervorbringungen eines schöpferischen Humors. Endlich soll man nicht vergessen, dafs Dickens in herber Spätzeit all den Idealtypen aus dem Volke ein Gegenbild gezeichnet hat in dem Volke der 'Zwei Städte': den beiden Defarge, dem Racheengel und dem ganzen übrigen Schwarme der 'Ratten in ihren Löchern'. Auch die Häuslichkeit des Auferstehungsmannes Cruncher in der gleichen Erzählung und sein unkindlicher Sohn tragen ungeschminkte Wirklichkeitszüge.

Die Charaktere offenbaren sich hauptsächlich im Dialoge. Alles, was Ludwig beobachtete über die Borniertheit, das Zu-

stürzen auf ein Lieblingsthema, die schauspielerischen Gesten, die Reden der Leute aus dem Volke, liegt in den Dialogpartien am offensten zutage. Zwei Vorzüge rühmt Ludwig dem Dickensschen Dialoge vor allem nach: einmal, dafs er sichtbar sei, nicht nur hörbar, und sodann, dafs er überall den Charakter mündlicher Rede wahre, alles Buchartige, Papierene fernhalte (S. 71, 159).

Die Sichtbarkeit ruht ja nun vor allem auf dem besprochenen Gebärdenspiel, aber doch nicht darauf allein. Für Anschaulichkeit sorgen schon die Dickensschen Vorbemerkungen, in denen er die Aufstellung der Sprechgruppe angibt, und die oft ganz die kupierte Sprache von Regieanweisungen annehmen. *'Stephen Blackpool in the parlour. Mr. Bounderby (whom he just knew by sight) at lunch on chop and sherry. Mrs. Sparsit netting at the fireside, in a side-saddle attitude, with one foot in a cotton stirrup'* ('Hard Times' I, ch. 11). Viele neuere Dramatiker erzählen in ihren Regieanweisungen weit mehr, als hier ein Epiker. Inmitten des Gesprächs wird Stellung und Gebahren oft in kurzen Parenthesen angedeutet, ganz wie der Theaterdichter dem Schauspieler seine Winke gibt. *'Thank you, sir, I have thought sometimes' (Sissy very timid here) 'that perhaps I tried to learn too much'* (ebenda I, ch. 14). Oder Joe in den 'Grofsen Erwartungen': *'Were it yesterday afternoon? No, it were not. Yes, it were. Yes. It were yesterday afternoon' (with an appearence of mingled wisdom, relief, and strikt impartiality).* Gern begleitet auch Dickens das Gespräch mit irgendeiner zum Inhalte ganz indifferenten Handlung; nur damit niemand steif dastehe. In einer Szene röstet Pip unter dem Gespräche eine Bratwurst; je mehr er nun auf das immer packendere Gespräch achtet, um so weniger hat er für die Wurst übrig, und so kommt es, dafs sie gerade an den Effektstellen Feuer fängt, und eine grofse Flamme aufzüngelt (natürlich wieder mit Steigerungen; erst brennt sie *like a torch,* beim zweiten Male wird sie *quite a fire-work*). In all dem ist Bühnenluft und Regisseurgeist. Gewisse Imponderabilia im Spiele des Schauspielers ersetzt Dickens durch überraschende Bilder. 'Viel wirkt er,' sagt Ludwig, 'mit dem Zusammenfassen der dunklen Vorstellungen, die neben einer klaren Entwicklung des Charakters im Gespräche hergehen oder anstatt dieser stehen, in ein überraschendes Bild' (S. 66). Es heifst etwa: Bounderby, der immer mehr oder weniger einem Winde glich, der etwas in seinem Wege findet, begann jetzt direkt darauf loszublasen — ein Bild, das im Verlauf des Dialogs die folgenden Variationen erfährt: Der Wind wurde allmählich stürmisch — Wind springt plötzlich auf — unruhiges Wetter mit täuschenden Ruhepausen — jetzt einen Wirbel blasend. Oder Bounderbys Haar erscheint in einem anderen Dialoge *like a hayfield, wherein his windy*

anger was boisterous. Oder derselbe Mann steht vor Arger und Überraschung da *swelling like an immense soap-bubble, without its beauty* (III, ch. 7). Mrs. Micawbers Art zu sprechen ist 'akustisches Dünnbier'. Die gleiche ungewöhnliche Bildersprache steht Dickens zu Gebote, wo es sich nicht darum handelt, das augenblickliche Gebaren, sondern den Gesamteindruck einer Persönlichkeit in seinen irrationalen Momenten zu erfassen. Mrs. Gradgrind ist ihm 'ein schlecht gemaltes Transparentbild ohne genügendes Licht dahinter' ('H. T.', ch. 4); Bounderby hat eine durchgängige Eigenheit, als sei er 'wie ein Ballon aufgeblasen und im Begriffe hochzugehen'; der arrogante Pumblechook 'fährt seine Chaise über alle Welt hin', der subtile Jurist Jaggers scheint 'die ganze Versammlung in einer Mühle zu mahlen' ('Gr. Exp.' I, ch. 24). So wird das Erfühlte versinnlicht. Anschaulich wird alles. Dabei hat Dickens noch seine besonderen Mittel, einem stumpfen Leser die Augen zu öffnen. Er setzt etwa einen besonders scharfen Beobachter mitten in die Sprechgruppe hinein und verzeichnet nun, worauf dieser den Blick richtet, was ihm auffällt: ein allbereites Mittel zum Unterstreichen. Copperfield spielt oft diese Rolle; in hervorragender Weise aber spielt sie in einer personenreichen Gesellschaftsszene bei Dr. Strong der Anwalt Mr. Wickfield; dieser scharfblickende Mann wendet, während von Jac Maldon die Rede ist, kein Auge von der Frau des jungen Doktors und suggeriert uns durch seine Mienen und halben Worte alles, was an drohendem Unheil über der Ehe des ahnungslosen Doktors aufsteigt ('Copperfield', ch. 19). In diesem Falle sagt die Sprache der Mienen und Gebärden Wichtigeres als das gesprochene Wort; man sieht deutlich, wie wesentlich sie dem Dickensschen Dialoge ist, der an Ohr und Auge gleichmäfsig sich wendet.

Von dem anderen Vorzug des Dickensschen Dialoges, der Mündlichkeit und Frische, dem Fernbleiben des Buchartigen, sagt Ludwig wörtlich: 'Eine Hauptsache, womit Dickens sich wie Shakespeare von z. B. Goethe und Schiller unterscheidet, ist, dafs seine Figuren nie wie ein Buch sprechen dürfen. Es ist wunderbar, die reiche Variation der Mittel zu sehen, durch welche den beiden Engländern gelingt, den Dialog vom Buchartigen zu emanzipieren. Ein Mittel schon: den Charakter präzise in der Situation zu fühlen, ihn in der augenblicklichen Umgebung zu sehen. Ferner die mechanischen Mittel, das Kadenzierte zu unterbrechen, z. B. Parenthese, Umschreibung aus Zartgefühl, Furcht oder dgl., aus der Konstruktion fallen aus irgendeinem Grunde, das Vertiefen, d. h. aus dem Dialog in den Monolog fallen, das Stammeln, Stottern usw. der Verlegenheit, die Salbung des sich gern reden Hörenden, der sich an seinen rhetorischen Wendungen einen Schmaus gibt' (159). Die Wahr-

heit dieser Beobachtungen könnten viele Dialoge von Dickens illustrieren; ein längeres, rein dialogisches Kapitel des Romans 'Harte Zeiten' zeigt alle Eigenheiten beisammen (Buch 3, Kap. 3). In der Ehe des Fabrikherrn Bounderby sind peinliche Dinge vorgegangen; seine Gemahlin Louisa, innerlich ihrem Gatten immer ganz fremd geblieben, ist von Mrs. Sparsit bei einer sehr vertraulichen Unterredung mit dem glatten Verführer James Harthouse beobachtet worden. Der grobe, eitle Bounderby kommt aufgebracht mit der Zeugin Mrs. Sparsit zu seinem Schwiegervater, um ihm diese Dinge aufzumutzen. Nun entwickelt sich eine Gesprächsszene von äufserster Lebendigkeit. Die äufseren Mittel zur Erzielung dieser Lebendigkeit sind ganz die von Ludwig beobachteten. Gleich der erste Satz bringt die erwähnten Parenthesen: *here's a lady here — Mrs. Sparsit — you know Mrs. Sparsit — who has something to say to you that will strike you dumb.* Die Parenthesen häufen sich, und jenes Stammeln und Stottern der Verlegenheit tritt ein, als Gradgrind an den zartesten Punkt kommt und mit jedem Worte deutlicher spürt, wie aussichtslos es ist, eine feinere, tiefere Betrachtung des Geschehenen dem anderen beizubringen. *I think there are — Bounderby you will be surprised to hear me say this — I think there are qualities in Louisa which — which have been harshly neglected and — and a little perverted.* Und so fort mit ständigem Stottern. Anderseits schaltet Bounderby Parenthesen des Nachdrucks ein: *There are ladies — born ladies — belonging to families — Families! — who next to worship the ground I walk on.* Sodann beobachten wir die beständigen Umschreibungen, Einleitungen, Bevorwortungen des zu Sagenden: bei dem Schwiegervater Mr. Gradgind aus Zartgefühl, bei Bounderby aber, um die scharfen Worte vor dem Gebrauch noch wie eine Waffe zu wetzen. Also auf seiten Gradgrinds: *Let me beg you to restrain these loud outbreaks' — let me entreat you to be more quiet' — I assure you, I have no desire to be controversial — I hoped you would have taken a different tone;* auf seiten Bounderbys: *I am not in an agreeable state — If you mean to say anything, that goes against this candid remark, you had better let it alone — Now look here; you have said your say, I am going to say mine — I heard you out; hear me out, if you please.* Und so fort — er ist noch reicher an solchen Zusätzen als Gradgrind. Aber all diese äufseren Mittel, das Kadenzierte zu unterbrechen, wie Ludwig es nannte, würden nicht jenen Eindruck unmittelbarster Frische und Mündlichkeit erzielen, wenn nicht das eigentlich Vorwärtstreibende des Dialogs durchweg die Affekte und nirgends die Logik wäre. Nicht durch Folgerungen des Verstandes, Aufdecken von Widersprüchen und dergleichen schreitet die Rede fort — das wäre

Buchdialog; was Richtung gibt, sind die für die gegebenen Charaktere in der bestimmten Situation notwendigen Affekte. Was man bisweilen Dickens vorgeworfen hat, dafs er so ganz unphilosophisch sei, gerade das gibt seinem Dialog die Frische; die Wechselrede wird wesentlich zum Spiel streitender oder sich suchender Gemütskräfte. So ergeht sich gleich zu Anfang dieses Gesprächs die protzig aufbegehrende Stimmung Bounderbys in ständigem Nachäffen der Rede des anderen; und in jedem Worte des folgenden Gesprächs ist er der eitle, grobe Patron, als den wir ihn kennen, der aus den schonendsten Worten Gradgrinds stets Vorwürfe heraushört und sie brüsk abweist, die Unstimmigkeit in seiner Ehe auf den Wunsch der Frau nach Taubensuppe, Wildbret und vierspännigen Kutschen zurückführt (bekanntlich das gleiche Licht, in dem er die sozialen Bestrebungen seiner Arbeiter sieht), der endlich als renommistischer *Selfmademan* auf das Wort *Education* zustürzt wie der Ochse auf das rote Tuch. Bei Gradgrind anderseits bestimmt die Gemütslage eines zu spät Bereuenden all seine geduldig einlenkenden Worte: er fühlt zu deutlich, wieviel Fehler er in der Erziehung seiner Tochter gemacht hat. Man kann die beiden Charaktere nicht 'präziser in der Situation schauen', als hier geschieht. Darauf ruht die Lebendigkeit der Szene, die freilich noch durch komische Zwischenspiele — Mrs. Sparsits Heiserkeit und wie Bounderby sie schüttelt und hinausbefördert — erhöht wird. Aber Dickens sieht nicht nur die massiven und leidenschaftlichen Charaktere, bei denen es leicht scheinen könnte, jederzeit scharf in der Situation, sondern ebenso die feinen und mafsvollen. Zwei Gespräche Mr. Lorrys in den 'Zwei Städten' sind dafür belehrend. In dem einen hat er Mifs Manette bei der ersten Begegnung in Dover die erschütternde Geschichte ihres 'wiederauferstandenen' Vaters mitzuteilen (I, ch. 4). Wie da auf beiden Seiten Befangenheit, Zartgefühl, schreckhafte Spannung in zögernder, stockender, sich verwirrender, erzwungen-ruhiger und wieder ausbrechender Rede sich offenbart, wie Lorry in dem Gesicht der jungen Dame den Eindruck seiner Worte studiert und nach dem Gesehenen das folgende Wort abtönt, wie er Geschäftsmäfsigkeit affektiert, um zu schonen und eigene Rührung zurückzuhalten: das alles ist mit unsäglicher Feinheit ausgearbeitet. In dem anderen Dialog steckt Lorry dem Advokaten Stryver einige Lichter auf über die Aussichten einer Werbung Stryvers bei Frl. Manette (II, ch. 12). Hier zeigt sich auf Lorrys Seite auch die von Ludwig besonders unterstrichene 'grofse Delikatesse der Sprechenden, selbst im Affekt, eine grofse Höflichkeit und Förmlichkeit, die nicht allein was sie überhaupt sagen will, sondern auch die Ausdrücke, mit denen sie es sagen will, bevorwortet und sozusagen entschuldigt'; eine Sprechweise,

von der Ludwig vermutete, dafs sie sich in England 'aus der parlamentarischen Etikette auf die Gebildeten und etwas ungefüge auf das Volk verpflanzt habe' (157). Dieser von Ludwigs feinem Ohr gehörte parlamentarische Ton wird vernehmlich, wenn Lorry sagt: 'Was ich meine? Natürlich Freundschaftliches und Achtungsvolles, und dafs es Ihnen die gröfste Ehre macht'; oder wenn er sich so verdeutlicht: 'Wenn ich von Erfolg spreche, so spreche ich von Erfolg bei der jungen Dame; und wenn ich von Ursachen und Gründen spreche, den Erfolg wahrscheinlich zu machen, so spreche ich von Ursachen und Gründen, die als solche bei der jungen Dame gelten würden'; oder wenn er den anderen so abweist: 'Was ich voraussetze, Mr. Stryver, beanspruche ich selbst zu kennzeichnen. Und verstehen Sie mich recht, Sir, ich will nicht, dafs ein anderer, wer es auch sei, es für mich kennzeichne.' Solche Redeweise ist hier aber keine äufserlich auferlegte Manier, sondern völlig der Situation und dem Charakter gemäfs: wie sollte ein höflicher, durch seinen Beruf an Reserve und Selbstbeherrschung gewöhnter Geschäftsmann, in dem der Ärger aufsteigt, passender reden? Gäbe es diesen Stil nicht, er würde ihn erfinden.

In dem Roman 'Zwei Städte' fand Ludwig einen Dialog besonders lobenswert, der freilich schon durch den ungewöhnlichen Inhalt sich einprägt: Cartons 'sonderbare uneigennützige Liebeserklärung' an Frl. Manette (II, ch. 13). Auf irgendwelche nähere Analyse oder Charakterisierung läfst sich Ludwig hier aber nicht ein. Sehen wir selbst. Der Dialog verlangte zarte Finger; macht doch hier ein älterer Mann einem jungen Mädchen Eröffnungen, die zugleich Beichte, Liebes- und Verzichterklärung sind. Überraschend schnell und einfach führt Dickens das Gespräch ins Intime. 'Als Lucie unter dem Austausch der ersten Gemeinplätze ihm ins Gesicht sah, bemerkte sie darin eine Veränderung'; ein schlichtes 'Ich fürchte, Sie sind nicht wohl' begegnet einer ungewöhnlich ernsten Antwort: 'Das Leben, das ich führe, ist der Gesundheit nicht zuträglich' — nun braucht es nur noch weniger Worte, und die Wunde dieses Lebens liegt vor den Augen Lucies offen. Das Gespräch macht bald nach Beginn zwei Pausen innerer Bewegung, dann, als beide Redende sich in der aufserordentlichen Situation ganz zurechtgefunden haben, leidet es keine Unterbrechung mehr; aber die Rede des Mannes und Advokaten bleibt durch ihre gröfsere Sicherheit von der des Mädchens abgehoben, die einmal ein ungeschicktes Wort sagt ('da ich Sie unglücklicher gemacht habe') und nun mit dem Korrigieren und Einlenken die Mündlichkeit der Rede aufrechterhält. Das Pathos, dem Dickens gern seine Kapitelschlüsse einräumte, kommt hier zum Schlufs mit innerer Notwendigkeit zu Worte. Mit der Charakteristik hängt dieser

Dialog ganz unmittelbar zusammen; erst hier werden die Charaktere beider Redenden fertig gemalt: Lucie in ihrem zarten Takt und ihrer tiefen menschlichen Güte, Carton in jener fertigen Verzweiflung an sich selbst, die in ihrer Unbekehrbarkeit etwas von der Farbe einer Marotte annimmt. Typisch ist indessen dieser Dialog mit all seinen Vorzügen für die Dickenssche Gesprächskunst nicht; seine grofse Innerlichkeit und Geradlinigkeit sind eher etwas Exzeptionelles. Typisch sind weit mehr die vorerwähnten minder innerlichen Gespräche.

Durch Dickens ward Ludwig endlich wesentlich bestärkt in seiner Theorie des Romans, die vom Roman 'Mittelschlag des Lebens', bildsame, friedliche Helden forderte, die sich von den Umständen formen und treiben lassen — wie vor allem Pip in den 'Grofsen Erwartungen' —, und die solche Passivität, das 'Freisein von eigentlichen Tathandlungen' in der Behaglichkeit als der epischen Grundstimmung begründet fand. 'Im Roman ist das Ausleben der Figuren der Zweck, nicht das Handeln, wie im Drama. Der Dramenheld macht seine Geschichte, der Romanheld erlebt die seine, ja man kann sagen: den Romanhelden macht seine Geschichte. Der Romanmensch ist mehr Pflanze neben dem Tragödienmenschen' — so formuliert Ludwig an der prägnantesten Stelle seine Theorie (145, 168). Sie pafst zu den meisten Dickensschen Menschen ebenso vortrefflich, wie sie zu Ludwigs eigenen Helden — einem Holdersfritz, einer Heiterethei, einem Apollonius, dem alten Nettenmair, die alle mit starkem Willen an sich und ihrer Lebenssphäre arbeiten — in Widerspruch steht. Schon diese Unstimmigkeit weist darauf hin, dafs Ludwig, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, über die Grundforderungen der epischen Gattung wohl nicht sein letztes Wort gesprochen hatte. Der bei Ludwig durchgängige Mangel an historischer Betrachtungsweise hat das Dickenssche Verfahren vorschnell in eine Norm übergeführt. Dickens hat so viel mittelschlägige Menschen, weil er den in seiner Zeit aufstrebendsten Stand des mittleren und kleinen Bürgertums, die einzige Schicht, die er kannte, abschilderte. Es hat aber Ludwigs Romantheorie überhaupt noch ganz andere Wurzeln als die Dickenssche Praxis; er übertreibt, wenn er einmal diese Gedankengänge 'auf Dickens Spur konstruiert' nennt. Das komplexe Gewebe in seine Fäden aufzulösen — auch zu dem zweimal zitierten Hegel führen solche hinüber —, wäre eine Sonderuntersuchung nötig.

II.

George Gissing hat in seiner vielgelesenen kritischen Studie über Dickens ein anregendes Kapitel 'Vergleiche'. Er stellt dem Engländer eine Reihe fremder Autoren gegenüber, 'die mit so-

zialen Problemen sich beschäftigten und in der Behandlung des Lebens der Armen ein besonderes Können bewiesen'. Balzac, Victor Hugo, Dostojeffsky, Daudet, beiläufig auch noch andere, werden herangezogen. Kein Deutscher ist unter ihnen. Bot etwa das deutsche Schrifttum keine fruchtbaren Vergleichsobjekte? Ein kurzer Gedanke an Freytags 'Soll und Haben' schon müfste uns eines Besseren belehren. Deutschland aber war überhaupt das Land, das durch eine Fülle von Übersetzungen und durch mannigfache Diskussion in den belletristischen Journalen der vierziger und fünfziger Jahre Dickens zu dem seinigen machte, Gustav Freytags schöner 'Dank für Charles Dickens' (Werke 16. 239) fafst zusammen, was unsere Nation ihm schuldet. In Deutschland werden nicht nur fruchtbare Vergleiche zu gewinnen sein, auch greifbare Beeinflussungen ergeben sich dem nachforschenden Auge. Auch Otto Ludwig liefs es nicht bei der kritischen Analyse bewenden, er zollte auch als schaffender Dichter der Dickensschen Muse Tribut.

Seine Jugendnovellen freilich, obwohl zeitlich alle nach den 'Pickwickiern', 'Oliver Twist', 'Nicholas Nickleby' erschienen, suchen anderen Anschlufs, vor allem den an Hoffmann. Aber die späteren Novellen 'Heiterethei' und 'Zwischen Himmel und Erde' kommen in Betracht. Die erste Novelle scheint auf den ersten Blick als deutsche Dorfgeschichte von der ganzen Welt des Engländers weit abzuliegen und in andere Zusammenhänge gehörig. Aber unter Ludwigs Aufsätzen findet sich auch einer des Titels 'Dickens und die deutsche Dorfgeschichte'; er selbst sah hier also Verbindungsfäden. 'Die Dorfgeschichte', schreibt er, 'ist wie ein einzelnes Glied des Dickensschen Romans zu einem Ganzen geschlossen. Ein Charakterbild aus jener Menge herausgenommen, eine Stimmung aus jener Mannigfaltigkeit von Stimmungen, eine Reflexion aus jenem Reichtum; sie ist der Geist jenes Romans in Form der Anekdote' (78). Hier wie dort sieht er die Übertragung des Behagens und des stillen Vergnügens, mit dem der Dichter seine Gestalten anschaut, als einen Hauptteil der Wirkung an. Bei solcher Nahrückung in der Theorie erscheinen Dickenssche Einflüsse auf eine Ludwigsche Dorfgeschichte wahrscheinlich.

Die 'Heiterethei' zeigt bei aller Einfachheit der Fabel eine grofse Anzahl von Personen. Mustern wir diesen Chor, so wird bald eine Verschiedenheit der Behandlung erkennbar. Im Mittelpunkte stehen die Heiterethei und der Holders-Fritz: lebendig und glaubhaft bis ins Detail, geduldig ausgemalt nach allen Seiten ihrer körperlichen und seelischen Besonderheit, die freie Linie der Natur nirgends in einen gewollten Stil übergeführt. Sehr merkliche Stilisierung aber erfahren die Nebenpersonen. Man erinnere sich, wie die Morzenschmiedin eingeführt

wird. 'Wie sie daherkam, glich sie einer rückwärtswandelnden Schwarzwälder Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die langen, von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken herabfallenden Bandschleifen die Gewichte und die lange schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellte.' Dieses Bild wird ständig festgehalten; wenn die Schmiedin aufsteht, so 'nimmt sie ihr Gehäuse zusammen' usw. Da ist ferner ein Uhrmacher Zerrer, 'der bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt hat'; aus seinem Knarren und Schnarren ist kaum klug zu werden. Da läſst sich hinter dem Ofen eine dünne Stimme vernehmen, deren Besitzer absichtlich nicht deutlich gezeigt wird, sondern nur als geheimnisvolles 'Heimchen' hier und da in die Unterhaltung hinein 'zirpt'; 'wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläser'. Ein Saalfelder ähnelt 'in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saſs, einer Seltersflasche'. Ein Meister Schramm 'hat von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopfschütteln behalten; das gab ihm das Ansehen, als verwundre er sich über alles, selbst über seine eigenen Reden'. Man sieht: für seine Luckenbacher Philister hat Ludwig eine andere Art der Vergegenwärtigung als für die über sie hinausgehobenen beiden Helden; eine härtere Linie, eine eigenwilligere Stilisierung, ein merkliches Karikieren. Nun erinnern wir uns, wie er beifällig konstatierte, daſs Dickens gesondert Personen für das Gemüt und Personen für die Phantasie einführe: so darf man auch seinen eigenen Dualismus kennzeichnen. Auch dessen erinnern wir uns, daſs Ludwig von Dickens sagte: 'Mit seinen Helden spielt er nicht, das tut er mehr mit Nebenpersonen.' Bis zum Spielen im Dickensschen Sinne treibt es nun Ludwig freilich nicht, aber doch zu lustiger Ironisierung all dieser Luckenbacher männlichen und weiblichen Philister, besonders in den 'Wachtstuben'-Szenen. Ich glaube aber Dickenssches auch in der ganzen Auffassung und Zeichnung dieser Nebenpersonen zu erkennen. Von den Dickensschen Figuren sagte Ludwig: 'Es sind Menschen, wie man sie von jeder Straſse aufgreifen kann, mit irgendeinem Merkmal, dieses wird nun ins Ungeheure getrieben. Eine Äuſserlichkeit in Gestalt, eine Gewohnheit usw. Nun kam der herein und sah so aus und macht es immer so' (68 und 66). Trifft diese Charakteristik nicht auch die eben gekennzeichneten Figuren? Die grotesken Vergleiche und Bewegungen, der malende Name Zerrer, die geheimnisvolle Halbbelichtung des 'Heimchens' — das finden wir alles auch bei Dickens. Auch die Schilderung der Valtinessin erfordert ein Verweilen. Ihr Äuſseres ist humorvoll übertreibend, aber ohne so aparte Bilder geschildert wie die eben erwähnten; Gebärden und Reden müssen hier die Anschauung runden. Und so wiederholt sie aber und abermals:

'Obwohl mein Vater ein Weber ist gewest', schwenkt ein ums andere Mal ihre Haube von Ohr zu Ohr, akzentuiert damit den Wechsel ihrer Stimmungen und weifs damit unendlich viel zu sagen, was der Zunge unaussprechlich ist. Eine zweite stereotype Gebärde gesellt sich hinzu: was ihr nicht pafst, schiebt sie mit abwehrender Handbewegung zur Seite: den Gedanken an den unbedeutenden Saalfelder, seine Aussagen, den Ausdruck 'die ganze Welt', der ihr imponieren sollte. Beide Gebärden haben nichts Gesuchtes, die zweite ist ganz gewöhnlich; vereinzelt bewiesen sie gar nichts; aber ihre ständige Wiederholung, das Erheben bestimmter Gebärden und Redewendungen zu konstitutiven Faktoren des Persönlichkeitsbildes: das ist Dickenssche Praxis. Wie die Valtinessin ihre Haube, so nützt Mrs. Sparsit ihre Handschuhe, Mrs. Markleham im 'Copperfield' ihren Fächer, nur dafs diese noch viel mehr mit ihren selbstgewählten Ausdrucksorganen anfangen können. Wie die Valtinessin ihren seligen Vater, den Weber, überall hineinbringt, so Mrs. Micawber ihre Erinnerung: *When I lived with my papa and mama.* Ludwig konnte gegen Dickens harte Worte gebrauchen über 'Automaten, die gedreht ihr Guckguck rufen'; die Häufigkeit, mit der die Valtinessin von ihrem seligen Vater, dem Weber, spricht, ist nicht minder künstlich. Wo ihn übertriebene Repetition nicht störte, bewunderte freilich Ludwig, wie Dickens die angenommene Art der Borniertheit und Sprache mit äufserster Konsequenz der Phantasie verfolge. Solche Konsequenz wird man der Schilderung seiner Luckenbacher durchweg nachrühmen dürfen: keinen Augenblick läfst der Morzenschmied von seiner Duchsigkeit, der Adams-Lieb von seiner Männlichkeitspose, wie ein Littimer im 'Copperfield' nie seine *respectability* vergessen kann, er mag Stiefel putzen, Trinkgelder einstecken oder sich verbeugen. Und bis in feinere Mittel der Charakteristik hinein gewahren wir Ähnlichkeiten. Der Gringel, breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens wie eine Sonnenblume thronend, symbolisiert seine breitspurige Besitzerin, wie für Dickens eine ganze Fabrikstadt Cocketown mit ihren engen Gassen, verräucherten Wohnhäusern und verkrüppelten Schornsteinen zum Symbol für die Wesensart der Bewohner wird. Die Kunst, gewisse imponderable Nebenwirkungen der Rede in ein überraschendes Bild einzufangen, scheint Ludwig nicht nur als Betrachter gerühmt, sondern als Schöpfer verwertet zu haben: dem mokanten Morzenschmied gibt eine unsichtbare Hand beim Sprechen einen Ruck, als käme es von innerlichem Lachen; die Neugierde 'schraubt die Schmiedin mit unsichtbarer Schraube'; die Weberin spinnt ihre Reden von einem unsichtbaren Rocken ab, sie läfst den Faden fallen und nimmt ihn wieder auf, die Valtinessin schneidet ihn ihr durch.

Das ist ganz die oben beschriebene Art, wie Dickens das Unwägbare bildlich meistert und schrittweise in das Bild hineinwächst. Die Virtuosität des Engländers in der Anwendung dieses Kunstmittels erreicht Ludwig freilich nicht.

Die bizarren Elemente der Charakteristik, die wir auf Dickens' Konto gesetzt haben, beschränken sich durchaus auf die Nebenpersonen; die beiden Helden haben daran keinen Anteil. Alles bizarre Wesen der anderen dient ihrem frei und prächtig gewachsenen Menschentum zur wirksamen Folie. Welche Gruppe Ludwig besser gemalt hat, kann nicht zweifelhaft sein. Wo er komische Lichter aufsetzt, setzt er sie nicht beherzt und drastisch genug hin; auf Dickens blickend, sieht er sich gleichsam wieder nach Goethe um und behält zuviel von dessen 'Ehrfurcht' vor allem Leben. Wo aber der Menschen tieferes Leben gar nicht gezeigt wird, war solche Ehrfurcht wenig am Platze und hemmte Phantasie und Laune. Ludwigs Luckenbacher bleiben ein nicht ganz geglücktes Experiment.

Als solches darf man sie um so eher ansprechen, als Ludwig in seiner letzten Erzählung 'Zwischen Himmel und Erde' nichts Vergleichbares mehr bietet. Er verabschiedet hier den Humor, der diesem Grübler doch nicht ganz lag, und mit dem Humor die Dickensschen Reminiszenzen der berührten Art. Einzelheiten der Charakteristik mögen immerhin auch hier an Dickens erinnern: Fritz Nettenmair erhält seine stereotye Geste, eine rasche Bewegung auf dem Hacken, welche besagt: 'Ich bin ein Kerl, der das Leben kennt, und die Art, die lange Haare trägt'; seine Stiefel begleiten knarrend seine Selbstschmeicheleien, wie wir ähnliches bei dem Rechtsgelehrten Mr. Jaggers sahen. Aber von keiner Gestalt dieser Erzählung wird man im ganzen den Eindruck gewinnen, sie sei in dem Grade Dickensisch gesehen wie jene Luckenbacher. Zu erwägen aber bleibt, ob Dickens nicht in Betracht kommt für das, was gleich bei Erscheinen der Novelle als ihr besonderes Stigma erkannt wurde: die Realistik bei der Schilderung des Technisch-Gewerblichen, wie der Schieferdeckerei, und die subtile Psychologie.

In ersterer Hinsicht sollte man einige Ludwigsche Bemerkungen nicht übersehen, die dieser über 'Wesen und Technik des Romans bei den Engländern' macht (59), wo er zwar zunächst von dem eingangs erwähnten James seinen Ausgang nimmt, alsbald aber auch Dickens ins Auge faſst. Ludwig rühmt da die geduldige Sachlichkeit der Engländer, mit der sie alle Dinge des Lebens, die in ihre Erzählung eingehen sollen, gründlich studieren und schildern; und er bestimmt ausgezeichnet die künstlerische Tragweite solcher Sachlichkeit: sie ermöglicht, 'die Mittelglieder zwischen den Effektszenen hinlänglich zu beleben'. In der Tat, wenn Dickens etwa zu schildern hat, wie man einen

Verschütteten aus einem Bergwerk herausschafft ('Hard Times' III, ch. 6), so gibt er eine Beschreibung, nach der ein Unkundiger die Sache ins Werk setzen könnte; und wie kennt er alles gewerbliche Treiben seines vielgeschäftigen London: die Schiffer und Dockarbeiter, Kutscher und Kellner, Polizisten und Leichenbesorger. Ständig gibt ihm die genaue Kenntnis ihres Treibens ein Mittel an die Hand, in die leidenschaftliche und rührende Fabel gleichsam kühlere Ruheplätzchen einzuschieben. Die Schieferdeckerei in 'Zwischen Himmel und Erde' nun ist für Ludwig das völlig bewufst angewandte Mittel, die Mittelglieder zwischen den Effektszenen zu beleben. Die Bewufstheit erhellt aus der Stellung dieser Schilderungen. Sie stehen in der Regel am Eingang neuer Kapitel, wenn das vorangehende zuletzt die Aufmerksamkeit und das Gemüt des Lesers durch immer tieferes Einbohren ins Psychologische aufs äufserste angespannt hatte. Immerhin mag der Impuls von England her nur einer unter mehreren sein. Bis zu welchem Grade aber Ludwig, der psychologische Grübler, schliefslich das Konkrete meistern gelernt hatte, zeigt noch besser als die Schieferdeckerei die grandiose Schilderung der Gewitternacht und der Feuersbrunst auf Sankt Georg, bei der Apollonius in schwindelnder Höhe sein unerhörtes Rettungswerk betreibt. Es gewährt hohen Genufs, dieses Kapitel nicht auf entlehnte Einzelzüge, aber auf die Kraft und Kunst der Vergegenwärtigung hin mit dem Dickensschen Seesturm und den Rettungsarbeiten der Seeleute gegen Schlufs des 'Copperfield' zu vergleichen; die unerhörte Kunst, mit dem Fieber der Beteiligten die Adern des Lesers anzustecken und ihm doch zugleich alle Vorgänge in äufserster Klarheit zu zeigen, ist beiden gemein; in manchen Einzelheiten übertrifft Ludwig den anerkannten Virtuosen solcher Dinge.

Die psychologische Vertiefung, die das andere und wichtigere Kennzeichen der Ludwigschen Novelle ausmacht, ist fraglos in erster Linie die reife Frucht einer langen Entwickelung, in die den Dichter mehrere äufsere Faktoren, vor allem aber innerste Begabung hindrängte. In den Jugendnovellen schon begegnet mitten zwischen allerlei Konventionellem gelegentlich eine Stelle, die ein Streben nach psychologisch-präzisem Ausschöpfen innerer Vorgänge zeigt — etwa im 'Hausgesinde' (1840): 'Da versteckte sich die Verschämtheit geheim sich wähnender Neigung vor den nicht schonenden Anspielungen hinter verlegenem Gekicher und scheinbar unbefangenem Eingehen auf den Scherz.' Bekannt ist der grofse Fortschritt, den in dieser Kunst die Novelle 'Maria' bedeutet. Blickt man also von Ludwigs reifer psychologischer Kunst auch auf Dickens hinüber, so kann es sich nie darum handeln, dafs er von dem Engländer etwas ihm ganz Neues gelernt habe; nur darum, dafs ihm auch

von dieser Seite der Mut gestärkt und hin und wieder etwa ein neuer Wink zur Ausführung gegeben wurde. Das aber konnte Dickens bieten. Julian Schmidt hat in einer seiner reifsten und ergiebigsten Äufserungen über Dickens ('Westermanns Monatshefte', Band 28) beredt darauf hingewiesen, wie virtuos der Engländer in gewisse pathologische Zustände eindringt, bei denen elementare Gemütskräfte, wie Furcht und Schuldbewufstsein, die Besinnung aufheben und eine unheimliche Flucht zerrinnender Vorstellungen mit wunderlichen Halbzusammenhängen und grotesken Einschüben hervorbringen. Der Wucherer Ralph Nickleby irrt durch die nächtlichen Strafsen.

'Die Nacht war finster, ein kalter Wind trieb die Wolken wütend vor sich her. Nur eine finstere Masse schien langsam und heimlich hinter ihm her zu schleichen. Oft blieb er stehen, um es vorüber zu lassen, aber immer war es hinter ihm. Er mufste an einem häfslichen Kirchhof vorbei, auf dem die Armen und Selbstmörder begraben wurden: selbst das Gras, das darauf wuchs, sah so kümmerlich aus, als gehe es aus den Höhlen des Hungers auf. Der Platz war durch ein Gitter von der Strafse getrennt. Als Ralph daran vorbeiging, fiel es ihm ein, dafs er vor langer Zeit einmal als Totenbeschauer über einen, der sich die Kehle abgeschnitten, ein Verdikt hatte abgeben müssen, und dafs dieser hier begraben war. Er konnte nicht sagen, warum es ihm gerade einfiel, da er so oft vorbeigegangen war, ohne daran zu denken. Aber er konnte sich nicht helfen, er fafste mit der Hand ans Gitter und sah neugierig hinein, wo wohl das Grab sein möge. Eine Schar Betrunkener zog jauchzend an ihm vorüber. Einer von ihnen, ein kleiner Buckliger, fing an zu tanzen; ein anderer lachte darüber und sah Ralph an, der mitlachen mufste. Als sie vorüber waren, nahm er seine Untersuchung wieder auf, mit erneutem Interesse, denn es fiel ihm ein, dafs bei jener Totenschau einer von den Geschworenen gelacht und dafs man sich darüber gewundert habe. Er konnte den Platz nicht finden, dafür suchte er sich das Bild des Toten in Erinnerung zu rufen, und was ihn eigentlich zum Selbstmord getrieben habe; das Gesicht des Toten rief wieder das Bild eines phantastischen Kobolds in ihm hervor, mit dem man ihn einmal in seiner Kindheit beschenkt hatte. Aber auch dies liefs er wieder fallen und dachte nur daran, wie einsam seine Wohnung sein würde, wenn er nach Hause käme.'

So geht es noch weiter: ein nachtwandlerisches Zusammenballen und wieder Zerfliefsen der Gedanken. Ähnliches durchlebt der Jude Fagin in 'Oliver Twist', als er vor den Gerichtsschranken der Verkündigung seines Todesurteils entgegenharrt; und in demselben Roman nach dem Morde Nancys der Mörder auf seiner Flucht, dem die dunkle Nacht gräfsliche Gesichte gebiert: 'Zwei starre, halbgeöffnete Augen, glanzlos und gläsern, erschienen ihm mitten in der Finsternis, hatten ihr eigenes Licht, gaben aber keins.' Noch vieles Derartiges wäre zu nennen, Jonas' Rückkehr nach dem Morde in 'Chuzzlewit', die Flucht Carkers in 'Dombey and Son' usw. Sehen wir nun, was Otto Ludwig Vergleichbares bietet. Fritz Nettenmair hat dem unheimlichen Gesellen des Geschäfts, den Apollonius zu entfernen gewufst hatte, beim nächtlichen Verlassen der Stadt das Geleit

gegeben. Abgehend in die neblige Nacht hinein, senkt der Geselle einen bösen Gedankenkeim in des anderen Seele: sein 'Frohnweifsblick' habe ihm den baldigen Tod des Apollonius gezeigt. Unheimlich schwillt und dehnt sich der Keim sofort in Fritz Nettenmairs dumpfer Seele.

'Er stand noch und sah in die weifsgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war; sie hingen wagerecht über den Wiesen an der Strafse wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich an das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald freiliefsen, schien es ungewifs, gerann der Nebel zu Bäumen oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdliches Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein so ähnliches Bild, dafs er nicht wufste, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischte sich beides, und das eine wollte das andere verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesanges klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: Da kommt er ja, nun wird's famos. Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mufste, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarge trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müfste nicht sterben, weil er weifs, dafs der Bruder sterben mufs. Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am "Roten Adler" vorüber. Seine Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehen und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hände in der Tasche wie sonst, als er noch Geld darin hatte, um damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden, schon vergessen. "Der Geselle ist ein schlechter Kerl; gut, dafs er fort ist." Er hat seine Vergangenheit vergessen, er vergifst die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Es wird ihm doch wieder eigen zumute, denkt er sich, dafs man zu der Tür, die er eben aufschlofs, einen Sarg heraustragen würde. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug an sich vorbeizulassen. "In das Unveränderliche," sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es soweit sei, "in das Unabänderliche mufs sich der Mensch ergeben."'

So Ludwigs Schilderung. Bei ihm ist allerdings der Gedankenzug um einen Grad beziehungsreicher, vordeutender als bei Dickens, der das Naturweben noch treuer schildert; aber das Kommen und Gehen der Bilder, die aus dumpfem Unterbewufstsein wie Blasen aus schwärzlicher Flut aufsteigen und zergehen: das ist bei beiden Dichtern das gleiche, und ich wüfste keine zweite Schule, wo man zu Ludwigs Zeit dergleichen hätte studieren können. Es handelt sich nicht um zufälliges Zusammentreffen an einer Stelle; Ludwig wendet die gleichen Mittel

in verwandten Situationen stets an. Fritz Nettenmair liegt vor dem Vater auf den Knien, oben auf der Turmrüstung; der Vater will ihn hinabstürzen und zählt die letzten Sekunden.

'Fritz Nettenmairs Gedanken verwirrten sich; er war bald dort, bald da und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Geselle verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des "Roten Adlers" auf; es klang: Da kommt er ja, nun wird's famos! Er stand an den Strafsenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reifsen. Er stand wieder vor der Frau und sagte, über des sterbenden Ännchens Bett gebeugt: "Weifst du, warum du erschrickst?", und holte aus zu dem unseligen Schlage; selbst dafs er vor dem Vater dalag und hin und her sann in gräfslich angstvoller Hast, kam ihm vorübergehend wie in einem Fiebertraum. Dann war es ihm, als käme er zu sich und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreifsen wollte. Aber da lag er noch, dort safs der Vater noch. Er hörte ihn "neun" zählen und dann schweigen. Die Besinnung verliefs ihn völlig.'

Wieder ist die Dekomposition der Gedanken glänzend getroffen. Selbst ein kurzer Augenblick der Versonnenheit, dem Apollonius anheimfällt, als er des Bruders Leiche begleitet, wird mit den gleichen Mitteln geschildert. 'Fort ging es, immer die Strafsen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draufsen vor dem Tore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel, und Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her.' Auch wo nicht düstere Bilder sich jagen, sondern Hoffnung oder innige Rührung ein buntes Band lieber Träume flattern läfst, ist das Verfahren der beiden Dichter eng verwandt. Sidney Carton tritt nach durchwachter Nacht auf die morgenstillen Strafsen Londons hinaus. 'Unbenutzte Kräfte in sich und eine Wüste ringsumher, blieb dieser Mann unterwegs in einer stillen, hochgelegenen Strafse stehen und sah für einen Augenblick aus der Wüste vor sich eine Fata Morgana ehrenwerten Strebens und selbstverleugnender Ausdauer emporsteigen. In der schönen Stadt dieses Gesichts waren luftige Galerien, von denen Liebe und Anmut auf ihn herabsahen, Gärten, in denen die Lebensfrüchte reifend am Baume hingen, Gewässer der Hoffnung, die vor seinen Augen funkelten. Ein Augenblick — und alles war zerronnen.' Fritz Nettenmairs Weib findet die Blume wieder, die sie einst für Apollonius hingelegt.

'Es war dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie es las! Träne um Träne stürzte auf das Papier, aus ihnen quoll ein rosiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Dufte regte sich ein Wehen wie vom leisen Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt, und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldene Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier

wogend tief und tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. Oh, es war eine Welt von Glück, die aus den Tränen stieg, jede färbte sich regenbogenglänzender, jede rief: Sie war dein! und die letzte jammerte: Und sie ist dir gestohlen!'

Die beiden letzten Stellen können freilich nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen, denn 'Zwischen Himmel und Erde' erschien vor der 'Geschichte zweier Städte'. Aber es ist interessant, zu sehen, wie die beiden Dichter, nachdem die Kunst des einen einmal dem anderen neue Wege gewiesen, sich hier wieder begegnen.

Erscheint diese Verwandtschaft eng genug, wenn man derartige Kabinettstücke heraushebt, so muſs doch der Unterschied in der Gesamthaltung der beiderseitigen Erzählungsweise betont werden. Dickens hebt an besonders ausgesparten Stellen den Schleier von dem seelischen Getriebe, namentlich, wo es bereits pathologisch arbeitet; sonst läſst er vor dem Leser die bunte Bewegung des äuſseren Lebens spielen, gerade so viel Psychologie gebend, als für einen warmen Ton und ein befriedigendes Verständnis all der Bewegung nötig ist. Ludwig aber eröffnet beständig Durchblicke auf letzte Kräfte und Triebfedern, seine Menschen sind wie Uhren in gläsernen Gehäusen, und für die Arbeit des Räderwerks da innen wird der Leser mit allen Mitteln ins Interesse gezogen. Gesetze des Moralischen, lückenlose Kausalität möchte er am liebsten aufzeigen. Mit solcher Absicht ist er weit von Dickens und weist in ferne Zukunft.

Das ganze Verhältnis Otto Ludwigs zu Dickens erhält seinen charakteristischen Ton dadurch, daſs wesentlich der Künstler mit dem Künstler sich auseinandersetzt. Auf den *procédé d'art* kommt es ihm an. Selten blickt Ludwig hinüber auf die sozialpädagogischen Tendenzen des Engländers und, soviel ich sehe, nirgends auf die starken Wirkungen, die Dickens anderwärts in Deutschland auslöste. Er ist wie mit seinem Heros Shakespeare auch mit Dickens immer unter vier Augen. Ein anderer Dickens-Kenner, Gustav Freytag, stellte in seinem 'Dank an Dickens' gerade die gesundende Wirkung auf die Masse des deutschen Volkes in den Vordergrund und läſst mit so grundverschiedenem Gesichtspunkt ahnen, wie viele Seiten das Thema 'Dickens in Deutschland' noch aufweist.

Berlin. Heinrich Lohre.

Die erste Übersetzung einer italienischen Novelle ins Englische

durch

Henry Parker, Lord Morley

(ca. A. D. 1545).

Obwohl von einem fortlaufenden Einfluſs der italienischen Novelle auf die englische Literatur erst seit den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts, seit dem Erscheinen von Hobys *Courtier* und Painters *Palace of pleasure* die Rede sein kann, war doch sicherlich auch schon in dem Zeitalter Heinrichs VIII., wenn auch in einem engeren Kreise von Vornehmen und Humanisten, Kenntnis der italienischen Novelle vorhanden. Noch Skelton und Gawain Douglas, die beiden englischen Humanisten, die so gern mit ihrer Belesenheit prunken, scheinen zwar nichts von ihr zu wissen; so hörte der Engländer vielleicht zum erstenmal von ihr durch ausländische Vermittlung, durch Vives *De institutione foeminae Christianae* und Cornelius Agrippas *De vanitate et incertudine scientiarum,* Bücher, die in England ungemeine Popularität genossen und dort auch übersetzt wurden. Hier wird in bestimmten Kapiteln, die von guter und schlechter Lektüre handeln, auch warnend der italienischen Novellen gedacht. Unabhängig von den Humanisten, die ihr zumeist feindlich gegenüberstanden, muſs um dieselbe Zeit etwa auch der englische Hof die italienische Novellenliteratur kennen gelernt haben. Dort befanden sich die Männer, die durch den diplomatischen Dienst zur Kenntnis fremder Sprachen und zum Aufenthalt in fremden Ländern genötigt waren, und sie haben wir uns wohl als die Vermittler der modernen fremdsprachlichen Literatur in diesen Kreisen zu denken. In welchem Umfange hier selbst die neueste spanische, italienische und französische Literatur gepflegt wurde, darüber gibt das uns zufällig erhaltene Verzeichnis der Bücher der Maria von Schottland den überraschendsten Aufschluſs. Daſs es im Zeitalter Heinrichs VIII. nicht viel anders gewesen sein wird, beweist uns unter anderem die Existenz unserer Novelle.

Noch vor ihrer Abfassung war auch schon einiges von der Prosanovelle Italiens durch trübe, fremdsprachliche Medien selbst bis in die englische Volksliteratur gedrungen. 1515 war bereits

Aenea Sylvios zwar lateinisch abgefaſste, aber ihrem Geiste nach völlig italienische Erzählung von Euryalus und Lucretia, vermutlich durch ein französisches Mittelglied, in englischer Sprache bei Jean van Doesborgh in Antwerpen erschienen; 1518 folgte im gleichen Verlage die Erzählung von *Frederick of Jennen*, eine Version der bekannten Novelle in Boccaccios *Decamerone*, auf die auch Shakespeares *Cymbeline* zurückgeht, und auch hier scheint französische Vermittlung vorzuliegen. Durch das Medium des Lateinischen scheint dagegen 1531 eine Version von Boccaccios noch weit berühmterer Erzählung von *Titus und Gesippus* ihren Eingang in Sir Thomas Elyots *Gouvernour* gefunden zu haben.[1] Vielleicht schon eher (ca. 1520?) hatte durch lateinische Vermittlung William Walter den Stoff zu seinen poetischen Erzählungen *Guystarde and Sygysmonde* sowie *Tytus and Gesippus* erhalten.[2]

In den vierziger Jahren erfolgte dann endlich die erste Übersetzung einer Novelle direkt aus dem Italienischen, bezeichnenderweise durch einen Adligen aus der nächsten Umgebung des Königs. Der Adel hatte den englischen Prosaroman geschaffen. Bei fast jedem einzelnen Prosaroman Caxtons können wir verfolgen, wie es Adlige gewesen sind, die den zaghaften Biedermann zum Druck bestimmten. Hatte doch auch einer der Ihrigen, Thomas Malory, schon vor Caxton zum erstenmal einen Roman nicht nur übersetzt, sondern auch verfaſst. Diesmal haben wir den für die Zeit der Renaissance charakteristischen Fall, daſs der Übersetzer Henry Parker, Lord Morley (1476—1556)[3] in seiner Person den Adligen, den Diplomaten, den Hofmann, den Humanisten und den Schriftsteller vereinigt, eine Erscheinung, die wir eine Generation später in der Gestalt Philipp Sidneys vielfach potenziert wiederfinden. Morleys Tätigkeit als Schriftsteller ist vielseitig, aber wenig originell. Stets handelt es sich um Übersetzungen, die er bei Hofe anbringen kann, um Wiedergabe von römischen Klassikern, Humanisten, geistlichen Schriftstellern und italienischen Autoren. Besonderes Interesse verdient er allein dadurch, daſs er als einer der ersten modernen italienischen Schriftstellern Beachtung schenkte. Bereits 1537 machte er dem Minister Cromwell ein Exemplar von Machiavellis *Istorie fiorentine* und des *Principe* zum Geschenk. In späterer Zeit übersetzte er dann eine Anzahl lateinischer Prosaschriften von italienischen Humanisten, Sonette Maffeo Vegios, Boccaccios Schrift *De claris mulieribus* und gegen Schluſs seines Lebens Petrarcas *Trionfi*. Wie eine ganze Reihe anderer Gelehrter und Aristokraten seiner Zeit hat er nur in Ausnahmefällen für die Buchdruckerpresse gearbeitet. So ist uns die Mehrzahl seiner Werke in Manu-

[1] Vgl. auch Koeppel, *Italienische Novelle* p. 84.
[2] Über ihn *D. N. B.* [3] Über ihn *D. N. B.*

skripten, die von ihm selbst herrühren, zumeist Dedikationsexemplaren, erhalten. Das ist auch der Fall mit unserer Novelle, die sich heute in einem Sammelbande des British Museum, MS. Royal 18 A LXII, befindet und eine längere Widmung an König Heinrich VIII. enthält. Das Datum der Abfassung gewinnen wir aus einer Erwähnung des Prinzen Edward und Heinrichs Gemahlin Katharina im Vorwort. Da Prinz Edward 1537 geboren wurde, kann unter letzterer nur Catherine Howard oder Catherine Parr gemeint sein, von denen die erste 1540—42, die zweite 1543—47 Heinrichs Gemahlin gewesen war. Wahrscheinlich geht die Anspielung auf Catherine Parr, der *eruditissima Regina* Aschams, die im Rufe einer Förderin der Wissenschaften stand, und deren gutes Verhältnis zu ihrem Stiefsohn Edward allgemein bekannt war.

Während die Belesenheit Morleys sonst nichts Überraschendes aufweist, ist die Benutzung von Masuccios *Novellino* und die Übersetzung von dessen 49. Novelle etwas Ungewöhnliches. Blieb doch sonst, soviel wir wissen, Masuccio merkwürdigerweise den Engländern des 16. Jahrhunderts unbekannt.[1]

Offenbar waren es besondere politische Gründe, die Morley bestimmten, gerade diese 49. Novelle, eine der schönsten und dezentesten im *Novellino,* zu übersetzen und dem Könige zu widmen. Vor der Reformation wäre sie wohl wegen ihres Inhaltes in England kaum möglich gewesen. Kaiser Barbarossa will unerkannt eine Pilgerfahrt in das Heilige Land unternehmen, aber der Papst übt Verrat an ihm, indem er sein Bildnis an Sultan Saladin sendet, der ihn infolgedessen gefangennehmen läſst. Aber unter dem Eindruck der Persönlichkeit und der Worte des Kaisers will er ihn gegen ein Lösegeld von 500000 Dukaten freilassen, gestattet ihm, die Hostie, den Leib des Herrn, als einziges Pfand zurückzulassen, und schickt ihm, als das Geld richtig anlangt, dieses mitsamt dem Pfande zurück. Wie aus Morleys Vorrede hervorgeht, war es die verräterische Handlungsweise Alexanders IV. gegenüber Barbarossa, die ihm die Erzählung für seine Zwecke besonders geeignet erscheinen lieſs. Habe doch *Paule bysshope of Rome*[2] *with alle fraude possible* in gleicher Weise zu verschiedenen Malen die guten Absichten Heinrichs zu durchkreuzen versucht. Wir sehen, wie Morley sich damit als eifriger und loyaler Untertan seines Herrn zeigen will, der auf das strengste von den Katholiken die Verwerfung Roms und des Papstes, von den Protestanten die Wahrung der katholischen Lehre, insbeson-

[1] Vgl. aber auch über eine mögliche Benutzung im Drama Creizenach, *Das englische Drama im Zeitalter Shakespeares* (1909) p. 223.

[2] Seit der Reformation die gewöhnliche Bezeichnung für den Papst im Englischen.

dere der Sakramentslehre, verlangte, wie ja auf der einen Seite die Hinrichtung Thomas Morus', auf der anderen die Verbrennung zahlreicher Protestanten beweisen.

Eine gewandte Feder führt Morley auch hier noch nicht, wo wir ihn fast am Schlusse seiner literarischen Tätigkeit im Alter von annähernd siebzig Jahren vor uns sehen. Nicht nur ist der Stil seiner Einleitung, wo er ohne Vorlage schreibt, reizlos und schwerfällig, auch die Übertragung aus dem Italienischen ist weder geschickt noch wörtlich. Zwei Proben mögen zeigen, wie der Ausdruck des Originals im Englischen verbreitert und verwässert wird:[1]

[*Masuccio p. 508:*] El Soldano de tale virtù tirato gli lo remanda: raffermano tra loro amicizia: el Imperatore caccia el Papa de Roma.	[*fol. 4:*] The Souldane mouede of so vertuouse a deede | sent vnto Frederyke the money agayne | and so they fell together in frenshypp and amyte. The Emperour shortly after chasede the byssope of Rome oute of Rome.
[*p. 513:*] E ciò detto la sua medesima figura li dimostrò, e come e quale l'avea avuta, e quanto el Papa gli avea mandato a dire per farlo morire partitamente gli recontò.	[*fol. 8b:*] And this saynge . presentyd vnto hym hys oune pycture . and how and in what maner he had obteynede it. Declarede all vnto hym . that the pope as to a beaste redy to be sacrefyede and to be slayne had wroughte thys feate against hym.

Bei dem nachfolgenden Text habe ich Schreibweise und Interpunktion des Originals beibehalten. Nur die Eigennamen sind durchgehends groſs geschrieben und die Abkürzungen aufgelöst, aber durch Kursivdruck kenntlich gemacht.

Royal 18 A LXII.

[2] To the most high most myghty and most christen king . kinge Henry theight . by the grace of God . king of Englond Fraunce and Irelande . Defender of the faith and in erthe supreme hede . of the Churche of Englond and Ireland . your most humble subiecte Henry Parker knyght . lord Morley . desireth to your highnes p*er*petual honour . helthe . and victorye.

[3] Scenek wryteth in one of hys Epystles that he wrote to Lucilus (moste gratiouse and moste deare souereigne lorde) that faythe is the sure fundation of mans breste . And albe it that as sum dyuers clerkes wyll that he knew not the verei true faithe . but

[1] Masuccios *Novellino* zitiert nach der Ausgabe von Settembrini, der einen Text vom Jahre 1492 zugrunde legt.
[2] f. 1b. [3] f. 2.

as other philosophers that by na*tur*all reasone affyrmeth . that ther muste neades be one god that muste rule and gouerne all . Yet as I do suppose that he coulde not haue wryten so truly of faith oneles he had had sume perticuler knowlege of chrystes teachynge by saincte Paule . as the greate doctoure saincte Jherome affyrmeth . But lett it be so that he ment it nothynge to the faythe of god . but onely that faithe the whiche a man oughte to kepe one man to a nother . yet surely the sentence is worthy allwayes to be pryntede in our herttes . ffor who so euer he be poore or ryche that obserueth not hys faithe fyrste to hys superiour next to hys freandes and thyrdly and gen*er*ally to all men . What is he to be reputede but (as Isope saith [1] in hys fables) a verey fox that promyseth frenshyppe and loue to smale lytle beastes to noone other entent but for to deuoure theym (farre frome an honeste chrysten man so false a condicion) but if it be in a poore man so ascendynge vp to the greatest of all a vngoodely and vngodly wyse . What is it to be counted in a spyrytuall man that by faithe and by hys worde dothe consecrate in forme of breade the moste blessyd body of god . And not onely hymself to be vnfaithfull but further to goo aboute to deuoure and to murder the faithfull seruaunt of god as that false Antecriste Alexander the iiijth bysshope of Rome dyd as this lytle hystory declareth to the moste chrysten and moste noble Frederyke Barbarouse Emperour of Rome whiche saide hystory for asmuche as that youe my moste redoubted and moste graciouse Souereigne Lorde hathe bene in lyke factyon vnfaithefully vniustly and falsely by dyuers and sundry tymes by Paule bysshoppe of Rome with all fraude possible to [2] disturbe your moste godly and moste faithefull wayes . I thought is shulde not be vnpleasaunt to your highnes . yf so were that ye did votesafe to reede it to se the vngodly faction of the vngodly bysshoppe the true faithe of the goode Emperour the greate noblenes and liberalite of the Sarrasyn Souldan of Babylon declarede and tolde by Massuctyo Salerytano in hys Nouelles or tales whiche he wrote in the Italyan tonge so exellently well that I thynke in noo tongue it can or may be amendyde . Neuertheles as my poore lernynge is I haue translatyde the same (as your hyghnes may perceyue) into our naturall tonge whiche if in any poynte it dothe content you my moste christen souereigne Lorde . It shall not onely reioyce my verey hert . but further encourage me as my moste bounden duety requyreth to pray to Criste Jesu sende youe thys yere to cum and all your yeres after p*er*petuall helthe, vyctory and honour wyth your noble wyfe Quene Katheryn and that hope of this [3] youre realme to cum Prynce Edwarde your Sonne that after infynyte of yeres in thys worlde ye may cum to that kyngdome that euer shall endure. Amen.

---

[1] f. 2b. [2] f. 3. [3] f. 3b.

[1] The Argument of the hystory of Massuctio Zalarnytano translated into english with the rest of the hystory as ffolowythe.

Frederyke Barbarouse clothede and dis-guysed as a pylgryme went vnto the holy lande the bysshoppe of Rome hauynge knowlege therof made to be co*u*nterfetyd a pycture lyke vnto hym and sent the same vnto the Souldane whereby Frederyke was taken prysoner. The Souldane for hys raunsome demaundede ffyue hundrith thousande ducates . Frederyke left hym pledge for the money the body of our lorde and so returned home . and soone after sent vnto the Souldane the money that he promysede . The Souldane mouede of so vertuouse a deede sent vnto Frederyke the money agayne and so they fell together in frenshypp and amyte . The Emperour shortly after chasede the bysshoppe of Rome oute of Rome [2] to the exellent and noble lorde Marcus of Capia Erle of Palena.

The Prohyme of the Autor.

The more that the auncyent gestys by longe tyme be oute of reme*m*braunce frome vs my moste noble lorde the more the tellynge and declarynge of theim, that do here theym, oughte to seme the more straunge and pleasaunt as I doubte not but this history that foloweth shall do the whiche hystory I had many yeres past knowlege of it for that hauynge made the same with my rude *lett*res worthy of euerlastyng memory . it hath semyde to me goode aswell to the as for a new thynge . as also to theym that shall cum after . that they in examynynge all the p*ar*tes of it by it selfe and the hole together may with integrite of our immaculate faithe and the true beleue therof withoute any doubte confyrme theymself vnto the same.

[3] The narration.

Frederyke Barbarouse Emperour hauynge by greate deuotion vtterly determyned as a moste catholyke and moste christen prynce to vyset the holy sepulchre of hym that for the generall redemption of vs all wolde dye vppon the crosse of tree began as secretely as he coulde possible to put all thynges in a redynes for the same as one that wolde not be knowne to furnyshe so holy and blessyd a viage . But notwithstandynge he coulde not soo closly handle the mater but Alexandre the iiij[th] of that name then beynge the highe bishoppe of Rome and vicare of christe but that he knewe the Emperours intention . the whiche Alexander beynge hys peruerse and vtter ennemy purposede accordynge to hys vngraciouse nature settynge a parte the holy deuocion of the Emperour to make hym to be taken or slane by [4] the Ennemyes of chryste . And for to brynge it to a breue and a shorte conclusion hauynge with hym an

[1] f. 4. [2] f. 4b. [3] f. 5. [4] f. 5b.

exellent paynter to whome he promysede greate gyftes and rewarde pryuely to drawe the forme of the Emperour as nyghe as he coulde possible to hys naturall shappe . And that not longe tyme after obteynede . and in suche perfectyon that it semyde ther lackyde noo more but the lyuely spyryte by a pryuate chamberer of hys sende the pycture to the Souldan of Babylone . and gaue in charge what he had to do . and to saye for thaccomplyshment of hys euyll and detestable wyll . Whiche messenger takynge tyme conuenyent and by a secrete way came to the Souldan and beyng brought to hys presence sayde . Moste myghty prynce . Our moste holy ffather and Lorde the Pope hathe sent me vnto the to gyue the knowledge . notwithstandynge that thow arte fyrst and moste pryncypall Ennemye to the christen relygyone and faythe . of whiche faithe . he as successor to saynct Peter . is hede and guyde of that . the Emperour not contentyd [1] to haue occupyede the moste parte of the occydent gothe instantly aboute to occupy the oryent . and for that with certeyn confederate with hym dothe entende to occupy the holy lande . And thys dothe not he by any deuotione as a true banner berer of Chryste but a cursede and a detestable tyraunte rauenouse and ambicyouse to haue other mens goodes and by batell to suppeditate and spoyle aswell the as all thy famylye . and to make hym generall lorde of all . And albeit that he hathe bene dyuers tymes of thys admonyshede by oure saide holy ffather . And he for that hathe had noone other aunswer but ffables and glosynges and and [*sic*] noone aunswer to effecte . Now by a new crafty maner he serchyth away to fullfyll hys vnsacyable desyre for he maketh greate preparation hymselfe with other christen men supposynge that noo man can gyue hym p*ar*fyte knowlege of thy countrey . He hathe now taken hys vyage secretely with twayne of hys preuy chambre in the habyte of a pylgryme to cum to thiefe thy partys . and is now well entrede on the way . soo that ryght shortly he shall haue furnysshed [2] hys desyre . For whiche cause not onely hys holynes wolde gyue the knowledge of thys to thentent that thow mayste wysely prouyde for it but further hathe sent by me vnto the hys pycture drawne vnto the naturall forme of hym with whiche saide pycture wysely workinge . where as he hathe to passe and diligently lokynge on theym that dothe passe thow mayste safely take hym . And thus sayng gaue vnto the Souldan the sayde pycture into hys handes . The Souldan whiche was a muche wyse and prudent prynce Notwithstandynge that he well noted aswell the bysshoppe that sent thenbassytour as he dyd hym that was thenbassytour . And after that he had verey gently receyuyde hym and geuen the Pope infynyte of thankes with large rewardes to the messenger and lycence to departe Yet to hymself he iudgede it to be a moste vngracyouse

[1] f. 6. [2] f. 6b.

generation of suche clerkes conformyng to that whiche many dayes past . he had herde that he that toke vppon hym to be the hyghe shepeherde with the moste parte of hys consystory not onely were with pryde Couetouse ande lechery abhomynably defylede . but ouer and besydes wyth all [1] other forboden vyces abhomynable and oute of mesure pollutede . neuertheles gyuynge to the Imbassytours greate faithe and credyte . And considerynge by the factyon of the pycture that the Emperour semyde by that to be noo smale man of grauyte . not onely with zeleryte and greate wyse ordre sett in redynes how that craftely the emp*er*our myght be taken but also to gyue noo space of lett therto . caused a greate parte of hys pagane power . and with hys infynyte threasure waygynge theym for to be in redynes to prepare defense agaynste soo greate hurte as myght happen vnto hym by soo greate an ennemy . as Frederyke was . Now the Emperour whiche hade the moste parte of hys busynes made redy . when he sawe tyme conuenyent with too of hys chambreleyns arrayede after oone maner entrede onwarde on the Journey that he ententyd to goo . and after muche trauell . werynes and payne suffred in hys vyage as well by water as by lande arryuyde at the same place wher as hys Ennemyes with noo smale diligence waytyde [2] for hym . whiche by the naturall example of the picture furthewyth was knowne and with sobere and honest maner taken and brought to the presens of the Souldan.

The whiche Souldan how gladde he was . and not withoute goode reason of hys takynge . euery man may soone Judge it . And albe it . that at the fyrst . he handled hym with sum roughnes and hard factyon yet to hym selfe meruelynge he iudged suche a prynce to be of god and of fortune endewede with muche noblenes and to be of more auctoryte . Then he thought he had bene in deede . And so makynge hym with wyse sage men to be kepte in hys palace and with honour and dilige*n*s to be seruede When it semyde to hym goode he caused hym to cum vnto hym and gentely desyred to knowe the cause of hys comynge thyther . To the whiche the Emperour not affrayde but lyke a valyaunt man aunswerede to the Souldan In this wyse . Syr . sayde he . I haue in tymes past in vayne pompes and delytes and in the flaterynge prayses of men consumed the [3] moste parte of my dayes . Wherefore I determynede for my soulle helth towardes god to make satisfaction for it . And that by thys meanes . with soo many peryles and paynes to cum to vysyte the lytle house where the son of god generall redemptor of the wo*r*lde after that he was slayne by the Jewes . a litle smale tyme dyd repose in . And albe it that thys laudable desyre dothe turne and chaunge to contrary effecte Yet neuertheles I am not nor neuer shalbe sory for it . All thoughe I shuld not suffre oone deathe but a thowsande

[1] f. 7. [2] f. 7b. [3] f. 8.

deathes for hym that suffrede payne and passyon for me. Whereby that I myght in parte sumwhat satysfye to hym for myne offensys. The Souldan myght well perceyue by the iudgement of hys presens and by hys wordes not to be deceyuyde by opynyon but geuynge more and more credyte to hys wyse and reasonable speche then he did to the vngracyouse information of the Pope procedynge of a cruell and pestiferouse malyce. Sodeynly there fell in hys mynde to shewe in thys matere sum parte [1] of hys magnifycens. and turnynge hymself ioyfully to the Emperour sayde. The greate God that all may and knoweth is my wytnes that I hauynge knowlege by verey true fame of thy greate vertue constrayned me in parte to loue the. And surely yf that to haue passed hether. thow woldest haue demaunded surety of me for it. thow shuldest haue had it with honourable receyuynge as to the dignite it apperteyneth. but neuertheles seynge that thow art thus cum perauenture by dyspositione of heuen it pleaseth me to make the to vnderstande more benyngnite in me thyne ennemye then the heade of thy religyone beleuyde thow shuldest haue. And thys saynge. presentyd vnto hym hys oune pycture. and how and in what maner he had obteynede it. declarede all vnto hym that the Pope as to a beaste redy to be sacrefyede and to be slayne had wroughte thys feate against hym. and though says he that thow art now in my powere to do with [2] the what my pleasure is yet I wyll not alonely geue the thy lyfe but also thy lyberty. but for asmuch as that I haue spent a greate threasure in preparynge of my countrey agaynst the whiche was informyd to me that thow woldest inuade it I am determyned with myself that for recompense thow shalte pay for thy rounsome ffyue hundrith thowsand ducates the whiche money hyther comen and payde thow shalt not onely haue libertye to departe. but I also shall soo prouyde that thow shalte safe and sounde be conductede home to thy house. The Emperour thys herynge stode styll meruelynge oute of mesure of the wretchednes of the vngratious Pope rather to be named a precursor of antechryste then otherwyse. Neuertheles so muche gladnes had he of the vertue of the Souldan whiche he thought litle to haue founde in hym that the euyll deede turnyde hys harte vnto gladnes. that for so litle money he myght be at hys lybertie agayne. and after that he had geuen to the Souldan for his humanyte [3] infynyte of thankes and co*m*mynede of the wofull and lecherouse lyues of the Bysshops of Rome and hys Cardynalls whiche frome the offyces of shepeherdes became to be cruell wolfes. sayde vnto hym. Moste vertuouse prynce. albe it that thys money that thowe doste demaunde for my raunsome I do lytle or nothyng esteme it. Neuertheles I beynge here do not knowe by whiche wayes I may haue it broughte hyther for this cause that vnnethe newes shalbe knowne

[1] f. 8b. [2] f. 9. [3] f. 9b.

in christendom but that with the counsell of the Fope feynynge hys myscheuouse malyce to procede of charyte shall ryse of thys my deede suche murmur thorow Italy . And ells where . that within a shorte space . my threasure shalbe in myne ennemyes handes occupyede . and so at a tryce aswell thy purpose as my true entension may be troublede and cum to noo good effecte . I then now beynge with the as a pryuate persone and in captyuyte . Pray the by thy greate vertue to me thus begun to thy greate honour with thys gentle prouysion to [1] helpe it . and ouer and besydes my faithe whiche I shall geue the to pay this money I shall leaue with the in pledge a moche greater lorde than I am myselfe . That is to say . the body of my most gratiouse lorde Christe Jesu . by the whiche body I swere vnto the . that withyn a shorte space I shall holy sende vnto the the debte that I haue promysed . and thynke myself and all myne perpetually bounde to the for the same . Now to the hert of the Souldan entrede the true and vnfeynede reasones of the Emperour but he mervelede muche y[t] the christen prynce dyd exteme so muche a lytle hoste made of the nature of whete and by the wordes of the priste made the perfyte body of god the whiche was of suche force at that tyme in his thought that for the money the emperour promysed he was verey well contentyd to take that same in pledge . not for the couetouse of the money . but onely for to se the faithe of the chrysten prynce and [2] shortly aunswerde to hym that he was veary vell contentyd to fulfyll hys request and desyre . And as he had demaundyd so forthwythe to haue it done And withoute longe delay . a religyon man of the ordre of ffrears mynours in presens of thei*m* bothe the sayde freare accordynge to the ceremonyes of the holy masse dyd consecrate the body of Chryste . and that same put withyn a delycate tabernacle or pyx . and wyth greate reuerence and deuote teares of the moste christen Emperour delyuerede vnto the Souldan and thus ratefyede the promysse that he made . Withyn feue dayes after as secretely as he coulde retournyde vnto hys domynyon . and ther remembrynge the hyghe benefyte shewede to hym by the Souldan with greate celeryte put in ordre to arme certeyn galies and they well furnyshede made to entre to theym an honourable enbasset with one of hys deuoute chapleyns with the CCCCC m[l] ducates of newe money and of a newe stampe [3] whiche sayde enbasset in processe of tyme arryuyde in Alexandria and brought to the presens of the Souldan . prayde hym that the pledge that he had recyuede he wolde rendre it to theym agayne . and take hys money therfore . The Souldan that gladly receyuede the enbassytours and wythyn hymself notynge the faithefull dealynge of the Emperour and commendynge hym muche therfore . made incontynent the tabernacle with the body of Chryste to be brought . whiche of the sayde

[1] f. 10. [2] f. 10 b. [3] f. 11.

chapleyn with greate reuerence was receyuede . and in the presens of the Souldan and of hys mammalukes the priste saynge a deuote masse communycate and vsed the same . For whiche cause the Souldan beynge astonyde and meruelynge muche more then he dyd before . sayde that ther restyde not in the wourlde suche a man as the Emperour was hys newe obteynede freande . and for that not onely iudgede the faythe of Christ to be of greate auctoryte . but also the honour of the Emperour to be for euer exaltede . that for so smale a pece of breade as he dyd exteme it receyuede and vsede by his chapleyn [1] he wolde pay so greate a summe for it . and turnynge hymselfe to thenbassytours sayde god forbyde that any summe of money or threasure shulde corrupte me to fyle or breake any parte of ffrenshypp beynge betwyxte your lorde and me . And therfore the money euen as youe brought it to me so take it with youe agayne and with harty recommendation . say vnto hym That for asmuche as hys greate vertue dothe possesse my soulle I wyll that of me and of asmuche as is myne he occupye it and vse it as hys oune . And besydes thys I not hauing with me so worthy a pledge as he for the obseruynge of hys promys left with me yet suche a pledge as I haue for the conseruation of our perpetuall amyte I shall sende vnto hym as to that prynce that may be called the onely example of vertue to lerne so worthy and laudable customes as is in hym . And when he hathe well instructe hym . that it may please hym to sende hym to me agayne And thys saynge makynge to be brought of hys moste dearest and best beloued Jewelles [2] with the money restoryde and hys deare belouyde eldest Sonne and heyre sent it all vnto the Emperour whiche sayde Sonne was receyuyde of the Emperour with greate reuerence and honour kept hym aboute hym a three yeres noo notherwyse then he dyd hys oune naturall chylde and after that he had caused hym to be well instructed in goode lettres and in many other commendable vertues sent hym with greate gyftes and rewardes to hys ffather agayne And thys done as he had wel quyt and rewardyd the gentlenes shewede to hym by the Souldan . So in lykewyse he wolde not but quyte the cursede arte of the vngratiouse Pope wherfore assemblynge together a greate power of men and money not for noo vengeaunce but for a chastisynge and perpetuall memorye of so pestyferouse a prelate and so abhomynable a treason . not onely draue the bysshope oute of Rome with shame ynoughe . but also as a vyle pryste put hym in the hospitall of Sene where in moste mysery miserably he endyd hys dayes.

[3] The conclusyon of Massuctyo of this tale.

For asmuche as neyther with pen wrytynge nor with tunge spekynge can be suffycyently blamed the vngratiouse dealynge of

[1] f. 11b. [2] f. 12. [3] f. 12b.

thys cursed Pope . How muche the euyll and reprobate lyfe of theym that in thies dayes be and haue bene euery day by open testymony . it is well seene and perceyued I entende therfore aswell of the olde as of the newe for to holde my peax thynkynge it with myself that it shalbe but waste laboure to shewe y[t] whiche fewe or noone of the vnyuersall or vnknowing of . And therfore puttynge in thys withyn myselfe perpetuall scylence I wyll speke noo more not onely of theyr moste cursed and moste detestable vyces openly and preuely perpetrate and doone of theyr offyces benefyces bysshoprykes and greene hattes [1] by exchaunge sellynge theym oone with the other after the deathe of theym that had theym, but also of the prynce of sayncte Peter . what fraude and greate deceyte hathe bene emongst theym in obteyning of it I wyll say nothynge therof for which vngracius maners because ther cumethe now at thys tyme no nother thynge in me but as an vnworthy christen man to pray contynually the highe maiestye of God that he do not regarde their waste and abhomynable lyfe of suche shepeherdes but to the true fyrme beleue of the poore sely flocke of Chryste and theyr symple prayer with the integryte and perfyte beleue of Chryste conferrede with the vertue of the more Souldan and of the moste christen and catholyke Emperour may take example of theyr iuste and feythfull wourkes . whereby we worthely may communycate the holy and moste blessyde sacrament of the aulter to oure saluation . Amen.

[1] f. 13.

Marburg i. H. **Friedrich Brie.**

Zum Einfluſs des Erasmus auf die englische Literatur.

I.

Der Einfluſs des Erasmus auf die europäische Literatur war gewaltig und ist noch lange nicht genügend erforscht worden. Da, wo man bisher oft eine direkte Einwirkung des klassischen Altertums angenommen hat, sieht man sich jetzt, bei näherer Untersuchung, gezwungen, den groſsen Rotterdamer Humanisten als den Vermittler antiken Schrifttums, antiker Gedanken, Apophthegmen und Anekdoten, kurzum als den Born zu bezeichnen, aus dem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts reichlich schöpften. Daſs er in allen Ländern Muster und Vorbild und fleiſsig benutzte Quelle der Humanisten war, und daſs Germanen und Romanen in seiner Benutzung wetteiferten, ist bekannt genug. Minder bekannt ist es aber, wie bedeutend sein Einfluſs auf die Dichter und Schriftsteller in den Vulgärsprachen war. Es gibt in Europa kein Land, wo sich die Spuren Erasmischen Geistes nicht deutlich erkennen lassen; zu den Ländern, wo Erasmus auf die Vulgärsprache und -literatur nachhaltig einwirkte, müssen wir England zählen. Es ist daher zu begrüſsen, daſs ein junger strebsamer Gelehrter, H. de Vocht, sich den Einfluſs des Erasmus auf England zum Gegenstand siner Studie gewählt und uns zunächst den ersten Teil seiner Darlegungen, welche den Einfluſs des Erasmus auf die sogenannten Shakespeare-Jestbooks und auf John Lyly behandeln, vorlegte.[1]

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daſs ich noch vor dem Erscheinen des I. Teils seiner Arbeit eine seit Jahren im Konzept fertige Untersuchung über die Quellen der *Shakespeare jestbooks,* d. h. vorerst die über die Quellen der *Merry tales wittie questions and quicke answeres,*[2] dem Druck übergab, die sich in einem Teile mit seiner Arbeit berührt. Unter den Quellen des Schwankbuchs nehmen die Werke des Erasmus einen hervorragenden Platz ein, und so trafen wir in einer Reihe von Angaben zusammen. Alle von H. de Vocht gemachten Angaben finden sich auch bei mir. Dem flämischen Gelehrten sind aber mehrere Quellen entgangen, und in einem Falle ist seine Angabe zu berichtigen.

[1] *De invloed van Erasmus op de Engelsche Tooneelliteratuur der XVIe en XVIIe eeuwen,* door H. de Vocht Dr. phil. Lovan. Erste Deel: Shakespeare Jest-Books — Lyly. Gent, A. Siffer, 1908.

[2] *Anglia* Band 31, S. 453—520.

Entgangen ist ihm, daſs des Erasmus *Ecclesiastes siue de ratione concionandi* (gedr. August 1535) noch Quelle von sechs Schwänken war.

Ferner hat er nicht erwogen, ob der unbekannte Verfasser des Schwankbuches nicht Mittelquellen gehabt hat, da die von ihm übernommenen Erzählungen auch sonst, so z. B. in den lateinischen *Sermones convivales* des J. Gast und vielleicht auch in englischen Übersetzungen des Erasmus vorkommen (cf. meine Darlegungen *Anglia* 31 S. 518 f.): Möglichkeiten, die nicht von der Hand zu weisen sind, nachdem der Schwanksammler einerseits andere deutsche Humanisten, anderseits auch sonst englische Vorlagen hatte.

Bei Nr. 115 *Of the nunne forced that durst not crie* (S. 129) gab H. de Vocht an (S. 44), der Schwank sei dem Colloquium Ἰχθυοφαγία entlehnt. Er bemerkt: 'Het laconische van Erasmus' stijl werd uitgebreid en uitgerafeld; nieuwe details kwamen er niet bij; integendeel viel de geestige zinspeling op de rechtstermen dier dagen bij de bemerking weg.' H. de Vocht irrt sich, der Engländer benutzte nicht die kurze Version in des Erasmus *Colloquia*, sondern eine längere in *Ecclesiastes* (Ausg. Lugd. 1543) S. 212), und zwar fast wörtlich; man vergleiche:

Coll.		
Virginem sacram oppreſſerat adolescens: uteri tumor arguit factum, conuocatus eſt virginum chorus, præsedit Abatiſſa. Accuſata eſt. Inficiali ſtatui non erat locus. Argumentum erat neceſſarium. Confugit ad ſtatum qualitatis, niſi mauis translationis. Oppreſſa sum a valentiore. Ad ſaltem exclamaſſes. Feciſſem, inquit, sed in dormitorio nefas eſt ſoluere ſilentium.	Nonna quædam uteri tumore prodita eſt, habuiſſe rem cum viro. Conuocato uirginum cotu ſeueriter obiurgata eſt a præpoſita quam Abbatiſſam uocāt, quod ad eum modum deſhoneſtaſſet ſanctum collegium. Illa excuſat uim, iuuenis, inquiens, uenit in cubiculum meum, me robuſtior, cui fruſtra fuiſſem reluctata. Porro uis non imputatur pro crimine. Tum præpoſita: Excuſari poteras ſi clamaſſes, quemadmodum admonet ſcriptura. Hic uirgo: Id quidem feciſſem, ſed res acta eſt in dormitorio, ubi ſoluere ſilentium erat religio.	A certayne Nunne with swellyng of hir bealie was bewrayed to haue companied with a man. And beyng called before the couente, was righte sharpely rebuked of the Abbeſſe, for puttinge of their houſe to so great a shame. She, to excuſe hir-selfe, sayde, she was forced by a yonge man, that came into hir bedde chaumbre, agaynst whom (beynge stronger than she) it was in vain for hir to striue, and force coulde not be imputed to hir for a cryme. Then sayde the Abbesse: thou moughtest haue bene held excuſed, if thou haddest cryed. The Nunne sayd: so woulde I haue doone, had it not beene in our Dortour, where to crye is contrary to ou Religion.

Diese Nebeneinanderstellungen sprechen deutlich. Die *Mery tales* hatten nur *Ecclesiastes* zur Vorlage,[1] und die Bemerkungen H. de Vochts sind hinfällig.

Auf die gleiche Quelle geht auch Schwank 119 (S. 132) zurück, welcher die Aufschrift führt:

Of the fryer that praysed sainct Frauncis.

Die nachstehenden beiden Texte lassen hierüber keinen Zweifel:

Erasmus' *Eccles.:*

Accidit ut dum Eccleſiaſtes D. Franciſcū ad omnes cœleſtis hierarchiæ ordines deduceret, confeſſores, doctores, uirgines, martyres, prophetas maiorem Ioannem Baptiſtam, deniq; ad ipſos ſeraphicos ſpiritus, atq; ille ubiq; audiret, Aſcende ſuperius: uentum ſit deniq; ad ſacratiſsimam Virginem quæ filio aſsidet dextra: et hic audiuit, Aſcende ſuperius . quum nihil ſupereſſet, niſi filius dei, non auſus eſt uir prius Chriſtum è ſuo throno depellere, et tamen clamabat, nondum eſſe repertum locum illo dignum. Hic quum hæreret laudator, et ſubinde rogaret, ubi collocabimus patrem noſtrum, quidam è turba moroſior, si deeſt, inquit, locus, colloca illum in locum meum: ſimulq; abijt é concione.

Merry tales:

A Fryer, preachyng to the people, extolled saynct Frauncis aboue confessors, doctours, vyrgins, martyrs, prophetes, yea, and aboue one more than prophetes, John the Baptist and finally aboue the Seraphicall order of angels; and stil he sayd: yet let vs goe higher. So whan he could goe no further, excepte he shoulde put Christe out of hys place, whiche the good man was halfe afrayed to do, hee sayd aloude: and yet we haue founde no fit place for hym. And staying a lyttell whyle, hee cryed out at laste, sayinge: Where shall we place this holy father? A frowarde felowe, standyng among the audeynce, saide: if thou canst find none other, than set him here in my place: for I am weary. And so went his way.

Die gleiche Erzählung wörtlich aus *Ecclesiastes* entnommen findet sich auch bei Gasts *Sermones Convivales* (Bd. I, S. 197). Eine Entscheidung, ob Erasmus oder Gast vom Engländer benutzt worden, ist schwer zu treffen.

Beim nächsten, beim 120. Schwank, der die Aufschrift hat: *Of hym that warned his wife of wasshynge her face in foule puddell water,* ist gleichfalls *Ecclesiastes,* sei es direkt, sei es indirekt benutzt, wie aus den nachfolgenden Zusammenstellungen zu ersehen ist:

Eccles. S. 211:

Maritus quidam ruri uiuens, peregrè abiturus mandauit uxori, ipſo abſente curaret, ut reuerſus domum omnia reperiret ex animi ſententia. Tum illa, mi uir, manda quicquid

Merry tales S. 132:

A Man dwellyng in the countrey, takynge his iourney, bad hys wife in his absence playe the good husewyfe, that he at his home comyng might finde all thynges well. Swete

[1] D. h. vorausgesetzt, daſs nicht Gasts *Convivales sermones* I 194, welche die Erzählung wörtlich Erasmus entnehmen, Vorlage waren. Eine Entscheidung ist unmöglich, weil die Texte keine Verschiedenheiten aufweisen.

uoles, ſenties uxorem morigeram in omnibus. Hic uir, Nihil, inquit, praeſcribo, mea lux, niſi unum quiddam, idq́; factu facilimum. Quod nam? Ne unquam abluas faciem ex hac aqua, ostendens lacunulam in fimario, aquae tetrae maleq́; olentis. Abſente marito, quoties muliercula praeteribat, ſolicitabat animum illius admiratio, quam ob cauſam hoc unum diligenter uetuiſſet maritus. Neq; enim aliud ſibi persuadere potuit, quàm aliquid eſſe rei ſeriae. Quid multis? uicit tentatio, lauit, hoc eſt, contaminauit faciem: cōſuluit ſpeculum, diſplicuit ſibi, et foetorem atq; tincturā uix diebus aliquot potuit eluere. Maritus reuerſus reperit uxorem ſubtriſtem, et iratae ſimilem. Rogat, ecquid mali? Illa tandem non continens ſtomachum expoſtulat, quod de aqua monuerat, et narrat euentum. Quid igitur? lauiſti? Atqui ob iſthuc ipſum uetueram ne lauares, ne tibi quod euenit, eueniret.

husbande (quoth she), commaunde what ye wyll, and you shall fynde me obedyense in al thynges. Dere heart (sayd he), I wil you no more but this one thynge, whiche is easye ynough to do. What is that (quoth she)? That you wasshe not your face wyth this water, shewing hir a puddell in a donghill, foule blacke, and stinkynge. As oft as she in his absence went by that puddell, hir mynde was meruallously moued, for what cause hir husebande so diligently warned hir of that thynge onely. Nor shee coulde not perswade hir selfe, but that there was some great thynge in it. To be brefe, it tempted hir so, that she wasshed, that is, she defiled hir face. She loked in the glasse, and was greatly displeased with hir self. Yea, and it was foure or fyue daies after, er shee coulde wasshe out the stynke and steinyng. Whan the goode manne came home, hee found his wyfe very pensife and loking angerly. What is the matter (quoth he)? Shee at laste coulde not forbeare, but blamed him for warnyng hir to wasshe in that water, and shewed hym what had chaunced. Why wasshed you in it (quoth he)? I gaue you warnynge, that you shoulde not wasshe therein, to the intente this harme shoulde haue not happened.

By thys tale ye may perceyue, that the more yee forbydde some women a thynge, the greater desyre they haue to do it.

Auch diesen Schwank findet man bei Gast, *Convivales Sermones* (tomus I, S. 51 f.), unter dem Titel *Concionatoris fabula paſchalis.*

Auch beim folgenden Schwank, dem der Engländer die Aufschrift gab: *Of the husbandman that caused the iudge to geve sentence agaynste him self* (S. 134), war *Ecclesiastes* (S. 358) die Vorlage; man vergleiche:

Simile quiddam narratur accidiſſe apud Zelandos. Taurus praetoris occiderat uaccam rustici cuiuſdam. Is adijt praetorē: ac precatus pauca dicendi ueniam, ea permiſſa dixit, Meus taurus tranſilijt foſſas, et occidit uaccā tuam, quid iuris? Praetor nihil metuēs inſidiarū, Solues, inquit, hoc ius eſt. Mox ruſticus: Domine praetor, licet'ne pauca? (nam illic mulcta praeſto eſt, ſi quis in iudicio loquatur, non praefatus ueniam. Id factum eſt; ne ex multiloquio, uel rixa naſcatur, uel tēpus ſuperuacuis teratur.) Conceſſa igitur dicendi uenia, Lapſus ſum, inquit, lingua:

An husbandman in Zeland came before the chiefe ruler of the countrey (whose bull had kyld the poore mans cow) and after he had leaue to speake, hee sayde: my bull leapyng ouer the dyche hath kyld your cow; what is the law? The ruler, mistrustyng no deceit, answered: thou muste paie for hir. Than with licence the poore man sayd: Sir, I failled in my tale: your bull hath kyld my cow. The

uolebam dicere, Tuus taurus occidit uaccam meam. Hic praetor commotior, Isthaec, inquit, alia res eſt. Tum ruſticus impetrata dicendi uenia, Imò, inquit, eadem res eſt, et rectè pronuntiasti.

ruler, beyng a little amoued, sayde: this is another matter. The poor man sayd: Verely it is all one thyng: and you haue truely iudged.

Die gleiche Anekdote, der gleichen Quelle (Erasmus) entlehnt, erzählt auch Cognatus in der *Sylva narrationum* (Ausg. Genevae 1552) S. 11 (*De praetore quodam qui contra se litem dedit*), aber der Engländer steht ihm ferner. Über das Fortleben der Schnurre bis in die neue Zeit vgl. meinen Artikel in der *Ztschr. des Vereins für Volkskunde* 1908, S. 447 f.

Zwei Schwänke, welche den Prediger Robertus Liciencis zum Helden haben, erzählen Nr. 122 und 140. Da sie bei Erasmus (*Eccles.*) und Gast (*Conv. serm.*) an einer und derselben Stelle, aber in umgekehrter Reihenfolge mitgeteilt werden, so hebe ich hier mit Nr. 140 an, welche bei dem Engländer betitelt ist: *What an Italyan fryer dyd in his preaching.*

Erasmus (Ausg. 1543) S. 437:

Improbius eſt quod narrant de Roberto Licenſi, qui magna dictionis uehementia principes ac populum adhortatus aduerſus Turcas alios'q; Christiani nominis hostes, ubi ad ſumum impetum efferbuiſſet oratio, deplorare coepit, quòd nulli ſe ad rem tam piam duces offerent. Si iſthuc, inquit, obſtat, ecce me, qui nihil uerebor hāc Franciſci uestem abijcere, et uel militem, uel ducem uobis exhibere. Simul'q; cum dicto, ſummam ueſtem abiecit, intus planè miles erat, byſſino ſago, accinctus praelongo gladio. Hoc habitu dimidium horae ſub perſona ducis concionatus eſt. Accitus à Cardinalibus, quibus cum habebat familiaritatem, quid hoc eſſet noui exempli, reſpondit id eſſe factum in gratiam amicae, quae familiariter fuerat cōfeſſa, nihil in Roberto diſplicere, praeter ueſtem fraternam. Tum ille. In quo cultu ſum tibi totus placiturus? In militari, inquit. Cras igitur fac adſis in concione.

Merry tales 140 (S. 155):

Robert Lyciense, a fryer of Italye (of whome we spake before), preachyng on a tyme with great vehemencye of wordes and gesture, exhorted the prynces and people to make warre agaynste the Turkes and other enemies of chrystendome: and whan he came to the very effect, and [was] moste hotte and earnest in his tale, he began to wepe, that there were none, that wold to so godly a purpose offer them selfe to be capitains. If this be the let of the mattier, beholde me here, whiche will be nothynge abasshed to cast aside this grey friers coate, and to take vpon mee to be a souldiour, or your capitaine. And euen with that woorde he caste of his vpper coate; and vnderneth he was a playne souldiour, arraied in a skarlet cloke, and a long rapier hangeyng by his side. And in this warlyke apparell, in the personage of a Capitain, he stode and preached halfe an houre. Being sente for of the Cardinals with whom he was familiar, hee was asked what what was the pretence of that new example. He answered, that he did it for his wenches pleasure, who familiarly confessed that nothynge in the sayd Robert displeased hir, saue his friers coate. Then saide he to hir: In what apparell shal I best plese you? In a man of warres, quoth shee? Than se that you be at my sermon to morow, quoth he.

Die Anekdote findet sich bei Gast, *Convivales sermones* I, 58 (*De concionatoribus* I).

Der Titel des zweiten Schwankes lautet beim Engländer: *Of the Italyan friar that should preach before the B. of Rome and his cardinals.*

Erasmus, *Eccl.* (S. 488):

Simile nouitate fertur Cardinalibus ac ſumo pontifici exprobraſſe fastũ ac delicias. Erat apud illos dicturus, quos quũ uideret ſtrepitu plus quàm regio ingredi, deniq; et põtificem geſtari hexaphoro, et ab omnibus adorari, ubi tandẽ cõſediſſent, iam'q; expectaretur uox hominis, is nihil aliud proloquutus, phy ſanctum Petrũ, phy ſanctũ Paulum, ſubinde cum execrantis uoce expuens, nunc in dextr̃, nunc in ſiniſtrũ, nec aliud addens è medio proripuit ſeſe, relinquens omneis uttonitos, alijs ſuſpicãtibus eum eſſe uerſum in furorẽ, alijs dubitantibus num in haereſin quampiam, aut Judaiſmum Paganiſmúmue prolapſus in eas blaſphemias erupiſſet. Quum'q; ageretur de homine conijciendo in uincula, Cardinalis quidam qui proprius nouerat eius ingenium, atque etiam amabat, perſuaſit ut prius ad pontificẽ euocaretur, paucis'q; Cardinalibus testibus audiretur. Rogatus quomodo in tam horrendas blaſphemias erupiſſet, reſpõdit ſibi longe aliud argumẽtum fuiſſe praeparatũ, et paucis ſumam orationis expoſuit. Caeterum ubi ſpectarem, inquit, uos tanto ſtrepitu tantis'q; in delicijs uiuere, ſimul'q; reputarem quàm humilem, laborioſam et inamœnam uitam egerint Apostoli, quorum uices geritis, colligebam aut illos fuiſſe dementes, qui tam ſpinoſo itinere contenderint in coelum, aut uos rectà ad inferos proficiſci. Sed de uobis qui tenetis claues regni cœlorum, nihil malae ſuſpicionis in animum inducere potui.

Merry tales 122 (S. 134):

A Famous frier in Italye, called Robert Liciens appoincted to preache before the bishop of Rome and his cardynals beinge in the pulpit, and beholdyng the bishop and his cardinals, enter into the churche with so great pompe, noise, and rufflyng, that no king vse[d] the lyke, and seyng the bishop borne by vi men, and beynge at great leysure set downe, and harkenyng what he would saye, he sayd nought elles but this: Phy on S. Peter! phy on S. Paule! and with rauyng he spit now on the ryght side, and nowe on the left syde: and so, without more ado, shouyng through the preace, gat hym awaie, leauyng them all astonied: some thynkyng hym to bee fallen into a furie: other supposyng him to bee fallen into some heresy, Iewishe or Paganise belefe, that he so burst out intoo suche blasphemies. And whan it was consulted to laie hym in prison, a cardinall, who knewe his wytte, and loued hym, perswaded, that he shoulde fyrste be called before the bishop and certayne cardinals, to here what he would saye. And so beyng inquired, why hee burste out into so horrible blasphemies, he answered, that he had appointed a farre other argument: and in fewe woordes declared the whole summe of hys sermon. But whan I (sayde he) sawe you lyue so pompously, and in so great delites and pleasures: and on th' other side consydered, howe homely, howe peyneful, and how harde a lyfe the Apostles ledde, whose places you supplie, I gathered, that eyther they were mad, that by so sharpe a waye contended to come to heauen, or els that you holde the streight way to hell. But of you that beare the keyes of heauen, I could not perswade my self to deeme euill. Than what els could I do, but detest theyr foolyshnes whiche, whan thei might after this facion haue liued gloriously in all welth and pleasure, wold rather all their life turment them selfes with watchynges, fastynges and other peynfull labours?

Supererat, ut illorum ſtultitiam deteſtarer, qui, quum licuiſſet ad istum modum ſplendidè ſuauiter'q; uiuere, maluerint per omnem uitam ieiunijs, uigilijs ac laboribus diſcruciari.

Die Benutzung des Erasmus in allen diesen Fällen ist, wie man sieht, eine nahezu wörtliche. Der unbekannte Verfasser zeigt keinerlei Selbständigkeit in der Behandlung der Schwänke, aber er übersetzt, zumal für jene Zeit, mit anerkennenswerter Gewandtheit.

II.

Sehr kurz hat H. de Vocht den Einfluſs des Erasmus auf die übrigen Schwankbücher Old Englands abgefertigt. Er zieht nur *Scogin's jests, Jack of Dover, Pasquil jests* und die *Pleasant conceits of old Hobson* heran, um bei jedem ein paar Nummern als von Erasmus beeinfluſst zu bezeichnen. Er hätte aber selbst diese wenigen Seiten (S. 80—91) ganz sparen können, denn nicht ein einziges dieser Schwankbücher geht direkt auf Erasmus zurück, und die von H. de Vocht angeführten vermeintlichen Übereinstimmungen gehen entweder auf eine Mittelquelle, und zwar vorzugsweise auf die *Merry tales, wittie questions and quicke answeres,* zurück, oder sie betreffen weitverbreitetes Schwankmaterial, wo der Nachweis einer bestimmten Quelle schwer oder gar unmöglich ist.

So folgt z. B. der Schwank *How Scogin drew out an old woman's tooth* durchaus nicht Erasmus, auch nicht den *Merry tales,* sondern einer ganz anderen Quelle, auf die ich in meiner Arbeit *Über die Quellen der englischen Schwankbücher* zurückkommen werde. Jack of Dover's *The foole of Lincolne* geht gleichfalls nicht auf Erasmus, sondern direkt auf *Merry tales* Nr. 79 zurück, während *The foole of Winchester* zum Teil auf *Merry tales,* zum Teil auf irgendeine andere englische Version — der Stoff ist weitverbreitet —, aber keinesfalls auf Erasmus zurückzuleiten ist. Ähnlich verhält es sich mit den von H. de Vocht aus den *Pasquil jests* und den *Pleasants conceits of old Hobson* gebrachten Schwänken, bei denen, wie ich in meinen Quellenuntersuchungen über die *Merry tales* betont habe (S. 320), immer nur dieses ältere Schwankbuch Vorlage war.

Den gröſsten Teil des Buches (S. 92—280) füllen die interessanten Ausführungen über das Abhängigkeitsverhältnis Lylys von Erasmus, die von groſser Wichtigkeit sind, auf die ich aber heute nicht eingehen kann.

München. **A. L. Stiefel.**

Zur Biographie und Charakteristik von George Peele.

Bei Gelegenheit von Studien über George Peele in der Oxforder Bodleiana fand ich in den so dankenswerten, von der Harleian Society veröffentlichten Londoner Kirchenbüchern einige bisher unbeachtete Eintragungen, die sich auf die Familie des Dichters und (anscheinend) auch auf ihn selbst beziehen, und die geeignet sind, über seine Lebensverhältnisse noch einiges Licht zu verbreiten.

Zunächst in den *Registers of Christ Church*, Newgate Street, 1538—1754, edd. Willoughby A. Littledale, London 1895:

Christenings, p. 16, a. 1563. 'Jeames, son of Jeames Peele'.
Burials, p. 276, a. 1580, July 1. 'Anne wife of Jeames Peale'.
Marriages, p. 205, a. 1581, Nov. 3. 'Jeames Peelle (clark of the hospital), & Christian Widers'.
Burials, p. 281, a. 1585, Dec. 30. 'Jeames Peele, Clark of the Ospitall'.

Trotz den in jener Zeit begreiflichen Schwankungen in der Schreibung des Familiennamens darf man mit Sicherheit annehmen, daſs der hier erwähnte 'Jeames Peele' durchweg mit dem Vater des Dichters identisch ist, da dieser so hieſs, in jener Parochie lebte und wirklich, wie bekannt, Verwalter oder Rechnungsführer des Christ's Hospital war.

Es geht also aus diesen Notizen hervor, daſs George Peele, der ja um 1557/58 geboren sein muſs, einen etwa sechs Jahre jüngeren Bruder, Jeames Peele, hatte, über dessen weiteres Leben aus den Kirchenbüchern nichts zu ersehen ist; ferner, daſs die Mutter beider, Anne Peele, am 1. Juli 1580 beerdigt wurde, der Vater am 3. November 1581 eine zweite Ehe mit Christiane Widers schloſs, aber nur wenige Jahre später, Ende Dezember 1585, starb.

Der Dichter George Peele verlor also schon früh die materielle Unterstützung und den moralischen Halt des Elternhauses.

Aus den bekannten Bittschriften des älteren James Peele geht hervor, daſs die Familie in bedrängte Verhältnisse geraten war.

Bald nach Wiedervermählung des Vaters muſs auch George Peele sich verheiratet haben, da er in einer bekannten, mehrfach

zitierten Urkunde (Bullens *Introduction to Peele's works* p. XVII) schon im Frühjahr 1583 als verheirateter Mann erscheint. Daten über seine Eheschliefsung, Geburt seiner Kinder, überhaupt über die von ihm gegründete Familie, habe ich in Londoner Kirchenbüchern, die ja allerdings nur zum grofsen Teil erhalten und veröffentlicht sind, nicht ermitteln können.

Es scheint, dafs die Gattin, welche Grundbesitz hatte, vom Lande stammte (etwa aus der Umgebung von Oxford?).

George Peele soll, wie die *Jests* berichten, zeitweilig in Southwark (Bankside), also in der im Süden der Themse gelegenen Vorstadt gewohnt haben. Vielleicht geben die dort erhaltenen Kirchenbücher noch Auskunft. Gestorben aber ist er anscheinend nicht dort. Denn in dem '*Register of all the christeninges, mariages, and burialles in the parishe of St. James, Clarkenwell from the yeare of our Lorde God 1551.* Edd. by Robert Hoveden, Vol. IV, London 1891' fand ich folgenden kurzen Vermerk:

p. 58 (Burials), a. 1596, Nov. 9. "George Peele, householder".

Wir ersehen aus dem bekannten an Lord Burleigh gerichteten Bittschreiben, dafs der Dichter im Januar des Jahres 1596 noch am Leben, aber krank war, ferner aus der Erwähnung in Francis Meres' Palladis Tamia, dafs er im Sommer 1598 jedenfalls schon verstorben war. Wir wufsten also schon früher, dafs der Dichter um 1597 gestorben sein mufs. Aber der genauere Zeitpunkt war unbekannt.

Ist nun aber dieser George Peele auch wirklich mit dem Dichter identisch? Wäre der Name Peele ein häufiger (etwa wie Greene, Kyd, Johnson), so könnte man darüber eher im Zweifel sein.

Allein der Name Peele ist in den Londoner Kirchenbüchern in jener Zeit ganz selten. Allerdings scheint es schon damals noch eine oder zwei Familien dieses Namens in London gegeben zu haben. Wir erfahren gelegentlich aus dem ersterwähnten Kirchenbuch (p. 197, a. 1569, Feb. 5), dafs sich eine Isbell Peele (etwa eine Tante oder Cousine des Dichters) im Jahre 1569 mit einem Mathew Shakspere vermählte. Aber der Name George Peele ist meines Wissens sonst in den Londoner Kirchenbüchern überhaupt nicht aufzufinden. Wir dürfen daher wohl mit Sicherheit annehmen, dafs in der Tat der Dichter gemeint ist. In einem der *Jests* (Bullen II, 400) wird auch ziemlich deutlich Clerkenwell als Peeles Wohnsitz oder 'Hafen' bezeichnet.[1]

[1] Dort wird erzählt, wie Peele in einem Hause der City, wo er logiert hatte, nach Verlust oder Verpfändung seiner Habseligkeiten und Kleider eine alte Rüstung angezogen, die er dort an der Wand hängend vorfand, und in dieser von Shoreditch nach Clerkenwell marschierte: ... '*he presently claps it upon his back, the halbert in his hand, the morion on his*

Auch in dem von Collier entdeckten *Jest of Peele and Singer* (Bullens *Introd.* p. XXIII) wird Clerkenwell in Verbindung mit George Peele erwähnt:

> And true it was stewde mutton he lov'd well
> As anie man twixt this and Clerkenwell.

Freilich ist die Echtheit dieses gereimten *Jest* bestritten worden (bei einer 'Entdeckung' Colliers begreiflich). Immerhin werden wir nach dem übereinstimmenden Zeugnis des Kirchenbuches und der *Merrie jests* den Distrikt oder damaligen Vorort Clerkenwell als letzten Wohnsitz des vagabundierenden Dichters ansehen dürfen. Wahrscheinlich hat er in dem jetzt längst überbauten alten Friedhof von St. James' Clerkenwell seine letzte Ruhestätte gefunden (vgl. jetzt St. James' Street, Clerkenwell).

Die Notiz des Kirchenbuches deutet an, dafs George Peele wenigstens in äufserlich respektabeln Verhältnissen, als 'Hausbesitzer' gestorben ist, ungeachtet seiner Klagen über Bettelarmut.

Der jetzige Distrikt Clerkenwell, nördlich der City, südlich von Islington, an welchen noch die Namen Clerkenwell Road, Clerkenwell Green erinnern, war damals ein halb ländlicher, wie es scheint, besonders vom ärmeren Mittelstande bewohnter Vorort von London. Gar nicht weit lagen die alten Theater 'Theatre' und 'Curtain' in Shoreditch. Für einen Schauspieldichter, der zu diesen Theatern Beziehung hatte, war die Gegend sehr bequem. Und wir wissen ja, dafs Dramen Peeles um diese Zeit auf dem 'Theatre' gespielt worden sind (wenigstens die *Battle of Alcazar* und *Old wife's tale*). Aber auch volkstümliche Mirakelspiele sollen damals nach alter Sitte noch in Clerkenwell aufgeführt worden sein. Vielleicht erklärt sich so die Abfassung von *David and Bethsabe,* die ja einen merkwürdigen Rückfall in dieses schon ganz altmodische Genre bedeutet.

Wir kennen also jetzt wenigstens die Atmosphäre, in der George Peele aufwuchs, lebte und dichtete, und in der er starb, ziemlich genau.

Mag er immerhin aufserhalb Londons geboren sein (in Devonshire?), seine Kindheit etwa bis zu seinem vierzehnten Jahre (1571) mufs er in der dumpfen Luft der City, und zwar in unmittelbarer Nähe von Gefängnissen und Hospitälern verlebt haben, offenbar in bescheidenen, engen, ja bedrängten Verhältnissen und in einer zwar interessanten, aber unheimlichen Gegend. Die psychische Infektion dieser Verbrecheratmosphäre scheint bis an sein Lebensende nachgewirkt zu haben.

---

head, and so gets out the back way, marches from Shoreditch to Clerkenwell, to the no small wonder of those spectators that beheld him. Being arrived to the wished haven he would be, an old acquaintance furnished him with an old suit and an old cloak for his old armour.'

Dann folgten die behaglichen, wenn auch in halb klösterlicher Zucht verbrachten Universitätsjahre (1571—79) im idyllischen, grünen Oxford — wahrscheinlich die verhältnismäſsig glücklichste Zeit George Peeles. Aus dem begabten Knaben wurde in der weichen Oxforder Luft ein vielversprechender, wenn auch anscheinend etwas träger und bummliger junger Gelehrter und Dichter.

Auch später (besonders um 1583) scheint der Dichter sich zeitweilig in Oxford aufgehalten zu haben, vermutlich weil ihm das Vaterhaus bald verschlossen wurde.

Nach dem Tode der Mutter (1580) und nach früher Verheiratung (um 1582) wurden die Sorgen allmählich immer drückender — Sorgen, die durch jugendlichen Leichtsinn und Trunk wohl zeitweilig überwunden, aber doch auch vermehrt wurden. Peele geriet in die gefährliche Gesellschaft von Schauspielern und Schauspieldichtern, in die Bohême, in den Kreis des genialeren, aber auch sittenloseren Marlowe, sowie des vollständig heruntergekommenen Robert Greene. Er scheint nach den *Jests* zunächst in der City, dann in Southwark gewohnt zu haben, aber auch viel im Lande umhergezogen zu sein. Später, etwa Anfang der neunziger Jahre, wurde der Wohnsitz nach Clerkenwell verlegt. Die Tavernen der City müssen (was besonders aus den *Jests* hervorgeht) bis zuletzt noch eine groſse Anziehungskraft auf den allmählich ganz verlotterten Dichter ausgeübt haben. Von Clerkenwell waren sie noch bequemer zu erreichen als von Southwark.

Wie Falstaff, nur mit mehr Recht, hätte Peele sagen können: *Company, villanous company, hath been the spoil of me.*

Wenn nun Peele an der kombinierten Wirkung von Alkohol und Lues zugrunde ging, dem entsprechend, was Shakespeare (ganz abweichend von der Quelle) von seinem Oldcastle-Falstaff berichtete, und zwar, wie jetzt ermittelt ist, kurz bevor der zweite Teil von *Henry IV* gedichtet wurde (worin zum Schluſs der Tod Falstaffs angekündigt wird), so ist diese Übereinstimmung doch keineswegs der einzige Grund, weshalb ich die geniale Charakterzeichnung von Oldcastle-Falstaff auf Peele als Urbild zurückführte (*Aus Shakespeares Meisterwerkstatt* S. 157 ff.). Vielmehr hatte ich das ganze Charakterbild ins Auge gefaſst und jeden einzelnen Zug bestätigt gefunden (a. a. O. S. 163 ff.). Peele war ja kein gewöhnlicher Gauner, Wüstling, Trunkenbold oder Gourmand, sondern in all seiner körperlichen und moralischen Dekadenz noch ein durch seine Liebenswürdigkeit einnehmender, ein geistreicher, feingebildeter und beinahe genialer Mann geblieben — genau wie Falstaff geschildert wird. Das Charakterbild ist kein einfaches, typisches, sondern ein höchst kompliziertes und individuelles. Und es läſst sich jedenfalls keine zeitgenössische Persönlichkeit nachweisen, welche mit dem Charakterbilde des Dichters so überein-

stimmt. Gerade das, was man als Falstaffs Eigentümlichkeit erkannt hat, daſs er 'durch seine erfinderische Frechheit der Situation immer gewachsen ist' (Brandes), gilt in vollem Maſse für den Helden der *Jests of George Peele.* Daſs ein so lebensvoll und widerspruchsvoll gezeichneter Charakter wie Falstaff nur ein Abklatsch des — doch ganz verschiedenen — 'Miles gloriosus' oder etwa gar aus zahlreichen literarischen Reminiszenzen mühsam zusammengebraut sein sollte, wie Baeske annahm, sind Alternativen, welche der sonstigen Schaffensweise des groſsen Dichters wenig entsprechen. Denn Shakespeare war damals über die Nachahmung des Plautinischen Lustspiels längst hinausgewachsen, und er schnitzte in seiner Blütezeit wenigstens immer aus ganzem Holz. Dichter und Schauspieler werden es eher als Philologen und Literarhistoriker begreifen, daſs ein genialer Dichter, der zugleich Schauspieler war, seine lebensvollen Charaktere unmittelbar nach dem Leben zeichnete, statt sie als Homunculi aus der literarischen Retorte hervorgehen zu lassen.

Aber da ist mir vorgeworfen worden, ich hätte Peeles Korpulenz nicht genügend nachgewiesen (Wolfg. Keller, *Shakespeare-Jahrbuch* XLV, 216). Ja freilich, dafür jetzt noch einen urkundlichen Nachweis zu erbringen, dürfte schwer werden.

Ich hatte, was ich gegenüber ähnlichen Miſsdeutungen (Max J. Wolff, *Shakespeare* I, 427) betonen muſs, niemals eine 'photographische Nachbildung', sondern ausdrücklich 'eine Karikatur' angenommen, 'welche b i s z u e i n e m g e w i s s e n G r a d e auch die äuſsere Erscheinung, das Gebaren, die Sprechweise Peeles kopierte' (*Meisterwerkstatt* S. 165). Der dicke Bauch war bei dem Schlemmer und Parasiten Theatertradition, auf die wenig ankommt. Die Hauptsache ist die Schilderung des Charakters, des 'Humors'.

Porträte von Peele existieren nicht, und die Andeutungen der *Jests* beweisen allerdings nichts. Daſs Peele in den *Jests* gelegentlich Kleider anderer Männer anzieht, ist anderseits gar kein Gegenargument, da ja auch ein beleibter Mann sich in engere Kleider zwängen kann — Falstaff zieht in den *Lustigen Weibern* sogar Frauenkleider an.

Aber in dem Stücke *The puritan* wird doch ziemlich deutlich auf die Wohlbeleibtheit des Helden, d. h. George Peeles, angespielt. George Pyeboard sagt dort (*The puritaine widow, Shakespeare apocrypha* ed. C. F. Tucker Brooke p. 235, Akt III, 3): *Oh, if I take prison once, I shall bee prest to death with Actions, but not so happy as speedilie; perhaps I may bee f o r t y y e a r e a p r e s s i n g, t i l l I b e a t h i n o l d m a n; that, looking through the grates, men may looke through me.*

Aus diesen Worten geht jedenfalls hervor, daſs der Held sich nicht als einen 'mageren alten Mann' bezeichnet, sondern

eher als das Gegenteil, wenn er erst durch vierzigjähriges 'Pressen' diese Gestalt glaubt annehmen zu können.

Jeder, der etwas Sinn für Humor hat, mufs diesen Spafs verstehen und kann sich daraus ein ungefähres Bild von George Pyeboard, d. h. George Peele, machen. Also auch in dieser Äufserlichkeit — auf die ich indessen kein besonderes Gewicht lege — dürfte Peele der Falstaffkarikatur entsprochen haben.

Nun läfst sich noch ganz genau die Ideenassoziation verfolgen, welche Shakespeare zur Gestaltung des Falstaffcharakters nach lebendem Modell führte. Persönliche Bekanntschaft ist zwar nicht nachweisbar, aber mit Sicherheit aus den Verhältnissen zu entnehmen.

Dafs der grofse Dichter seinen älteren Rivalen sehr beachtet haben mufs, könnten wir bestimmt annehmen, auch wenn es nicht aus manchen von Anders, Crawford u. a. nachgewiesenen Peele-Reminiszenzen in Shakespeares Jugenddramen ersichtlich wäre. Gleichzeitig mit ihm selbst bewarb sich Peele um die Gunst des Grafen Southampton (1593—95), und zwar in einer Weise, die Shakespeare als zudringliche Schmeichelei aufgefafst haben mufs. Und der Widerspruch zwischen Peeles zügellosem Leben und dem salbungsvollen, ehrbaren Ton seiner Gedichte mufste die Satire herausfordern.

Wie nun Shakespeare das Tavernentreiben des Prinzen Hal frei nach den *Famous Victories* zu schildern unternahm, boten sich ihm als einzige Vorbilder ganz ungesucht entsprechende Szenen aus Peeles *Edward I* dar. Der Dichter dieser Szenen aber, der den lustigen Mönch und Schlemmer Hugh ap David gestaltet hatte, der Zecher und Witzbold, der Tavernen-Tyrtäus, der Schmeichler und Schmarotzer trat ganz von selbst an die Stelle des Zechkumpans Sir John Oldcastle, des traditionellen Prinzenverführers, um so leichter, als Shakespeare kaum umhinkonnte, seinen jungen 'Prinzen Heinz', Henry Wriothesley, mit dem Heldenjüngling von Azincourt zu vergleichen.

Ein besseres Modell für jene verblafste Bühnenfigur konnte nirgends gefunden werden.

Robert Greene hatte kurz vor seinem Tode seinen Freund George Peele vor dem Verkehr mit Schauspielern gewarnt, und Peele scheint sich in der Tat in seinen letzten Lebensjahren etwas von diesen Kreisen zurückgezogen zu haben, wie einerseits aus den Anekdoten der *Merry jests,* anderseits aus gelegentlichen Spitzen gegen Shakespeare in seinem Gedicht *Praise of Chastity* hervorgeht. Er war damals noch der Führer einer akademischen Clique, zu welcher sicher Nash, vielleicht auch Chapman, der Oxforder Studiengenosse, und wahrscheinlich die jungen Leute Dekker und Marston gehörten.

Auch das Stammlokal der Gesellschaft wird in den *Jests* er-

wähnt: die Taverne 'White Horse' in Friday Street in der City, in der unmittelbaren Nähe der Watling Street, wo nach dem Drama *The puritan* George Pyeboard alias Peele zeitweilig hauste, und in der Nachbarschaft der Meermaid-Taverne, wo Shakespeare verkehrte. Die beiden Kreise müssen natürlich Beziehungen zueinander gehabt haben.

Es ist bekannt, besonders aus dem 'Theaterstreit',[1] wie sehr es in jener Zeit üblich war, daſs dramatische Dichter Personen ihrer Bekanntschaft, besonders literarische Widersacher, auf die Bühne brachten.

Nun ist der erste Teil von *Henry IV* wahrscheinlich noch im Sommer 1596 gedichtet, also zu Lebzeiten Peeles, als die Erinnerung an den witzigen und humoristischen Zechbruder noch frisch und beinahe ungetrübt war. Der zweite Teil folgte dann, wie wir jetzt wissen, bald nach seinem Tode, November 1596, in den Jahren 1597/98.

Dementsprechend ist die Zeichnung des Charakters von Oldcastle-Falstaff in den beiden Teilen recht verschieden.

Im ersten Teil sehen wir ihn noch in voller geistiger und körperlicher Lebensfrische, aber auch in seiner 'Sünden Maienblüte'.

Im zweiten Teil erscheint er von Anfang an als ein kranker Mann, der zwar mit Mühe seinen Witz und Humor noch behauptet, aber doch schon mitunter geistige wie auch körperliche Dekadenz kundgibt. Der Dichter bemüht sich anderseits, ihn moralisch etwas zu heben, teils indem er ihm unmotivierte Heldentaten andichtet, wie die Gefangennahme des Sir John Colevile, teils indem er minderwertige Gestalten ihm als Folie gibt.

Zum Schluſs erscheint der Humorist Falstaff in einer pathetischen, fast tragischen Rolle: als gebrochener alter Mann, für den das Grab 'dreimal mehr gähnt als für andere Menschen'. Und im Epilog wird sein Tod angekündigt. Der Tod Falstaffs wird in der folgenden Historie in sehr realistischer Weise erzählt.

Das ist doch deutlich genug. Nur wenige Monate nachdem der alte Zechbruder zu Grabe getragen worden war, feierte sein 'Humor' wenigstens eine glorreiche Auferstehung auf den Brettern, die die Welt bedeuten sollen. Und aus der ursprünglich beabsichtigten satirischen Verspottung wurde unter dem Einfluſs des Todes des Originals und einer ernsteren Gemütsrichtung ein wehmütig-humoristisches Charakterbild, beinahe eine Apotheose der schwindenden Zechgemütlichkeit des Elisabethanischen Englands.

---

[1] Vgl. Roscoe Addison Small, *The stage-quarrel between Ben Jonson and the so-called poetasters*, Breslau 1899.

Noch in einem anderen Drama dürfte Shakespeare eine wehmütig-humoristische Erinnerung an seinen verstorbenen Rivalen angebracht haben.

Hamlet fragt in der bekannten Kirchhofszene den Totengräber nach dem einstigen Besitzer eines Schädels:

Whose was it?

First Clown. A whoreson mad fellow's it was — — — — — — — A pestilence on him for a mad rogue! 'a poured a flagon of Rhenish on my head once. This same skull, sir, was Yorick's skull, the King's jester. — — — —

Hamlet. Alas, poor Yorick! I knew him, Horatio: a fellow of infinite jest, of most excellent fancy — — — — — Where be your gibes now? your gambols? your songs? your flashes of merriment that were wont to set the table on a roar?

Besser konnte George Peele kaum gekennzeichnet werden. Und der Name Yorick klingt, wie schon von anderer Seite bemerkt wurde (*Tragedy of Hamlet* edd. Dowden, p. 195), wie die phonetisch möglichst getreue Wiedergabe eines niederdeutsch-dänischen 'Jörg' = 'George'.

Breslau. G. Sarrazin.

Quindecim signa ante iudicium.

A contribution to the history of the Latin versions of the legend.

The following study of the Latin development of the Quindecim signa legend will deal exclusively with versions of the Aquinas and the Comestor types. These two groups alone include more than half of all the texts listed, in six divisions, by G. Nölle, in his very comprehensive treatment of the legend.[1]

The Aquinas family is the first to be considered. Though the seven versions[2] which Nölle includes in this group are undeniably inter-related, yet it is impossible to derive all of them from the account given by Thomas Aquinas († 1274). Two German poems,[3] which possess the characteristic features of the group, date back to the twelfth century. The common original of this family, presumably a Latin version, must therefore have been in existence as early as the twelfth century. Nölle recognizes the necessity for this hypothesis in these words:[4] "Es wird also im 12. jahrhundert ein lateinischer text existiert haben, der unsere legende ähnlich wie der h. Thomas darstellte und von diesem benutzt worden ist."

This conjectural version I am now fortunately able to identify. It is found in a treatise "De novissimis et Antichristo"[5]

---

[1] G. Nölle, *Die Legende von den fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gerichte.* Paul und Braune's Beiträge, vol. VI, p. 413 ff., 1879. Nölle's groups are: (1). Augustinian acrostic. (2). Bede. (3). Comestor. (4). Aquinas. (5). Norman poem. (6). Miscellaneous.

The Bede type, which has an important place in any complete discussion of the Latin development of the legend, is here excluded because of the comparatively few known versions directly derived from it, whether Latin or vernacular. Until investigation bridges the gap of several centuries between the account by Bede († 735) and the later known versions, it will not be possible to determine the exact relation of Bede to the subsequent history of the legend. The writer of this paper hopes soon to be able to offer a contribution towards the solution of this problem.

[2] Considering as a separate member the version by Richard of Middletown (in his *Super sententias Petri Lombardi*, written between 1281 and 1285). Nölle treats this version and Aquinas's as a single member.

[3] Hoffmann's Fundgruben: vol. I, pp. 196—199; vol. II, pp. 127—129.

[4] Nölle, p. 421. The same problem and the same conjecture were already presented by E. Sommer (*Die fünfzehn Zeichen des Jüngsten Gerichts*, Haupt's Zeitschrift, vol. III, pp. 523 ff. 1843); also by Frau C. Michaëlis (*Quindecim signa ante iudicium*, Herrig's Archiv, vol. XLVI, pp. 33 ff. 1870).

[5] Migne, P. L. CXLV, col. 840. Opusculum quinquagesimum novum. Caput IV. *Signa praecedentia iudicii diem ex S. Hieronymi sententia.*

by Petrus Damianus, or Damien († 1072). The direct dependence of Aquinas upon Damien will at once become evident when their versions are placed in parallel columns.

Damien.	Aquinas.
Illud tamen quod de quindecim signis totidem dierum diem judicii praecedentium beatum Hieronymum referre didicimus, hic eisdem verbis inserere non superfluum judicamus. Quibus profecto verbis sicut nec auctoritatis robur adscribimus, ita nec fidem penitus denegamus. Res ergo sicut ad nos pervenit, hujus stylo se simpliciter inserat, ut antiquis etiam Hebraeorum populis, qui divini judicii terror increverit, ex eorum paginis innotescat.	Praeterea Hieronymus ponit quindecim signa praecedentia judicium, dicens, quod
Signum inquit, primi diei: Maria omnia in altitudinem exaltabuntur quindecim cubitorum supra montes excelsos orbis terrae, non affluentia, sed sicut muri aequora stabunt.	primo die maria omnia exaltabuntur quindecim cubitis super montes.
Signum secundi diei: Omnia aequora prosternentur in imum profundi, ita ut vix queant ab humanis obtutibus conspici.	Secundo omnia aequora prosternentur in profundum, ita ut vix videri poterunt.
Signum tertii diei: Maria omnia redigentur in pristinum statum, qualiter ab exordio creata fuerant.	Tertio redigentur in antiquum statum.
Signum quarti diei: Belluae omnes, et omnia quae moventur in aquis marinis, congregabuntur super pelagus, more contentionis, invicem mugientes et rugientes; nescientque homines quid cantent, vel quid cogitent, sed tantum scit Deus, cui omnia vivunt, officio gerendi.	Quarto belluae omnes, et alia quae moventur in aquis, congregabuntur, et levabuntur super pelagus more contentionis invicem mugientes.
Haec quatuor signa pelagi sunt, et tria sequentia signa aeris, et aetheris sunt.	
Signum quinti diei: Omnia volatilia coeli concionabuntur in campis, unumquodque genus in ordine suo; eaedem volucres invicem colloquentes et plorantes erunt, non gustantes, neque bibentes, adventum judicis timentes.	Quinto omnia volatilia caeli congregabuntur in campis, invicem plorantes, non gustantes, neque bibentes.
Signum sexti diei: Flumina ignea ab occasu solis surgent, contra faciem firmamenti, usque ad ortum currentia.	Sexto flumina ignea surgent ab occasu solis contra faciem firmamenti usque ad ortum corruentia.
Signum septimi diei: Errantia sidera, et stationaria spargent ex se igneas comas, qualiter in cometis apparet, orbi, et eius habitatoribus.	Septimo omnia sidera errantia et fixa spargent ex se igneas comas, sicut cometae.
Signum octavi diei: Terraemotus erit magnus, ita ut nullus homo stare possit, aut nullum animal, sed solo sternentur omnia.	Octavo erit magnus terraemotus, et omnia animalia prosternentur.
Signum noni diei: Omnes lapides tam parvi quam magni scindentur in quatuor	Nono omnes lapides tam magni quam parvi divi-

partes, et unaquaeque pars collidet alteram partem, nescietque ullus homo sonum illum, nisi solus Deus.	dentur in quatuor partes, unaquaque aliam collidente.
Signum decimi diei: Omnia ligna silvarum, et olera herbarum sanguineum fluent rorem.	Decimo omnes plantae sanguineum fluent rorem.
Signum undecimi diei: Omnes montes, et colles, et omnia aedificia humana arte constructa, in pulverem redigentur.	Undecimo omnes montes et colles, et aedificia in pulverem redigentur.
Signum duodecimi diei: Omnia animalia terrae de silvis et montibus venient ad campos rugientia et mugientia, non gustantia et non bibentia.	Duodecimo omnia animalia venient ad campos de silvis, et montibus rugientia, et nihil gustantia.
Signum decimitertii diei: Omnia ab ortu solis sepulcra usque ad occasum patebunt, cadaveribus surgentibus, usque ad horam judicii.	Tertiodecimo omnia sepulcra ab ortu solis usque ad occasum patebunt cadaveribus ad resurgendum.
Signum decimiquarti diei: Omne humanum genus, quod inventum fuerit, de habitaculis et de locis in quibus erunt velociter abscedent, non intelligentes neque loquentes; sed discurrent ut amentes.	Quartodecimo omnes homines de habitaculis suis recedent non intellegentes, neque loquentes, sed discurrentes.
Signum decimiquinti diei: Vivi homines morientur, ut resurgant cum mortuis longe ante defunctis.	Quintodecimo omnes morientur, et resurgent cum mortuis longe ante defunctis.

It will be seen that Aquinas has made only very slight alterations and omissions from Damien's text. Of his direct borrowing there can be no doubt. Accordingly, the group which Nölle, for convenience, termed the Aquinas family, must henceforth be known as the Damien family.[1]

The Comestor family, to which we now turn, includes a large majority of the known versions of our legend; Nölle assigns to

[1] The accompanying diagram of the Damien family follows Nölle's scheme of relationships, except that it substitutes Damien's version for Nölle's hypothetical source. Several of the versions here presented, however, though they undoubtedly derive directly or indirectly from Damien, nevertheless offer such striking variations from the Damien-Aquinas tradition as would seem to justify a reinvestigation of the subject.

a. Damien († 1072).
b. German poem. 1120. Nölle's no. 36.
c. German poem. XII century. Nölle's no. 35.
d. German poem. c. 1175—1200. Nölle's no. 37.
e. Latin prose version. Nölle's no. 38.
f. Aquinas († 1274).
g. Richard of Middletown. (His version written 1281—1285.)
h. German poem. Nölle's no. 39.

it no less than twenty-eight texts in addition to Comestor's.[1] As to the identity of their original source, authorities in general agree. It is, indeed, clear that practically all of the twenty-eight versions proceed, directly or indirectly, from the account in Comestor's *Historia scholastica,*[2] which is dated by the editors of Migne's *Patrologia* between the years 1169 and 1175.[3] Sommer, however, prints a description of the Fifteen signs in Latin verse,[4] which he believed to be older than Comestor's, and indeed to have been its direct source; but in this opinion he has not been followed.[5] A version, hitherto unnoticed, which may conceivably have served as Comestor's immediate source, occurs in the *Liber sententiarum* of Alanus de Insulis.[6] His dates have been satisfactorily established[7] to be *c.* 1114—1203; therefore, so far as chronology is concerned, it would be entirely possible to suppose that material for the *Historia scholastica* was borrowed from Alan's *Sententiae.* Moreover, Alan's work was highly esteemed by his contemporaries, and Comestor was an insatiable borrower. On the other hand, not only is Comestor somewhat the older of the two writers, but his *Historia* is a very widely quoted work, while Alan's *Liber sententiarum* is comparatively obscure. In view of these facts, it will perhaps be safer to suppose that Alan was the borrower, and consequently to continue to regard Comestor's version as the parent of the whole group.

---

[1] Numerous other versions of the Comestor type may, however, be cited. I here present only such as are in Latin; which are to be found in: (1). *Legenda Aurea.* (2). *Liber sententiarum* by Alanus de Insulis. (3). *Postilla super IV Evangeliastas* by Nicolaus de Lyra. *Super Lucam XXI.* (4). *Vita Christi* by Ludolphus de Saxonia. *Secunda pars, caput XLII.* (5). *Liber exemplorum,* a work of the thirteenth century. Edited by A. G. Little, Aberdeen, 1908, from Ms. B. IV. 19 of the Library of Durham Cathedral; p. 103. Numbers 2, 3, 4 and 5 are almost identical with the version by Comestor; 3, 4 and 5 expressly acknowledge the *Historia scholastica* as authority. Lyra's account was noted by Sommer, p. 526 (note), as directly derived from Comestor's. The last three versions were brought to my attention by Professor Carleton F. Brown.

[2] Migne, *P. L.* 198, col. 1611. *Historia scholastica. Historia evangelica.* cap. CXLI. Nölle's reprint (p. 461) is apparently not thoroughly reliable.

[3] *Ibid.* col. 1047 ff. Comestor's death date, variously given as 1160, 1178, and 1198, is here proved conclusively to be 1178.

[4] Reprinted by Sommer, p. 523 ff. from Brun von Schönebeck's *Hoheslied,* written 1276, in which it is incorporated. For the discussion of its relation to Comestor's version, cf. p. 528.

[5] Frau Michaëlis accepts without question Sommer's assertion that the Latin poem antedates Comestor, though she adduces no proof. She is inclined, however, to reject as inadmissible the theory of Comestor's use of the poem, unless we suppose that he used, in addition to it, an older source, probably the original version attributed by tradition to Jerome. In the absence of any such known version, she declares Comestor's to be the chief source of subsequent versions.

[6] Migne, *P. L.* 210, col. 229. *Liber sententiarum ac dictorum memorabilium.* § 2. [7] *Ibid.* col. 9 ff.

The twenty-eight derivatives of the Comestor version Nölle sets down with no attempt at further classification. It is possible, however, as I shall undertake to show, to recognize among them an important sub-group, in which a number of new features have been added to the Comestor tradition. A comparison of the several versions of this sub-group revealed to me such close relations between them as to convince me that they must derive directly from a common original; on looking further, I discovered this common original to be the description of the Quindecim Signa in Voragine's *Legenda sanctorum sive historia Lombardica,* popularly known as the *Legenda aurea.* This version, strangely enough, Nölle entirely overlooked.

Voragine's description of the signs is of special importance in the growth of the legend because of its extensive influence on subsequent vernacular versions. It marks, moreover, an important stage in the purely Latin development of the legend, in that it forms a connecting link between the Comestor and the Damien families, which have hitherto been supposed to be quite distinct. Indeed, it is nothing else than a skilful fusion of the accounts given by Comestor and Damien.[1] Voragine's additions to Comestor's meagre version, which he adopts as his basis, are taken bodily from Damien. His account belongs to the Comestor family rather than to the Damien, because he has given all the Comestor signs exactly in the Comestor order, borrowing additional material from Damien for only eight of the signs. The following parallel columns present the versions of Comestor and Voragine; those portions of the *Legenda* which are printed in bolder type are to be compared with the corresponding phrases in Damien's version, printed above.[2] This comparison of Voragine with Comestor and Damien will prove that he has borrowed directly from these two sources, and no other. Inasmuch as Graesse's edition of the *Legenda aurea* unfortunately lacks the ninth sign, Voragine's description of the signs is here reprinted from the Nuremberg edition of 1488.

Peter Comestor.	*Legenda aurea.*
Hieronymus autem in annalibus Hebraeorum invenit signa quindecim dierum ante diem judicii, sed utrum continui futuri sint dies illi, an interpolatim, non expressit.	Hiero*nymus* autem in annalibus Hebreorum invenit quindecim signa precede*n*tia iudicium: sed utrum continue futura sint an interpolatim no*n* expressit.

[1] L'Abbé Roze has remarked upon Voragine's use of Comestor for his account of the Fifteen Signs, but has said nothing of his relation to Damien. (*La légende dorée, nouvellement traduite en français avec introduction, notices, notes, et recherches sur les sources.* Paris, 1902. vol. I. Introd. p. 8.)

[2] See pp. 74—75 of this article.

Prima die eriget se mare quadraginta cubitis super altitudinem montium stans in loco suo quasi murus.	Prima die eriget se mare .XL. cubitis super altitudinem montium . sta*n*s in loco suo quasi murus.
Secunda tantum descendet, ut vix posset videri.	Secunda die tantum descendet ut vix videri possit.
Tertia marinae belluae apparentes super mare, dabunt rugitus usque ad coelum;	Tertia die marine bellue apparentes super mare dabunt mugitus usque ad celu*m* . et earum mugitus solus deus intelliget.
quarta ardebit mare, et aquae;	Quarta ardebit mare et aq*uae*.
quinta herbae et arbores dabunt rorem sanguineum;	Quinta arbores et herbe dabunt rorem sanguineu*m*. In hac etiam quinta die ut alii asseru*nt* omnia volatilia celi congregabu*nt*ur in campis unu*m*quodque gen*us* in ordine suo non gustantia nec bibentia: sed vicinu*m* adventum iudicis formidantia.
sexta ruent aedificia;	Sexta ruent edificia. In hac etiam sexta die: ut dicitur; fulmina ignea surgent ab occasu solis contra facie*m* firmamenti usque ad ortum concurrentia.
septima petrae ad invicem collidentur;	Septima petre adinvicem colliden*tur* et in quattuor partes scindentur . et unaqueque pars ut dicit*ur* collidet alteram nescietque homo sonum illum sed *tantu*m deus.
octava fiet generalis terrae motus;	Octava fiet generalis terremotus . qui adeo erit magnus . ut dicitur: quod nullus homo nullum animal stare poterit . sed ad solu*m* omnia prosterne*n*tur.
nona aequabitur terra;	Nona equabitur terra et omnes montes et colles in pulvere*m* redigentur.
decima exibunt homines de cavernis, et ibunt velut amentes, nec poterunt mutuo loqui;	Decima exibunt homines de cavernis et ibunt velut ame*n*tes . nec mutuo sibi loqui poterunt.
Undecima surgent ossa mortuorum, et stabunt super sepulcra;	Undecima surgunt ossa mortuorum . et stabunt supra sepulcra: omnia enim sepulcra ab ortu solis usque ad occasum aperientur . ut inde mortui exire valeant.
duodecima cadent stellae;	Duodecima die cade*n*t stelle . omnia eni*m* sidera errantia et stotionaria spergent ex se igneas comas . et iteru*m* tunc valde generabu*nt*[ur] a sub[stantia]. In hac etia*m* die dicit*ur* quod omnia animalia veniu*nt* ad campos mugientia no*n* gusta*n*tia nec bibe*n*tia.
tredecima morientur viventes, ut cum mortuis resurgant;	Tredecima morientur viventes, ut cum mortuis resurga*nt*.

quartadecima ardebit coelum, et terra;	Quartadecima ardebit celum et terra.
quintadecima fiet coelum novum, et terra nova, et resurgent omnes.	Quintadecima die fiet celum novum et terra nova et resurgunt omnes.

It is interesting to note that Voragine invariably marks the point at which he turns from the *Historia scholastica* to Damien's text. When he adds Damien's sign of corresponding content, regardless of number, he inserts before it *ut dicitur* (signs 7 and 8) or merely *et* (signs 3 and 9) or repeats a few words by way of transition (signs 11 and 12); but when Damien's sign agrees in number, regardless of content, it is introduced by *in hac etiam die ut dicitur* or a precisely equivalent phrase (signs 5, 6, and 12). Thus the structure of the account is made perfectly apparent. In the case of the twelfth sign, Voragine, in supplementing Comestor's version, combines two of Damien's signs. The reason for this combination is plain. Having set down Comestor's twelfth sign, the fall of stars, he is naturally attracted to Damien's seventh sign, the fall of fire from the stars, which he adds to the very similar sign just taken from Comestor; finally, he adds also Damien's sign of corresponding number, i. e. the twelfth sign. Other changes in Damien's material as it is taken over by Voragine are quite as clearly due to his logical attempt to harmonize his two sources. For example, when, to amplify Comestor's last sign, he borrows Damien's similar eleventh sign, he drops the feature *omnia aedificia humana arte constructa,* because it has already been presented in the sixth sign, copied from Comestor; or again, in the twelfth sign, where we find Voragine's *et iterum tunc valde generabunt*[*ur*] *a sub*[*stantia*] replacing Damien's evidently corrupted *qualiter in cometis apparet, orbi, et eius habitatoribus,* we may either suspect that Voragine here preserves the phrase as it stood in Damien's version before it became corrupt, or else suppose that he substitutes a sensible statement for one which he found to be meaningless.[1]

Inasmuch as the versions of Damien and Aquinas are almost identical, someone may ask whether we are justified in assuming that Voragine took his supplementary material from Damien rather than from Aquinas.[2] This question, however, may be

[1] Compare the last clause of Voragine's third sign, which is likewise probably altered from Damien's corresponding phrase (sign 4) to avoid obscurity.

[2] From the standpoint of chronology, Voragine's dependence upon Aquinas († 1274) would not be impossible. The *Legenda aurea* was produced in the second half of the thirteenth century, probably somewhere near the year 1270. According to Butler, the *Legenda* as we have it is apparently the result of a gradual growth; it was certainly "completed,

answered at once, if we note the occurence in the *Legenda aurea* of a series of minor details which are found in Damien's text but are absent from the version of Aquinas:

Voragine.	Damien.
3. et earum mugitus solus deus intelliget.	4. nescientque homines quid cantent, vel quid cogitent, sed tantum scit Deus, cui omnia vivunt, officio gerendi.
5. unu*m*quodque gen*us* in ordine suo.	5. unumquodque genus in ordine suo.
5. sed vicinum adventum iudicis formidantia.	5. adventum judicis timentes.
7. nescietque homo sonum illum, sed t*antum* deus.	9. nescietque ullus homo sonum illum, nisi solus Deus.[1]
8. nullus homo.[2]	8. nullus homo.[2]
12. nec bibentia.	12. et non bibentia.

It is, then, established beyond doubt, that Voragine's description of the XV signs in his *Legenda aurea* is copied directly and solely from the versions of Comestor and Damien.

Voragine's version became in turn, as has been said, the direct source of a sub-group within the Comestor family. Of the texts which Nölle cites as derivatives from Comestor's version, the following belong in the *Legenda* group:[3]

13. The description of the signs in Langenstein's *Martina*.
24. „ „ „ „ „ „ the Chester play *Ezekiel*.
25. „ „ „ „ „ „ an English poem in Ms. Harl. 2255.

To these we must add also Nölle's number 47 (the account in *Der Entkrist*) which he has included in his sixth, or miscellaneous

in all essentials, between A. D. 1260—1270". (*Legenda aurea — Légende dorée — Golden legend. A study of Caxton's Golden legend with special reference to its relations to the Earlier English prose translation.* Pierce Butler. Baltimore, 1899. pp. 4—6.)

[1] Damien apparently adopts this feature from his own fourth sign, where it occurs in a similar context, in agreement with Bede's fourth sign. The repetition of this feature indicates in Damien an observant and logical type of mind; compare his discriminating observation at the end of the introductory statement and after the fourth sign.

[2] The fall of man, in addition to that of beasts, as a result of earthquake, finds exact parallel in the Apocryphal Revelation of Esdras (Apocr. Gospels. Antinicene Christian Library, p. 471). "I will make an earthquake for the fall of four footed beasts and of men."

[3] Nölle, as also Wright (*Chester plays.* Shakespeare Society, vol. I, p. XVI) and Mätzner (*Sprachproben,* vol. I, p. 121) has incidentally noted the close relation between numbers 24 and 25. Further than this, the inter-relations of these versions have not been noted; nor has their relation to Voragine been pointed out.

group; for, in the introduction to the description of the XV signs in this book, as Nölle himself reprints it,[1] we find the following express acknowledgment of indebtedness to Voragine: "Und hat sant Jeronimus die selben fiunfzehen zaichen genomen*n* von kriechischen püchern[2] und die daraus zu lathein bracht, Als man geschribens findet bey dem anfang des puochs,[3] Das man nennet Legenda sancti fratri Jacobi Ordinis predicatorum."[4] A more explicit statement could not be desired. Nölle classifies this version as miscellaneous because of its order of signs, which is different from that in any of the five distinct types; herein he accepts the authority of the Nuremberg edition of 1472 from which he reprints the extract. There is, however, a ms. of *Der Entkrist* at Munich, (Deut. 426.) of the XIV—XV centuries, which, as Nölle himself describes it,[5] without noting the significance of the fact, gives the signs' in precisely the Comestor order. The evidence of this Ms. is to be respected, though Nölle explains its variation in order as due to "the transposition of certain signs" from their order in the 1472 print.[1] Had Nölle accepted this evidence at its true value, he would have been obliged to include this version in the Comestor group. Finally, even more significant than the proof furnished by the Ms., is that presented by the signs themselves, which possess, even in the distorted order of the 1472 print, the distinguishing features of the Voragine branch of the Comestor family.

To these four versions taken from Nölle's list, I add the English prose account by John Mirk (fl. 1403?) in the first homily of his *Festial.*[6] In his preface[7] and in certain homilies,[8] Mirk names the *Legenda aurea* as his authority. Erbe evidently recognizes the relation of the Fifteen Signs passage to the *Legenda.*[9]

The five versions here designated probably do not by any means complete the list of Quindecim signa versions which derive from Voragine. Indeed, in view of the extraordinary popularity

---

[1] Nölle, p. 467.

[2] An unparalled statement influenced perhaps by the writer's knowledge of Jerome's translation of the Bible.

[3] No such statement occurs in the Ms. or editions of the *Legenda aurea* which I have been able to consult. It may, however, exist in some one of the many more or less variant paraphrases or translations; or this may be an original amplification by the German author, who, throughout the passage, frequently seems to make additions suggested by his own imagination.

[4] Jacobus was a Frater Predicator. Cf. biographical sketches, in *La grande encyclopedie* under Jacques de Voragine, and elsewhere.

[5] Nölle, p. 455.

[6] *E. E. T. S. Ex. Series* 96: pp. 2—3. Ed. by Erbe.

[7] Not printed in this edition. Cf. Caxton edit., et al.

[8] Cf. Homily 58, *Narracio.* p. 252.

[9] Cf. the glossary, under the word *cloppys.*

of his compilation, we may justly presuppose a large number of copies, translations and paraphrases. It is my hope, after further investigation, to extend the scheme of relationships worked out in this article, so as to include, on the one hand, earlier Latin versions, notably Bede's, and on the other, the many vernacular derivatives from Voragine's version in the *Legenda aurea.*

In closing, I desire to express my gratitude to Professor Carleton F. Brown, under whose direction I carried on the investigation preparatory to this paper, and to whom I am indebted not only for many helpful suggestions, but also for the readings of various texts to which I did not have access.

Bryn Mawr, Pa. H. E. Sandison.

Author's note. The preceding article had been sent to the *Archiv* when Gustav Grau's monograph, in Morsbach's *Studien* for 1908, appeared (*Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des Jüngsten Gerichtes*). In Anhang I, devoted to the Fifteen signs, Grau prints Damien's text, with brief statements concerning its relations to the versions by Aquinas and Voragine, and with a reference to Alanus de Insulis. For further discussion of Voragine he cites an appendix to Reuschel's dissertation on German Doomsday poems (Chemnitz, 1895). This appendix defines the Voragine sub-group, naming among its German constituents the versions in *Martina* and *Der Entkrist.* The present paper brings together under one head, with detailed proof and discussion, facts briefly asserted either by Reuschel or by Grau; it contributes moreover to the Voragine sub-group three English versions. These facts justify the appearance of the article as it stands.

Sprachgeographische Untersuchungen.

V. Französisch *aune* 'Erle'.

Zweiter Teil.[1]

Es ist unbestreitbar, daſs die seit bald einem Jahrzehnt immer wieder einsetzende einläſsliche Erörterung der methodischen Grundfragen der romanischen Wortforschung einen kräftigen Impuls gegeben hat. Die Diskussion über die Etymologien von *trouver* zwischen Thomas und Schuchardt — Meyer-Lübke, die Auseinandersetzung zwischen Schuchardt und Salvioni über die Herkunft des oberital. *negossa* gingen jeweils über das Einzelproblem hinaus zur prinzipiellen Frage über die Bewertung der für die Bestimmung einer Etymologie entscheidenden Kriterien. Es ist nicht nötig, den Lesern dieser Zeitschrift die einzelnen Phasen der lebhaften Diskussion und ihre Resultate zu wiederholen, um so weniger, als die ganze Frage hier bereits eingehend gewürdigt worden ist.[2] Tatsache bleibt, daſs unsere Forschungsmethoden gegenwärtig eine starke Umwertung erfahren. Neben dem von Schuchardt und Meringer so eindringlich verteidigten Prinzip der engen Verbindung von Wortstudium und Sachkenntnis hat wohl kein anderes in dem Grade für unsere Auffassung der Wortgeschichte umwälzend gewirkt, wie die Erkenntnis: die Wörter wandern. Zwar gestand auch die frühere Forschung den sogenannten Kulturwörtern die Möglichkeit der Wanderung zu, aber die ganze Bedeutung und Häufigkeit der Laut-, Wort- und Formenverschiebungen haben uns erst der *Atlas linguistique* und die sich daran anschlieſsenden sprachgeographischen Studien von Gilliéron erkennen lassen. Erst die Betrachtung der Karten des *Atlas* erschütterte das in unserer Wissenschaft allzu tief und weit wurzelnde Dogma, wonach im allgemeinen die sogenannten Normalwörter ('Wasser', 'essen', 'Holz' etc.) in den französischen Mundarten vom Vulgärlatein an bis heute eine regelrechte, ununterbrochene lautliche Entwicklung erfahren hätten: so kennt ja z. B. die Champagne für Wasser frz. ẹ̄[3] statt altem *ẹve*; *manger* stellt ein typisches

---

[1] Vgl. *Archiv* CXXI, Heft 1/2, und Meyer-Lübke, *Zs. f. rom. Phil.* XXXIII, 431—38.

[2] s. Tappolet, *Archiv f. d. Stud. d. n. Spr.* CXV, 101 ff.; vgl. auch Mario Roques, *Journal des savants*, août 1905.

[3] cf. auch Morf, *Archiv f. d. Stud. d. n. Spr.* CXXII, 220.

Wanderwort dar, das heute im Begriff steht, nach der Eroberung von ganz Nord- und Mittelitalien, in den entlegensten rätischen Talschaften das alte *maglier* auszumerzen, und frz. *bois* in der Bedeutung 'Holz' ist auf weitem Gebiete Frankreichs sekundär und überdeckt ein altes *ligna*. Die Erkenntnis also über die Tragweite solcher Wortwanderungen ist neu und daher wohl geeignet, manche Erscheinungen, denen wir bis jetzt ratlos gegenübergestanden haben, in ein neues Licht zu stellen. In all seinen wortgeographischen Untersuchungen hat der Herausgeber des *Atlas* darauf hingewiesen, daſs das Studium der geographischen Ausdehnung eines Wortes für dessen Geschichte und Herkunft geradezu entscheidend sein kann. Allein Gilliéron betont auch immer wieder, daſs die Erforschung der Geographie eines Wortes nicht genügt, sondern daſs Wortgeographie und Wortgeologie verbunden werden müssen: wir dürfen uns z. B. nicht damit bescheiden, zu wissen, auf welchem Gebiete frz. *poule* in der Bedeutung 'Huhn' gebräuchlich ist, um dessen Geschichte genau verfolgen zu können, sondern erst die Beobachtung, daſs *poule* an Stelle des älteren *geline* < gallina tritt, welch letzteres also auf dem gröſsten Teil der heutigen *poule*-Zone die Grundschicht bildet, wird unsere Erkenntnis weiter fördern und vertiefen. Die heute räumlich nebeneinanderliegenden Wörter müssen durch vergleichendes Studium zeitlich differenziert und nach ihrem Alter stratographisch geordnet werden. Eine Studie wie jene von Meyer-Lübke über einige Namen des Widders (*Zs. f. rom. Phil.* XXIX, p. 404 ff.) ist für unsere Kenntnis gewiſs sehr lehrreich, aber sie beschränkt sich auf die Wortgeographie und verzichtet fast immer auf Wortgeologie: die Frage z. B., ob auch Nordfrankreich einst *aries* gekannt hat, in welchem Altersverhältnis *bélier* zu *luryo* steht, und welche inneren Gründe uns die mannigfachen Verschiebungen der für den 'Widder' gebräuchlichen Ausdrücke erklären, diese und ähnliche Fragen treten durchaus in den Hintergrund, obwohl ein Vergleich der geographischen Verteilung von *aries, bélier, luryo* usf. im Mittelalter mit den heutigen Wortzonen die Interpretation der Karte wesentlich vertieft hätte.[1] Diese stratographische Gliederung des Wortschatzes darf geradezu als die originellste und methodisch fruchtbarste Forderung von Gilliérons Forschungsprogramm angesehen werden.

In meiner Studie über frz. *aune* 'Erle' hatte ich zu zeigen versucht, wie, mit Hilfe der Wortgeologie und Wortgeographie, die etymologische Forschung zu Resultaten gelangen kann, deren Erreichung die bisher angewandten Methoden nicht gestatten. So bestechend

[1] So lieſsen sich mit Hilfe der in dem *Polyptique de Saint-Germain-des-Prés*, der *Lex Salica* für Nordfrankreich belegten Wörter die verschwundenen Wortschichten teilweise wieder herstellen. Doch darüber anderswo.

[2] s. *Archiv f. d. Stud. d. n. Spr.* CXXI.

einfach auf den ersten Blick die Geschichte von frz. *aune* und *verne* 'Erle' erscheint — ersteres aus lat. alnu, letzteres aus kelt. verna —, darf doch verlangt werden, daſs die früher auf rein lautlichem Wege gefundenen Resultate auch mit denen der neuen exakteren Methoden in Übereinstimmung stehen: ist das frühere Ergebnis im Widerspruch mit den Resultaten der Sprachgeographie, so werden wir nicht umhinkönnen, jene der Revision zu unterziehen. Nicht um des Einzelproblems willen komme ich nochmals auf die Etymologie von frz. *aune* zurück, sondern weil in dem vorliegenden Falle die methodische Frage der Bewertung der Sprachgeographie, als eines entscheidenden Faktors für die Wortforschung, auf dem Spiele steht. Nicht um die Menge des Erkennbaren zu vergröſsern, also, sondern um die Art des Erkennens fördern zu helfen, wurden die folgenden Zeilen geschrieben.

Um den Leser über die ganze Streitfrage rasch zu orientieren, möge zunächst eine gedrängte Darstellung des Ganges meiner Untersuchung folgen, worauf im Anschluſs an die einzelnen Punkte die Einwände von Meyer-Lübke besprochen werden sollen.

Für den Begriff 'Erle' besitzt Frankreich zwei Wörter: *aune* und *vern*[1] (*vern* m., *verna* fem., *vergne* m.). Jenes nimmt den breiten Norden des Gebietes ein, letzteres den ganzen Süden, und zwar so, daſs *verna* fem. den Südosten (franko-prov. Sprachgebiet, Rhonebecken, nebst angrenzenden Gebieten: Piemont, zum Teil Lombardei[2] und vereinzelt bis zur Basilicata hinunter) umfaſst, während *vergne*[3] m. den Westen bis zur Garonne einnimmt (mit Ausnahme der Gascogne, des katal. Gebietes, des Depart. des Hautes-Pyrénées), *vern* m. dagegen in einer Anzahl von mehr oder weniger zusammenhängenden Zonen über Südfrankreich verteilt ist: der nördlichste Komplex umfaſst einen Teil der Dep. Haute-Saône und Haute-Marne, eine zweite gröſsere, von der ersten nur wenig entfernte Zone die südliche Hälfte der Dep. Yonne, Seine-et-Loire, Loire und Allier, ein dritter Block findet sich im Gebiete des Gavaudan (Auvergne), ein wichtiger Ableger an der Riviera, auf der Insel Hyères; und das räumlich gröſste Gebiet von *vern* m. endlich liegt in der Gascogne und erstreckt sich längs des Nordfuſses der Pyrenäen bis in das katal. Dep. des Pyrénées-Orientales. Für die Wortgeographie oder besser Wortgeologie erheben sich nun folgende Fragen:

[1] So bezeichne ich hier der Einfachheit halber den allen drei Formen gemeinsamen Stamm *vern*. Man vergleiche die Karte I, welche hier wiederum reproduziert ist. Von *drausa* sehe ich hier ab.

[2] Für die Ostlombardei erwähnen ferner Ettmayer, *Rom. Forschungen* XIII 375, für Venetien Olivieri, *Studi glottol.* III 331 einige nicht sichere Ortsnamen mit *verna*. Für Tirol cf. Schneller, *Beiträge zur Ortsnamenkunde* III 74.

[3] Interessant ist, daſs auf der Karte *sapin* in Savoien *vernio* (= *vergne*?) erscheint, eine Angabe, die durch Constantin et Désormaux *Dict. sav.* durchaus gestützt wird.

I. Ist die Verteilung von *aune* : *vern-* in Frankreich alt oder lassen sich in historischer Zeit territoriale Wortverschiebungen zugunsten von *aune* oder *vern-* nachweisen?

II. Wie verhalten sich *vern* m., *verne* f., *vergne* m. morphologisch zueinander, und wie erklärt sich die geographische Verteilung der drei Worttypen?

Die Untersuchung führt uns nun zu folgenden Ergebnissen:

I. *α*) In Nordfrankreich existiert heute noch eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Ortsnamen: *Ver, Vernay, Vernoi, Verneuil, Vernon* usw., von denen die drei ersten auf *vernum, vernetum* (event. auch *vernacum*) zurückgehen, während die beiden letzten ziemlich sicher ein schon altgallisches *Vernogilum, Vernomagum* fortsetzen; daraus dürfen wir den Schlufs ziehen, dafs im Norden frz. *aune*, das lat. *alnus* entsprechen soll, sich über das alte keltische Wort gelagert hat.

β) Ferner beweist uns das vollständige Fehlen von *alnus* als Gattungsname und in Ortsbezeichnungen im Süden, Südosten und Südwesten Frankreichs, dafs *aune* in der heutigen *vern*-Zone nie vorhanden war.

γ) Die auffallende Erscheinung, dafs Nordfrankreich ein lat. Wort *alnus* aufweist, während der Süden, wo die Romanisierung doch tiefer drang, für den Namen der Erle das kelt. Wort erhalten hat; ferner die Tatsache, dafs Nordfrankreich sogar noch vereinzelte romanische Ableitungen (*-etum, -aria, -ella*) von *vern-* in Ortsnamen zeigt, führten mich zur Frage, ob frz. *aune* nicht ein erst mit den Franken eingewandertes germanisches Lehnwort auf dem Gebiete sei, in welchem die Franken sich angesiedelt hatten: auf diese Weise wäre das Fehlen von *aune* in Südfrankreich leicht erklärlich.

δ) Nun besitzt Niederdeutschland, d. h. die Gegend, aus der die Franken stammen, für den Begriff 'Erle' die ältere, dem lat. *alnus* entsprechende Form *Eller* (alt *alira*). Wenn das fränkische Wort **alira*, an dem zu zweifeln kein Grund vorliegt, nach Frankreich einwanderte, konnte die den Romanen fremde Endung *-ira* an das Suffix der drei Waldbäume *fraxinus, carpinus, cassinus* (< *cassanus*) angeglichen werden, wodurch sich eine Form **alinus* ergeben hätte (cf. fränk. *trugila* > **truginus* > *troène*).

ε) Die Übernahme der Baumnamen aus dem Germanischen ins Romanische steht nicht vereinzelt da: span. *aliso* 'Erle' ist gotisch; in Nordfrankreich stammen frz. *houx* 'Stechpalme', *hêtre* 'Buche', *troène* 'Hartriegel', *osier* 'Weide' aus dem Fränkischen.

II. Das Verhältnis von *vern* m., *verna* f., *vergne* m. fafste ich folgendermafsen auf:

α) Von dem uns trümmerhaft überlieferten altgallischen Wortschatz sind uns in den lat. Glossen *vernum* und *verna* überliefert;

die heutigen inselkeltischen Dialekte zeigen Formen, die auf ein fem. *verna* zurückzugehen scheinen.

β) Die geographische Verzettelung von *vern-* masc. in der Richtung von Nordosten nach Südwesten — wobei auch der weit nach Westen vorgeschobene Punkt 893 (Dep. Var) nicht zu vergessen ist — legt die Annahme nahe, daſs *vern* m. eine viel gröſsere Ausdehnung hatte, und daſs früher ein geographischer Zusammenhang zwischen den heute zersprengten Einzelzonen vorhanden war.

γ) Niedere Bäume oder strauchartige Pflanzen leben in unserer Vorstellung nicht als Einzelindividuen, sondern wir denken entweder an den Standort, wo sie in Gruppen uns entgegentreten, oder an die Vereinigung einer Anzahl von einzelnen Pflanzen: frz. *fougère* 'Farnkraut' bezeichnet ursprünglich den Ort, wo die Pflanze in gröſserer Menge wächst, und ebenso ist auf weitem Gebiet der Romania *filix* durch das Kollektiv *filictum* ersetzt worden; ital. *ontano* 'Erle' geht auf altes Kollektiv *alnetanum* zurück; friul. *aunar* 'Erle', venez. *oner* setzen vielleicht ein lokativisches *alnarium* fort, und wenn beim Namen des Hopfens in Oberitalien *lovertis* so oft Übertragung der Pluralform auf die Singularform sich zeigt, werden wir ohne Zweifel darin die gleiche Tendenz sehen dürfen. Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, daſs das Verhältnis von *vern* masc. : *verna* fem. in der Richtung gesucht werden könnte, daſs *verna* ursprünglich der Plural zu einem Neutr. Sg. *vernum* darstellte, wobei es die alte Kollektivfunktion (etwa wie ital. *ontano* ursprünglich 'Erlenpflanzung', jetzt 'Erle') nach und nach aufgegeben hätte. Diese Auffassung wird auch dadurch gestützt, daſs die dritte Form *vergne*[1] m. ursprünglich eine Erlenpflanzung und erst sekundär den einzelnen Baum bezeichnet zu haben scheint.

Der Leser möge mit dieser schematisch[2] leblosen Anordnung des Stoffes etwelche Nachsicht üben: sie war notwendig, um die Diskussion klar und übersichtlich zu gestalten.

I. *a*) Die Frage, ob kelt. *vern-* in Nordfrankreich zur Zeit der Römerherrschaft bis zum Erscheinen der Franken lebendig war, ist heute auf direktem Wege nicht zu entscheiden. Bereits in meiner Arbeit hatte ich darauf hingewiesen, daſs die von *vern-* mit gall. Suffixen *-magos,*[3] *-oialos* abgeleiteten Ortsnamen ziemlich sicher auf vorrömische Niederlassungen zurückgehen. Eine entscheidende Bedeutung kommt dagegen den mit den lat. Suffixen *-etum, -aria* gebildeten *vern*-Namen zu, da sie indirekt für die Vitalität des gall. Wortes in Nordfrankreich zu römischer Zeit ein wichtiges Zeugnis

[1] Cf. weitere Belege in meinem Artikel S. 11.
[2] Für alle Einzelheiten verweise ich auf die frühere Arbeit im *Archiv*.
[3] Und zwar scheinen die *-magos* ON. älter als die *-oialos*-Namen zu sein, cf. D'Arbois Jubainville, *Propriété foncière* p. 531.

ablegen. In dem heutigen *aune*-Gebiet — d. h. in den ganz der *aune*-Zone angehörigen Departementen — liegen folgende Namen mit *vernetum, vernaria*:[1] *Vernay*: Mayenne, Loir-et-Cher, Calvados, Marne; *Vernée* (= *Vernay*, cf. *Frasnée, Fragnée*: Loir-et-Cher, Calvados, Vienne, Vendée — *fresnai* < fraxinetu): Ille-et-Vilaine, Mayenne, Sarthe; *Vernois*: Seine-et-Marne; *Vernière*: Mayenne, Meuse; daneben tritt das einfache Substantiv *vern* in folgenden Ortsnamen auf: *Vern* (Ille-et-Villaine); *Ver*: Manche, Eure-et-Loir, Calvados, Eure, Oise; *Vair*:[2] Sarthe; *Vert*: Eure-et-Loir, Seine-et-Oise (3), Aube, Marne; *Vaires*: Seine-et-Marne; *Vers*:[2] Somme; *Anvers* (are vernis: nach Meyer-Lübke): Mayenne, Manche, Sarthe, Seine-et-Oise; *Auverre*: Calvados. Meyer-Lübke ist geneigt (p. 435), sämtliche *Vernay*-Namen auf eine gall. Ableitung *vern-acum* — dessen *-acum* die gleiche Funktion wie lat. *-etum* hat — zurückzuführen und *Vernois* keine Bedeutung beizumessen, da die letztere Form ebenfalls auf einem erst durch sekundären Suffixwechsel (*-acum* ersetzt durch *-etum*) umgestalteten älteren *vernacum* beruhen könnte. Dafs das gall. *vernacos* mit *vernetum* in Konkurrenz treten dürfte, hatte auch ich in meiner Arbeit bereits angedeutet; was mich aber hindert, Meyer-Lübke recht zu geben, sind folgende Überlegungen: Wenn wir in den oben erwähnten acht *Vernay-ois*-Namen wirklich *Vernacum* sehen sollen, so dürfen wir erwarten, dafs in Südfrankreich, wo *vern-* seit bald zwei Jahrtausenden ununterbrochen lebt, die *Vernac* (< vernacos)-Namen recht zahlreich seien: allein Skok[3] weifs für den ganzen Süden nur zwei *Vernac* aus der Dordogne und je ein *Vergnac* aus der Dordogne und Aveyron anzuführen. In Anbetracht von so spärlichen Überresten des gall. Suffixes *-acos* für *vern-* im Süden wird die Annahme, dafs *-acos* bei Baumnamen nun in allen angeführten nordfranz. Ortsnamen enthalten sei, gewifs sehr unwahrscheinlich. Aber auch die geographische Verteilung der *Vernay-*, *Vernoy*-Namen spricht gegen Meyer-Lübkes Auffassung. Das Suffix *-etum* bietet zwei lautliche Ergebnisse: *é* (geschrieben *-ay, -ée*) im Westen (wie ein Vergleich mit *fraxinetum, cassanetum, hulsetum* lehrt), in folgenden Departementen: Seine-Inf. (südl. Teil), Eure (westl. Teil), Calvados, Manche, Ille-et-Vilaine, Côtes-du-Nord, Loire-Inf., Maine-et-Loire, Seine-et-Loir, Sarthe, Orne, Eure-et-Loir, Loir-et-Cher, Loiret, während *wa* (geschrieben *oi*) dem Osten eigentümlich ist: Dep. Somme, Oise,

[1] Ich lasse hier die in ihrem Suffix unsicheren *Vernie* (Sarthe), *Vernix* (Manche), *Verny* (Lothringen) weg, obwohl ihre Zugehörigkeit zu *vern-* kaum einem Zweifel unterliegt. Für die älteren Formen mag man die näheren Angaben in meiner Studie selbst nachsehen.

[2] An der heutigen durch Kartographen und Schreiber willkürlich verunstalteten Orthographie wolle man sich nicht stofsen, da bei den meisten der oben zitierten Ortsnamen die alte Form *Ver* gesichert ist.

[3] *Die mit den Suffixen -anum, -acum, -ascum, -uscum gebildeten südfranzösischen Ortsnamen*, Beiheft 2 der *Zs. f. rom. Phil.* p. 215.

Aisne, Seine-et-Marne, Marne,[1] Yonne, Aube, Meuse, Haute-Marne, Vosges, Meurthe-et-Moselle. Wenn wir nun in diese zwei Zonen die *Vernay*-*Vernoy*-Namen eintragen, so ist leicht zu ersehen, daſs *Vernay* nur in den *Aunay-*, *Houssay-*, *Frênay-*, *Chênay*-Departementen sich findet, *Vernoy* dagegen in der *Aunoy*-Zone liegt. Auch die Verteilung der *Vernay, Vernoy* in den sowohl *vern* als *aune* aufweisenden Grenzdepartementen stimmt auffallend mit der Verteilung von *Chênay, Chênoy*: Vienne, Deux-Sèvres, Indre-et-Loir, Cher gehören in die *ay*-Zone, Yonne, Côte-d'Or, Haute-Marne in die zweite *-oy*-Zone. Und diese Übereinstimmung der *Vernay*-*Vernoy*-Namen mit *Chênay*-*Chênoy* sollte wirklich bloſser Zufall sein?

Daſs die Zahl der *vern*-Ortsnamen in Nordfrankreich nicht so zahlreich ist wie in der heutigen *vern*-Zone, ist leicht verständlich. Bedenken wir, daſs in Südfrankreich *vern*- als Ortsname meist kleinen Weilern oder Bauernhöfen beigelegt ist, und erinnern wir uns der Tatsache, daſs in den in historischer Zeit germanisierten Teilen der Ost- und Westschweiz die romanischen Flur-, Hof- und Weilernamen zuerst durch deutsche ersetzt worden sind,[2] was bewirkte, daſs nach etwa 1000 Jahren meistens nur die gröſseren Orte romanische Benennung beibehalten haben, so wird es uns nicht wundern, daſs mehr als ein Jahrtausend nach dem Verschwinden der Gattungsnamen *vern*- in Nordfrankreich die *vern*-Ortsnamen relativ selten sein müssen. Nach wie vor ist also die Annahme, daſs *vern*- auch zur Römerzeit in Nordgallien existiert hat, sehr wahrscheinlich.

β) Meyer-Lübke macht gegen meine Auffassung, daſs *aune* nie südlich von der heutigen Grenze[3] bestanden hätte, zwei Einwände geltend: es gebe auch Ortsnamen *Aunay* in dem *vern*-Gebiet der Dep. Yonne, Vienne, Charente-Inférieure; ferner beweise uns der Punkt 13: Esbarres (Côte-d'Or), welcher inmitten des *vern*-Gebietes *aune* aufweist, daſs *aune* einst weiter nach Süden gereicht habe und von *vern*- zurückgedrängt worden sei. Was nun den letzten Punkt anbetrifft, so sprechen die tatsächlichen Verhältnisse zuungunsten Meyer-Lübkes. Gilliéron hat seinem *Atlas linguistique* eine Notice beigegeben, welche uns über die Zuverlässigkeit, über die Heimat und das Alter der von Edmont befragten Gewährsleute genaue Auskunft verschafft. Nun liest man in dieser Notice, daſs Edmont nicht selbst in Esbarres (Punkt 13) gewesen, sondern daſs

[1] Das Dep. Marne, über dessen Ortsnamen das ausgezeichnete *Dictionnaire topographique* von Lognon uns trefflich unterrichtet, bietet in der Mehrzahl *aunoy*. *Vernay* bezeichnet dort einen seit langem zerstörten Ort, so daſs sein Name dem Gedächtnis des Volkes völlig entschwunden ist und nur noch in Urkunden sein Dasein fristet.

[2] Cf. Morf, *Deutsche und Romanen* p. 15 ff.

[3] Im allgemeinen habe ich auf der Karte, die im *Archiv* der Arbeit beigefügt war, aus lauter Vorsicht die Grenzlinie der *aune*-Ortsnamen etwas zu weit nach Süden ausgedehnt, da ich über mehrere Namen zu spät genaue Kenntnis erhielt.

sein Gewährsmann, ein Lehrer, der zwar aus Esbarres gebürtig ist, in Vanvey, im Punkte 110 des *Atlas* — etwa 70 km nördlich von Esbarres — wohnt; Vanvey weist nun aber gerade *aune* auf. Mein Verdacht, dafs die Angaben des 'sujet', welcher ganz natürlich in seiner neuen Heimat von der dortigen Umgangssprache beeinflufst ist, nur bedingtes Vertrauen verdienen, hat sich bestätigt: der curé von Esbarres, M. Jallot, teilte mir nämlich auf persönliche Anfrage mit, dafs in seinem Pfarrdorfe nur *verne* (*vanne*) f. gebraucht werde und *aune* unbekannt sei.[1] Nicht viel besser steht es um die *aunay*-Ortsnamen jenseits der heutigen *aune-vern*-Grenze. Es handelt sich um folgende Orte: *Aulnay* (Arr. Loudun), *Aunisière* (Arr. Poitiers), *Launay* (Arr. Loudun), *Launay* 3 (Arr. Châtellerault) Dep. Vienne; *Aulnay-de-Saintonge* (Arr. Saint-Jean-d'Angely) Dep. Charente-Inférieure; *L'Aunay* (Arr. Joigny [2], Arr. Sens) Dep. Yonne. Das Dep. Yonne wird ungefähr in der Mitte von der Grenzlinie von *aune-vern* durchschnitten, und eine genaue Nachprüfung der Lage der *aune*-Namen mit Hilfe von Andrés Atlas hat ergeben, dafs alle nördlich der *aune-vern*-Linie, also im *aune*-Gebiet, liegen. Ganz gleich verhält es sich im Dep. Vienne: der *Atlas linguistique* gibt für Punkt 416 (Guesnes im Arr. Loudun) *aune*, während von den beiden südlicher gelegenen Punkten, die *vern*- aufweisen, der eine südlich von Poitiers (508: Ligugé) und der andere etwa 70 km südlich von Châtellerault liegt. Von den sechs *Aunay*-Namen liegen zwei im Arr. Loudun, also im *aune*-Gebiet, *Aunisière* bei Poitiers, nördlich von Punkt 508, und die anderen drei *Launay* im Arr. Châtellerault nördlich des Punktes 409, so dafs auch hier von einem Übergreifen von *aune* in die *vern*-Zone nicht gesprochen werden darf. Was nun *Aulnay-de-Saintonge* (Charente-Inférieure) mitten im *vern*-Gebiet betrifft, so hat Meyer-Lübke selbst in seiner *Einführung* p. 194 mit Recht darauf hingewiesen, dafs die alten Formen ein *alnetum* gänzlich ausschliefsen. Also ist auch dieses angebliche *alnetum* als Zeuge von einst weiter südlich verbreitetem *aune* auszuscheiden.[2]

Auf einige wenige unsichere Ortsnamen, für die alte Formen fehlen, wird auch Meyer-Lübke sich nicht stützen wollen, und ich

[1] Die Aussetzung, welche Meyer-Lübke wegen unrichtiger Kolorierung der Karte macht, ist für deren Interpretation völlig irrelevant. Die Benutzer des *Atlas* würden aber gern erfahren, auf welchem Wege ein koloristisch einwandfreies Kartenbild hergestellt werden könnte.

[2] Überhaupt ist der ganze Passus bei Meyer-Lübke unklar: wenn er die Existenz von *aune* im ganzen Süden annimmt, weifs man nicht, woher das gallische *vern*- stammt, und welch aufserordentlichen Verhältnissen es seine plötzliche Verbreitung über ein so grofses Gebiet verdankt. Meyer-Lübkes Idee, dafs frz. *aune* 'Erle' mit *aune* 'Elle' lautlich zusammengefallen, das eine also verschwunden sei, hat wenig für sich: *aune* 'Erle' ist masc., *aune* 'Elle' fem., und gerade in Südfrankreich, wo *aune* 'Erle' fehlt, wären beide Formen lautlich nicht zusammengefallen. Gegen eine solche mechanische Anwendung eines an sich richtigen Prinzips habe ich schon früher entschiedenen Einspruch erhoben.

mufs mich daher gegenüber seiner Auffassung, dafs *aune* einst weiter nach Süden gereicht habe, durchaus ablehnend verhalten.

γ) Es ist bei unserer noch sehr fragmentarischen Kenntnis des alt- und neufranzös. Wortschatzes und der mannigfachen Wortverschiebungen natürlich sehr schwer, darüber zu entscheiden, ob der Norden oder der Süden keltisches Wortmaterial besser bewahrt habe. Gegenüber meiner Auffassung, es sei auffällig, dafs der Norden, der sonst stärkere Spuren des gallischen Wortschatzes als der Süden aufweise, für den Begriff 'Erle' ein angeblich lat. Wort besitze, wogegen Südfrankreich nur die Fortsetzer des gall. Wortes kenne, weist Meyer-Lübke auf gallisch *calmis, balma, nauda, *pariu* (**pariolu*) 'Kessel', *arañon* 'Schlehe', *lausa* 'Steinplatte', *broga* 'taillis', *gorze* 'haie vive' als dem Süden eigentümlich hin; er meint, dafs für den Begriff 'Molken' nur der Süden (Auvergne, Languedoc und Limousin) das gall. Wort *mesga* (altir. *medg*) erhalten hätten, wogegen schriftfrz. *mègue* südfranzösischen Ursprungs sei, und ebenso wäre der Norden weniger konservativ als der Süden, indem dieser das einfache kelt. *brucu* 'Heidekraut' gegenüber dem abgeleiteten *bruyère* < *brucaria* aufweise. Es scheint mir, dafs die meisten seiner Beispiele, welche die treuere Bewahrung des kelt. Wortschatzes im Süden beweisen sollen, einer eingehenden Kritik nicht standhalten. Methodisch hätte Meyer-Lübke, um mein Bedenken, dafs der Norden für den Begriff 'Erle' nach allgemeiner Annahme ein lat., der Süden ein kelt. Wort aufweise, zu heben, andere Fälle anführen sollen, wo für einen in ganz Frankreich vorhandenen Begriff der Norden ein lat., der Süden ein gall. Wort aufweisen würde. Durchgehen wir die Beispiele, so mufs einmal *mègue* ausgeschaltet werden. Die Halbkarte *petit-lait* des *Atlas linguistique* und die Wörterbücher[1] zeigen, dafs ganz Westfrankreich bis in die Pikardie hinauf die Form *mègue* 'Molken' kennt, so dafs es wohl näherliegt, das frz. *mègue* aus der Normandie in die Schriftsprache einfliefsen zu lassen. Heute heifst Molken in der Reichssprache *petit-lait*; der Ausdruck ist sicherlich romanische Bildung und daher wohl eine sekundäre Schicht, die über einem einst auch in den zentralfrz. und ostfrz. Mundarten vorhandenen gall. Worte sich gelagert hat. Auch die mittelalterlichen Belege bei Ducange können sprachgeographisch verwertet werden: die Form *mesga* ist in dem Urbar des Klosters S. Trinitatis zu Caen (in der Normandie) in alter Zeit belegt. Inwieweit die Namen verschiedener Sorten von Käse, lothr. *megin*, pik. *mingle*, wall. *makée*,[2] die Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* III 528, zu *mègue* zu ziehen geneigt ist, auch die einstige Existenz von *mesga* in Ostfrankreich zu stützen vermögen, das zu entscheiden mufs ich Berufeneren überlassen. Nur

[1] Cf. Godefroy s. *mègue*, Moisy: *Dictionnaire normand*, Corblet: *Dictionnaire picard*, Jaubert: *Dictionnaire du centre* s. v.

[2] Auch *Atlas ling.*: *maké* 280 (Nord) 'fromage mélangé avec du sucre et de la crème' (K. 613).

durch einen lapsus calami kann *nauda* unter die oben zitierten Wörter geraten sein, da ja Meyer-Lübke selbst in seinem Aufsatz, *Zs. f. rom. Phil.* XXVI 727, *nauda,* dessen kelt. Ursprung (cf. Schuchardt, *Zs. f. rom. Phil.* XXIII 185) übrigens nicht feststeht, im Süden und im ganzen Norden verbreitet nachgewiesen hat. Wieder eine andere Bewandtnis hat es mit südfrz. *lausa,* das auch in den bei Godefroy gesammelten wenigen Belegen sich als durchaus südfranzösisch erweist. *Lausa*[1] heifst eigentlich nicht 'Steinplatte', sondern 'Schiefer', und ihm steht im Norden in derselben Bedeutung ein ebenfalls ganz dunkles Wort *ardoise,* mlat. *ardesia,* gegenüber. Fügen wir weiter hinzu, dafs die Herkunft von ital. *lavagna* sowie von span. *pizarra* 'Schiefer' nicht sicher aufgeklärt ist, so werden wir darauf verzichten müssen, das Vorhandensein von *lausa* als Beweis für die treuere Bewahrung gall. Wortmaterials im Süden zu verwenden. Verschieden von Meyer-Lübke betrachte ich die Geschichte von *balma* und *calmis*: südfrz. und südostfrz. *baume, barme* bezeichnen eine 'Felsenhöhle', spez. 'stark überhängender Fels, der Obdach und Schutz gewährt' (Bridel: 'caverne, grotte naturelle dans les rochers'; Mistral: 'grotte, antre, caverne, creux d'arbre'[2]). Das Wort ist als Gattungsname und in Ortsnamen heute über die ganze französische Schweiz und Ostfrankreich bis Besançon, einen Teil der ehemals von romanischer Bevölkerung besetzten deutschen Schweiz, Tessin, Piemont und über das östliche Südfrankreich verbreitet, und als Ortsname erscheint *Baumette, Balmette* bis in die Gegend nördlich der Loire hinauf. *Chaume, chaux,*[3] dessen alte Form bald *calmis,* bald *calma* lautet, bedeutet 'Alpenweide' und umfafst ein weiteres Verbreitungsgebiet als *balma.* Als *chaux* über den Jura, das französische, frankoprovenzalische Gebiet und Piemont verbreitet, tritt es als *chaume* 'Weide im Hochgebirge' in den Vogesen auf, als Ortsname und Gattungsname lebt es in derselben Bedeutung in den gebirgigen Teilen Südfrankreichs, überschreitet die Pyrenäen und scheint bis nach Ara-

[1] Von *Looze* (Yonne), das in den Urkunden als *Lausa* (833) und *Laura* (853) erscheint, glaube ich hier ganz absehen zu müssen. Es mag übrigens hier darauf hingewiesen werden, dafs die alte nördliche Grenze von *lausa* und *pariu* auffällig übereinstimmt: sollte hier nicht ein vorkeltisches Wort vorliegen?

[2] Cf. Karte *caverne* des *Atlas ling.*; De Roche, *Noms de lieu de la vallée Moutier-Grandval,* Beiheft IV der *Zs. f. rom. Phil.* p. 27; Jaccard, *Essai de toponymie* 24; Monti s. *balma*; *Schweiz. geograph. Lexikon* s. *balma*; Salvioni, *Bollett. storico delle Svizz. ital.* XIX 144—145; Jaubert s. *baume, Schweiz. Idiotikon* IV 215 und besonders Cohn, *Zs. f. rom. Phil.* XIX 51, der auch für Nordfrankreich spärliche Belege bringt.

[3] Cf. Gauchat, *L'origine du nom de lieu de Chaux-de-fonds, Bulletin du glossaire de la Suisse romande* IV p. 1 und die dort angeführte Literatur; agenov. *calmo* Parodi, *Arch. glott.* XIV 15; Thomas, *Essais* 13, der, wie früher schon Cohn l. c., Belege auch für Nordfrankreich bringt, cf. auch Jaubert und Chambure, *Dict. morvan* sub *chaume,* und jetzt: *Atlas ling.*: *jachère* (1600).

gonien[1] hinunter verbreitet zu sein. Wenn nun alpine Wörter wie *chaume* 'Alpenweide', *baume* 'Grotte unter einem überhangenden Felsen' in der an bedeutenden Erhebungen armen Ebene des Loire- und Seinebeckens[2] zu fehlen scheinen oder nur in wenigen Ortsnamen versteinert sind, so werden wir uns darüber ebensowenig wundern, wie wenn die niederdeutschen Mundarten Alpenausdrücke wie *Gletscher, Firn, Runse* oder Baumnamen wie *Arve, Lärche* oder die reiche Serie von Bezeichnungen für Bergformen und Berggipfel wie *Kappe, Horn, Stock* etc. nicht kennen, da mit der Sache eben auch das Wort fehlt.

Dafs die Beibehaltung des keltischen Stammes *broga*[3] in Südfrankreich gegenüber der Ableitung *brogilo* in Nordfrankreich[4] einen archaischen Zug des Südfranzösischen gegenüber dem Nordfranzösischen darstelle, wird kaum zugegeben werden dürfen, sondern wir stehen hier wohl vor einer schon keltisch-dialektischen Verteilung von *brogilo* und seinem Simplex *broga*, die nun bis ins Romanische durchschimmert. Bedenken wir, dafs in dem ehemals von Kelten bewohnten Gebiet von Süddeutschland und der deutschen Schweiz[5] die ungemein zahlreichen Ortsnamen *Brüehl* zum Teil auf altgall. *brogilo* zurückgehen, dafs *brogilo* — teilweise als Wanderwort im Sinne von 'Baumgarten' (cf. ital. *giardino*, frz. *jardin*) — auch in Nord- und Mittelitalien[6] lebt, so werden wir die Frage, warum Südgallien *broga* erhalten und Nordfrankreich nur *brogilo* bewahrt hat, als ein vorromanisches, eigentlich altgallisches, lexikologisch-geographisches Problem betrachten müssen, das wohl seine Lösung auf ähnliche Weise finden wird, wie wenn wir heute aus dem Vorkommen von *apis* am Südrande der Alpen, in Norditalien und in Mittelitalien schliefsen, dafs auch die Po-Ebene, welche heute anscheinend ein lat. *apicula* aufweist, einst *apis* besessen habe: die Existenz von *brogilo* setzt notwendigerweise auch das Simplex *broga* voraus, das auf weitem Gebiet, aus uns unbekannten Gründen, durch seine Ableitung

---

[1] Cf. Du Cange sub *calmis, calma*.

[2] Es scheint mir keineswegs ausgeschlossen, dafs die hauptsächlich in Ostfrankreich vorkommenden *Chaumont* mit unserem *calmis* (*monte*) zusammenhängen, denn das Fehlen von 'Kahlberg' in den deutschen Ortsnamen oder die seltenen *Calvomonte* in Italien sprechen nicht für die Ansetzung von *calvu monte*, das in den urkundlichen Formen — wohl durch Schreiberwillkür — neben *calmontis* erscheint.

[3] Ob auch in der frz. Schweiz *broga* in den Ortsnamen erhalten ist, wage ich auf Grund von Jaccard *Op. cit.* s. *Broye, Breuil* nicht zu entscheiden; für den Dauphiné: Thomas, *Essais* 98.

[4] Schon im *Endlicher Glossar* als *breialo* belegt und als alt in Nordfrankreich durch das *Capitulare de villis* C 46 und in Norditalien durch das *Edictum Liuthprandi* c. 14 erwiesen.

[5] Cf. *Schweiz. Idiotikon*, sub *Brüehl*.

[6] Cf. Lorck, *Altberg. Sprachdenkmäler* p. 211, und Bruckner, *Die Sprache der Langobarden* p. 86; *Miscell. Ascoli* p. 563; Pieri, *Arch. glottol. suppl.* V p. 80; *Revue celtique* XV p. 215; Olivier, *Studi glottol.* III p. 115.

ersetzt worden ist. Und ebenso verhält es sich mit *brūcu* 'Heidekraut': die romanische Ableitung *bruyère,* die auch in Nordgallien eine Grundform *bruc* voraussetzt, wird wohl ursprünglich den Ort bezeichnet haben, wo das Heidekraut wächst, wie das bedeutungsverwandte *fougère* < filicaria ebenfalls ein altes *filix* voraussetzt, das in der Tat im Süden[1] erhalten ist. Bei nordfrz. *bruyère* gegenüber südfrz. *bruc*[2] mag, wie bei *fougère* < filicaria gegenüber südfrz. *felze* < filice, auch der Bau der Pflanze nicht ohne Einfluſs auf deren Benennung sein: im Norden treten beide Pflanzen mehr gesellig vereint auf, das Individuum verschwindet in der Menge; im Süden entwickelt sich die einzelne Pflanze mächtiger und tritt so nachdrücklicher vor das Auge des Beobachters. — Südfrz. *gorze*[3] bezeichnet nach Mistral 'haie vive;[4] es steht hier also kein lateinisches, sondern ein fränkisches Wort (*la haie*) dem keltischen gegenüber, das über die *aune*-Zone[5] verbreitet und, wie das nordfrz. *forêt* in sekundärer Bedeutung 'bois réservé à la chasse, garenne', auch als Terminus des Feudalwesens ziemlich weit nach Süden gewandert ist. In diesem Falle verdankt also der Süden seinen Archaismus nur dem Eindringen eines germanischen Wortes.

Auch in bezug auf südfrz. *arañon* 'Schlehe', das Meyer-Lübke in der *Zeitschr. f. rom. Philologie* XXXI 586 mit Henry, *Dictionnaire étymol. bret.,* auf ein gall. *arinio* zurückzuführen geneigt ist, kann er nicht recht behalten. Die Betrachtung der Karte *'prunelle'* lehrt uns, daſs neben *arañon* das ebenfalls nichtlateinische *agreno* eine viel gröſsere Verbreitung hat. Ohne hier auf die Frage einzugehen, ob das postulierte **arinio* wirklich als urkeltische Form aufgestellt werden darf, scheint mir sicher, daſs die südfrz. Formen *agreno* ausgezeichnet mit dem von Pedersen aus den ir.-cym. Formen konstruierten urkeltischen *agrina*[6] übereinstimmen. Dazu tritt dann die weitere Beobachtung, daſs frz. *prunelle* eine romanische Neubildung darstellt und daher unter dem Worte eine ältere Wortschicht verborgen liegt. Nun finden wir in Nordfrankreich, in der westlichen Wallonie, für 'Schlehe' die Bezeichnung *fordraine,* alt. *fordine, fordrine,* und für den Baum *fordinier, fordrinier,* dessen Etymologie bis jetzt, meines Wissens, dunkel ist.[7] Wiederum steht einem gallischen

[1] Cf. Karte *fougère.*

[2] Könnte *brucu* nicht dem Namen der Gegend *Le Bru* (Dep. Marne) zugrunde liegen?

[3] Zur Verbreitung cf. auch Thomas, *Essais* 101 n. und *Atlas ling.* (Karte *haie*). Es lieſse sich fragen, ob nicht unter der *haie*-Schicht alte Ortsnamen mit *gorze* nachzuweisen wären: ich denke hier an *Gorze* bei Metz, dessen alte Formen vielleicht auf das altgall. Wort zurückgehen.

[4] *saepes* bezeichnet dagegen die tote Einfriedigung.

[5] Auf die westfrz. *haise*-Formen einzugehen, liegt hier kein Grund vor.

[6] Pedersen, *Keltische Grammatik* § 60.

[7] Vermutungen über die Herkunft des Wortes zu wagen und seinen gallischen Ursprung zu postulieren (cf. z. B. urkelt. *dragina,* mittelir.

südfrz. Wortgebiet kein geschlossenes lateinisches nordfrz. Wortgebiet gegenüber, so daſs auch hier eine Parallele zu *vern* : *aune* fehlt. Es bleibt einzig südfrz. *parium* : nordfrz. *caldaria* 'Kessel, Kochtopf'. Ob in älterer Zeit sachliche Unterschiede zwischen dem *parium* und der *caldaria* vorhanden, wissen wir nicht und vermögen daher nicht zu beurteilen, aus welchen Gründen der Norden *parium* nicht besitzt, wogegen der Süden in älterer Zeit nur spärliche Belege von *caldaria* zu kennen scheint. Lautlich geht, wie mir H. Kleinhans versichert, das gall. *parium* keineswegs glatt zu den inselkeltischen Formen, und so möchte man fast vermuten, daſs bei der Entlehnung so mancher inselkeltischen Gefäſsnamen — wie Zimmer erst neulich wieder nachgewiesen hat — auch der (ligurische?) Name des Kochtopfes aus Südgallien nach Britannien importiert worden sei.[1] Jedenfalls lehrt uns die Durchsicht der von Meyer-Lübke zitierten Beispiele, daſs wir von einer besseren Bewahrung altgallichen Sprachgutes in Südfrankreich nicht reden dürfen.

a) Meyer-Lübke will nur unter Vorbehalt die Existenz von *alira* im Altfränkischen annehmen und meint, daſs ein einziger Beleg mein Gebäude umstürzen könnte. Gegen diesen Zweifel darf doch auf die Tatsache hingewiesen werden, daſs wir in den meisten Fällen die sehr fragmentarische Kenntnis des Altniederfränkischen auszugleichen suchen, indem wir mit Zuhilfenahme der niederdeutschen Formen die altfränkische Grundform erschlieſsen. Da das Salfränkische einst an der Mündung des Rheins, das Fränkische der Ripuarier um Köln herum gesprochen wurde, so darf ohne Bedenken die Form *alira* im fränkischen Wortschatz angenommen werden, sobald wir mit Hilfe der Ortsnamen nachweisen können, daſs *Eller*[2] bis in die Nähe von Bingen, d. h. im ganzen einst von den Franken besetzten Gebiet auftritt. Gegenüber meiner Annahme, daſs *alira* sein dem Romanischen unbekanntes Suffix an *fraxinus, carpinus, cassinus* angeglichen habe, erhebt Meyer-Lübke zwei Bedenken: 1) *cassinus* 'Eiche' sei wegzulassen, da, wie aprov. *casse* zeige, auch in Nordfrankreich ein altes *cassanus* vorausgesetzt werden müsse, das allerdings erst später zu *cassinus* (unter Einfluſs des obengenannten *fraxinus, carpinus*) geworden sei. 2) Es sei auffallend, daſs *alira* sich nicht an *colyrus* angeschlossen habe, dessen Suffix dem germanischen Worte nähergestanden wäre. Was den ersten Einwand betrifft, so ist zu be-

---

draigen 'prunus'), wäre verlockend, doch lasse ich die ganze Frage hier offen. Auf vereinzeltes nordfrz. *vagnon* (Meyer-Lübke, *Zs. f. rom. Phil.* XXXI 632) ist wohl zu wenig Verlaſs.

[1] Die angeblich altfrz. Belege von *pairol* stammen aus südfrz. Texten. Zuletzt über das Wort: Jaberg, *Sprachgeographie* 20.

[2] Dazu vgl. Förstemann, *Ortsnamen*, sub *alira*: *Ellerbach, Ellerbusch, Ellerhausen, Ellerhof, Ellermühle, Ellern*; cf. auch *Ortslexikon von Deutschland* von H. Rudolph, Zürich 1808, und vielleicht *Elderen*, frz. *Odeur, Odoir*, hart an der Sprachgrenze, *Grundriſs*² 763.

merken, daſs Du Cange bereits für die Mitte des 9. Jahrhunderts in Burgund die synkopierte Form *casnum* belegt, die natürlich von *cassanum* wie *cassinum*[1] herstammen kann, wobei wir aber nach anderen Beispielen annehmen dürfen, daſs *cassanum* über *cassinum* zu *casnum* sich entwickelt hat. Bedenken wir ferner, daſs für das Provenzalische die alte Form *cassanum* nur durch die Ableitung[2] *Cassagnac, Cassanhola* sichergestellt werden kann, welche in Nordfrankreich nicht nachweisbar ist, und daſs die alt- und neuprov. Formen von *cassanus* mit *fraxinum* gehen, so scheint es mir keineswegs zu gewagt, die Angleichung von *cassanum* an *fraxinum* in Nordfrankreich zum mindesten schon in recht alte Zeit hinaufzurücken, und nichts hindert uns, bei der heutigen Kenntnis der Geschichte des Wortes, schon für das 6. Jahrhundert die Existenz einer an *fraxinus* angeglichenen Form anzusetzen. Was den zweiten Einwand anbetrifft, so ist prinzipiell darauf hinzuweisen, daſs die sprachlichen Angleichungsvorgänge im wesentlichen eine Machtfrage sind, und daſs nach allgemeiner Anschauung drei induzierende Wörter stärker als ein einziges sind; dann darf nicht vergessen werden, daſs bei der Erle das Holz das Hauptprodukt ist, bei der *colyrus* die Frucht: die Haselnuſs; jene gehört zum 'Holz', wie der Bauer sich bei uns ausdrücken würde, diese zu den 'Stauden'. Daſs in der Tat *colyrus* nicht als Baum, wie etwa die *fraxinus, carpinus,* betrachtet wird, lehrt uns auch die Beobachtung, daſs frz. *coudre* nicht, wie *aune, frêne, chêne,* masc., sondern auf einem groſsen Gebiete Frankreichs[3] sein altes Geschlecht (fem.) bewahrt hat. Es ist also aus der Sachkenntnis heraus die Angleichung von *alira* an *fraxinus, carpinus* usw. leicht verständlich.

b) Nur als letztes Argument für die Möglichkeit der Herkunft von *aune* < fränk. alira hatte ich auf die anderen Baumnamen fränkischer Herkunft hingewiesen. Im Gegensatz zu mir wertet Meyer-Lübke mein erst in letzte Linie gestelltes Argument zum hauptsächlichsten um, während ich doch auf Grund rein sprachgeographischer Überlegung zu meinem Ergebnis gelangt war. Es ist durchaus nicht meine Absicht gewesen, für die einzelnen Baumnamen im Rahmen meiner Untersuchung allzulange auf Nebenwegen mich zu verlieren, sondern, entsprechend der sekundären Bedeutung dieses Arguments, begnügte ich mich, auf einige Parallelen hinzuweisen. Da nun aber Meyer-Lübke die ganze Frage angeschnitten hat, so ist es vielleicht hier am Platze, die Probleme wieder aufzunehmen. Für den Namen der 'Buche' wendet Meyer-Lübke mit Recht ein, daſs

---

[1] Cf. z. B. *Castinidum* < *Castanetum*: *Polyptique de Saint-Germain-des-Prés* V 12, heute: *Châtenais-les-Bayeux.* Auch *platanum* geht in Nord- und Südfrankreich mit *asinum,* wie mir mein Freund Hubschmid bemerkt.

[2] Cf. zu der Urform der prov. Formen Thomas, *Essais* 215 n.

[3] Cf. *Atlas linguistique*, Karte *noisetier.*

frz. *hêtre* auf jüngerer niederdeutscher[1] Entstehung beruhe, da ja in der Tat die Ortsnamen *fagu, fagetum* aufweisen unter der heutigen Schicht *hêtre*. Für den 'Hartriegel' (frz. *le troène*)[2] wäre die Frage zu prüfen, ob, wenn der Name in gewissen Gegenden des Ostens zu fehlen scheint, die Pflanzengeographie[3] uns die sonderbare Tatsache erklären würde. Gegen nordischen[4] Ursprung kann das Fehlen von *trugil* 'Hartriegel' im Nordischen geltend gemacht werden, und anderseits läſst die Verbreitung des Wortes, welches nicht weit von der Südgrenze von *aune* haltmacht — in Südfrankreich heiſst der Hartriegel nach Mistral: *bretano* (Toulouse), *bon aubret* (Rouergue), *fresihoun* (lim. gasc.), *cabrié, oulivastre* — kaum die Annahme vorromanischen Ursprungs zu. Ist so die Geschichte von *troène* noch unklar, so verhält es sich anders mit *houx* und *osier*, mit deren Beurteilung durch Meyer-Lübke ich nicht einig gehen kann. Auch er muſs die von mir betonte wichtige geographische Übereinstimmung von *houx* und *aune* (cf. nun Karte I) anerkennen, doch sucht er nun auf phonetischem Wege der Stütze den Boden zu entziehen: ein fränk. *hulis* hätte wie lat. *solus* behandelt werden und, wie dieses *seul*, so jenes **heux* ergeben müssen. Prinzipiell steht auch wohl Meyer-Lübke auf dem Standpunkte Schuchardts, daſs, wenn zwei Wörter in ihrer lautlichen Entwicklung verglichen werden sollen, sie in ihrem ganzen lautlichen Habitus und in ihrer Funktion weitgehende Übereinstimmung zeigen müssen: nun ist *solus* Adjektiv, *houx* Substantiv, jenes mit einem *-s* als Nominativzeichen, dieses mit stammhaftem *-s* (*houssaye, houssière* gegenüber *seulette*), jenes vorzüglich im Singular verwendet, dieses — wie die Ortsnamen lehren — im Plural. Wir dürfen also die beiden Wörter unmöglich ohne weiteres in eine Parallele stellen. Wenn nun Meyer-Lübke ohne Bedenken *mure* (statt altfrz. *meure*) nach *murier* erklärt oder umgekehrt der Name des Baumes *poirier* nach *poire* umgebildet ist, so wird nicht auſser acht gelassen werden dürfen, daſs die häufigen Ableitungen und Ortsnamen wie *houssière, houssaye* auch *houx* als Name der einzelnen Stechpalme lautlich festhalten konnten.[5] Nun meint zwar Meyer-Lübke, daſs der Pflanzen-

---

[1] So schon *Dict. général* s. *hêtre*.

[2] Ich hatte immerhin in meiner Arbeit p. 15 n. auf altes *Trosnedum* (Dep. Marne), heute *Trosnay*, hingewiesen, das ich jetzt noch als eine Ableitung von *trugila* aufzufassen geneigt bin (*trugila* > *truginus* nach Analogie von **fraxinetu* : **truxinetu*).

[3] Herr Prof. Flahault in Montpellier, den ich um Angaben über die pflanzengeographische Verteilung des Hartriegels in Frankreich bat, teilte mir mit, daſs der Baum als Unterholz im Süden selten vorkomme.

[4] Osthoff, *Parerga* 154, der nur ein aisl. *trygil* in der Bedeutung 'kleiner Trog' anführt.

[5] Auch frz. *bief* mit Meyer-Lübke auf ein fränk. *bedu* zurückzuführen, scheint mir angesichts der geographischen Verbreitung des Wortes über Nord-, Südfrankreich, Oberitalien und der Art des Begriffes sehr bedenklich. Sollte nicht die dem Germanischen entsprechende gallische Urform *bedu* vorliegen?

name *houx* mit *houssine 'verge de houx'* und *houssoir 'balai de houx'* gewandert sei, etwa wie auch *balai* < bret. *balazn*[1] einen großen Siegeszug durch Nordfrankreich gemacht habe. Aber auch hier vermag ich nach gründlicher Überlegung ihm nicht beizustimmen.

Die Auffassung Meyer-Lübkes, daß die Bezeichnung der Pflanze *balai* 'genêt', *houx* 'Stechpalme'[2] mit dem aus ihm verfertigten Gerät (*balai* 'Besen', *houssoir* 'Besen') wandre, und daß dann der auf solche Weise gewanderte Pflanzenname wiederum zur Bildung von Orts- und Flurnamen Verwendung finde, bedürfte zuerst eines Beweises. Die Karte *'balai'* des *Atlas* zeigt, daß, während das Wort in der Bedeutung 'Besen' wandert, der Name der Pflanze des 'Stechginsters' (zentral-westfrz. *le balai*, sonst meistens *le genêt*) bei weitem nicht so verbreitet ist wie der Name des Gerätes; daß aber *balai* 'genêt' im heutigen Invasionsgebiet von *balai* 'Besen' gar zur Bildung von Ortsnamen Verwendung finde, ist mir unbekannt. Ebenso bestimmt muß ich für *houx* die Auffassung Meyer-Lübkes ablehnen: für den Namen der Stechpalme weist der Süden *acrifolium,* der Norden *houx.* Die *houx*-Ortsnamen verteilen sich gleichmäßig auf das heutige *houx*-Gebiet, so daß das südlicher gelegene Dep. Mayenne ebensoviele Ortsnamen besitzt wie das nördlich gelegene Dep. Aisne. Und die Tatsache, daß, meines Wissens, nur ein einziger *houx*[3]-Ortsname südlich der *aune-vern*-Grenze belegt ist, somit *houssière, houssay* gleichzeitig mit *aunay* haltmacht, soll bloßer Zufall sein?

Für frz. *osier*[4] ist Meyer-Lübke geneigt, keltischen Ursprung zu

---

[1] Während Thurneysen, *Celtoromanisches* 89, die Herkunft von *balai* aus dem Keltischen als unsicher dargestellt hatte, postuliert Meyer-Lübke für afrz. *balain* ein bret. *balazn*; da aber für den 'Ginster' in der Auvergne ebenfalls *balai*-Formen sich im *Atlas ling.* belegt finden, so scheint mir bret. Herkunft für die südfrz. Formen ausgeschlossen und für die nordfrz. Formen nicht mehr wahrscheinlich.

[2] Cf. Karten *balai, houx* des *Atlas ling.* Man vergleiche meine hier beigefügte Karte II: die frappante Übereinstimmung im Verlauf der südlichen Grenzlinie von *houx* und *aune* wird jedem sofort auffallen! Zur Verbreitung des Wortes *balai* 'Besen' haben unstreitig die herumwandernden Korbflechter aus Westfrankreich viel beigetragen.

[3] *Houssière, Houssay, Houssoy* finde ich belegt in den Dep. Vosges, Aisne, Meurthe-et-Moselle, Aube, Somme, Oise, Eure, Calvados, Mayenne, Seine-et-Marne, Seine-Inférieure, Eure-et-Loire, Yonne. Nahe an der Südgrenze von *aune-vern-* liegt *Houssière* Arr. Château-Chinon (Vienne). Bemerkenswert für das hohe Alter der Entlehnung von *huls* im Galloromanischen ist der rheinländische Ortsname *Hauset* (1380 *Holsit*) < *hulsetu*, cf. Marjan *op. cit.* 15. Wie alt die Glosse *brisconis* : *hulsi minuti* Corp. gloss. III 587, 41 ist, kann ich nicht entscheiden, cf. *Zs. für deutsche Wortf.* II 211.

[4] Die Korbweide wird heute im Großbetrieb in gewissen Teilen Frankreichs unter staatlicher Förderung angepflanzt: der offizielle reichssprachliche Name dringt daher stark vor und verdrängt die alten mundartlichen Namen, so daß die Karte *osier* keineswegs ein treues Bild seiner früheren Verbreitung gewährt; aus diesem Grunde habe ich von der Einzeichnung der Linie *osier* auf der ersten Karte abgesehen.

vermuten: da das Wort dem Süden in Ortsnamen und als Gattungsname ganz fehlt, wäre hier ein Fall, in dem einem gall. Worte in einem Teile von Südfrankreich ein lat. Wort gegenüberstände. Wiederum zeigt uns die sprachgeologische Betrachtung der Karte des *Atlas,* daſs *osier* in Nordfrankreich eine sekundäre Wortschicht darstellt. Der Norden hat heute: *osier, saux, saule* — von weniger verbreiteten Typen sehe ich hier ab —, der Süden *ambro* und lat. *vimen.* Ant. Thomas hat bei der Besprechung der Etymologie von *ambro* darauf hingewiesen, daſs das Wort sich auch im Norden in Ortsnamen erhalten zu haben scheint: *Ambre, Ambrières* in den Dep. Marne und Mayenne. Daſs auch *vimen* einst in Nordfrankreich[1] existiert hat, läſst sich durch folgende Überlegung wahrscheinlich machen: die in das Althochdeutsche eingewanderten Lehnwörter sind wohl zum gröſsten Teil nicht dem Latein von Rom, sondern demjenigen der benachbarten romanisierten gall. Provinzen entlehnt: ein Nachweis, der bei anderer Gelegenheit versucht werden soll. Nicht selten leben die im Deutschen erhaltenen altrom. Lehnwörter nicht mehr in den geographisch benachbarten rom. Mundarten, weil das alte Wort durch spätere Wortverschiebungen verdrängt worden ist (cf. oben *impeltare* > mhd. *pelten*). So weist das Niederländische *wijme* als Namen der 'salix viminalis' auf, welches Kluge, *Pauls Grundriſs*[2] 366 auf *vimen* zurückführt, und das also indirekt für die einstige Existenz von *vimen* auch in dem geographisch zunächst in Betracht kommenden Gebiet in Nordfrankreich ein schönes Zeugnis ablegt. Wenn unsere Darlegung das richtige trifft, so kann *osier,* dessen geographische Übereinstimmung mit *houx* ziemlich weitgehend ist, nur eine sekundäre Schicht darstellen und muſs fränkischer Herkunft sein, mag man auch aus lautlichen Gründen das von Schuchardt vorgeschlagene Etymon **halisariu* (Stamm von *Halster*) vorläufig ungenügend finden.[2]

---

[1] *Vimière* als Ortsname in Poitou (Limoges, Haute-Vienne) — also bis zur *vern-aune*-Grenze — belegt. Ob die Ortsnamen *Vincelle* (Yonne), *Vimereux* (Aisne) hierhergehören, ist schwer zu sagen.

[2] Gegen die Verknüpfung mit *Halster* könnte auch die geographische Verbreitung des letzteren ins Feld geführt werden, das, soviel ich sehe, auf Sachsen beschränkt ist. Als ältester Beleg wird von Meyer-Lübke *ausaria* angeführt; der Text: *abscondit se sub folia auseriae* 103, 33, *sub folia auseriae Mon. Germ. hist. script. rer. Merow.* III zeigt deutlich, daſs dem Wort hier kollektiver Sinn eigen ist: 'Weidengebüsch'. Fast ebenso alt sind die Belege aus dem *Polypt. d'Irminon,* wo in den Kap. XV 69, 76, 95, XVII 41, 43, 45 den Kolonen *ausarias* neben *osarias* auferlegt werden, denn ein vereinzeltes *ansarias,* das Longnon anführt, obwohl der Text Kap. XVII, 11 *ausarias* bietet, dürfte Druckfehler sein. Als bloſse Vermutung wage ich hier folgendes zu äuſsern: die Namen des Wegedorns, der Korbweide, der Erle — alle wachsen in sumpfigem Gelände — berühren sich nahe: osset. *farwe, farw* 'Erle' wird an ahd. *fëlawa,* mhd *felber* 'Weidenbaum' angeschlossen, und altwestnordisches *iǫlstr* 'salix pentandra' stellt man zu *alira* 'Erle'. Nun bezeichnet auf weitem deutschen.

Die heutige Grenze von *aune-vern* fällt weder mit natürlichen Verkehrshindernissen noch mit Sprach- oder mit uns bekannten ethnologischen Grenzen zusammen: prinzipiell dürfen wir aber die geographische Ausdehnung eines Wortes nicht als eine Tatsache des bloſsen Zufalls betrachten, sondern wir sollten den Bedingungen seiner geographischen Verbreitung erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden, besonders in einem Falle, wo ein Vergleich der Ortsnamen mit der heutigen Verbreitung von *aune* die Südgrenze als durchaus alt erscheinen läſst. Die auffallend genaue Übereinstimmung von *aune, houx,*[1] (und zum Teil von) *osier* muſs innere Gründe aufweisen, und eine solche Tatsache einfach im Beweisverfahren auszuschalten, scheint mir nicht zulässig. Man mag aber auch noch folgendes überlegen: Die Erle gehört technisch zu den minderwertigen Holzarten und ist im Mittelalter kaum je Handelsartikel[2] gewesen, so daſs der Name Wanderungen auf den Handelsstraſsen nicht ausgesetzt war. Es liegt daher nahe, zu denken, daſs frz. *aune* nur in dem Gebiet bekannt sei, in welchem die Franken sich niederlieſsen. Für die Kenntnis der Ausdehnung der fränkischen Ansiedelungen kommen in erster Linie die *fara* 'Sippe' und *haim* 'Weiler' als Ortsnamen in Betracht, welche als *Fère* und *Han, Ham* fast nur im *aune*-Gebiet auftreten:

---

niederdeutschen und holl. Gebiete die *Else* (alt. *alisa*) die alnus glutinosa, den Wegedorn, und das eben genannte *iǫlstr,* eine Ableitung von *Eller,* den 'Weidenbaum': sollte nicht im Altniederfränkischen ein altes *alisa* 'Korbweide' existiert haben? Frühe Vokalisierung des *l* vor Kons. ist auch von Meyer-Lübke, *Französ. Grammatik* 169, als sicher festgestellt worden; aber wie ist das alte *osaria* mit Monophthongierung des *au* > *o* zu deuten? Man denke endlich an afrz. *osange* 'lien d'osier', das nicht von *osier,* sondern von *os-* aus gebildet ist, und in dessen Endung ein fränk. *-inga* zu stecken scheint.

[1] Die Punkte 419, 540, welche den westfrz. Typus *kus* besitzen, zeigen deutlich, daſs *houx* in dieser westlichen französischen Invasionsstraſse südlich von 419—540 von Norden her eingedrungen ist. Weitgehende Übereinstimmung (auſser im Osten) weist die Wortzone *coq* gegenüber *gallu* mit *aune* auf: da *coq* meines Erachtens aus dem Niederfränkischen stammt, so liegt hier vielleicht eine neue Parallele zu *aune* : *vern* vor.

[2] Meyer-Lübke wirft die Frage auf, ob der Name des Baumes *vern-* vielleicht in der Schiffersprache — inselkelt. *verna* heiſst auch 'Mast' — von Süden durch das Rhonebecken aufwärts verbreitet worden sei: man könnte an die Stelle der *Georgica* 1, 136: *tunc alnos primum fluvii sensere cavatas* denken, wo Virgil also die ältesten Kähne aus Erlenholz hergestellt sein läſst. Sind aber je die Masten aus Erlenholz gefertigt worden, da ja, wie mir Techniker versichern, das Erlenholz an der Luft leicht fault? Weder bei Jael noch im *Dictionnaire des antiquités* noch bei Schrader finde ich irgendeinen Hinweis, daſs je Erlenholz zu Schiffsbauten verwendet worden wäre, so daſs ich der Stelle von Virgil skeptisch gegenüberstehe, um so mehr, als kein anderer Schriftsteller aus dem Altertum irgend etwas ähnliches uns zu berichten scheint, denn die zahlreichen nachaugustinischen Dichter, welche *alnus* 'Schiff' als Vergil-Reminiszenz weiterführen, wird man nicht als Autoritäten im Schiffsbau anerkennen dürfen. Zudem ist mir ein südfrz. *vern* 'Mast' ganz unbekannt.

Fère: *Fèrebrianges, Fèrechampenoire* (Marne), *Fère, Fère-en-Tardenois* (Aisne).

Ham, Han: Calvados,[1] Manche, Mayenne, Pas-de-Calais, Somme, Ardennes, Seine-et-Oise, Meurthe, Meuse, Seine, Aube, Lorraine.

Hamel-, eau: Calvados, Manche, Orne, Oise, Yonne (zwei liegen innerhalb des *aune*-Gebietes und eins direkt an der Grenze), Eure-et-Loire; Deux-Sèvres: *Les Hameaux,* Arr. Bressuire, hart an der Grenze *aune* : *vern.*[2]

Endlich wäre an jene Ortsnamen zu erinnern, welche mit einem an erster Stelle genannten germ. Besitzernamen und *-court, -villier, -ville* (Typus: *Abbonicurtis* : *Abboncourt*) gebildet sind, und deren Verbreitung Gröber zum erstenmal im *Grundriſs*[2] 547 genau festgestellt hat. Die Südgrenze[3] der Zone dieser derart geformten Ortsnamen stimmt wiederum ziemlich mit der *aune*-Grenze überein: sie geht nämlich durch die Departements Indre-et-Loire (*Bréhémont,* Gröber *loc. cit.* 547), Loiret (*Gondreville, Bouzonville, Thignonville, Faronville*), Cher (*Barlieu,* Gröber *loc. cit.* 547), Aube (*Balignicourt, Arremgécourt, Vernonvilliers, Brillecourt* etc.), Haute-Marne (*Bettancourt, Récourt, Broncourt, Harricourt*) hindurch.[4] Und diese Übereinstimmung vorwiegend im Osten Frankreichs soll wiederum bloſser Zufall sein?

II. *α*) Das in Süd- und Nordfrankreich belegte *vern*[5] m. hatte ich auf ein gall. Neutrum vernum zurückgeführt, zu welchem das in Südostfrankreich und Oberitalien vorkommende *verna* ursprünglich ein (Kollektivbegriff) Plural gewesen wäre (cf. ital. *ontano*). Diese Auffassung bekämpft nun Meyer-Lübke damit, daſs er nach dem Beispiel Lidéns, *Indogerm. Forsch.* XVIII 485, das auch von mir

---

[1] Joret, *Patois Normand* 37, 182.

[2] *Hameau-sur-Chiry* liegt ganz im Norden des Dep. Nièvre, etwa 25 km südlich der *aune-vern*-Grenze.

[3] Nach Kornmesser, *Die franz. Ortsnamen germ. Abkunft* I, 1888, p. 22 geht die Südgrenze durch die Dep. Haute-Saône, Aube, Yonne, Loiret, Eure-et-Loir, Loir-et-Cher.

[4] Die Frage, ob der französische Teil des Kantons Bern je von Franken besiedelt worden sei, ist weit davon entfernt, geklärt zu sein, und eine Reihe von Tatsachen scheinen eher auf alemannische Besiedelung hinzuweisen. Ebenso ist natürlich der bis ins 9. Jahrhundert bretonisch gebliebene Westen Frankreichs, d. h. die Dep. Ille-et-Vilaine, Côtes-du-Nord, Morbihan, westl. Teil des Dep. Loire-Inférieure von germ. Ansiedelungen verschont geblieben: die auf altem bret. Gebiet heute lebenden frz. Mundarten sind von Osten her eingewandert. Die von Gröber erwähnten, auſserhalb der *aune-vern*-Zone gelegenen Ortsnamen (Typus *Abboncourt*) sind unsicher, so z. B. ist *Albertville* (Savoie) ein erst im letzten Jahrhundert geprägter Name für die durch die Vereinigung der Ortschaften Le Conflens et l'Hôpital entstandene Stadt, die ihren neuen Namen dem sardinischen König Albert verdankt.

[5] Corblet, *Dict. picard.* erwähnt ein *vergne* 'Weide', dessen Zusammenhang mit *vern-* durchaus wahrscheinlich ist. Cf. auch Karte *saule,* eine Form *verna* für Punkt 825 (Dep. Ardèche).

zitierte alb. *ver̄ε* als verwandt mit einem altgall. *verna*[1] betrachtet, und des weiteren, daſs er den lat. Glossen, welche *vernum* bieten, jegliche Beweiskraft abspricht. Was nun das alb. Wort anbetrifft, so verhält es sich damit folgendermaſsen: Gustav Meyer zitiert in seinem *Alban. Wörterbuch* ein *ver̄ε* 'pioppo bianco'. Es wird niemand an der veränderten Bedeutung Anstoſs nehmen, wenn man bedenkt, welchem Wechsel die Bezeichnungen für Bäume unterworfen sind. Dagegen ist immerhin auffällig, daſs Gustav Meyer seine Form *ver̄ε* nur aus den Werken des Dichters Rada kennt, der aus den alb. Kolonien Süditaliens stammt, so daſs also im eigentlichen Albanien Meyer das Wort unbekannt zu sein schien. Der Verdacht läge jetzt natürlich nahe, anzunehmen, daſs die südital. Albanesen, deren Mundart wie diejenige der südital. Griechen, lexikologisch stark von südital. Wortmaterial durchsetzt ist, auch *ver̄ε* aus dem von Salvioni für die Basilicata[2] nachgewiesenen *verna* 'Erle' bezogen hätten. Nun zitiert Gustav Meyer aus dem eigentlichen Albanien auch ein *ver̄í* 'Winterweide, Erle', das er auf lat. *hiberninium*[3] zurückführt; man wäre versucht, das letztere Wort als Ableitung von *ver̄ε* 'Erle' aufzufassen, aber die Nebenform *mεr̄ajε*[4] scheint gegen eine solche Auffassung zu sprechen. Prof. Pedersen, den ich um gütige Auskunft bat, und dessen Mitteilungen auch hier verdankt seien, kennt ein *ver̄* 'campeggio' aus dem Wörterbuch von Skutari[5] und aus einem anderen Wörterbuche:[6] *ver̄ε* masc. 'campeggio', *ver̄į* 'campeggio', während *ver̄ι* als *εἶδος ἄγριον δένδρον*[7] belegt ist. Bei den erwähnten Formen ist auffällig, daſs das skutar. *ver̄*, wenn einheimisch, auf eine ältere Stufe **vernu* (nicht *verna*) zurückgeht, und daſs anderseits die Bedeutung 'Campechebaum' angegeben ist, da der Baum meines Wissens amerikanischer Herkunft ist und in Albanien nicht wächst. Die ganze

[1] So auch Pedersen in seiner *Kelt. Grammatik* § 66.

[2] *Studi romanzi* no. 6, p. 64 und meine Arbeit p. 18. Lautlich liegt keine Schwierigkeit vor, da auch in den ital. Lehnwörtern *-rn-* zu *r̄* wird (cf. *taverna > taver̄ε*, *inferno > fer̄*), cf. Helbig, *Die ital. Elemente im Albanesischen, Jahresbericht des rum. Instituts* X 91. Andere ins Albanesische eingedrungene ital. Baumnamen sind *frašεn < frassino*, *tšer̄ < cerro*, *džinést < ginesta* (südital. alb. Kolonien), *žuhé < giunko* 'Binse'. Beachtenswert ist auch, daſs nach G. Meyer *betulla* ins Alb. eingedrungen ist.

[3] *Alb. Wörterbuch* s. v., *Grundriſs f. rom. Phil.* 1 813, und Meyer-Lübke hat in seiner Neubearbeitung des Abschnittes, *Grundriſs* 2 1049, die Etymologie beibehalten, so daſs er an eine Verknüpfung von *ver̄í* mit *ver̄ε* nicht zu denken scheint.

[4] Ich kenne keine anderen Beispiele von *-v-* > *-m-*, da *vessica* > alb. *mẹšikẹ* in Anbetracht der mannigfachen lautlichen Störungen bei den südrom. Formen kein sicheres Beispiel ist. Sonst ist nur *-nv-* > *m* geworden: *invidiare > mdzói*, *invitiare > mẹsoj*. Ist also von einem **inverninum* auszugehen?

[5] Jungg, *Fialuur i voghel* ... prei P. Junkut, Škodra 1895.

[6] *Fialuer i rii i Schcypes*, herausgeg. von der Gesellschaft Baškimi, Škodra 1908.

[7] *Λεξικὸν τῆς ἀλβανικῆς γλώσσης*, Athen 1904.

von Lidén und Meyer-Lübke postulierte Urverwandtschaft zwischen den alb. und kelt. Formen steht lautlich und begrifflich keineswegs gesichert da, und es ist jedenfalls gewagt, auf Grund des vorliegenden Materials ohne weiteres eine dem Albanesischen und Keltischen gemeinsame Grundform fem. *verna* zu rekonstruieren.

Auch das zweite Bedenken, daſs das *vernum* der Glossen keine Berechtigung habe, kann ich vom rein methodischen Standpunkt aus keineswegs teilen. Es handelt sich um folgende Glossen:

verna id est alnus III 596, 35; 607, 5;
alnum lignum est verna IV 14, 43;
lignum alnetanum (cod. St. Galli: *agnetano*) *id est vernum* IV 205, 51;
alnum lignum id est vernum IV 485, 31;
alnum lignum id est vernum V 590, 31;
fructus verni : *agnus perma* III 543, 17.

Es stehen also in den Glossen zwei *verna* vier *vernum* gegenüber. Meyer-Lübke zweifelt an der Richtigkeit der letzteren Formen, da in den Glossen auf die Endungen oft kein Verlaſs sei: aus den gleichen Gründen könnten wir ja auch die Existenz von *verna* in Zweifel ziehen. Methodisch scheint mir eine nur auf allgemeinen Bedenken beruhende Ablehnung einer Glossenform recht gewagt, wenn nicht vorher der Nachweis geleistet wird, daſs die Endungen der meisten übrigen in dem betreffenden Glossar vorkommenden Wörter unrichtig sind, ein Nachweis, den Meyer-Lübke uns schuldig geblieben ist. Nun stimmt das romanische *vern* m. ebenso wie das romanische *verna* ausgezeichnet mit den in den Glossen überlieferten Formen überein, und es liegt daher gar kein Grund vor, weshalb nur die zweite, nicht aber die erste Form als Ausgangspunkt für die romanischen anzusetzen ist. Nun wendet zwar Meyer-Lübke ein, daſs die inselkelt. Formen auf ein urkelt. fem. *verna* zurückgehen, was aber, da ja die alb. Formen kein entscheidendes Wort hier mitsprechen können, nicht ohne weiteres auf das Altgallische übertragen werden darf. So ist z. B. das im gröſsten Teil von Frankreich bezeugte gall. *cassanus* nicht in den inselkelt. Dialekten zu belegen; umgekehrt sind von den inselkelt. Namen (urkelt. *dervâ*) der Eiche nur schwache Spuren in Ortsnamen[1] erhalten, sofern südfrz. *droui, drui* 'quercus pseudococifera' nicht in letzter Linie auf das kelt. Wort zurückgeht. Wieweit gerade bei den Baumnamen gallischer Herkunft jene ideale Übereinstimmung, welche Meyer-Lübke zwischen Altgallisch und Inselkeltisch in bezug auf das Geschlecht von *verna*

[1] So bezeichnet *Dervonia* einen Eichenwald in Ostfrankreich (cf. Holder s. v.), und als alte gall. Kollektivbezeichnung fasse ich auch die rät.-oberital. Formen (eng. *vdogn*) auf, die auf ein altes *betoniu* zurückgehen und keineswegs durch Suffixwechsel aus *betulla* entstanden zu sein brauchen. Zur Verbreitung der *-oniu*-Form cf. Salvioni, *Bollett. storico della Svizzera ital.* XI 216, XX 34, XIX 145; *Dialetto di Poschiavo* p. 606; Unterforscher, *Literaturblatt* XII 309; Gartner, *Grundriſs*2 602.

postulieren will, fehlt, mag man bei frz. *if* und den Nachkommen von *betulla* sehen. Für den Namen der 'Eibe' setzt Meyer-Lübke in seiner Einführung ein aus den inselkelt. Formen erschlossenes urkelt. *iwa* an, zu dem wohl span.-port. *iva* 'Schlagkraut, Feldzypresse', nicht aber frz. *if* masc. stimmt, welches mit mlat. *ivus* auf eine Urform *ivu* zurückzugehen scheint (cf. *ver* masc. in Nordfrankreich).[1]

Wie stark die gallischen Mundarten für den Namen der Birke auseinandergehen, und wie die alte vorrömische geograph sche Verteilung der verschiedenen Formen bis in die heutige Zeit durchschimmert, ist bekannt. Wir kennen den Namen der Birke im lat. Gewande unter der Form *betulla,* das entweder dem Gallischen Norditaliens oder Nordfrankreichs[2] entlehnt worden ist. Die inselkelt. Formen führen nach Stokes auf *betva* zurück, und auf eine Ableitung **bettium*[3] — vgl. *vernium* ebenfalls in Südwestfrankreich — lassen die südfrz. Formen schliefsen. Afrz. *booul,* katal. *abedull*[4] setzen aber ein Masc. voraus, wobei die Übereinstimmung mit nordfrz. *if, vern* m. und katal. *vern* m. wiederum auffällt. Aus all diesen Darlegungen ergibt sich, dafs die Aufstellung einer einheitlichen Form *verna* für ganz Gallien auf der unbewiesenen Prämisse beruhte, dafs für die romanischen Formen eine Urform genügen müsse.

Was nun die inselkelt. Vertreter von *vern-* anbetrifft, so ist es, wie mir H. Kleinhaus mitteilt, sicher, dafs die altir. Glosse *alnos* : *ferna* (*Thesaurus Palaeo-hibernicus* II 46, 33) nur als Fem. Plur. interpretiert werden darf, da die anderen Neutr. Plur. des Glossars ihr finales *-a* abgeworfen und die sekundäre mittelir. Endung *-a* des Neutr. Plur. in keinem anderen Beispiel in unserem Glossar bezeugt erscheint. Damit wäre aber erst ein uririsches **verna* gewonnen. Für die brit. Formen scheint mir eine Urform **verna* f. aus semasiologischen Gründen nicht ganz unbedenklich. Cymr. *gwern*[5] heifst 'Erlengebüsch, Sumpf' und 'Erle'. Wenn wir uns auf die bisher uns bekannten bedeutungsgeschichtlichen Tatsachen berufen dürfen, so

---

[1] Sollte das Verhältnis von gall. **anderu,* welches frz. *landier,* prov. *anders* (Plur.) voraussetzen, zu dem von Meringer postulierten **andera* nicht ähnlich dem von *vernu* : *verna* sein? Cf. dazu den bedeutsamen Aufsatz von Meringer-Meyer-Lübke, *Zs. f. rom. Phil.* XXX 423.

[2] Für das Alter von *betulla* in Nordfrankreich ist *Bullay* < *betuletu* in der Rheinprovinz bemerkenswert, cf. Marjan *op. cit.*

[3] Horning, *Zs. f. rom. Phil.* XXXI 29, Thomas zuletzt *Romania* XXXVII 114, Meyer-Lübke, *Zs. f. rom. Phil.* XXXII 747, und zu den galliz. Formen Schuchardt, *Romano-Baskisches* 60, die ebenfalls ein masc. **bitulus* voraussetzen.

[4] Das initiale *a-* ist auffällig, und man möchte fast vermuten, dafs hier fem. Artikel durch Agglutination erhalten sei.

[5] Fälle, wie wir sie in südostfrz. *sagne, saigne,* frz. *marais* (cf. lomb. *marisc* 'giunco', eigentl. ein Plural, Salvioni, *Rom.* XXXI 206) und dtsch. *Riet* 'Sumpf', die alle ursprünglich das Rietgras oder das Sumpfgras bezeichnet zu haben scheinen, sind anders geartet und können mit den obenerwähnten Formen kaum verglichen werden.

ist das Kollektiv das ältere und die Bezeichnung der einzelnen Erle das jüngere: ital. *ontano,* urspr. 'Erlenbestand', dann 'Erle', ostfrz. *aunaie* 'Erlenwald', dann 'Erle', *ausaria* 'Weidenplatz', *osier* 'Weide', *filictum* 'Ort, wo das Farnkraut wächst', dann 'Farnkraut': nach all dem müfsten wir bei *gwern* die Bedeutung 'Erlenpflanzung, Sumpf' als die ältere ansehen und das Wort als altes Kollektiv auffassen. Die Ansetzung eines urbrit. *verna* fem. ist also semasiologisch nicht recht verständlich. Dazu tritt dann ein weiterer Umstand, der für die Existenz eines alten nordgall. *vernum* vielleicht entscheidend ist: wie *gwern*[1] werden im Cymrischen auch *bedw* und *derw* als Fem. Sing. in kollektivischem Sinne angewendet (*y fedw* 'das Birkengehölz' *y dderw* 'der Eichenwald'). Von hier aus fällt zunächst auf den gall. Ortsnamen *Dervum* neues Licht. Der Name, welcher heute noch in '*La Forêt de Der*' (bei Wassy-sur-Blaise, Dep. Haute-Marne) weiterlebt, scheint schon in alter Zeit mit dem betreffenden Waldbezirk als solchem unzertrennlich verbunden (*in foreste Dervo et* [*in*] *fine Wasciacinse,* Holder, *Alt-celt. Spr.* I 1271 ff.); seine Identität mit cymr. *derw* nach Form und Bedeutung ist wohl aufser Zweifel. Läfst so die Eigenart der obenerwähnten cymrischen Formenreihe in der spezifischen Verwendung von *Dervum*[2] einen syntaktisch-morphologischen Zug aus altgallischer Zeit erkennen, so dürfte sich weiterhin als Konsequenz des einmal angenommenen Parallelismus aus cymr. *bedw* und *gwern* die ursprüngliche Kollektivnatur von gall. **betua* (*betulla*) und *verna* ergeben; die Ansetzung eines gall. **betullum* und *vernum* würde also auch von keltischer Seite sich rechtfertigen lassen.

β) und γ) Die künftige wortgeschichtliche Forschung wird in höherem Mafse, als es jetzt geschieht, bestrebt sein müssen, die heute zerrissenen, einst aber zusammenhängenden alten Wortschichten wiederherzustellen, sollen wir altes und neues Wortmaterial wirklich unterscheiden lernen. Wenn z. B. im Mhd. für den Begriff 'pfropfen' *pelten* belegt ist, so werden wir bei der Betrachtung der Karte *greffer* des *Atlas* nicht das heute in Nordfrankreich existierende *greffer* als alt ansehen dürfen, sondern wenigstens für Ostfrankreich, woher das Wort nach Deutschland eingewandert sein wird, ein altes *impeltare* annehmen müssen, das heute unserem Blicke verborgen ist, einst aber in geographischem Zusammenhange mit südfrz. *impeltá* gestanden

---

[1] Die genauen Angaben über die cymr. Formen und ihr Verhältnis zu den altgall. Formen verdanke ich Herrn Kleinhaus, der auf meine Bitte die Freundlichkeit hatte, mir als einem Anfänger in keltischer Linguistik beizuspringen.

[2] Schon die frühesten Belegstellen setzen die Neutralform voraus, die dem oben Gesagten zufolge auf kollektivisches **derva* zurückweist. Vgl. noch '*in loco qui ab incolis … Dervum nominatur* (bei Holder *loc. cit.,* der irrigerweise von **Dervus* ausgeht). Endlich mögen die nach Silvan Evans häufig vorkommenden cymr. Namen *y Fedw, y Dderw* nicht unerwähnt bleiben.

haben muſs, und diese Annahme findet vielleicht ihre Stütze in der Existenz von frz. *empeau,*[1] das ein Verbalsubstantiv zu nicht belegtem *empeauter* sein könnte. Wer unbefangen die beigefügte Karte betrachtet, wird einen alten Zusammenhang zwischen der nördlichen *vern* m.-Zone und der groſsen südlichen (gascogn.-katal.) zugeben müssen, deren natürliche Verbindungsbrücke die nach Süden hin verzettelten *vern-* m.-Enklaven sind. Meyer-Lübke vermiſst für meine Auffassung[2] einen strikten Beweis, der heute nur indirekt[2] geleistet werden kann; aber die Interpretation der Karte, die er am Schlusse seines Artikels vorträgt, hängt ganz in der Luft. Seine Ansicht, daſs das im Dep. Yonne belegte *vern* m. sich durch Annahme des Geschlechts eines einst nach Süden weiter ausgedehnten älteren *aune* erklären lasse, entbehrt nach den oben geführten Darlegungen einer soliden Grundlage, abgesehen davon, daſs die südlichen *vern* m.-Enklaven bei der Annahme einer allgemeinen Form *verna* völlig rätselhaft bleiben, da dort auch die geringste Spur von *aune* fehlt. Daſs die gasc.-katal. Formen *vern* m. erst eine sekundäre Schicht darstellen sollen und über ein älteres *alnus* sich gelagert hätten, ist nicht mehr als eine Hypothese, denn es wäre mindestens notwendig — wie ich es für Nordfrankreich mit *vern* m. getan habe —, Spuren von *alnus* in den Ortsnamen der Gascogne und Kataloniens nachzuweisen. Auch jenem Argument, nach welchem *vern* m. in der Gascogne kein altes Wort darstellt, weil es in ein ehemals iberisches Gebiet eingewandert sei, geht jede Beweiskraft ab, nachdem Schuchardt zuerst auf die relativ zahlreichen altgall. Entlehnungen im Baskischen hingewiesen und Meyer-Lübke selbst bei Anlaſs seiner Studie von südfrz. *aranion* 'Schlehe' weitere Beispiele gesammelt hat. Die von Meyer-Lübke vorgetragene Interpretation der Karte erscheint mir in allen Punkten unhaltbar,[3] weil sie einer soliden wortgeologischen Basis entbehrt.

Es bleibt mir noch übrig, auf die nordfrz. *Ver*-Namen zurückzukommen, die ich auf *Vernum* zurückzuführen geneigt war, und ebenso bedürfen die *Auvers*-Namen, für welche ich zweifelnd an *aux vers* 'zu den Erlen' gedacht hatte, einer nochmaligen Erörterung. Wenn Meyer-Lübke ohne Zweifel recht hat, die *Auvers*-Namen auf

[1] Allerdings reichen die Belege nach *Dict. gén.* nicht über das 16. Jahrhundert hinauf, aber die angegebene Etymologie *em-peau* scheint mir aus morphologischen Gründen nicht annehmbar.

[2] Wenn der Fluſsname *Vern* in der Dordogne auf *vern-* zurückgeht, so wäre ein neuer Beweis für die einstige gröſsere Ausdehnung von *vern* m. bis in das Herz des heutigen *vergne*-Gebietes gegeben. Dann weisen auch die *Vernon* (Haute-Vienne, Cantal), *Verneuil* (Charente, Dordogne, Gironde), die im *vergne*-Gebiet liegen, auf altes *vern-*, wenn wir auch vorläufig nicht zu entscheiden vermögen, ob *verna* oder *vernum* zugrunde liegt.

[3] Auch die Frage, woher denn dieses hypothetische *vern* m. der Gascogne stammt, da ja heute wenigstens die gasc.-katal. *vern* m.-Zone rings von *vernium* umgeben ist, bleibt bei Meyer-Lübkes Annahme unbeantwortet.

vorrömische altgall. Bildungen — *are vernis* — zurückzuführen, so sind dagegen alle weiteren Schlüsse, die er daranknüpft, anfechtbar. Im Norden finden sich eine Reihe von *Ver*-Namen (cf. p. 88), die direkt an die nördliche Zone *vern* m. anschliefsen und sich bis in die Pikardie fortsetzen. Nun meint zwar Meyer-Lübke, dafs auf all diese Ortsnamen kein Verlafs sei, denn ein lokativer Genitiv[1] *vernae* sei im 8. Jahrhundert *vern* ausgesprochen und dann kaum anders als *vernum* latinisiert worden. Wie ein lokativischer Genitiv bis ins 7. Jahrhundert in Frankreich weitergelebt hätte — also auch *fraxinorum, cassinorum, salicum*? —, das hätte uns doch bewiesen werden müssen, denn kaum wird man einen Gen. locat. *vernae* in gleiche Linie mit *ville de Rome* urbis Romae oder villa Pirorum > *Ville preux* stellen wollen. Unwahrscheinlich ist auch bei der Natur des Begriffes der Singular *vernae,* da die meisten Ortsnamen *les vernes, les vers* aufweisen, und unbegreiflich, warum ein *vernae* nur in Nordfrankreich, nicht aber auch in Südost- und Südfrankreich erhalten sein sollte. Und ebenso beruht auf einer unbewiesenen Prämisse, dafs *Auvers* auf are vernis, d. h. einem Dativ von *verna* f. beruhen müsse. Im Altirischen regiert *are* den Akkusativ und den Dativ, für das Altgallische führt Meyer-Lübke an: *are Nemetum, are Tegias, are Briga,*[2] verbindet also *-are* stets mit dem Akkus., und bei einem analogen *are vernas* müfsten wir natürlich *auvernes* erwarten; warum nun gerade bei *vern-* die Präposition mit dem Dativ verbunden werden soll, ist weder aus der Arbeit von Skok noch aus dem Artikel von Meyer-Lübke zu ersehen.

Sowohl von einem gall. *vernum* neutr. wie von gall. *verna* fem. können wir zu einem *are vernos*[3] nur dadurch gelangen, dafs wir annehmen, das Geschlecht von *vern-* habe sich nach den übrigen lat. Baumnamen *carpinus, fraxinus, fagus, pirus, prunus* gerichtet, welche nach Ausweis der rom. Sprachen früh masc. geworden sind. Es liefse sich höchstens an ein (*are*) *vernis* als Ablativ loci denken, cf. *Angers* < Andecavis, *Poitiers* < Pictavis, *Reims* < Remis,[4] wobei aber *are Tegias* auffällig bleibt, so dafs mir die erste Erklärung weit den Vorzug zu verdienen scheint. Zusammenfassend mufs ich also sagen, dafs die fränkische Herkunft von frz. *aune* aus sprach-

---

[1] Interessant ist, zu sehen, dafs der Ortsname *Ver* (alt *Vernum*), wo den Karolingen ausgedehnte königliche Besitzungen um ihren Palast eigen waren, in den Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts, welche in den *Monumenta Germaniae historica* veröffentlicht worden sind, als *Vernum palatium, Vernum,* nie als Genitiv *verni* erscheint.

[2] Cf. Meyer-Lübke, *Einführung* 189.

[3] Ein *are vernum* als Kollektiv (cf. oben *Dervum*) anzusetzen, wäre für einige *Auvers*-Namen nicht unwahrscheinlich.

[4] Der Ablativ ist nur bei Städtenamen erhalten, die ihren Namen demjenigen der alten gallischen Stämme verdanken, bei *vern-* handelt es sich um einen Gattungsnamen. Ist je z. B. ein *fraxinis, carpinis, fagis* in frz. Ortsnamen nachgewiesen?

geographischen Erwägungen viel wahrscheinlicher als der lat. Ursprung ist, und daſs ein gall. *vernum* neben *verna* existiert haben muſs.

Bei der Lektüre von Meyer-Lübkes Artikel erinnerte ich mich unwillkürlich an einen Gedanken, den Schuchardt einst in seiner weitausgreifenden Rezension[1] von Rousselots *Principes* ausgesprochen hat, nämlich daſs unsere gesamte wissenschaftliche Erkenntnis nur allzuoft eine individuelle sei und bleiben müsse und wir daher gar manchmal die Zustimmung der anderen zu entbehren verurteilt sind. Es würde mir aber schwerfallen, mich für das Problem *aune-verne* zu einer derartigen Resignation zu entschlieſsen. Das beste Mittel, mich davor zu bewahren, liegt in der Hand Meyer-Lübkes: er möge seiner Auffassung nach eingehender Prüfung meiner Darlegungen wiederum Ausdruck geben, damit wir gemeinsam der Wahrheit allmählich näherkommen.[2]

[1] *Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil.*, 1892, 303 ss.

[2] Zur Sippe *larix*, die ich in der Arbeit besprochen hatte, rechnete ich auch genues. *erzu*, wobei mir jedoch Parodis Bemerkung *Arch. glott.* XVI 108 entgangen war: er faſst nämlich *erzu* aus lautlichen Erwägungen als eine Ableitung von *ilex* auf.

Zürich. **Jakob Jud.**

Paul Fleming als Petrarkist.

Bezüglich Flemings Liebeslyrik ist seit Lappenbergs wertvoller Biographie die Auffassung weit verbreitet, daſs sie ein Niederschlag seiner unglücklichen Liebe zu Elsabe Niehusen sei und all die vielen Phasen von Hoffnung, Verzweiflung und Trost wiedergäbe, die das Seelenleben des Dichters durchgemacht habe. Daſs Elsabe seine Liebesklagen gelten, ist durch Lappenbergs Untersuchungen allerdings unzweifelhaft nachgewiesen. Warum sollten wir also in diesen Dichtungen nicht den echten Ausdruck seiner unbelohnten Liebe zu jenem Mädchen erkennen dürfen, das ja in der Tat damals einem anderen ihre Hand zum Ehebund gereicht hat?

Mit der Benennung 'Petrarkist' ist nun aber Fleming als Lyriker sogleich in das Licht der Unaufrichtigkeit gerückt. 'Petrarkisieren' war im 16. und 17. Jahrhundert ein stehender Ausdruck für die Nachahmung von bekannten Wendungen aus Petrarkas Sonetten an Laura. Durch Jahrhunderte hatten sich diese Phrasen als feste Prägungen durch die italienische und französische Lyrik hindurchgezogen, um schlieſslich im 17. Jahrhundert auch in Deutschland aufzutauchen.[1] Es galt als eine Kunst, den groſsen Italiener geschickt auszuschreiben. Ronsard, Du Bellay u. a. sprechen von *'L'art de pétrarquiser, de pindariser'*, Opitz gebraucht im sechsten Buche der *Deutschen Poeterei* den Ausdruck Petrarkisieren in einer Linie mit Pindarisieren und setzt seine Bedeutung als etwas ganz allgemein Bekanntes voraus. Mit seiner Aufforderung, 'gantze plätze auſs andern zu entlehnen',[2] mag nicht zum mindesten Petrarca gemeint sein.

Wie Vianey (*Le Pétrarquisme en France au seizième siècle,* Montpellier 1909) nachgewiesen hat, hatte auch das Petrarkisieren seine Moden. Im 15. Jahrhundert kommt mit Seraphino, Tebaldeo, Sasso der preziöse Stil auf. Im 16. Jahrhundert er-

[1] Einige Erscheinungen des Petrarkismus in Deutschland bespricht A. Waldberg, *Die deutsche Renaissance-Lyrik,* Berlin 1888, S. 167 ff.

[2] M. Opitz, *Deutsche Poeterei,* Kap. 8.

lebt dann der ursprüngliche Stil Petrarcas durch Bembo eine Renaissance, die über die Grenzen Italiens hin auf die Erstlingsversuche der französischen Plejade wirkt, besonders auf Du Bellay und Ronsard. Aber bald darauf siegt sowohl in Italien wie in Frankreich auf der ganzen Linie jene Preziosität des Quattrocento, der sich auch Ronsard unterwirft.

In Deutschland fehlt diese lange Entwicklung des Petrarkismus. Als er am Anfang des 17. Jahrhunderts hier aufkam, war sein Inhalt nicht allen so geläufig, dafs er schon als Tummelplatz für das preziöse Gedankenspiel hätte dienen können. Wir finden bei Opitz, Fleming u. a. eine Auswahl der gewohntesten petrarkistischen Motive. Sie in deutsche dichterische Form zu bringen, stellte damals zuviel Anforderungen an das formale Talent des Poeten, als dafs er die Kapriolen der Quattrocentisten hätte wagen dürfen. Es herrscht noch im allgemeinen der petrarkistische Gemeinplatz in verhältnismäfsig ungekünstelter Form. Aber wir werden auch sehen, dafs die Entwicklung des italienischen und französischen Petrarkismus im 16. Jahrhundert zur Preziosität hin auch nicht spurlos an ihnen vorübergegangen ist.

Fleming ist mit der langen Reihe seiner Sonette und Lieder, die erhalten sind, ein besonders gutes Beispiel dafür, wie damals in Deutschland petrarkisiert wurde. Wenn wir seine Lyrik so betrachten, wird uns auch klar, was eigentlich von seinem Liebesleid Wahres übrigbleibt.

Wollte ein Biograph aus Flemings Versen Schlüsse auf das Aussehen von Elsabe ziehen,[1] so käme er zu dem Ergebnis, dafs sie klare, glänzende Augen, auffällig goldblondes, weiches Haar, eine wunderbar leuchtende weifse Haut und frische rote Lippen hatte. Denn so folgt es aus den überschwenglichen Metaphern, die er bei der Schilderung ihrer Reize verwendet. Allein dies ist die k o n v e n t i o n e l l e S c h ö n h e i t, wie sie seit Jahrhunderten die Dame besitzen mufste, die den Dichter zu seinen Versen begeistern sollte.[2]

Sie hat 'goldgemengte Haare' (*Oden* V, 13),[3] und 'die Saffranblume stirbt für ihrer Haare Zier'. Ja, sie sind schöner als alles Gold und alle Seide:

> Weg Perlen, Seide, Gold und was von Ferne kömmt, ...
> Hier ist von Natur weit eine befsre Ware. (*Sonette* IV, 39.)

---

[1] Dies tut beispielsweise Lappenberg, *Paul Flemings deutsche Gedichte* Bd. II, S. 882.

[2] Vgl. Piéri, *Pétrarque et Ronsard,* Marseille 1896, S. 98 ff.

[3] Für alle Zitate aus Flemings Gedichten ist Lappenbergs Ausgabe, *Paul Flemings deutsche Gedichte, Bibliothek des literarischen Vereins,* Stuttgart 1865, zugrunde gelegt.

Ihre Wangen gleichen 'dem Milch und Blut der Rosen' (*Poetische Wälder* V, 13), ihre Lippen sind Rubinen oder Korallen (*Sonette* IV, 96, *Oden* V, 23).

> Der lichte Diamant blitzt wie ihr Antlitz tut,
> Der blutende Rubin trinkt ihrer Lippen Blut.
> (*Sonette* IV, 94.)

Alle diese Bilder sind uns aus Petrarca wohlbekannt: *La testa or fino, e calda neve il volto ... perle e rose vermiglie* (In dem Sonett *Quel sempre acerbo,* No. CLVII in der Ausgabe des *Canzoniere* durch Scherillo, Milano 1908), *Aura che quella chiome bionde, quel dolce oro* (CCXXVII).[1] *Erano i capei d'oro* (XC), *La bella bocca angelica, di perle piena e di rose* (Son. *Non pur quell'una,* CC).[2]

Geradeso wie Petrarca und seine italienischen, französischen und deutschen Nachfolger,[3] wiederholt auch Fleming fast auf jeder Seite die berühmte Phrase, daſs ihrer Augen Glanz die Sonne überstrahle (*Sonette* IV, 29), daſs bei ihrem Erscheinen 'sich die Sonne für ihre Klarheit schäme' (*Son.* IV, 48). Fällt ihr klares Auge auf ihn, so wird ihm der helle 'Mittag zur Nacht' (*Son.* IV, 8), wie es ja auch Petrarca ergangen war: *Sfavillan sì le mie due stelle fide, ch'altro lume non è ch'infiammi ogni dì* (*Amor ed io sì pien,* CLX), *Puo far chiara la notte, oscuro il giorno* (*In nobil sangue,* CCXV, ebenso in der Kanzone *Sì è debile,* XXXVII).

Alle diese poetischen Mittel, die äuſseren Reize der Geliebten zu schildern, waren damals die geläufigsten Prägungen petrarkistischer Lyrik. Bembo zählt sie einmal einfach auf: *'Neve, or, perle, rubin, due stelle, un sole'*. Und Opitz zeigt uns in einem übersetzten Gedicht, das den Petrarkismus offenbar verspotten soll, wie billig sie geworden waren (*Teutsche Poemata* 66, V. 13—44; vgl. Witkowski, S. XXXVI der Ausg.).

Fleming wendet die petrarkischen Bilder auch in seinen lateinischen Gedichten auf Rubella an (*Sylvarum liber* VIII, 18; VIII, 31).

Laura war bei ihrem Sänger schlieſslich selbst zum Stern geworden. Er glaubte, daſs sie nach ihrem Tode am Himmel weiterleuchten werde, und daſs alle anderen Sterne, selbst die

---

[1] Für die Numerierung der Gedichte Petrarcas gilt Scherillos Ausgabe.

[2] Ebenso in *Io canterei d'Amor* (CXXXI), *Si è debile* (XXXVII), *In quella parte* (CXXVII) und vielen anderen Gedichten.

[3] Ariosto, *Son.* 3 (Firenze 1857, ed. Polidori S. 293); Antonio Tebaldeo, *Son.* 274 (Vinegia 1530, per Nicolo di Aristotile); Bembo, *Son.* 5 (Bergamo 1753, S. 5); Du Bellay, *Olive* 11 (nach dem Vorbilde Ariosts, *Son.* 17, Ausgabe Polidori S. 300); Ronsard, Ausgabe Blanchemain, *Sonnets pour Hélène* 11; M. Opitz, *Teutsche Poemata,* Ausgabe Witkowski, Halle 1902, No. 16, 21, 34, 52, 102, 104.

Sonne vor ihr verblassen müſsten (*Questa anima gentil,* XXXI; *Tra quantunque leggiadre donne,* CCXVIII). Fleming gedenkt auf seinen weiten Fahrten der Geliebten, wenn er die Sterne am Himmel sieht, und der mittelalterliche Glaube Dantes und Petrarcas wird bei ihm wieder wach: Am Himmel als Stern schwebend, 'stellt Siderie ihren Glanz dem Angelsterne für' (*Son.* IV, 66).[1] Sie ist sein Leitstern auf seinen Irrfahrten (*Oden* V, 9; 21).

Auch die Verschönerung der Natur durch die Gegenwart der Geliebten, jenes Empfinden, als ob auf der Erde und am Himmel alles heller und heiterer werde, sobald die Geliebte in ihrer Schönheit erscheine, hat Fleming übernommen:

Die Luft hat ausgeweint, der Himmel läſst den Flor,
der schwarzen Wolken ab, der Sturm, der ist vorüber,
der West befällt den Wald mit einem sanften Fieber,
die hohe Sonne hebt ihr schönes Haupt empor
und führet mit sich auf der Blumen ganzen Chor.
Die Lust ist lustiger, die Liebe selbst scheint lieber ...
Woher kans anders sein, als daſs mein Trost kömmt wieder?
(*Son.* IV, 52.)

Auch für Petrarca verfinsterte sich ja der Himmel beim Scheiden Lauras und heiterte sich erst bei ihrer Rückkehr auf. In dem Sonett *Ma poiche 'l dolce riso,* XLII, erwähnt er in mythologischer Einkleidung dieselben Naturerscheinungen, den Sturm, den Sonnenschein, den Westwind mit seinem sanften Hauch und das Aufblühen der Blumen. So gewöhnt ist Fleming an diese petrarkische Eigenart, daſs er kurz und bündig Gedichtseingänge daraus bildet, wie z. B. in *Son.* IV, 63:

Der Nebel ist vorbei, die Sonne scheinet wieder,
mein Lieb das zornig war, das lacht mich freudig an.

Oder er macht daraus eine Pointe:

Das betrübte Land das weint,
weil sein Himmel ihm nicht scheint.
(*Oden* V, 9; ähnlich *Oden* IV, 30),

wie auch Petrarca in dem Sonett *Quando dal proprio sito,* XLI, mit fast wörtlicher Übereinstimmung gesagt hatte:

La terra piagne, e 'l Sol ci sta lontano,
Che la sua cara amica vede altrove.

Auch diese Art, die Geliebte zu verherrlichen, führt Opitz unter den petrarkistischen Merkmalen als eine schon abgeleierte

---

[1] Uber den antiken Einfluſs, der hier vorliegt, vgl. Tropsch, *Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung,* Graz 1895, S. 38 f.

Weise an[1] (*T. P.* 66), was ihn nicht hindert, in einem anderen Gedichte (*T. P.* 71) selbst mit einzustimmen.

Die ganze Natur grünt und blüht also nur für sie, die Sonne liebt sie und scheint dahin, wo sie weilt. Darum glaubte auch Petrarca, ähnlich wie Ovid, die Sonne bitten zu dürfen, den Tag zu verlängern und noch zu weilen, um ihre Schönheit gemeinsam mit ihm zu genieſsen. *'Stiamo a mirarla'* ruft er der Sonne zu (*Almo sol quella fronde,* CLXXXVIII), und Fleming wiederholt:

> Halt deinen Wagen an von wegen meiner Wonnen!
> Halt edler Faeton, halt an und eile nicht!
> Gönn unsrer Fröhlichkeit ein nicht zu kurzes Licht.
> Diſs bitten neben mir, o Sonne, so viel Sonnen.
> (*Son.* IV, 46.)

Die ganze Natur ist ihr zu Willen, sie ist eine 'Halbgöttin', ein 'göttlichs Mensch' (*Son.* IV, 77) oder eine 'Menschengöttin' (*Oden* V, 25), gleich der *'mortal Dea',* die Petrarca in seiner Laura sah.

Nicht minder konventionell als in diesen bekannten, nur die äuſseren Reize schildernden 'concetti' ist Fleming in dem, was man seine inneren Erlebnisse bei dieser Liebe nennen könnte. Wie Petrarca und alle Petrarkisten wird auch Fleming von der Liebe blitzartig getroffen, und wie Petrarca den 6. April 1327 als den Jahrestag seiner Liebe feierte, so feiert auch er den Tag, an dem 'ihr erster Liebesstrahl in sein Gesichte fiel', durch ein besonderes Sonett (IV, 70). Seit diesem Tage ist Fleming natürlich der Liebe rettungslos verfallen. Vergebens sagt er sich, die 'Liebe sei nichts als ein Wahn' (*Oden* V, 12), sie ergreift gebieterisch sein ganzes Sein: *'S'Amor non è, che dunque è quel ch'i' sento?'* sagte auch Petrarca in einem bekannten, auch von Opitz übersetzten Sonett (XXXII).[2]

Er möchte fliehen vor der Liebe, aber es ist vergebens. Die Trennung entzündet sein Liebessehnen nur noch stärker, und sein Geist ist nun ganz eingenommen von der Vorstellung ihrer Schönheit (*Non veggio ove scampar mi possa omai,* CVII; *Perchè la vita è breve,* LXXI). Fleming weiſs schon im voraus, daſs er so empfinden wird, wenn er in seinem Abschiedssonett versichert:

> Doch scheid ich anders nicht, als auf des Vogels Art,
> der, weil durch Garn zuvor gefangen ward,
> so oft zurücke muſs, so oft er aufbegehrt. (*Son.* IV, 7.)

[1] Vgl. Piéri, *Pétrarque et Ronsard* S. 100 ff.; Riniker, *Die Preziosität der französischen Renaissance-Poesie,* Zürich 1898, S. 92; v. Waldberg, *Deutsche Renaissance-Lyrik* S. 132 ff. Über den antiken Einfluſs: Tropsch, *Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung* S. 117.

[2] Über die Nachahmung dieses Sonetts durch Fleming siehe v. Waldberg, *Deutsche Renaissance-Lyrik* S. 170.

Hatte Petrarca solches Nahesein der Geliebten bei der grössten Entfernung in die Worte gefasst:

> **Ma com' più me n'allungo e più m'appresso**
> (*I dolci colli ov'io*, CCIX),

so weiss auch Fleming dies zu pointieren:

> **Je weiter ich mich mach, je näher kömst du mir.**
> (*Son.* IV, 76.)

Ihr Bild schwebt überall um ihn, selbst in den entferntesten Gegenden (*Poet. Wäld.* V, 16; *Oden* V, 24). So fest hat es sich ihm eingeprägt, dass er geradezu Visionen von der Geliebten hat, wie er es in dem Sonett schildert, das die Überschrift trägt: 'Er bildet ihm ein, als sehe er sie vor sich' (*Son.* IV, 21).[1] Farben und Formen, die in der Natur seinem Blick begegnen, lassen plötzlich ihr Bild vor ihm auftauchen. Selbst die goldene Stadt Moskau in ihrer Herrlichkeit erinnert ihn an die blondhaarige, herrliche Freundin (*Son.* IV, 74; ähnlich *Oden* V, 24). Diese Vorliebe für Visionen ist wieder echt petrarkistisch. Petrarca selbst hatte diesen Seelenzustand oft geschildert (*Per mezz' i boschi inospiti,* CLXXVI; ebenso in der Kanzone *Di pensier in pensier,* CXXIX).[2] Ihm war das Heer der Petrarkisten, namentlich auch der französischen, gefolgt.[3]

Auch die petrarkistische Verherrlichung des Ortes der Liebe ist für Fleming zum Lieblingsmotiv geworden. War die Geliebte gegangen, so fand Petrarca auf den Pfaden, Wiesen und Feldern, wo sie ihm gelächelt hatte, ihr freundliches Bild wieder;[4] sie waren die Zeugen seiner Liebe und die einzigen, die seinen Schmerz verstehen konnten. Er redete sie an als seine lieben Freunde, denen er sein Leid klagen durfte,[5] und gab damit das Beispiel für jene weitverbreitete Mode der Renaissance-Lyriker, den Orten der Liebe wie geliebten Personen besondere Sonette zu widmen.[6] Fleming dichtet dementsprechend Sonette 'Auf ihren Garten' (*Son.* IV, 91), 'Ueber einen gewissen Ort' (*Son.* IV, 30), 'An die Koppel' (*Son.* IV, 31), 'An den Ort, da er sie erstlich umfangen' (*Son.* IV, 90). Hatte Petrarca in dem Sonett *I' ho pien di sospir* (CCLXXXVIII) gesungen:

---

[1] Auch in seinen lateinischen Gedichten begegnen uns solche Visionen (*Sylvarum* l. VIII, 8).

[2] Ferner Scherillo CCLXXIX, CCLXXXI, CCLXXXII usw.

[3] Ronsard, *Amours* I, 28, 82, 119, 186; II, 15; Baïf, *Amours de Francine* I, p. 114; Opitz, *T. P.* 13.

[4] S. das Sonett *Pien di quella ineffabile dolcezza,* CXVI.

[5] S. besonders die Kanzone *Chiare, fresche e dolci acque,* CXXVI; ferner die Sonette XLVIII, LI, CIX, CCLXXXVIII.

[6] Ronsard, *Amours* I, 123, 159, 136; Baïf, *Amours de Francine* I, p. 170; Opitz, *T. P.* 55, 103.

> Non è sterpo nè sasso in questi monti,
> Non ramo o fronda verde in questa piagge ...
> Che non sappian quant' è mia pena acerba,

so klagt auch Fleming:

> Euch auch ihr bewegten Bäume,
> soll diss Uebel sein bewusst.
> Schreit mir nach, ihr Thäler ihr,
> Sie ist weg, der Menschen Zier. (*Oden* V, 5.)[1]

Das Gefühl der Nähe der Geliebten begründet Fleming genau wie Petrarca damit, daſs nur der Leib sich entferne, doch die Seele bei der Geliebten bleibe (*Son.* IV, 51, 7; *Poet. W.* V, 16. Petrarca: *Io mi rivolgo,* XV, ferner XVII, CLXXX, CCIX usw.). Seiner Seele beraubt, ist er nicht mehr er selbst, nicht mehr Herr seines Denkens und Wollens. Er ist unfrei und im Banne der Frau. Diese petrarkistische Form des Minnedienstes schildert Fleming in einer ganzen Reihe von Gedichten.[2] Bei all seiner Sehnsucht bleibt sie kalt, und nie äuſsert sie in sichtbarer Weise ein Mitgefühl. Bei solcher Gleichgültigkeit der Geliebten wagt er es nicht, ihr seinen Zustand mit Worten zu offenbaren, sondern hofft nur, daſs seine Seufzer und Tränen ihr Mitleid erregen. Petrarca schickte seine heiſsen Seufzer als Boten zu ihr, um das Eis zu brechen, das ihr Herz umgab:

> Ite, caldi sospiri, al freddo core;
> Rompete il ghiaccio che pietà contende. (CLIII),

und Fleming redet seine Tränen und Seufzer als 'seine Boten' an:

> Geht, ihr meine Tränen geht,
> und erweichet der ihr Herze,
> das wie eine Klippe steht,
> unentwegt von meinem Schmerze. ...
> Flieht ihr meine Seufzer, ihr. ...[3]

Auch dies ist ja eine oft wiederholte petrarkistische Phrase.[4]

Fleming liebt es ganz besonders, wie Petrarca, das grausame Herz der Geliebten mit dem harten Diamanten zu vergleichen (*Oden* V, 23; *Son.* IV, 10).[5] Sogar der Steinbruch zu Reval muſs in einem preziösen Sonett zum Vergleich herhalten:

---

[1] Ähnlich *Oden* V, 20, 25, 26; *Son.* IV, 19, 30.

[2] *Oden* V, 11—22, 24, 25, 32 usw.; ferner *Son.* IV, 10, 14, 19, 53—63.

[3] *Son.* IV, 21. Ebenso *Son.* IV, 51; *Oden* V, 32. Vgl. v. Waldberg, *Renaissance-Lyrik* S. 174.

[4] Bembo, *Canz.* 3:

> Or che non s'odon per le fronde i venti,
> Ch'io movo di sospiri al duro ghiaccio.

Ariosto, *Son.* 21, ed. Polidori S. 302; Ronsard, *Am.* II, 35; Baïf, *Amours divers* I, p. 298; Opitz, *T. P.* 13, V. 61 f.

[5] Petrarca, Son. *Giunto m'ha Amor,* CLXXI: *Del bel diamante ond'ell ha il cor si duro.*

Er ist längst nicht so hart wie das unbezwingbare Herz der Geliebten (*Son.* IV, 60). Diese Unnahbarkeit der Geliebten ist bei Petrarca begründet mit ihrer Tugendhaftigkeit, stellenweise aber auch mit ihrer Selbstgefälligkeit: Ihr Spiegel ist sein Nebenbuhler, denn sie kann nur ihr eigenes Bild lieben, wenn sie darin so viel Schönheit sieht.[1] Dieses aus Ovid entnommene Gedankenspiel, das schon Bernart de Ventadorn wiederholt,[2] und das auch Petrarca, Tebaldeo, Ronsard u. a. aufnehmen,[3] finden wir auch bei Fleming wieder ('An ihren Spiegel', *Son.* IV, 14). So gut gefällt ihm dies Spiel, dafs er es auch auf lateinisch versucht (*Sylvarum l.* VIII, 40).

Die Kälte der Geliebten bewirkt, dafs sein heifses Sehnen mit trüber Verzweiflung wechselt. Dieser stete Wandel der Gefühle wird von Petrarca wie schon bei den Troubadours drastisch dargestellt in einer Häufung von Antithesen: Bald ist er liebesentbrannt, bald vor Schrecken erstarrt, bald sucht er sein Glück, bald flieht er es, bald jauchzt er laut, bald ist er zum Weinen betrübt. Ganze Gedichte hat er auf diesen Gegensatz aufgebaut und mit Antithesen ausgefüllt. Bekannt ist CXXXVI: *Pace non trovo e non ho da far guerra,* oder CLXXVIII: *Amor mi sprona in un tempo ed affrena.* Bei seinen Nachahmern wird das Oxymoron eifrig gepflegt, und es ist zum wesentlichen Merkmal des Petrarkismus geworden. Wie bei den Seraphino, Sassoferato, Tebaldeo[4] oder bei Ronsard, Desportes usw.[5] ergiefst sich auch bei Fleming die Flut der Antithesen über uns:

Ich schlaf, ich träume bei dem Wachen,
ich ruh und habe keine Ruh.
Ich thu und weifs nicht, was ich thu,
ich weine mitten in dem Lachen[6] ...
Mich kühlt die Glut, mich brennt das Eis.
Ich weifs, und weifs nicht, was ich weifs ...[7]
Jetzt bin ich dort, jetzt da, jetzt hier,
ich folg und fliehe selbst vor mir,
ich selbst bin mit mir selbst nicht eins,
bald will ich alles, bald gar keins.[8] (*Oden* V, 11.)

Auch diese Manier hat Fleming in seinen lateinischen Gedichten auf Rubella versucht (*Sylv.* VIII, 42).

---

[1] S. die Sonette *Il mio adversario,* XLV; *L'oro e le perle,* XLVI.
[2] S. Scherillo, *Canzoniere* S. 62.
[3] S. Piéri, *Pétrarque et Ronsard* S. 118 ff.; Vianey, *Le pétrarquisme en France* S. 36.
[4] Vgl. Vianey, *Le Pétrarquisme en France* S. 37.
[5] Vgl. Piéri, *Pétrarque et Ronsard* S. 180 ff.
[6] Petrarca: *Piangendo rido,* in: *Pace non trovo.*
[7] Petrarca: *Ch'io medesmo non so quel ch'io voglio, E tremo a mezza state, ardendo il verno* (*S'Amor non è,* CXXXII).
[8] Petrarca: *Or qui son, lasso, e voglio esser altrove, E vorrei più volere, e più non voglio* (*Rimansi a dietro,* CXVIII).

Zu jenen Übertreibungen der Liebesglut, die bei Petrarca zu Vergleichen mit dem Feuer des 'Vulkan, Lipari, Ischia, Stromboli oder Mongibello' geführt hatten, konnten nur gleichwertige in den Strömen von Tränen gefunden werden, die der grausam Behandelte vergieſst. Das Spiel mit diesen Hyperbeln, das Petrarca, der Überlieferung der Troubadours folgend, so kunstvoll handhabt, bildete ja stets das Entzücken seiner Nachfolger.[1] Für Fleming ist kein Bild so kühn, daſs es ihm in seinem Schmerz nicht zur Nacheiferung dienen könnte. Auch über ihm 'schlagen die Flammen zusammen' (*Son.* IV, 92; ähnlich *Son.* IV, 93), und

> **Wer miſst die Tränen auch, die ich um sie vergossen,**
> **die zweien Strömen gleich von beiden Augen flossen?**
> **(*Son.* IV, 62.)[2]**

Die Flammen und die Tränen der Liebe setzt Petrarca in eigentümliche Verbindung: Das Tränenmeer ist nicht imstande, die Liebesglut zu löschen. Im Gegenteil, sie wird durch die Tränen nur noch genährt.[3] Fleming kennt dies Bild sehr wohl; ja, er versteigt sich schlieſslich zu Versen, die ohne Petrarcas Vorgang wohl nicht zu verstehen wären:

> **Ich feure ganz und brenne lichter Loh.**
> **Die Tränen hier sind meiner Flammen Ammen. (*Son.* IV, 92.)**

Dem Liebenden ist also seine Wonne zugleich die Quelle seines Leids. *'Dolce et acerba mia nemica, dilettoso male'* heiſst es sehr oft bei Petrarca und anderen Italienern, und bei Fleming: 'Gehaſstes Lieb, geliebter Haſs, mein erfreutes Leid';[4] bei Opitz 'freundliche Feindin, feindliche Freundin'.

Das Leid malt sich schlieſslich auf den Zügen des Liebenden in der Farbe des Todes, und Amor sagt von sich: *i miei seguaci discoloro* (*Più volte Amor m'avea già detto,* XCIII).

> **Mal Wangen, die der Tod heiſst seine Mitgesellen,**
> **mach einen bleichen Mund und truckner noch als Sand,**

sagt denn auch Fleming (*Son.* IV, 24, 'An Amorn'). Ihre grausame Unnahbarkeit erweckt in ihm Todessehnsucht, aber wenn er glaubt, endlich die ewige Ruhe zu finden, wird er, wie schon seine provenzalischen Vorgänger, durch den Anblick der Herrlichen wieder ans irdische Dasein gefesselt, und die Seele, die schon den Qualen der Liebe entfliehen wollte, wird durch

---

[1] Petrarca: *Non ha tanti animali il mar fra l'onde,* CCXXXVII; *Mira quel colle,* CCXLII usw. Über die Franzosen s. Riniker, *Die Preziosität der französischen Renaissance,* Zürich 1898, S. 20; Piéri, *Pétrarque et Ronsard* S. 250 ff.

[2] Ebenso *Son.* IV, 7, 44, 71.

[3] S. die Ballade *Quel foco ch'i' pensai,* LV.

[4] Fleming, *Son.* IV, 61; *Oden* V, 11; Opitz, *T. P.* 111.

den geliebten Klang ihrer Stimme ins Leben zurückgerufen.[1] Ähnlich beklagt auch Fleming in dem Sonett 'An seine Schmerzen', daſs er vor Liebesleid und Liebeslust nicht leben und nicht sterben kann, und schlieſst mit dem verzweifelten Ausruf: 'Nun sterb ich immerfort und sterbe nimmer doch'. Er versteigt sich schlieſslich zu dem Ausspruch, daſs sie ihn täglich töte, um 'mit neuem Leben ihn zur Strafe zu versorgen' (*Son.* IV, 19; ähnlich *Son.* IV, 58; auf lateinisch *Sylv.* VIII, 30). *'Mille volte il dì moro, e mille nasco'* (*Or che'l ciel,* CLXIV) hatte ja auch Petrarca oft gesagt.[2]

Später wurde es für die Petrarkisten Mode, sich nach Art der Renaissance-Dichter selbst die Grabesinschrift zu setzen (Tebaldeo, *Son.* 33: *Occhi suavi a che brusarmi tanto*; Ronsard, *Amours I, Son.* 62: *Cy dessous gist un Amant Vermandois*; Opitz: 'Hier liegt der zugebracht sein Leben hat mit Lieben, *T. P.* 13). Dies befolgt Fleming auch einmal:

> ... laſs mir diſs hauen tief an einen hohen Stein:
> 'der eh starb, als er starb, der lieſs ihm dieses setzen'.
> (*Son.* IV, 74.)

Aber wenn er auch weiſs, daſs sein Lieben ein hoffnungsloser Wahn ist, möchte der Dichter das schöne, leidvolle Sehnen nicht entbehren. Er betrachtet den Liebesschmerz als sein Lebensglück und segnet den Tag, an dem ihn die Liebe traf (*Benedetto sia 'l giorno e 'l mese e l'anno,* LXI). Auch für Fleming ist aller Schmerz und alles Klagen eine Freude, und Petrarcas oft wiederkehrende Antithesen *'Pascomi di dolor'* (*Pace non trovo*), *'Ed io son un di quei che 'l pianger giova'* (*Si è debile*) erscheinen auch bei ihm wieder:

> Ich werd entzückt durch ewigs Plagen
> und will sein umgebracht ...
> (*Oden* V, 33; ähnlich *Oden* V, 32.)[3]

Petrarca schaute oft auf sein leidensvolles Lebensglück zurück (*Dicesett' anni ha già rivolto il cielo,* CXXII). Daraus wurde bei den Petrarkisten ein beliebter Gedichtseingang, den wir beispielsweise bei Tebaldeo, Ronsard, Opitz und auch bei Fleming wiederfinden:

> Itzt hat Latona gleich das zweymal sechste Mal
> ihr Silber voll gemacht und Delius desgleichen, ...
> seit mir, Valerie, dein erster Liebesstrahl ... (*Son.* IV, 70.)[4]

---

[1] Petrarca: *Quando Amor i belli occhi,* CLXVII; *S'io credessi per morte essere scarco,* XXXVI; *Io sentia dentr'al cor gia venir meno,* XLVII; *Questa umil fera,* CLII usw.

[2] Vgl. auch Bembo, *Canz.* 12: *Cosi 'l viver m'ancide*; Baïf, *Amours de Francine* I, S. 139: *Et je meurs et je nay mille fois la journée*; Opitz, *T. P.* 31.

[3] Ebenso Fleming, *Oden* V, 20, 28; Tebaldeo, *Son.* 35; Ronsard, *Amours* II, 35. Vgl. v. Waldberg, *Deutsche Renaissance-Lyrik* S. 167 ff.

[4] So auch Opitz, *T. P.* 111, 115; Tebaldeo, *Son.* 134: *Crudel passato è un lustro*; Ronsard, *Amours* I, 121.

Während dieser ganzen Zeit war Petrarcas einzige Wonne, einen Blick von der Geliebten zu erhalten. Er fristete geradezu sein Leben von ihren wenigen freundlichen Blicken (*Io sentia dentr' al cor,* XLVII). Denn wie durch den Speer des Achill können die Liebeswunden nur geheilt werden durch dieselben Augen, die sie schlugen:

> I belli occhi, ond' i' fui percosso in guisa
> Ch'è medesmi porian saldar la piaga (LXXV).[1]

> Du schlägst und heilest mich mit deiner starken Zier;
> Du heilst und schlägest mich ...
> (Fleming, *Son.* IV, 53; ebenso *Son.* IV, 12.)

Diese tröstende Macht könnte der Blick der Geliebten nicht haben, wenn der Unglückliche nicht ihr Mitgefühl, ihre heimliche Gunst darin läse. Petrarca ist überzeugt, daſs ihn niemand so gut versteht wie Laura, der er seine Schmerzen nie mit Worten anvertraut. So besteht ein zartes, heimliches Einverständnis zwischen ihnen, bei dem sich die Augen alles sagen und das Wort überflüssig ist (*Così potess'io ben chiuder,* XCV; *Quel vago impallidio,* CXXIII). Auch in Flemings Versen an Elsabe finden wir ein solches heimliches Einverständnis. Auch sie hatte er ja als kühl und unzugänglich geschildert, wie es einer Dame geziemte, die einen Dichter begeistern sollte. Aber natürlich verleiht er dann auch seiner Überzeugung Ausdruck, daſs hinter ihrem Schweigen sich die wahre groſse Liebe verberge, wie er es in dem bekannten Liede schildert: 'Heimliches Einverständnis' (*Oden* V, 28). Lappenberg führt dieses Gedicht Flemings als biographischen Beleg dafür an, daſs vor der Abreise des Dichters aus Reval 'die Verhältnisse das Geheimnis über das stille Einverständnis verlangten', während ein eigentliches Verlöbnis nicht erreicht werden konnte (Bd. II, S. 882—83). Nach meiner Ansicht haben diese Verse mit einem Verlöbnis gar nichts zu tun, sondern sind nur ein weiteres Glied in der Kette petrarkistischer Fiktionen, nur ein Beweis für den stark literarischen Charakter dieser Liebe Flemings.

Die Sehnsucht nach der wunderbaren Schönheit der Geliebten, die den Dichter um so heftiger ergreift, je mehr sie zum Leiden wird, die nie aufhört, da ihre 'Gunst', ihre vielbesungene 'Treue' ihn immer wieder an die Geliebte fesseln, veredelt des Dichters ganzes Denken und Empfinden. Durch 'Schönheit und Treue' zieht sie Fleming hinan (*Son.* IV, 32):

> Du treue Schönheit du und auch du schöne Treue,
> die ihr den zarten Leib und edlen Geist besitzt ...

[1] Der Vergleich stammt aus Ovid, *Trist.* I, 1, 99. Vgl. Scherillo, *Canzoniere* p. 111.

Ihr starken Göttinnen habt mir den Sinn erhitzt,
daſs mir auf dieser Welt nichts als nur eine nützt;
sie ist's, an der ich mich ohn' Unterlaſs erneue ...
O wie ein göttlichs Mensch ist diese die euch hat!
O wie ein Mensch-Gott auch wird der, dem in der Tat
wird diese schöne Treu und treue Schönheit geben!

Dies sind unverkennbar die petrarkischen Gedanken von der Veredelung des Dichters durch die leidvolle Liebe. Auch Petrarcas Herz wird durch ihr mildes Auge einem höheren Fühlen erschlossen (Kanz. *Gentil mia Donna,* LXXII), und alle niedrigen Gedanken werden durch ihr sanftes Auge aus seiner Seele gescheucht (Son. *Le stelle e 'l cielo e gli elementi,* CLIV). Diese Anschauung Petrarcas war bei seinen Nachfolgern zur festen Theorie geworden. Bei der französischen Plejade und ihren Vorgängern vermengte sie sich mit dem erwachenden Platonismus, und Ronsard und seine Freunde verfassen viele Sonette über die veredelnde Macht der wahren Liebe.[1] Petrarca und Laura erfahren bei den Platonikern eine geradezu religiöse Verehrung. Von diesem petrarkischen Platonismus finden wir manche Spur bei Fleming. Wie bei Petrarca (z. B. in den Kanzonen *Sì è debile, Perchè la vita è breve*) ist es vor allem das Leid, das den Sinn läutert und die Fähigkeit des Dichters, seine innersten Gedanken zu erkennen und dichterisch zu gestalten, fördert (*Son.* IV, 63; *Poet. Wäld.* III, 77). Es ist dies wieder einer der Gedanken, durch die Petrarca die Jahrhunderte beherrscht. Die Liebe macht ihn nach seinen eigenen Worten zum groſsen Dichter, und dem gequälten Herzen entringt sie Worte, die ihn unsterblich machen werden.

Wie Petrarca an die Unvergänglichkeit seiner Verse an Laura glaubte (beispielsweise in *Due gran nemiche,* CCXCVII; *L'aura l'odore,* CCCXXVII),[2] so ist auch Fleming überzeugt von der Unsterblichkeit seines Namens und des Namens der Geliebten, da er sie doch in petrarkischer Manier getreulich besungen hat:

Auf sie bin ich ausgeschüttet,
mein Licht borgt von ihr den Schein ...
Basilene, deine Liebe,
dein gewisser, fester Sinn,
der mich dir zu lieben triebe,
wird gerühmt sein weil ich bin. (*Oden* V, 24.)

Hier trifft sich der Platonismus Petrarcas und sein Hoffen auf die Unvergänglichkeit seiner Werke bei seinen Nachahmern mit der Renaissance-Theorie von jener Dichterunsterblichkeit, die

[1] Vgl. Piéri, *Pétrarque et Ronsard* S. 81 ff.; Riniker, *Die Preziosität der franz. Renaiss.* S. 66 ff.; Vianey, *Le Pétrarquisme en France* S. 119—133.
[2] Vgl. Bembo, *Son.* 26; *Canz.* 15; Ronsard, *Amours* II, 25; Baïf, *Amours* I, *Eloges*; Opitz, *T. P.* 78, V. 34; 52 u. 113.

dem beschieden ist, der mit Eifer die grofsen Vorbilder der Dichtkunst nachschafft. Die Anschauung der Renaissance-Poeten, dafs nur der Ruhm das Ziel aller Dichtertätigkeit sei, jener Ruhm, den sie am sichersten durch Nachbildung von klassischen Mustern zu erlangen glaubten, beherrscht bei ihnen auch die an und für sich naivste Dichtung, die Liebespoesie. Zu den Vorbildern, die man in Homer, Virgil, Horaz usw. gefunden hatte, wählten die Franzosen in fortschreitender Selbständigkeit gegenüber dem Altertum Petrarca, Ariost u. a. hinzu. Gerade aus Petrarcas Versen von der Unvergänglichkeit des Schönen, das er durch die Liebe empfunden, klingt den Renaissance-Dichtern eine Note entgegen, die ihnen von ihren Poetiken her vertraut ist. Schliefslich dichten sie nur, um unsterblich zu werden, lieben sie in petrarkischer Art nur, um des Ruhmes der Nachwelt sicher zu sein. So erklärt sich zum Teil die ängstliche Nachahmung, die wir in den ersten Versuchen der Plejade und bei der ersten schlesischen Schule finden, die sich auf alle stilistischen und rhetorischen Mittel auf den Ausdruck der Sehnsucht und des Leidens, ja sogar auf die Einzelheiten des Aussehens der Geliebten, auf die Einzelheiten der Erlebnisse erstreckt.

Als solche Nachahmung bleibt natürlich die Poesie der Petrarkisten im letzten Grunde unwahr und bedeutet nur eine schülerhafte Stilübung. Ihre Liebe ist gar nicht die ewig dauernde, die den Dichter ganz zum Sklaven seiner Dame macht. Sie selbst verhehlen dies auch schliefslich gar nicht mehr. Nach der wiederholten Herrschaft des getreuen Petrarkismus macht sich stets eine starke Reaktion in Frankreich und Italien geltend.[1] Der Antipetrarkismus erscheint schon im 15. Jahrhundert in Italien. Bei der französischen Plejade wird es sehr bald Mode, der Geliebten den Dienst aufzukündigen, wie es Ronsard in der Einleitung der *Amours de Marie* tut, und Jodelle geht so weit, in einer Reihe von Sonetten, die er *Contr'amours* nennt, seine Dame geradezu zu beschimpfen (*Son.* 5, 7). Du Bellay hat bekanntlich ein langes Gedicht 'Gegen die Petrarkisten' verfafst. Martin Opitz hat diesen Antipetrarkismus zugleich mit dem wahren Petrarkismus gelernt. Wir ersehen dies aus jenem schon oben erwähnten Gedicht (*T. P.* 66), das alles Petrarkisieren für unwahr und lächerlich erklärt.

Der Liebestrotz war also zu einer richtigen Mode geworden, und wir dürfen daher auch Fleming in jenen Gedichten nicht für originell halten, die er nach der Meinung seiner Biographen nach der Verlobung Elsabes aus Verzweiflung verfafst

[1] Über den Antipetrarkismus s. Arturo Graf, *Attraverso il Cinquecento*, Torino 1888, S. 1—186; Vianey, *Le Pétrarquisme en France* S. 165 ff.

haben soll. Es ist ganz der Ton der Antipetrarkisten, wenn er da ausruft:

Ihr Gift der Zeit, ihr Pest der Jugend,
weg Venus, Amor weg von mir![1] (*Oden* V, 17.)

Ein andermal bringt er dies Motiv in ein hübsches, sangbares Liedchen, das damals sehr bekannt geworden ist:

Will sie nicht, so mag sie's lassen,
Zynthie die stolze die,
was betrüb ich mich um sie,
eins gilt ihre Huld, ihr Hassen[2] (*Oden* V, 26).

Also gerade hier ist Fleming ganz konventionell und lehnt sich an seine allernächsten Vorbilder an.

Diesen Petrarkisten fehlte eben das Verständnis für jene feine Fernwirkung, die uns in Petrarcas Versen an Laura so anzieht. So tritt denn auch bei seinen Nachahmern in Italien im 15. Jahrhundert und in Frankreich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts jene Poesie schon hervor, welche die Geliebte auffordert, die Freuden des Lebens, solange ihre Schönheit dauert, zu genieſsen.[3] Der Kuſs spielt bei ihnen eine groſse Rolle; ja, es entwickelt sich eine wahre Kuſspoesie. Vianey zeigt uns, wie sie aus Italien nach Frankreich herüberkam, wo Belleaus nach bekannten Mustern verfaſste *'Baisers'* besonders berühmt geworden sind.[4] So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daſs Opitz ein Sonett 'Uff einen Kuſs' (*T. P.* 84) verfaſste.

Für seine Kuſsdichtungen, von denen das Lied 'Wie er wollte geküſst sein' besonders bekannt ist, hatte Fleming also eine lange Reihe von Vorgängern. Wie Opitz bittet er die Geliebte oft um einen Kuſs,[5] oder er rühmt sich, von ihr geküſst worden zu sein.[6]

Alles dies sind Zeugen jenes freieren Petrarkismus, der in Italien im 15. Jahrhundert aufkam und seit Desportes und Ronsard in Frankreich gepflegt wurde. Davon beeinfluſst sind noch einige andere Züge der Flemingschen Lyrik; so z. B. finden wir bei ihm die Gewohnheit der Preziösen, besonders des Seraphino, Sasso, Ronsard usw., an irgendwelche Gegenstände oder Begebenheiten des Alltags anzuknüpfen, um auf allerlei Umwegen schlieſslich auf einen petrarkistischen Gemeinplatz zu gelangen.[7] Bei-

[1] Vgl. Opitz, *T. P.* 144; s. Lappenberg Bd. II, S. 758—59.
[2] Vgl. v. Waldberg, *Deutsche Renaissance-Lyrik* S. 219.
[3] Vgl. Vianey, *Le Pétrarquisme en France* S. 261 f.
[4] Vgl. H. Morf, *Geschichte der neueren franz. Literatur,* Straſsburg 1898, S. 169.
[5] *Oden* V, 24, 29; *Son.* IV, 2, 98.
[6] *Oden* V, 26, 12, 17, 90.
[7] Vgl. Vianey, *Le Pétrarquisme en France* S. 35 und 258 (*'Poesie de circonstance'*).

spiele dafür sind Flemings Sonett auf den Sonnenschirm der Geliebten, auf ihr Armband, an Amenen, als sie sich mit Angeln erlustierte, usw. Darum sind denn auch seine Gedichte an Elsabe, die doch nichts als petrarkistische Phrase sind, so untermischt mit biographischen Angaben. Seine Reise allein bildet eine Fülle von Anknüpfungspunkten, um solcher Preziosität zu huldigen. Zwar geben solche biographischen Andeutungen seiner Poesie oft einen eigentümlichen Reiz und eine besondere Frische, doch darf uns dies Biographische nicht verführen, grofse Schlüsse auf Flemings Liebesleben zu ziehen.

Ein interessantes Beispiel, wohin dies führen kann, ist Lappenberg, dessen Angaben grundlegend geworden sind für alle Biographen, die sich seitdem mit Flemings Revaler Damenbekanntschaften beschäftigt haben.[1] 'Elsabe, die zweite der Schwestern,' sagt Lappenberg auf S. 882 seiner in der Ausgabe enthaltenen Biographie, 'war es, welche des Dichters liebevolles Herz zu der reinsten Flamme entzündete, ihn ein glückliches Jahr hindurch beseligte, doch mit dem gröfsten Glück auch das tief empfundenste Unglück seines Lebens und, wie es kaum zu bezweifeln scheint, den Keim seines Todes brachte: ... Wie sonst häufig namentlich auch das goldene Haar (*Son.* IV, 77), wird hier (*Epigr.* IV, 42) ihre Schönheit gepriesen ... Seine Leidenschaft und die Geschichte derselben liegt uns jetzt in seinen Gedichten vor Augen durch die Wahrnehmung, dafs er der Geliebten Elsabe eine Reihe derselben gewidmet hat unter ihrem versetzten Namen. ... Flemings Neigung war erglüht, sowie er Elsaben zuerst sah. Diefs ergibt die Zeitangabe in dem reizenden Sonnette IV, 70 an Valeria. Sie erwiederte anfangs seine Neigung nicht und behandelte ihn launenhaft, vielleicht von einer älteren Neigung zu gebunden. Zeugen seiner Qualen, gelegentlichen Hoffnung, des Entschlusses, auf die Spröde zu verzichten, sind die Oden V, 11 bis 22 und die Sonette IV, 31 bis 59. Endlich neigte sich ihr Herz zu dem liebenswürdigen, talentvollen und treuen Verehrer. Ein Verlöbnifs konnte er jedoch vor seiner Abreise nicht erreichen. ... Der stets hoffende Liebhaber beruhigte sich mit dem Troste, dafs nur die Verhältnisse das Geheimnis über das stille Einverständnis verlangten, *Oden* V, 28' usw.

Jenes Lob ihrer Schönheit, insbesondere ihrer goldenen Haare, kennen wir als gewohnheitsmäfsige petrarkistische Phrase, ganz ebenso wie das plötzliche Erglühen der Liebe beim ersten Anblick der Schönen (s. oben S. 113). Als ebenso konventionell

[1] Tittmann in der Einleitung seiner Ausgabe Flemingscher Gedichte (*Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts,* Leipzig 1870) S. XXII f. Oesterley im Vorwort der Ausgabe in *Kürschners National-Literatur* Bd. 28, S. 7. Amelung, *Flemings Beziehungen zu Reval, Baltische Monatsschrift* Bd. XI. Ebenso Koberstein und Gervinus in ihren Literaturgeschichten.

sind die Sprödigkeit der Besungenen und die Qualen des Verliebten erwiesen (oben S. 115), die Lappenberg in *Oden* V, 11 bis 22 und *Son.* IV, 31 bis 59 erkennt; und auch der 'Entschlufs, auf die Spröde zu verzichten', ist ja konventionell antipetrarkistisch (S. 121). Was von dem 'Geheimnis über das stille Einverständnis', in dem Lappenberg und seine Nachfolger den Beweis der Zuneigung des Mädchens, eine Art heimliche Verlobung erblicken, in Wahrheit zu halten ist, ergibt sich meines Erachtens aus dem oben S. 119 Gesagten.

Über sein wahres Verhältnis zu Elsabe ist es schwer, Vermutungen anzustellen. Nach meiner Auffassung war der wahre Sachverhalt etwa der, dafs er Elsabe wirklich den Hof machte und sie zu heiraten wünschte, aber ohne jene innere grofse Liebe, die man bisher angenommen hat. Wie hätte er sonst das Mädchen mit so ganz und gar abgebrauchten Phrasen andichten können, die doch gar kein eigenes inneres Erlebnis erraten lassen? Und vor allem, wie hätte er sich sonst so rasch entschliefsen können, nachdem seine Bemühungen um Elsabe vergeblich gewesen waren, alsbald an ihre jüngere Schwester mit seiner Werbung heranzutreten? Für letztere Tatsache finden selbst so warme Verfechter der grofsen Liebe Flemings wie Tittmann und Amelung keine Erklärung. Besonders charakteristisch ist, dafs er schon vor seiner Rückkehr von der grofsen Reise nach Reval, schon ehe er Anna, die bei seiner Abreise ein Kind war, wiedersah, die Absicht hegte, um sie zu werben (vgl. Lappenberg Bd. II, S. 884—85). Er ging eben im Hause Niehusen auf Freiersfüfsen, und die petrarkistische Lyrik war dem Versgewandten ein willkommenes Mittel, in galanter, ritterlicher Art zu flirten. Sein Ruhm bleibt dabei die Glätte seiner Sprache, die Gewandtheit in Rhythmik und Reim. Namentlich das sangbare Lied, das er leicht und elegant herzustellen weifs, indem er einen petrarkischen Gedanken in vielen Variationen durch eine lange Reihe von Strophen hindurch wiederkehren läfst, ist ihm wohl gelungen. Solche Lieder sind die, welche auf bekannte petrarkistische Theorien, wie die Grausamkeit der Geliebten (*Oden* V, 18—21), den steten Stimmungswechsel des Liebenden (*Oden* V, 11), die heimliche Gunst der Unnahbaren (bei Fleming auch 'die Treue', *Oden* V, 27—30), aufgebaut sind oder Antipetrarkistisches wiederholen (*Oden* V, 17, 36). Sie wurden im 17. Jahrhundert allgemein gesungen, und 'Ein getreues Herze wissen' ist ja heute noch, trotz des von Lappenberg entdeckten, in den Strophenanfängen versteckten 'Elsgen', ein bekanntes Kirchenlied.

Berlin-Friedenau. Georg Wenderoth.

Kleinere Mitteilungen.

Über die Heirat der Maximiliane von La Roche.

(Aus einem bisher ungedruckten Briefe.)

Im Herbst des Jahres 1772 hatte Goethe, von Wetzlar kommend, im Hause des Geheimrats von La Roche in Koblenz dessen älteste Tochter Maximiliane kennen gelernt — in einer ihm neuen, wundersam anregenden Umgebung, wo er, von Merck, der selbst mit Frau und Sohn später eintraf, angekündigt, von einer edlen Familie sehr freundlich empfangen worden war. Mit Frau von La Roche, Verfasserin der *Geschichte des Fräulein von Sternheim,* die er aus ihren Werken kannte und verehrte, fühlte er sich durch sein belletristisches und sentimentales Streben verbunden, mit ihrem Gatten, dem Verfasser der *Mönchsbriefe,* durch einen heiteren Weltsinn, während ihn zur Tochter seine Jugend zog. 'Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter', lauten die bedächtigen Worte aus *Dichtung und Wahrheit,* die sich auf diese Tage beziehen.

Ungefähr ein Jahr später, im Dezember 1773, traf Goethe ganz überraschend die Nachricht von der bevorstehenden Heirat der Max von La Roche mit dem reichen Frankfurter Kaufmann Brentano. Am 20. Dezember 1773,[1] dem Tage seiner Rückkunft von der Petersburger Reise, schreibt Merck an seine Gattin in der Schweiz: *'Madame de La Roch mariera sa fille Max dans le courant de Janvier à Francfort à un riche et jeune négociant, nommé Brentano',* und am 26. Dezember wurde die Verlobung öffentlich bekanntgegeben; denn in den *Frankfurter Frage- und Anzeigungs-Nachrichten* findet sich folgender Eintrag:

Proklamirt u. Ehelich Aufgebotene allhier in Franckfurt.
Am Sonntage nach Christtage den 26. Dec.
Herr Peter Anton Brentano, Handelsmann, Wittiber, und Fräulein
Maximiliana Euphrosyna von La Roche.

Die Hochzeit wurde am 15. Januar 1774 gefeiert, und Merck, der die Jungvermählten eine Woche danach besuchte, spricht in einem

[1] Danach kann auch der Brief Goethes an Kestner (*Briefe,* Weimar. Ausg. Bd. 2, 157; *Der junge Goethe* Bd. 1, 382; Kestner, *Goethe u. Werther* [1854] S. 185), in dem er von der Heirat schreibt und dabei der Ankunft Mercks gedenkt — an all diesen Stellen 'Mitte Oktober' datiert —, erst nach dem 20. Dezember 1773 geschrieben sein.

Briefe vom 29. Januar 1774 an seine Gattin von *'un assez singulier mariage'*. *'C'est un homme assez jeune,'* fährt er fort, *'mais chargé de 5 enfants. D'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort peu d'ésprit au dela de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. ... Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut, qu'il fréquente la maison. ...'*

Goethe gesteht in *Dichtung und Wahrheit,* er sei gut aufgenommen worden und habe mit der jungen Frau in einem kindlichen Vertrauen zusammen gelebt, da seine Jahre ihr zusagten und er schliefslich in dem ihr fremden Zirkel der einzige war, von dem sie einen Widerklang der geistigen Töne ihrer Jugend vernahm. — *'Il a la petite Madame Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari'*, weifs Merck etwas spöttisch am 14. Februar 1774 an seine Frau zu berichten.

Maximiliane fühlte sich jedenfalls, aus dem heiteren Tal in Ehrenbreitstein und Koblenz und einer fröhlichen Jugend heraus in eine unbehagliche Umgebung, ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, tief unglücklich; bald kam es zu einem Auftritt zwischen ihrem Gatten und Goethe, infolgedessen der Dichter lange das Haus mied.

Die Mutter, Sophie von La Roche, quälte sich selbst mit bitteren Vorwürfen, ihre Tochter in einen solch unerquicklichen Zustand eingeklemmt zu sehen, den sie selbst ausgewählt hatte, und mufste sich auch Vorwürfe von anderen Seiten, z. B. von Lavater, gefallen lassen.

Warum hatte sie in eine Heirat eingewilligt, die sie selbst fast drückender empfand als ihre Tochter? Aufschlufs darüber gibt uns ein ungedruckter Brief der Sophie von La Roche, der sich unter vielen anderen ihrer Briefe an Lavater in der Stadtbibliothek zu Zürich vorfand.[1] Der undatierte Brief, wahrscheinlich nach 1791 geschrieben, da sie ihres toten Sohnes Franz gedenkt, ist die Antwort auf ein Schreiben Lavaters an Sophie, in dem er sie für das Unglück ihrer Töchter — auch die zweite, Luise, war unglücklich verheiratet — verantwortlich machen wollte (der Brief Lavaters ist wohl nicht mehr erhalten).

Das Antwortschreiben der La Roche, zwar nicht an Lavater adressiert, aber für ihn bestimmt, möge hier nach dem Original (Orthographie und Interpunktion sind geändert) — soweit es von Interesse ist — folgen.

Der edlen, wahren Güte, welche das Herz von Karoline von Keller belebt, vertraue ich die Geschichte der Heiraten meiner zwei Töchter — so wie sie vor den Augen Gottes liegt. — Von vielen Menschen mifs-

[1] Der Direktion spreche ich meinen freundlichen Dank aus für die Überlassung der Briefe.

kannt und nach dem Anschein mifsdeutet, habe ich viele Jahre über meine Verurteilung gelitten; möge die reine Wahrheit mich nur bei Karoline von Keller rechtfertigen, so will ich mich über andere als schadlos gehalten ansehen.

Der einzig gebliebene Jugendfreund meines Mannes, Dechant Dumeiz in Frankfurt, besuchte uns in Warthausen, als meine Max 14 Jahre alt war und ein liebenswürdiges Wesen zeigte. Dumeiz, der uns und unsere Kinder liebte, sagte da: 'Die Max mufs die Frau meines Vetters von Straufs werden', welcher damals schon Mainzischer Geheimrat war. Wir wufsten, dafs Straufs ein rechtschaffener und geschickter junger Mann mit vielem Vermögen war, und zeigten unsere Zufriedenheit mit dem Vorschlage. Dumeiz führte die Sache auch bei seinem Vetter so, dafs, wie wir nach Koblenz zogen, alles sicher war; niemand als wir wufste davon. La Roche, welcher vor mir nach Koblenz kam, hörte aber von dem Augsburgischen Hofrat von Ezlen, dafs die Trierischen Landeskinder etwas unzufrieden wären, weil der Kurfürst schon wieder einen Fremden in einer guten Stelle eingesetzt habe; dafs La Roche mit der Gabe der Beredsamkeit auch die besten Etablissements für seine fünf Kinder erhalten würde, wodurch die ihrigen verlören. La Roche sagt: 'Die Leute kennen mich nicht; aber ich nehme ihnen die Sorge nicht übel! Sagen Sie doch bei Gelegenheit, dafs man von meinen Kindern so bald nichts zu fürchten habe; denn meine älteste Tochter ist an Herrn von Straufs in Mainz versprochen. Meinem ältesten Sohne habe ich eine Leutnantstelle im Augsburgischen Kontingent für 1800 Gulden gekauft. Diese beiden sind also keinem Koblenzer Kinde im Wege, und bis die drei andern erwachsen sind, hoffe ich die Freundschaft und das Vertrauen des Landes so weit verdient zu haben, dafs man ihnen ein Etablissement gönnen wird.'

Das war gut und wirkte für uns. Indessen hatten in Mainz Herr von Groschlag und Kanzler von Benzel die Regierung in Händen, wollten unter der Kur. Emerich Josef manches Gute stiften, wurden aber oft gehindert, weil der Regierungsresident von Erthal nicht vergessen konnte, dafs von Groschlag seinen Witz an ihm geübt und ihn oft lächerlich gemacht hatte, so dafs von Erthal auch den grofsen Ruhm des von Groschlag als Premierminister schmälern wollte und viel erschwerte, was Groschlag wollte, sobald es durch die Regierung mufste. Denn alle Präsidenten sind Domherren, und diese werden von den Räten immer als eine Art Erbprinzen geachtet, haben also auch Einflufs.

Nun sagte von G(roschlag) und von B(enzel) bei einer Sache, die sie ausführen wollten: 'Es wird auf der Regierung nicht gehen; von Erthal liebt uns nicht. Könnten wir ihn doch entfernen! Aber wie?' Absetzen konnte man nicht; man schickte also Herrn von Erthal nach Wien, eine Sache zu besorgen, welches Briefe getan hätten. Herr von Erthal benutzte klug die Gelegenheit, sich den kaiserlichen Hof für den Kurhut zu sichern.

Mein Mann kommt in Augsburger Geschäft nach Wien, wird beliebt; der Reichsreferendar von Leyken, der ihm seine Stelle zu danken hatte, sagt einmal: 'Bleiben Sie hier, man liebt Sie!' Mein Mann dankt und antwortet: 'Freund, in unserem Alter lebt man für seine Kinder!', und erzählt von der Heirat der Max, wozu Dumeiz Vollmacht eines Vaters erhalten hatte. Leyken schweigt, geht aber sogleich, als La Roche fort, zu Herrn von Erthal: 'Eure Hochwürden haben mir in Ihrem Vertrauten Herrn von Straufs einen Tochtermann versprochen; der heiratet die Tochter des La Roche.' — "Unmöglich!" — 'Gewifs, ich habe es eben vom Vater gehört!' — Nun läuft ein Brief an Straufs: 'Was, Sie! der mein ganzes Vertrauen hat, die Tochter des Lieblings meines Todfeindes von Groschlag zur Frau zu nehmen!' — Von Straufs klagt gegen Dumeiz: 'O, warum hat La Roche geschwätzt! Jetzt, o, kann ich die Max nicht nehmen!

Erthal wird unser Kurfürst!' — Wir trugen das ruhig; aber als Strauſs zu dem Zollkonvent in Koblenz bestimmt wurde, sagten die Leute: 'O, da wird auch die Hochzeit mit der La Roche sein!' Und das unglückliche: qu'en dira-t-on? — da La Roche aus Herzensgüte von Heirat gesprochen — ergriff uns, und wir hielten es für Schande, daſs die Heirat nichts wurde. Dumeiz wurde um Hilfe gefleht; der spricht von einem liebenswerten, viel reicheren Mann. — 'Alle Negoziantenweiber sind glücklich!' sagten wir und gaben unsere Max dem Brentano. Da man nur von drei Kindern — zwei Söhnen und einer Tochter —, nichts anderes sagte, so wurde meine Max Frau Brentano, hatte in den ersten Jahren viel von der Jalousie ihres Mannes und seiner zu groſsen Häuslichkeit zu leiden, ist nun sehr glücklich und sieht auch das Vermögen ihrer Kinder gegründet.

... lassen Sie Lavater diese Blätter lesen, sagen Sie ihm, daſs mich seine Verurteilung über mich wegen der unseligen Heirat auſserordentlich schmerzte, daſs dieser Schmerz mich zum Niederschreiben dieser zwei[1] Familiengeschichten leitete, und daſs ich Sie bitte, sobald als Lavater, den ich schätze, dem ich herzlich wohl und gutes wünsche, es gelesen, zu verbrennen und zu vergessen — nur dieses nicht,

> daſs es unmöglich war, daſs La Roche und ich glauben sollten, es gäbe Männer, die als Freunde unsere liebenswerten Töchter in Hände geben würden, wo sie ungewöhnlich zu leiden hätten, und daſs das Innere einer Sache anders ist als die Auſsenseite.

Und nach dem vergeben Sie mir den Zug von Eigenliebe, der mich diese Blätter schreiben machte, weil ich gewiſs durch den Tod meines Franz so gebeugt wurde, daſs ich nichts mehr zu tragen vermag! Vergeben Sie einer Mutter, die alles verlor!

Gieſsen. Hermann Bräuning.

Das angelsächsische Prosa-Leben des hl. Guthlac, 14, 4.

The MS. of the prose life of St. Guthlac reads: Þa he þa þyder ferde, þa wæron his handþegnas twegen, bædn hyne þurh leofe bene þæt hi moston on oðerne weg faran, and sædon, þæt him þæs neod wære and eac þearf. The Latin original has: "in coepto itinere duo ministri ipsius simulata cujusdam causae necessitate Abbatis licentiam poscebant, ut in aliam viam, quia causa cogebat, divertissent". Of course 'leofe bene' gives no sense. In a note Gonser, in his recent excellent edition (p. 185)[2] says: "Die Lesart der HS. *leofe bene* habe ich in *leafbene* geändert. Dieses Wort ist allerdings sonst nicht belegt; vielleicht ist *leaf* als Glosse zu *ben* aufzufassen." I believe there is no necessity for this not very plausible *leafben*. If for *leofe bene* we read *lease bene* we have a good Anglo-Saxon rendering of the Latin "simulata cujusdam causae necessitate Abbatis licentiam poscebant". There is no necessity for assuming a compound *lēasben* though this would be more in accordance with the character of Anglo-Saxon than *lēafben,* nouns with *lēas-* as a first part being as common as those with *lēaf-* are rare.

Groningen. A. E. H. Swaen.

---

[1] Die Stelle über die Heirat der zweiten Tochter entbehrt des allgemeinen Interesses.

[2] *Anglistische Forschungen* Heft 27, Heidelberg 1909.

"The Theatre".

It is now 21 years since I felt that if I wanted to understand the life and environment of Shakespeare, I must get behind the bewildering multiplicity of books which either copy or contradict one another, and devote the rest of my working life to the study of manuscripts concerning his period, first with those which affected his early developement. So I felt it necessary to begin with the reign of Henry VIII, and work steadily down for more than a century. The date of 1575 arrested my attention, because then took place the Kenilworth festivities, which, from the "Midsummer Night's Dream", seem to have affected the youthful poet's imagination. The question then was, who were concerned in these? I found that the man chiefly concerned was one, who had not yet been associated with the history of the Drama, William Hunnis, Master of the Children of the Chapel to Elizabeth from 1566 till 1597. I spent a great deal of hard work on almost irrelevant details, in hope of finding facts, without much success; but what I have discovered and put together, is at last appearing in the Louvain series of "Materials for the History of the English Drama" under the title "William Hunnis and the Revels of the Chapel Royal". In manuscript work, one is constantly distracted by interesting discoveries, which lead one away from the straight path, and often dissipate time, which might he better spent. But we are never sure, until *after* we have followed a track, as to whither it may lead us, and this must he frequently risked. William Hunnis was at least a contemporary of Shakespeare, and may have affected him, otherwise than by his Kenilworth production of *The Lady of the Lake.*

The constant insistence of the Baconian heretics, that Shakespeare could not have learned the amount of law shewn in the plays, made me next go into a new set of special researches as to the various points at which he might have touched law. But first I felt that I must check Halliwell-Phillipps' works, for though he has given us more new matter concerning Shakespeare than any other man, he diminished the value of all his work by, in general, withholding exact references. Now this was not accidental. I have been told by more than one person who personally knew him, that he was in the habit of saying "I do not choose to give my references clearly, or people would just quote *them,* while if I don't, they *have to quote me.*" It was a sad view of literary Human-Nature, but perhaps it was true of mere popular writers.

It took me however, on account of his reticence, two years of hard work to work out *all* his references (except some Court Rolls yet undiscovered) and to check his originals. This work, though it should have been unnecessary, has not proved altogether fruitless. It shewed me that, at least in later years, Halliwell-Phillipps depended much upon the work of copyists, who only gave him fractional

answers, according to his enquiries, from manuscripts of much wider interest than he knew. I worked up the Stratford papers,[1] and found many associations with law and the poet. I came to London with Shakespeare and tried to sift the blinding and contradictory traditions from the legitimate inferences which might be drawn from known facts.

We know that Shakespeare drifted to the Theatre. And therefore I followed the course of its developement. We cannot consider James Burbage less than a genius, who, from a joiner's homely trade, developed himself into the leader of the players who became the servants of the most powerful noble of the time, who secured for himself and his fellows the first Licence to players, making the "vagabond's" occupation into an "art"; who built the first Theatre, and who had discernment sufficient to appreciate and foster the genius of his greatest contemporary. James Burbage and his "Theatre" were nearly swamped in litigation of various kinds; doubtless further burdened by his more easy-going imitator and rival, "The Curtain", of which we hear little because it seems to have escaped the law.

The agreement with his ground-landlord Giles Alleyn, the partnership with his wife's brother, John Braynes, (not her father as Halliwell-Phillipps says, and every one else echoes) led to prolonged and exhausting lawsuits, besides the official persecutions, the need of mortgaging "the Theatre" to John Hyde for ten years, the delayed extension of his lease. All this along with the trouble of managing his company and pleasing his public, a lesser man would have sunk under the burden! John Braynes had let him have half the money necessary for the original building of the "House", and had agreed to pay half of the rent and expenses, and receive half the profits. Some differences arose between the brothers-in-law. Braynes ceased to pay his share of the rent and expenses, and "conveyed" all his property to Robert Myles and others for the benefit of himself and his wife, to save *"calls"* upon it. Burbage retaliated by ceasing to hand over half the profits. John Braynes died; he had always acknowledged his sister's children as his heirs, and when the mortgage on the Theatre was released, probably by Cuthbert paying the debt for which it had been mortgaged, the building was handed over, not to James Burbage, but to Cuthbert in 1589. I wish to fix this date, for I have reason to believe that that was the time at which Shakespeare became associated with it. Henceforth its struggles, its litigations, its fortunes were shared by Shakespeare. Can it he doubted that he was fully acquainted with the cross-suits which arose between Margaret, the widow of John Braynes and the Burbages, and were continued after the death of Mrs Braynes, by the executors Myles and Gar-

[1] See "Shakespeare's aunts and the Snitterfield property". (Athenaeum July 24th and August 14th 1909.)

diner? By 1592, Greene calls Shakespeare a "Johannes Factotum", and his rise is rapid after that. It was probably at the Theatre he met his bright young patron, the Earl of Southampton, whom he calls "Lord of My Love", who, in return helped the players for the poet's sake. By 1596, James Burbage the irrepressible, had bought "rooms" in the Blackfriars, and converted them into a private theatre, as an inheritance for his second son Richard, and then he died.

With his death arose the need for new help, and there is no doubt that closer bonds were then knit between Shakespeare and the brothers Burbage, in their continuous difficulties, difficulties with the heirs of the Peckhams who once had owned Holywell, difficulties with the Steward of the Earl of Rutland, who was ignorant of the boundaries of that part of the Holywell estate, let to the previous Earl by lease from the crown, difficulties concerning the desired extension of the lease, the discovery of treacheries, the hasty plans, and the hastier execution of the removal of the materials from the northern to the southern banks of Thames, and the still greater difficulties concerning the litigation with Giles Alleyn on account of the removal of "the Theatre". In all these troubles Shakespeare was a sharer, not only in sympathy but responsibility. He learned to know the quirks and quibbles of the law, and the sickening sense of its paralysing delays. But he also shared in the joy, and the glory of rearing the new "Globe"; and in writing for it plays, limited by its conditions, it is true, but within these conditions, expressing his own genius, and his conception of humanity. It is interesting to know just how much money he made as an actor and a sharer in the House, at the Globe and Blackfriars. But it is much more interesting to realise that he had learnt all that could he learnt through the troubles and litigations of "the Theatre"; and that through sharing their common troubles, his "fellows" became to him friends, stimulators, expressers, during life, while, after his death, it was to his "pious fellows" that we owe the collection and publication of the plays which had become the property of the "Globe".

I have given most of the references to the originals in my papers "Burbage's Theatre", (The Fortnightly, July 1909), "The Burbages and the transportation of The Theatre" (Athenaeum Oct. 16th, 1909), and "Giles and Christopher Alleyn" (Notes and Queries, Oct. 30th 1909). The exigencies of space in Magazines has prevented me from giving the full story of the "Theatre", even in these three papers and this. But it was preferable, I thought, to give out the clues thus, for fellow-students to trace, because I always give at least the proverbial nine years for "the making of a book". Dr Brandl thought I had unduly neglected Shakespeare in these papers, and it was to make amends, as far as possible, for a neglect, which was only in appearance, that I have now written these few pages.

Charlotte C. Stopes.

'As by the whelp chasted is the leoun'.

In his note on this line (F 491) in the *Oxford Chaucer* (V, 384) Professor Skeat adduced in illustration George Herbert, Cotgrave, and the well-known passage in *Othello* (2. 3. 276). This note, which left fourteenth century or earlier usage unexemplified, was supplemented by Holthausen (*Anglia* XIV, 320), who cited a number of illuminating mediæval allusions to the underlying proverb. It may be of interest to add another curious and striking reference to the adage, in this instance from the thirteenth century. In one of the *Sermones Aurei* (ed. 1760, t. II, p. 135; Sermo IV, In die sacro Parasceves) Jacobus de Voragine discusses in characteristic fashion the question 'Quare Christus sanguinem suderit'. After considering two reasons he names a third: 'Tertio, quia homo erat a Deo fugitivus, effudit sanguinem suum in reclamatorium nostræ revocationis, quia aves ad Dominos suos non revertuntur, nisi cum frusto carnis arbores ascendunt, et ad eas sibilant, et eas revocant. Aliquæ tamen sunt, quæ non revertuntur triplici de causa; aut quia sunt nimis repletæ, aut quia in devoratione praedæ sunt occupatæ, *aut quia non sunt bene domesticatæ.*' The first two causes are duly allegorized, and the third then receives elucidation. 'Aut quia sunt sylvestres, et non bene domesticati, sicut superbi: Animalia autem domesticantur tribus modis. Aliquando per flagellationem, *quia quando canis flagellatur, leo domesticatur.* Aliquando per sanguinem, quia aliquando avibus datur sanguis, sive vinum ad bibendum, ut domesticentur. Aliquando vero per beneficiorum collationem: non est enim aliquod animal ita sylvestre, quod ex beneficiis non fiat mansuetum et lene. *Christus igitur, qui est leo, ante nos canes, ut nos domesticaret, flagellari voluit:* Disciplina pacis nostræ super eum. Vinum sanguinis ad bibendum nobis dedit; beneficia continua nobis tribuit, et tamen aliqui domesticari non possunt, *nec flagellatione leonis,* nec ex potu sui sanguinis, nec ex collatis beneficiis.'

The point of the proverb, of course, is only heightened by the vivid reversal of its order in the allegorical application to Christ.

Saint Louis. John Livingston Lowes.

Zu Cyranos *L'Autre monde.*

(Vgl. *Archiv* CXXII 64—69, CXXIII 161—163.)

Das Material, das Dübi zur Unterstützung meiner Datierung der *Mondreise* beibringt, ist mir natürlich höchst willkommen. Wie auch der Hinweis auf die Namensänderung des Gouverneurs 'Monsieur de Montbazon' in 'Monsieur le Mareschal de l'Hospital' und die Unterdrückung des Vizekönigs von Kanada 'Monsieur de Montmagny' [1]

[1] Bisher konnte ich erst Herrn de Montmagny datieren, der sein Amt 1636 antrat; cf. die 'Nachschrift' p. 137.

nicht vergebens gemacht worden sein soll. Daſs die Handschriften M und P (Dübi behauptet es nur von P) unter Ludwig XIV. niedergeschrieben seien und dennoch die Huldigung für Ludwig XIII. beibehalten hätten, will mir nicht einleuchten. Besonders für ein Druckmanuskript, als welches P offenbar angelegt wurde, ist dies unwahrscheinlich. Übrigens gibt die definitive Redaktion noch mancherlei zu raten auf. Behauptet doch Lebret in der Vorrede ausdrücklich, die Lücken in dem von Cyrano übergebenen Manuskript vorgefunden zu haben, und lehnt es aus Pietät und Unvermögen ab, dieselben auszufüllen: *C'est vne diſgrace,* fährt er fort, *qui eſt arriuée à preſque tous les Ouurages poſtumes, où ceux qui ſe ſont donnés le ſoin de les mettre au iour ont ſouffert de ſemblables lacunes dans la crainte (s'ils en auoient entrepris le ſupplement) de ne pas quadrer à la penſée de l'Autheur.* Es läſst sich also nicht ohne weiteres behaupten, wie es bisher von allen geschehen, daſs Streichungen und Änderungen samt und sonders Lebret in die Schuhe zu schieben seien, der ja dann mit Bewuſstsein gelogen hätte. Eine *editio Castrata,* die Cyrano unter dem Einflusse seines Gönners, seiner Freunde oder gar, wie der Schluſs der Drucke angibt, auf dem Krankenbette redigiert hätte — *préuoyant qu'elle (la maladie) ſera la fin de mes eſtudes,* gehört nicht zu den Unmöglichkeiten. Ich gebe zu, daſs viel gegen diese Annahme spricht, aber sie ist die eigentlich überlieferte. Man muſs sie erst entkräften, ehe man die gedruckte Redaktion ausschlieſslich Lebret in die Schuhe schiebt. Auch das Druckprivileg, das Dübi (S. 162) beibringt, und das auf ein älteres Druckprivileg des Jahres 1653 anspielt, spricht von einem *Fragment d'Histoire Comique.* Aber beweist das Privileg wirklich, daſs Cyrano 1653 auch für die *Mondreise* ein solches erwirkt hatte? Der Buchhändler Sercy gibt 1662 eine Bitte ein, daſs die Druckprivilegien von 1653 und 1656 ihm erneuert werden möchten. Die Druckprivilegien beziehen sich auf die Theaterstücke, Briefe, *vn Fragment d'Histoire Comique, qui ont esté favorablement bien receus du public; lesquelles neantmoins le Suppliant* (d. i. Sercy) *a fait reuoir & corriger, & depuis la mort de l'Autheur, a pour augmenter icelles Pieces, recouuré du mesme Autheur ... plusieurs Lettres & Vers* etc. Es ist vorab anzunehmen, daſs sich die Privilegien von 1653 und 1656 nicht auf dieselben Werke bezogen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daſs ein solches von 1653 schon nach drei Jahren wieder hätte erneuert werden müssen. Schwankt auch die Dauer der Privilegien zwischen sehr verschiedenen Terminen, so geht sie doch kaum unter fünf Jahre herunter, wenigstens habe ich kein Beispiel hierfür gefunden.

Und diese meine Behauptung, daſs nur das Privileg von 1656 sich auf die *Mondreise* bezöge, wird mir nun nachträglich durch den ältesten erreichbaren Druck, den von 1659, bestätigt. Ich habe das Exemplar der Göttinger Bibliothek in Händen, der Titel ist bei

Brun, *Savinien de Cyrano Bergerac* (1893, S. IV)[1] ungenau angegeben und lautet:

Histoire | Comique | Par Monsieur | De | Cyrano Bergerac | *Contenant les Eſtats & Empires* | *de la Lune.* | A Paris etc.

Und hier beginnt das Druckprivileg folgendermaſsen:

Extrait du Priuilege du Roy.

PAr Grace & Priuilege du Roy, donné à Paris le 23. iour de Decembre 1656. Signé, par le Roy en ſon Conſeil, DE CVISY. Il est permis à Charles de Sercy, Marchand Libraire à Paris, d'imprimer, faire imprimer, vendre & debiter vn Liure intitulé, Histoire Comique, par Monſieur de Cyrano Bergerac; & ce durant le temps & eſpace de cinq années, à commencer du iour qu'il ſera acheué d'imprimer pour la premiere fois etc.

Und dann am Schluſs, zur Lösung jeden Zweifels:

Regiſtré ſur le Liure de la Communauté le 26. Januier 1657 ...
Acheué d'imprimer pour la ſeconde fois le 8. Mars 1659.

Folglich stammt die Erstausgabe des *Autre Monde* aus dem Jahre 1657, ihr Privileg aus dem Jahre 1656. Diese Ausgabe ist verloren. Die bisher als erste geltende von 1659, die ich in Händen habe, ist die zweite. Brun beruft sich bei Nennung einer Ausgabe aus dem Jahre 1656 (unter *éditions disparues,* S. VI) auf ein Zitat Nicérons. Auch er hat also diejenige von 1659 nicht eingesehen, sonst hätte er und alle diejenigen, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, die Frage leicht aus der Welt schaffen können.

Eine andere, meiner Ansicht nach ohne Berechtigung aufgestellte Frage ist die, ob nicht doch zu Lebzeiten des Dichters eine Ausgabe des *Autre Monde* erschienen sei. Ich glaube sie mit nein beantworten zu müssen. Denn das wissen wir aus Lebrets Vorrede mit Bestimmtheit, daſs das Werk erst posthum erschien. Man vergleiche die oben zitierten Worte aus seiner Vorrede. Seine *mala fides* mag für alles übrige feststehen, aber so unvorsichtig kann er nicht gewesen sein, ein Werk als posthum zu bezeichnen, das schon vorher vom Publikum günstig aufgenommen worden war. Das *Acheué d'imprimer pour la ſeconde fois le 8. Mars 1659* erledigt die Frage vollends. Aus demselben Grunde sind auch alle bibliographischen Angaben über Drucke, die vor 1656 veranstaltet worden wären, abzuweisen. Selbst Brun zitiert einen solchen vor 1650 (vermutlich für 1656 verschrieben) nach alten Katalogen, obgleich derselbe unauffindbar ist. Remy de Gourmont tischt die gleiche Fabel in seiner *Cyrano*-Ausgabe[2] — eine Ausgabe, vor der ich warne[3] — abermals

[1] Auf das jüngste Werk Bruns über Cyrano hoffe ich demnächst ausführlich kommen zu können.

[2] *Collection des plus belles pages, Cyrano de Bergerac,* Paris 1908.

[3] Bei Gelegenheit der Nennung von Gourmonts Ausgabe sei folgende Auslassung über Bruns verdienstvolles Buch tiefergehängt: *M. Pierre Brun, dans son 'Savinien de Cyrano' parle de ce manuscrit; il en cite,*

auf: etwas besser begründet, weil der Abbé de Marolles die Erwähnung der *Mondreise* im Jahre 1650 unter Notizen eintrug, die den Titel führen: *Dénombrement où se trouvent le noms de ceux qui m'ont donné des livres.* Vermutlich handelt es sich also um eine Handschrift.

Ich möchte demnach meine Ansicht über die verschiedenen Redaktionen der *Mondreise* folgendermaſsen formulieren: sie wurde vor 1643, vermutlich 1641, 1642 unter dem unmittelbaren Einfluſs der Vorlesungen Gassendis niedergeschrieben. Diese Vorlesungen über Philosophie enthielten wahrscheinlich auch Erwägungen über Beschaffenheit und Bewohnbarkeit des Mondes, denn in Gassendis nachgelassenem allgemein-philosophischen Werke, dem *Syntagma Philosophicum,* erörtert der Philosoph diese Fragen ausführlich. In meiner Ausgabe werde ich den weiteren Zusammenhängen zwischen beiden Männern nachgehen.

Die erhaltenen Hss. M und P sind wohl beide zeitgenössisch und repräsentieren eine erste und eine zweite zum Druck bestimmte Redaktion. Aus dem Drucke wurde nichts; vermutlich wollte kein Verleger sich mit dem anrüchigen Roman befassen. Um 1650 hören wir von einer handschriftlichen Verbreitung des Werkes. Ob in der alten Form, ob in einer neuen, vom Verfasser selber revidierten, wissen wir nicht. Der Verfasser hinterlieſs dann bei seinem Tode 1650 Freund Lebret ein Manuskript, das angeblich von Cyrano selber noch stark gekürzt und stilistisch wie sachlich umgearbeitet worden war, freilich ohne Ausfüllung der Lücken, weshalb man nicht gern annimmt, daſs Cyrano selber sein Werk derartig verstümmelt habe, ohne das Vernichtete zu ersetzen. Zumal den meisten Lücken eine Tendenz obwaltet, es immer sehr freie Stellen sind, die ausgelassen werden. Das einzige Mal, daſs, statt einer Lücke, die Drucke eine längere Abweichung zeigen, hat diese Abweichung nicht den Stempel cyranoscher Arbeitsweise: es handelt sich um die Rückkehr des Helden vom Monde auf die Erde. In den Hss. wird diese bewerkstelligt, indem ein Teufel den Atheisten holt, mit dem gerade Cyrano im Gespräch war. Cyrano klammert sich an ihn und gelangt so nach Italien — die Hölle ist bekanntlich im Innern unserer Erde,

---

dans son Appendice, quelques pages, omettant avec soin celles de valeur … M. Pierre Brun est d'ailleurs coutumier de mettre au jour du faux inédit. — Brun hat den Fehler gemacht, in seiner Wiedergabe des Inedierten die heikelste Stelle auszulassen (nachträglich unter dem Druck der Fakultät, da fast eine halbe Seite ausgelassen ist?), so daſs in der Tat ein verhältnismäſsig groſser Teil der Stelle auch in den Drucken steht. Gourmont richtet sich übrigens selber, indem das meiste seiner angeblich inedierten Textstücke ihm von Dübi zwei und drei Jahre vorher vorweggenommen wurde. In der Wahl des Inedierten ist er durchaus unkritisch. So gibt er den ganzen Schluſs der *Mondreise* nach den Drucken aus folgendem Grunde: *'la version imprimée est la moins déraisonnable ou si l'on veut, la plus logique'* (!). (Cf. übrigens hier CXXI 485.)

die Vulkane sind ihre Zugänge. Statt dessen lassen die Drucke Cyrano sein Gespräch mit dem Atheisten plötzlich abbrechen. Ebenso plötzlich kommt ihm die Sehnsucht nach seiner Heimat. Der Rat (der für die 'Priester' der Hss. eingetreten) entläfst ihn. Der Dämon des Sokrates bietet sich ihm an, ihn stracks heimzubefördern. Cyrano zweifelt an seiner Kunst; er, der den Raum selber durchmessen, fragt, ob denn die Luft Bretter hätte (!). Der Dämon meint, was die Zauberer der Erde könnten, das würde er auch vollbringen, und beweist dies durch die Tat.

Der Zweifel Cyranos an der Leistungsfähigkeit des Dämons ist ungereimt für den, der die Reise auf eigene Faust schon gemacht, die Berufung auf Zauberer das Gegenteil von dem, was wir von dem jungen Cyrano gewohnt sind.[1] Aber ihm nun diesen Schlufs auf Grund seiner Unzulänglichkeiten glatt abzusprechen, ist nicht möglich. Er kann ihn auf dem Krankenlager diktiert haben. Immerhin wird man dennoch am liebsten zu der Annahme neigen, dafs Lebret, trotz seines Protestes in der Vorrede, der Redaktor war, dem Auslassungen und Änderungen beizumessen sind. Aber beweisen läfst sich dies, wie gesagt, nicht.

Dieses definitive Druckmanuskript nun, gleichviel von wem redigiert, steht, wo es sich mit M und P vergleichen läfst, zwischen beiden. Ich habe beide mit dem ältesten erhaltenen Drucke der *Mondreise* (nicht *Sonnenreise,* wie ich S. 66 irrtümlich schrieb, was Dübi korrigiert) verglichen, und überall zeigte sich dies Verhältnis, das streckenweise sogar den Druck und M prinzipiell zusammengehen läfst. Im übrigen haben meine auf den ganzen Text sich erstreckenden Untersuchungen keinen Anlafs ergeben, von den im *Archiv* CXXII 69 aufgestellten Grundsätzen bei Gestaltung des kritischen Textes abzuweichen.

Eine Kollation des von Dübi im *Archiv* (CXV) und seinem *Cyrano de Bergerac* (Bern 1906) veröffentlichten Stellen des Pariser Manuskripts ergab folgende Versehen des Abdrucks:

S. 111 der Buchausgabe, Zeile 29 *V. 1er,* l. *T.* (d. i. *Tome*) *1er.* — S. 112, Z. 12 (die Schlufszeile des Epigramms) *vens,* l. *gens.* — S. 112, Z. 32 *retresser,* l. *retressir.* — S. 113, Z. 36 *auec aux,* l. *auec eux.* — S. 114, Z. 7 *respondit,* l. *respondoit.* — S. 114, Z. 31 *la Gland,* l. *du Gland.* — S. 114, Z. 43 *un vn lieu,* l. *en vn lieu.* — S. 115, Z. 25 *trouuoit,* l. *trouuast.* — Z. 27 *poussoit,* l. *poussé.* — Z. 44 *rompit,* l. *rompist.* — S. 116, S. 38 *perpent,* l. *serpent.* — S. 117, Z. 35 *re-*

[1] Das Ganze steht im Widerspruch mit vorgehendem, wo der Dämon einen Luftwagen konstruieren wollte, um Cyrano und die Hofdame, die mit ihm gehen wollte, zur Erde zu führen: *je lui ai promis ... d'inventer ... une machine capable de tenir trois ou quatre personnes, dedans laquelle vous pourrez monter ensemble.* Er bedarf also hier einer Maschine, in dem Schlusse der Drucke dagegen trägt er Cyrano eigenhändig, wie ein Geist in 'Tausendundeine Nacht'.

jaller, l. *rejallir*. — S. 118, Z. 5 *bailler*, s. *tailler*. — Z. 11 *conge*, l. *congé*. — Z. 24 *estait*, l. *estoit*. — S. 119, Z. 39 *Esbranla*, l. *Esbranle*. — S. 120, Z. 14 *seruent*, l. *serue*. — S. 122, Z. 12 *Et moy*, l. *Quoy*. Infolgedessen ist mein Zitat *Archiv* CXXII S. 67 unten richtigzustellen. — S. 122, Z. 48 *C'anse*, l. *Cause*. — S. 124, Z. 4 *remuant* l. *renuiant*. — Z. 14, 15 *deuiendrois*, l. *demanderois*. — Z. 49, 50 *pour Douleur*, l. *pour la Douleur*.

Nachschrift. Durch eine Anmerkung des Bibliophile Jacob (*Histoire comique*, Paris 1875, S. 106[1]), die mir bisher entging, habe ich nun endlich das Werk in Händen, mit dem der Gouverneur von Kanada sicher zu datieren ist: es ist dies des Jesuiten Charlevoix *Histoire et description générale de la Nouvelle France*, Paris 1744. Danach hatten die Jesuiten in Kanada in der Tat die Rolle, die ihnen Cyrano beimifst; der Malteserritter de Montmagny war von 1636—47 Gouverneur (Bd. I, S. 309, 437), so dafs also auch durch diese Daten meine Altersbestimmung des Cyrano bestätigt wird. Der erste Band Charlevoix' schliefst mit dem Lobe des Gouverneurs: *il ſçut ſi bien conſeruer ſa dignité dans les conjonctures les plus délicates, qu'il ſe fil également cherir & reſpecter des François & des Sauvages, & que la Cour même le proposa lontems aux Gouverneurs des nouvelles Colonies, comme un modèle, qu'ils ne pouvoient trop étudier*. Cyrano ist also in seiner Charakteristik der Persönlichkeit mit diesen Zeilen derartig in Übereinstimmung, dafs man meinen könnte, er habe Montmagny persönlich gekannt.

München. Leo Jordan.

Eine interessante Ähnlichkeit zwischen Gedanken Voltaires und Goethes

findet sich in:

Voltaire, *Hist. d'un bon Bramin* (Œuvres complètes, Paris, Garnier frères, 1879, XXI, p. 219):	Goethe, *Faust I* (Schröer, 3. Auflage, Leipzig 1892, V. 361—65):
J'étudie depuis quarante ans, ce sont quarante ans de perdues; j'enseigne les autres, et j'ignore tout: cet état porte dans mon âme tant d'humiliation et de dégoût que la vie m'est insupportable ...	... Und ziehe schon an die zehen Jahr', Herauf, herab und quer und krumm, Meine Schüler an der Nase herum — Und sehe, dafs wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen.

Zürich. Martha Langkavel.

Zu *assaillir la limace*.

Baist hat vor vielen Jahren (*Zs. f. rom. Phil.* II 303 ff.) eine diesbezügliche, im *Perceval* vorkommende Wendung und Verwandtes behandelt; nach ihm hat Tobler (*ibid.* III 98 ff.), zahlreiche Stellen

aus der französischen Literatur anführend, die Beurteilung deutlich gemacht. Zu den drei bildlichen Darstellungen, von denen Baist ausging, will ich hier eine neue hinzufügen. Die Hs. *Paris Bibl. Nat. f. fr.* 1173, der Spielkodex des *Nicolaus de Saint Nicolai* — pikardisch, dem Katalog zufolge noch dem 13. Jahrh. angehörend, aber wohl in den Anfang des 14. zu setzen —, enthält, wie auch die ganz ähnliche *f. lat.* 10286, zahlreiche bildliche Ausschmückungen, häufig phantastischer Art: zwei Ziegenböcke miteinander kämpfend, Jongleur einen Affen führend, Tiergestalten mit Männerköpfen und sonstige Fabeltiere (*guivre*), auch Jagdbilder, wie Hunde auf der Verfolgung eines Hasen, eines Hirsches, Bogenschützen u. a. m. Auf f. 168 nun ist folgendes dargestellt:

Links ein Erdhügel, in dessen Innerem ein Hasenkopf sichtbar ist; auf dem Hügel sitzt, muschelartig zusammengerollt, die Hörner weit nach oben herausstreckend, eine Schnecke. Rechts davon ein Ritter zu Pferde (NB.), mit eingelegter Lanze auf den Hasen zielend. In der Linken hält er den Schild, der in goldnem Feld ein rotes Kreuz zeigt. Hinter ihm steht eine Frau, die mit der Kunkel auf ihn einschlägt und ihn zum Überfluſs mit der Hand vor sich her stöſst, offenbar um ihn, den Ängstlichen, anzuspornen.

Zu bemerken ist, daſs der Bearbeiter der in dieser Hs. uns vorliegenden Spielsammlung (es handelt sich um Redaktion[1] derjenigen eines italienischen Anonymus, des sogenannten Bonus Socius aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts) ein Clerc war, der nach seiner eigenen Angabe in der Lombardei lebte. Die Lombarden galten als furchtsam. Die vorstehend beschriebene bildliche Darstellung gibt eine Bestätigung dafür. Sie zeigt zugleich, was keines der bisher beigebrachten Beispiele zeigte, was aber, wie mich dünkt, charakteristisch ist: die Schnecke in Verbindung mit dem furchtsamen Hasen.

München. Walter Benary.

Verzeichnis romanischer Etymologien.

Die *Revue de dialectologie romane*, deren Nummern das *Archiv* regelmäſsig verzeichnet (cf. CXXII, 211 f.; CXXIII, 486), beabsichtigt ein systematisches Verzeichnis aller etymologischen Untersuchungen

[1] Nicht bloſse Übersetzung, wie zu dem dritten hierhergehörigen Ms. Fountaine, jetzt im Besitz von Pierpont Morgan in Neuyork, in *Bibl. de l'Ec. de Ch.*, 1908 (t. 69), p. 412 ff., n° 110 bemerkt ist. — Ich bereite eine Ausgabe vor, die aber noch in einiger Ferne liegt. Die Gelegenheit benutzend, verweise ich noch auf die Ausführungen von H. J. R. M[urray] im *Catalogue of Mss. ... of the library of J. P. Morgan*, London 1906, p. 170—172. Ich bemerke, daſs die Hs. etwa der Gegend zuzuweisen sein wird, welche der südlichen Hälfte der heutigen belgischen Provinz Hainaut entspricht; sowie daſs eine andere Hs. als *Paris lat.* 10286 — die ihrerseits eine gleichfalls hennegauische Hs. übersetzt hat — die Vorlage gewesen sein muſs.

auf dem Gebiete des Romanischen zu führen. Ihre Leitung erläſst in dieser Sache folgendes Zirkular, das wir unseren Mitarbeitern und Lesern gern zur Kenntnis bringen:

Chronique etymologique des langues romanes.

Depuis quelques années la science étymologique a fait de rapides progrès dans le domaine des langues romanes. Les résultats des recherches, faites par un très grand nombre de savants, sur les origines du vocabulaire roman, sont malheureusement dispersés dans des revues, déjà nombreuses, dans les glossaires qui accompagnent les éditions critiques d'anciens textes, dans les dictionnaires étymologiques, dans d'autres ouvrages dont le nombre va toujours en augmentant.

D'autre part, aucun ouvrage de référence ne s'est proposé de noter, à mesure qu'ils paraissent, tant les résultats acquis en matière d'étymologie romane que les hypothèses quelquefois fructueuses auxquelles a donné lieu l'étude du vocabulaire roman. Et cependant le temps est venu, nous semble-t-il, de créer pour le savant un moyen de se mettre, le plus promptement possible, au courant de ce qui a été fait dans cet ordre de recherches; s'il s'occupe d'étymologie lui-même, il est évident qu'il lui importe de savoir tout ce qui a été dit sur le problème spécial qui, à un moment donné, concentre son attention; s'il ne s'en occupe pas, il veut pour le moins constater les résultats auxquels on a abouti.

La *Société Internationale de Dialectologie Romane* se propose d'enregistrer dans sa *Revue*, d'une façon sommaire, les résultats de toutes les recherches étymologiques qui concernent les langues romanes et qui ne sont pas d'un intérêt purement local et de tenir le registre au courant de tout ce qui se publiera à l'avenir.

C'est dans le but de faciliter cette tâche que les soussignés, s'adressant à tous les savants qui s'occupent de philologie romane, aux éditeurs et rédacteurs des revues, les prient instamment de bien vouloir contribuer au succès de cette entreprise, en envoyant, aussitôt que possible après la publication, un exemplaire de tout ouvrage d'intérêt étymologique (traités spéciaux, glossaires, mélanges), ou s'il s'agit d'articles de revue, le numéro de la revue ou un tirage à part de l'article au *Secrétaire de la Société internationale de dialectologie romane*, Richard-Wagner-Straſse 43, Halle a. S. (Allemagne).

P. Barbier fils, Leeds. R. Schädel, Halle a. S.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 8. Dezember 1908.

Herr Adolf Tobler spricht über den eigentümlichen Gebrauch neuerer französischer Schriftsteller, männliche Anrede (Abkürzungen und Koseformen) auf weibliche Personen zu übertragen: *mon chéri, petit Jean* u. a. m. Der Vortrag ist in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften vom 29. Oktober 1908 erschienen.

An den Vortrag schliefst sich eine kurze Erörterung.

Herr Mangold spricht über 'Molières *Tartuffe* und die *Compagnie du Saint Sacrement*'. Er stellt zunächst fest, dafs das von E. Rigal (*Molière*, 1908), von Baake (*Molière et les Tartuffes de son Temps*, Progr. Halle 1908) und anderen anerkannte Resultat des Buches von R. Allier, *La Cabale des Dévots* (Paris 1908): 'Der *Tartuffe* ist im wesentlichen gegen die Compagnie du Saint Sacrement gerichtet', schon in der deutschen Molière-Biographie des Jesuitenpaters W. Kreiten vom Jahre 1887 ausgesprochen ist, dem also das Verdienst dieser Entdeckung gebührt. Der Vortragende schildert sodann nach Allier die Sakramentsgesellschaft, stellt die Zeugnisse zusamman, aus welchen hervorgeht, dafs diese Gesellschaft wirklich der bei Molière mehrmals genannten 'Cabale des dévots' entspricht, und geht auf die einzelnen Beziehungen zwischen *Tartuffe* und der *Cabale* ein. Im Anschlufs an das neue Resultat werden sodann noch andere Tartuffe-Fragen einer Nachprüfung unterzogen. Der Vortragende bleibt, trotz Kreitens Widerspruch, bei seiner schon in seiner *Tartuffe-Monographie* (Berlin 1881) geäufserten Ansicht, dafs Tartuffe mehr jesuitische als jansenistische Züge zeigt, welch letztere der Heuchler nur äufserlich zur Schau trägt. Er pflichtet Rigal gegen Brunetière darin bei, dafs Molière, obwohl Freigeist, die Religion, so wie er sie verstand, nicht hat angreifen wollen, und nimmt Molière gegen Brunetière auch in bezug auf die 'Galanterie in Schutz, die Molière nicht etwa empfiehlt, sondern im Tartuffe besonders an den Pranger stellt. Zum Schlufs geht er noch auf Ludwigs XIV. und Contis Verhältnis zur *Cabale* und zum *Tartuffe* ein, sowie auf etwaige aktive und passive Anregungen zum Tartuffe und Dom Juan von diesen beiden entgegengesetzten Seiten. (Der Vortrag ist im *Archiv* CXXII, 436 ff. gedruckt.)

Zum Kassenführer an Stelle des ausscheidenden Herrn Pariselle wird Herr Kuttner gewählt.

Die Herren Oberlehrer Kefsmann und Müller haben sich zur Aufnahme gemeldet.

Der aus seinem Amte scheidende Vorsitzende Herr Mangold spricht seinen Dank aus für das Vertrauen und die treue Hilfe, die die Gesellschaft ihm stets entgegengebracht habe. Herr Penner erwidert namens der Gesellschaft mit Worten dankbarer Anerkennung.

Sitzung vom 12. Januar 1909.

Der neugewählte Vorsitzende Herr Risop übernimmt sein Amt mit Ausdrücken des Dankes an die scheidenden Herren des Vorstandes: Herrn

Hahn, Herrn Pariselle, der 16 Jahre die Kassengeschäfte mustergültig geleitet, und vor allem Herrn Mangold, den scheidenden Vorsitzenden, der sich die gröfsten Verdienste um die Gesellschaft erworben habe. Herr Mangold dankt bewegt für das Vertrauen, das er genossen, und die Anerkennung, die er gefunden habe.

Herr Förster spricht über den neuitalienischen Dichter Antonio Fogazzaro, geboren 1842 in Vicenza. In dieser kleinen venezianischen Stadt hat er auch gelebt, bis auf die Jahre 1859—1866, wo er mit seinem Vater in freiwilliger Verbannung in Turin lebte und dort die Rechte studierte. Bekannt ist er als Erzähler, weniger als Liederdichter. Als solcher steht er uns Deutschen geistig näher als seinen Landsleuten. Diesen sagt seine schlichte, rhetorisch prunklose, aber innige Art weniger zu; zu zweit eint ihn uns mehr als jenen sein tiefer Natursinn, die Allbeseelung der Natur, zu dritt sein über kirchlicher und völkischer Engherzigkeit, bei aller Glaubenswärme und Vaterlandsliebe, überlegener, freier Geist. Auch beherrscht er das Deutsche völlig und hat manches deutsche Lied übertragen und läfst auch einen seiner Romane auf deutschem Boden sich abspielen (*Il Mistero del Poeta*). Deutsch ist er endlich auch in seinen freien Versmafsen; die verbrauchten alten Formen (Sonett, Stanze, Terzine) verschmäht er, geschweige dafs er Carduccis Mifsgriff, die antiken Mafse und Strophen wieder einzuführen, nachgeahmt hätte (*Sdegno il verso che Suona e che non crea*).

Auf dem Landgute seiner Mutter im Dörfchen Oria am Luganer See verlebt er den Sommer; dort, in Valsolda, hat er seine schönsten Lieder empfunden und gedichtet, ein 'Solitär' in zwiefachem Sinne. Hervorragend ist seine Gabe, die Natur in anschaulichen, eigenartigen Bildern zu empfinden und zu zeichnen. Dazu füllt er sie mit märchenhaftem, aber freundlichem Spuk, er ruht am Busen der Natur und saugt sich daraus voll mit Kraft und Leben. Die Bilder aber als dichterisches Kunstmittel, entnommen der grofsen Vorratskammer Natur, also die Übertragungen und Vergleiche, entbehren bei ihm mitunter der rechten Anschaulichkeit; sie erzeugen, durch ihren reizvollen Klang wirkend, nur allgemeine Stimmung. Und dessen sich bewufst, verfällt er wohl auch einmal in erlösende Selbstironien. Sehr wirkungsvoll sind einige philosophisch-religiöse Märchen (*Notte di passione, Visione*). Die Töne der Liebe erinnern an Dante und Beatrice; doch bleibt es eine feinsinnliche Liebe von dieser Welt.

Eine ganz neue Bahn beschreitet er in den *Versioni della Musica*. Beim Hören von Musikstücken erblickt er, wie in einem Zauberspiegel, Bilder und Vorgänge; die Tonfolgen werden ihm zur anschaulichen Handlung, das Wort und der Vorgang folgen dem Tone, nicht, wie sonst, umgekehrt. Er hat die besten seiner Lyrika selbst in den *Poesie scelte* herausgegeben. Diese sind jetzt von Otto Händler, dem wir schon die Carducci-Übersetzung verdanken (vgl. *Archiv* 1908 Sitzungsberichte), übersetzt worden (München u. Leipzig, Georg Müller, 1909). Die Übersetzung ist eine wohlgelungene Nachbildung, die der Dichter selbst mit überwacht und gefördert hat. Dafs sie nicht in jeder Einzelheit wortgetreu ist, bedarf nicht der Erwähnung und Entschuldigung; dafür gewinnen wir aber eine flüssige, geschmackvolle deutsche Form.

Der Vortragende verbreitete sich auch über das Bedenkliche der dichterischen Überzeugung, die mit Uberzeugung wenig zu tun habe, sodann über des Dichters Verhältnis zu Heinrich Heine, für dessen Geistesgenossen sich jener in falscher Beurteilung hält; Fogazzaro leidet sicherlich nicht an der 'Heiniasis'. Zum Schlufs trug er einige Proben aus der Sammlung vor.

Herr Spies sprach über *Reiseeindrücke aus England und Irland 1907* und *1908* und schilderte zunächst seine Reise vom Sommer 1907: Berlin — Paris — St-Malo — Channel Islands — Weymouth — Bristol — Chester — Llandudno — Holyhead — Dublin — Cork — Bantry — Glengariff — Killar-

ney — Dublin — Isle of Man — Liverpool — London, unter Vorzeigung einer gröſseren Anzahl von Bildern und Drucksachen.

Die Herren Keſsmann und Fritz Müller werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 2. Februar 1909.

Herr Kuttner sprach zum *Konjunktiv.* Er betonte zunächst die Notwendigkeit der grammatischen Behandlung auch dieses Kapitels in der Schule auf Grund des reichen Anschauungsstoffes, der sich in irgendeinem guten französischen Lehrbuche findet (z. B. auf 184 Seiten Prosatext des *Französischen Lesebuchs* von Klincksieck: 248 Konjunktivfälle aller Art). Dann wies er auf die Unzulänglichkeit der Behandlung dieses Modus in der Schulgrammatik hin und zeigte, daſs z. B. der erste charakteristische Konjunktiv, der sich gleich auf der zweiten Seite eines viel gebrauchten Lesebuchs findet, in der Grammatik desselben Verfassers gar keine Stelle erhalten hat.

Dies legte der Vortragende nicht der mangelnden Umsicht des Verfassers zur Last, sondern begründete es mit der üblichen Methode, die einzelnen Kapitel der Grammatik aus Regeln zusammenzustellen, die Einzelfälle behandeln, anstatt für die hauptsächlichen Sprachtatsachen eine psychologische Basis zu finden, auf der die Gesamtheit der Einzelerscheinungen ruht.

Um diese psychologische Basis für die Anwendung des Konjunktivs aufzudecken, prüfte er zunächst die üblichen Definitionen in den wissenschaftlichen Grammatiken und den bedeutendsten praktischen Lehrbüchern, die sich schlieſslich mit einer unzureichenden Gesamtdefinition, etwa als 'Modus der Vorstellung', begnügen oder statt der einheitlichen Definition die Sonderfälle seiner Verwendung angeben.

Auf diesem Wege war die Psyche der Form, die im Lateinischen schon und daher begreiflicherweise im Romanischen kraft einer Grundfunktion, wie man doch annehmen muſs, andere Modalformen abzulösen berufen war, nicht zu finden.

Der Vortragende kam nun, gestützt auf die Ergebnisse der Sprachvergleichung, namentlich der Delbrückschen Studien, und der psychologischen Sprachbetrachtung, wie sie in den *Vermischten Beiträgen* Toblers vorliegen, zu dieser Definition:

'Der Indikativ dient zur sprachlichen Darstellung des tatsächlichen oder als verwirklicht gedachten Seins oder Geschehens. Der Konjunktiv fordert zur Verwirklichung des Seins oder Geschehens heraus. Diese Herausforderung kann von dem redenden Subjekte ausgehen oder dem Urheber des im Nebensatz überlieferten Inhalts, zu dem das redende Subjekt Stellung nimmt, beigelegt werden.'

Der Vortragende versucht dann zu zeigen, wie diese einheitliche Funktion der 'Herausforderung' auf sämtliche in den *Vermischten Beiträgen* behandelten schwierigsten Einzelfälle paſst, und gab zum Schluſs einen Hinweis, wie diese abstrakte Erkenntnis auch praktisch in elementarer Weise für den Schulunterricht nutzbar gemacht werden kann: man verwandelt einfach den Nebensatz in einen Hauptsatz; soll kein tatsächliches Sein oder Geschehen übermittelt werden, so steht der Konjunktiv.

Wo sich anfangs Schwierigkeiten ergeben (z. B. bei den Verben des Affekts, den Konzessivsätzen u. ä.), ist nur die Abweichung französischen und deutschen Denkens zu zeigen; denn eine groſse Zahl von Regeln sind auf das falsche Prinzip gegründet, daſs z. B. als identisch angesehen werden: 'Ich wartete, bis er kam' und 'J'attendis qu'il vînt'.

Würde man in jedem Falle von der fremden Form ausgehen und immer nur betonen: 'Wir pflegen statt dessen gewöhnlich so und so zu sagen', so würden die Grammatiken von einem bedeutenden Ballast von

Regeln und Ausnahmen befreit und die Erkenntnis der fremden Sprachform gefördert werden.

In der sich anschliefsenden Erörterung hebt Herr Lücking hervor, dafs er in seinem Lehrbuch keine Erklärung des Konjunktivs gegeben habe, weil es keine gebe. Ihm sei zweifelhaft, ob alles auf eine Grundform zurückzuführen sei; Herr Risop berührt einen besonderen Fall, in dem heute nach *quoique* leicht der Indikativ eintritt; Herr Gade und Herr Engwer deuten auf das vielfache Schwanken des Sprachgebrauchs hin; Herr August Müller erwähnt die *Französische Grammatik* von Weizenböck, die Herrn Kuttners Gedanken zum Ausdruck bringe. Herr Werner meint, es werde sehr schwierig sein, Obertertianern die feinen Unterscheidungen beizubringen.

Direktor Prof. Dr. Dammholz-Charlottenburg tritt wieder der Gesellschaft als Mitglied bei.

Sitzung vom 16. Februar 1909.

Herr Wolff spricht über *Shakespeare und die 'Commedia dell'arte'*. Der Vortragende geht davon aus, dafs für einen Vergleich mit Shakespeare nur die aus dem 16. Jahrhundert stammenden Szenerien der *Commedia dell'arte* in Betracht kommen, also die Sammlungen Flaminio Scalas, Andreinis und die spätere von Bartoli. Diese Überreste sind dürftig. Die *Commedia dell'arte* war in England wohl bekannt. Whitstone, Kyd, Ben Jonson, Heywood und Shakespeare erwähnen sie. Italienische Schauspieler kamen nach England, doch Shakespeare kann solche in seiner Heimat erst 1610 gesehen haben, es mufs also damit gerechnet werden, dafs er sie aufserhalb Englands sah, vielleicht in Paris, da der Vortragende an die italienische Reise des Dichters nicht glaubt. Die *Commedia dell'arte* umfafste alle Gebiete, Komödie und Tragödie, sie nahm alle Stoffe und Motive der Renaissance in sich auf, die sie umgestaltete und weiterbildete. Vortragender beweist das an der Entwicklung der *Romeo*-Sage. Zwischen der aufgeschriebenen und improvisierten Komödie besteht kein Gegensatz, sondern beide gehen ineinander über und werden von denselben Truppen gepflegt. Der Vortragende geht dann die einzelnen Lustspiele Shakespeares sowie die ersten Tragödien *Titus Andronicus, Romeo* und *Hamlet* durch, wobei er auf mehr oder weniger bedeutsame Übereinstimmungen mit der *Commedia dell'arte* hinweist; er führt ferner mehrere Szenerien an, die den *Beiden Veronesern,* den *Lustigen Weibern* und dem *Wintermärchen* entsprechen und diesem Stück weit ähnlicher sind als die bisher bekannte Quelle. Er gelangt zu dem Schlufs, dafs Shakespeare seinen komischen Stil an den Italienern gebildet haben mufs und von ihnen, wenigstens soweit er nicht aus Englisch geschriebenen Schriften schöpfte, direkt entlehnt haben kann.

Herr Conrad findet die Übereinstimmung zwischen Shakespeare und der *Commedia dell'arte* in vielen Fällen ganz auffällig; die berühmte Szene im *Wintermärchen,* wo Hermione als Marmorstatue wiedererscheint, hat sonst keine Quelle. Herr Lücking fragt an, ob die Frage nach Shakespeares Kenntnis der italienischen Sprache durch den Vergleich entschieden werden könne. Herr Wolff hält es für wahrscheinlich, dafs Shakespeare Italienisch gekonnt habe; ein zwingender Beweis lasse sich freilich nicht führen. Wenigstens hat er sicher Italienisch lesen können. Herr Conrad meint, es scheine ihm sicher, dafs Shakespeare Petrarca gelesen habe, denn die Parallelen in seinen und Petrarcas Sonetten seien häufig und schlagend und nicht bei anderen Sonettendichtern zu finden. Herr Mangold fragt, ob das *Scenarium* der italienischen Truppe in Frankreich schon gedruckt sei. Herr Driesen erwidert, seines Wissens sei das nicht der Fall. Es habe zum guten Ton gehört, Italienisch zu können; Thomas Nash, der doch sicher Shakespeare gekannt hat, spricht in einer seiner Schriften von

einem berühmten italienischen Komiker als einer selbstverständlichen Sache, so dafs man daraus den indirekten Schlufs ziehen kann, der Name wäre allgemein bekannt. Er fragt schliefslich noch, ob die Möglichkeit vorhanden sei, dafs die Italiener Shakespeare benutzt haben. Herr Wolff meint, die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, doch sei das nicht wahrscheinlich, da seines Wissens die Italiener nicht vor 1610 in London gewesen sind.

Herr Lücking erörterte den gegenwärtigen Gebrauch von *faire faire quelque chose à quelqu'un* u. d. ä. Es ist zunächst zu unterscheiden, ob der transitve Infinitiv auch ein entfernteres Objekt regiert oder nicht. A. Ist ein solches vorhanden, so ist das Subjektiv (d. h. das logische Subjekt) des Infinitivs stets näheres Objekt von *voir, entendre, laisser;* bei *faire* schwankt der Gebrauch: neben *lui* findet sich *la.* — B. Regiert der transitive Infinitiv kein entfernteres Objekt, so ist zu unterscheiden, ob das nähere Objekt des Infinitivs als betontes folgt (I) oder als tonloses (Personalpronomen) vorangeht (II) oder als Interrogativum oder Relativum den Satz beginnt (III). — I. Das nähere Objekt des Infinitivs folgt nach. 1. Ist das Subjektiv ein betontes, so sagt man regelmäfsig *voir, entendre, laisser quelqu'un faire quelque chose,* jedoch a) nur noch sehr selten *voir, laisser faire quelque chose à quelqu'un,* wohl aber noch b) *entendre dire* u. ä. *à quelqu'un* mit Objektssatz sowie *laisser voir, croire* u. ä. *à quelqu'un* mit Objektssatz und *laisser faire à quelqu'un (tout) ce qui* ... Hingegen sagt man stets entweder a) *faire quelque chose à quelqu'un* oder b) *faire faire à quelqu'un quelque chose* oder auch c) *A quelqu'un ... faire faire quelque chose* oder sogar d) *Il faut à quelqu'un faire faire quelque chose;* denn *faire quelqu'un faire faire quelque chose* ist nicht gestattet. — 2. Das Subjektiv ist ein tonloses Personalpronomen. Man sagt regelmäfsig *le, la, les voir* oder *entendre faire quelque chose,* jedoch auch noch *lui entendre dire que* ... und noch *lui voir faire quel'que chose,* wenn für *le* ein Hemmnis vorliegt, z. B. nach vokalisch auslautenden Präpositionen, wie *de, à, après.* Bei *laisser* schwankt der Gebrauch. Bei *faire* ist *lui, leur* die Regel, doch findet sich *le, la, les* in drei Fällen: α) neben *lui, leur,* wenn das Objekt des Infinitivs ein Infinitiv mit *de* ist, β) wenn es ein Infinitiv mit *à* ist, γ) wenn es ein dem Infinitiv stammverwandtes Abstraktum ist (*le faire mourir une lente mort*). — 3. Das Subjektiv steht als Interrogativum oder als Relativum am Anfang eines Satzes: bei *voir* als Relativum *que,* bei *faire* als Interrogativum oder als Relativum *à qui* (bzw. *auquel*).

Die Gesellschaft beschliefst, einen Vertreter zum Congrès International nach Paris zu entsenden.

Sitzung vom 2. März 1909.

Herr Lücking trägt zu seinem Vortrage vom 16. Februar nach, dafs Zola (*Vérité*) *il lui avait vu donner tant de preuves* ... sage, um das bei schnellem Sprechen und der schwankenden Aussprache des *il* vor Konsonanten undeutliche *il l'avait vu donner* zu vermeiden, und dafs sich ebendort auch *la vérité, dont l'aiguillon la faisait questionner son père* fände, und erörtert dann II. den Fall, dafs das nähere Objekt des Infinitivs ein tonloses Personalpronomen ist. 1. Ist das Subjektiv des Infinitivs betont, so ist zu unterscheiden, ob das Objekt *le, la, les* a) einen Sachnamen vertritt (bzw. *le* Neutrum ist), oder ob es b) einen Personennamen vertritt. Im ersteren Falle ist das Subjektiv entfernteres, bei *voir* und *entendre* jedoch auch näheres Objekt; im letzteren Falle ist es näheres Objekt. 2. Ist das Subjektiv des Infinitivs ebenfalls ein tonloses Personalpronomen, so ist es im Falle a) fast durchweg entfernteres Objekt (so dafs Kombination mit *le, la, les* stattfindet), im Falle b) jedoch ist es bei *voir* und *entendre* näheres Objekt (so dafs keine Kombination mit *le, la,*

les möglich ist), während bei *laisser* der Gebrauch schwankt und bei *faire* das entferntere Objekt (mit Kombination von *le, la, les*) noch vorherrscht. 3. Ein Interrogativum oder Relativum als Subjektiv findet sich meist so, daſs das Personalpronomen als Objekt des Infinitivs das direkte Reflexivum (*se*) ist, und ist dann näheres Objekt; seltener finden sich Fälle wie *Bedmar, à qui ses agents secrets l'avaient fait connaître* (sc. Renault). — III. Steht das nähere Objekt des Infinitivs an der Spitze des Satzes, so ist das Subjektiv, mag es betont oder tonlos sein, in der Regel entfernteres Objekt, bei *entendre* (und mithin bei *voir*) jedoch auch näheres Objekt. — Die verwickelten Einzelheiten der Konstruktion erklären sich daraus, daſs sie mitten in einem Übergange sich befindet, und zwar in der Richtung, daſs der Gebrauch des Subjektivs in der Form des entfernteren Objekts allmählich abbröckelt, und zwar am stärksten bei den Verben der Wahrnehmung *voir* und *entendre*, die ihren Sinnverwandten folgen, jenes *regarder*, dieses *écouter* und beide *sentir*, während *laisser* noch stark von dem bedeutungsverwandten *faire* beeinfluſst wird, welches insofern starr an der älteren Konstruktion festhält, als *faire quelqu'un faire quelque chose* überhaupt nicht gestattet ist. Ein *lui faire f. qc.* dient noch als Muster, wenn Zola neben *une pièce terrible que des raisons graves l'empêchaient de produire au grand jour* sagt: *la pièce ... que le secret confessionnel lui empêchait de désigner d'une manière précise*, wo nach *l l'empêchait* um der Deutlichkeit willen vermieden wird.

Herr Risop bemerkt, daſs er die Fügung *donnez-moi-le* wiederholt in volkstümlicher, gelegentlich auch in höherer Rede angetroffen habe. Daſs die von der Grammatik gelehrte Umordnung *donnez-le-moi* im Sprachgefühl der Massen noch lebendig ist, zeige die aus dem Kontakt beider Typen hervorgegangene Kreuzung *donnez-moi-le-moi*, wie sie in französischen Mundarten zuweilen begegne. Die Verbindung *il lui empêcha de faire qch.* könne auch dem Vorbilde von *il lui défendit de faire qch.* zu danken sein.

Herr Pariselle sprach im Anschluſs an die 1906 erschienene Neuausgabe des Reisetagebuches über *Montaignes Reise in Deutschland im Jahre 1580.* Der Vortrag ist gedruckt in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung* Nr. 9 vom 28. Februar 1909.

Herr Hamilton, Lektor des Englischen in Berlin, hat sich zum Eintritt gemeldet.

Sitzung vom 16. März 1909.

Herr Ludwig spricht *Von literarischen Edelsteinen.* Die literarische Verwendung der Edelsteine ist sehr alt, aber erst im 19. Jahrhundert scheinen sie um ihrer selbst willen und ohne daſs ihnen magische Eigenschaften beigelegt würden, in den Mittelpunkt der Dichtungen gestellt worden zu sein. Zuerst anscheinend von E. T. A. Hoffmann (im *Fräulein von Scudéry*); doch handelt es sich bei ihm noch nicht um den einzelnen Edelstein und auſserdem auch mehr um die Tragödie des Künstlers, der sein Bestes irgendeinem Besteller hingeben muſs. Der eigentliche Gestalter des Motivs scheint Hebbel zu sein (*Der Diamant*); ungefähr gleichzeitig entstand in England Thackerays *Great Hoggarty Diamond.* Hebbel blieb ohne Nachfolger; an Thackeray dagegen lassen sich, wenn auch nicht unmittelbar, eine ganze Reihe englischer Bearbeitungen des Motivs anknüpfen; von diesen sind die hervorragendsten *The Moonstone* von Collins und *The Raja's Diamond* von Stevenson, der selbst wieder reichliche Nachahmung fand. In Frankreich und Deutschland scheint das Motiv weniger Freunde gefunden zu haben, doch hat sich immerhin an Vernes *Etoile du Sud* eine neue Entwicklung — das Problem des Diamantenmachers, dessen Gestalter H. G. Wells ist — geknüpft, und in Deutschland scheinen unsere jüngsten Dichter unter Oskar Wildes Einfluſs wieder Lust zu haben, von den mystischen und magischen Eigenschaften der Edelsteine zu fabulieren.

Auf ähnliche Motive machen aufmerksam Herr Wolff bei Brentano (*Märchen vom Gockeleia*), Herr Tiktin bei Rider Haggard (*King Salomon's Mines, Montezuma's Daughter*), Herr Förster bei Balzac (*Recherche de l'Absolu*), Herr Adolf Müller bei Scott (*Anne of Geierstein*).

Herr Conrad sprach über das *Leben am Hofe Jakobs I.*, wie es sich nach den Berichten von Augenzeugen darstellt. Er begann mit der Darstellung des Festes, welches der König zur Feier des am 19. August 1604 (a. St.) und Spanien abgeschlossenen Friedens dem spanischen Unterhändler Juan Fernandez de Velasco gab. Dieses Fest wurde in einer noch in demselben Jahre in Antwerpen erschienenen spanischen Broschüre geschildert und ist von Rye (*England as seen by Foreigners*, 1865) ins Englische übersetzt. In Anschluſs an die altenglische Sitte, daſs an einem Gastmahl des Königs immer nur wenige der höchsten Würdenträger teilnahmen, die anderen, durch Schranken von der königlichen Tafel geschieden, nur als Zuschauer zugegen waren, schildert der Vortragende die Bühneneinrichtung, wie sie für die Gastmahlszene im *Macbeth* getroffen werden sollte. Ein anderes Bild von dem Hofleben unter Jakob findet sich in der Beschreibung einer Reise des jungen Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar (1613/14), welche, von Neumayr von Ramssla verfaſst, 1620 in Leipzig erschien. Es schildert Jakob als Wunderdoktor in der Zeremonie des Auflegens der Hände zur Heilung von Skrofeln und in seinen Speisesitten: der König speist sehr reichlich, allein an einem Tisch, während die höchsten Hofchargen ihn umstehen; ein Bischof hält das Tischgebet, und im Verlauf des Mahles disputiert er mit diesem oder einem besonders zu diesem Zweck geladenen Gelehrten über theologische oder philologische Fragen. — Der Vortragende verbreitet sich dann über den in zeitgenössischen Sittenschilderungen beklagten Luxus der begüterten und adligen Kreise und besonders der Hofhaltung; betont aber daneben die Bedeutung des hochgebildeten Königs für die Blüte der Literatur und speziell des Dramas. Er schlieſst mit einem Bilde der äuſseren und inneren Persönlichkeit Jakobs, wie es Correr, der venezianische Gesandte am englischen Hofe (1608—11), gegeben hat, welches eine Reihe von Ähnlichlichkeiten mit Shakespeares Herzog in *Maſs für Maſs* aufweist, speziell die Abneigung vor den Regierungsgeschäften und der äuſserlichen Repräsentation.

Herr Münch macht auf einige Züge in der schriftstellerischen Wirksamkeit König Jakobs und in der Persönlichkeit seines vorzeitig gestorbenen ältesten Sohnes aufmerksam.

Herr Hamilton wird in die Gesellschaft aufgenommen; Herr Oberlehrer Dr. Laue (Charlottenburg) hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 30. März 1909.

Herr Risop verbreitet sich über die Anfänge des Unterrichts in den romanischen Sprachen an der Universität Berlin bis zu den von dem Ministerium Altenstein eingeleiteten Reformen. Der Vortrag wird nebst seinen Fortsetzungen in Vollmöllers *Romanischem Jahresbericht* Bd. X erscheinen.

Herr Ebeling spricht über die Etymologie und syntaktische Erklärung von frz. *que* nach dem Komparativ. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Der Vorsitzende macht Mitteilung davon, daſs Herr Penner infolge eines schweren Familienverlustes sein Amt als erster Schriftführer niedergelegt hat.

Herr Dr. Laue wird in die Gesellschaft aufgenommen. Herr Smith, M. A., Lehrer des Englischen, hat sich zum Eintritt gemeldet.

Herr Förster wird zum Delegierten für den Congrès International in Paris gewählt.

Sitzung vom 27. April 1909.

Herr Ebeling beendet seinen Vortrag über frz. *que* nach dem Komparativ. An der Diskussion beteiligen sich Herr Lücking, der einiges zum gelegentlichen Wegbleiben des *ne* nach positivem Komparativ beibringt, und Herr Kolsen, der zu einem altslawischen Beispiel des Vortragenden eine Parallele aus der modernen russischen Sprache beibringt.

Herr Förster erstattete Bericht über die Internationale Tagung, veranstaltet von der 'Société des Professeurs de langues vivantes' in Paris (14.—17. April), an der er als amtlicher Vertreter der Berliner Gesellschaft teilgenommen hat. Die reiche Tagesordnung wurde in sechs zwei- bis dreistündigen Sitzungen bewältigt. Eine Fülle von eingereichten Einzelschriften, Anträgen und Wünschen wurde von je einem Gesamtberichterstatter erledigt; ihre genaue Mitteilung bleibt dem zu druckenden Berichte der Tagung vorbehalten. Beschlüsse wurden nicht viele gefaſst, meist zugunsten des fremdsprachlichen Unterrichts in den französischen Schulen; der Hauptwert der Verhandlungen lag in der anregenden Aussprache. Diese ergab nur geringe grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten, die überdies durch die geschickte, sachliche Art, mit der die Vorsitzenden ihres Amtes walteten, ausgeglichen wurden. Die Verhandlungen wurden in französischer Sprache geführt; doch kamen auch Deutsch, Englisch und am letzten Tage Spanisch zu ihrem Rechte. Eine reiche buchhändlerische Ausstellung ergänzte die Verhandlungen; beide zeigten, mit welchem Eifer und welchem Gelingen die französischen Schulen die Lehre fremder Sprachen, besonders des Deutschen, treiben. Die Verhandlungen umfaſsten drei Hauptteile: 1) Die Vorbildung der Lehrer, und zwar a) die philologische: Wieweit hat der Lehrer Sprachwissenschaft zu treiben? b) die literarische und philosophische; c) die berufliche, bei der auch die Frage der Kenntnis der Phonetik erörtert wurde; 2) den Unterrichtsgang und die Methode; 3) den Unterricht auſserhalb der Schule und nach der Schule, wobei insbesondere auch der Briefwechsel zwischen Schülern verschiedener Völker und die Frage der Assistenten zur Sprache kam. Der Besuch war sehr stark (5—600), auch von Frauen; der Verlauf und das Ergebnis wohlgelungen und befriedigend. In der Schluſssitzung unter dem Vorsitz des Herrn Gautier, des Directeur de l'enseignement secondaire, als Vertreters des Unterrichtsministers, wurde der Ertrag der ganzen Tagung in drei Schluſsreden festgestellt; ihnen folgten die amtlichen Grüſse der vertretenen Länder und Gesellschaften, darunter unserer Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. — An Festlichkeiten wurden geboten ein Empfang in den schönen Räumen der Sorbonne, eine Aufführung von 'Beethoven' mit Musik aus Beethoven im Odeon-Theater, eine Fahrt nach Chantilly und Besuch des Schlosses und seiner Sammlungen, endlich am Schlusse ein Bankett mit einer Flut von Tischreden am Schluſs des Mahles. — Der nächste Kongreſs 1910 soll in Zürich abgehalten werden. — Redner gedenkt, nach Erscheinen des Berichts der Verhandlungen des Kongresses und der für ihn eingereichten Abhandlungen usw. auf ihn zurückzukommen, desgleichen auf die französischen Schulbücher für den fremdsprachlichen Unterricht. Auſser *Bädeker* erwies sich *Land und Leute in Frankreich* aus dem Verlage Langenscheidt als wohl brauchbar.

Zum ersten Schriftführer der Gesellschaft wird Herr Ludwig, zum zweiten Herr Karl Schmidt gewählt.

Zur Aufnahme hat sich Herr Villemain gemeldet.

Sitzung vom 11. Mai 1909.

Herr Strohmeyer spricht über *Genauigkeit des Neufranzösischen in der Behandlung des Attributes.* Infolge des Mangels an Flexions- und Wortbildungsmitteln ist das Neufranzösische, im Gegensatz zum Deut-

schen, zu einer besonderen Genauigkeit in der Ausdrucksweise gezwungen. Wieweit dieses Streben nach Genauigkeit sich in der Behandlung des Attributes zeige, will der Vortragende an einzelnen Beispielen nachweisen. 1) Bei der Beziehung eines Attributes auf einen zusammengesetzten Begriff ist das Französische oft genauer als das Deutsche. Einem französischen *des boutons de métal jaune* (ohne *s*!) entspricht ein deutsches 'gelbe Metallknöpfe' usw. Unter Umständen sind, je nach der Auffassung, beide Arten der Beziehung berechtigt, wie in *l'acte de sa naissance* neben *son acte de naissance.* 2) In Ausdrücken wie *faire mention expresse de qch.* 'einer Sache besonders Erwähnung tun', *suivre la seule raison* 'nur der Vernunft folgen' u. a. entspricht, in logischerer Auffassung, ein französisches Attribut einer deutschen adverbialen Bestimmung, die in der Tat mit dem betreffenden Substantiv einen Begriff bildet ('Wem folgt man? — Nur der Vernunft' usw.). Einem deutschen Prädikatsnomen entspricht ein französisches Attribut in der Stelle: *les derniers cris de ces infortunés furent ceux de: «Vive la République»* ('die letzten Rufe dieser Unglücklichen waren: Es lebe die Republik'); auch hier handelt, wie ausführlich gezeigt wird, das Französische logischer. 3) In Beispielen wie *la grandeur du danger ne le découragea pas* ('die große Gefahr entmutigte ihn nicht') ist das Verhältnis von Attribut und Beziehungswort in beiden Sprachen ein umgekehrtes. Die französische Ausdrucksweise bringt wiederum den beabsichtigten Sinn zutreffender zum Ausdruck. 4) In Beispielen wie *des questions d'histoire et de philologie* 'historische und philologische Fragen' haben wir es im Deutschen mit einem adjektivischen Attribut zu tun, das eigentlich nicht als solches aufzufassen ist (die Fragen 'sind' nicht historisch usw.). Hierher gehören die bekannten Fälle eines Substantivs mit einem Adjektiv der Nationalität etc. *Les alliés de la France* 'die französischen Verbündeten', *une leçon de français* 'eine französische Stunde' usw. Ein Beispiel, in dem ein deutsches Possessivadjektiv einer wirklichen Auffassung Schwierigkeiten macht und daher französisch ersetzt wird, ist *Nous vîmes disparaître le vaisseau avec les malheureuses victimes qu'il contenait* 'mit seinen unglücklichen Opfern'. 5) Häufig haben im Deutschen zwei Attribute, die dem Sinne nach koordiniert aufzufassen sind, eine Form, in der sie, fälschlicherweise, subordiniert erscheinen. Der Franzose vermeidet solche Verbindungen. Beispiel: *La cocarde bleue et rouge de la milice bourgeoise de Paris, à laquelle La Fayette ajouta la couleur blanche qui était celle du roi, devint la cocarde tricolore* ('zu der La Fayette die weiße Farbe des Königs fügte'). So erklären sich auch die Fälle, in denen die deutsche Verbindung eines Possessivadjektivs mit einem zweiten Attribut substantivischer oder infinitiver Form französisch vermieden wird. 'Sein Schmerz über den Tod dieses Mannes' *La douleur que lui causait la mort de cet homme.* In *son amour de l'étude,* das daneben besteht, haben wir es tatsächlich mit zwei subordinierten Attributen zu tun. An der genannten Erscheinung ist das Possessiv an sich unschuldig. Tritt dafür ein Substantiv ein, so bleibt sie dieselbe (*La défense que Colbert fit de saisir les lits* 'Colberts Verbot, die Betten zu beschlagnahmen'). Ähnliches ist auch in anderen Verbindungen zu belegen. 'Aus dieser schrecklichsten Verwirrung' (Goethe) ist französisch entweder *de cette confusion* oder *de la plus épouvantable confusion.* — Unter Umständen hilft ein hinzugefügtes *celui-là* französisch zur sauberen Scheidung der Attribute (*... une troisième expédition suédoise, celle-là commandée par le Dr. Nordenskjöld* 'eine dritte Expedition, geführt von ...'). Umgekehrt hat das Französische fälschlicherweise die Form der Subordination in *nous autres Français* (deutsch: 'wir Franzosen' oder 'wir anderen'). — Anhangsweise wird auf Verbindungen aufmerksam gemacht wie *Ce ne fut qu'une faiblesse, et qui ne dura pas plus que l'autre.* Hier ist der Relativsatz nicht Attribut zu *faiblesse,* sondern *faiblesse* koordiniert und mit diesem Begriff zusammen Attribut zu einem zu ergänzenden Wort wie 'Regung'.

Herr Krüger spricht über *Einklemmung und Mischfügung* im Englischen. Jede Sprache hat Neigungen; sie festzustellen, ist Sache des Syntaktikers, da er nur so das der einzelnen Eigentümliche erkennt. Zwei solche der englischen behandelte der Vortragende. Die eine ist die von ihm Einklemmung benannte, worunter er die Einschaltung eines Satzteils zwischen zwei an sich eng verbundene andere versteht. Er führte zunächst die sprachlichen Tatsachen an und suchte dann die Ausdehnung dieser sprachlichen Erscheinung im Englischen, besonders im Vergleich zum Deutschen und Französischen, festzustellen. So ordnet er zu einer Gruppe den recht unzulänglich so genannten *Split infinitive — to boldly say* —, die Zwischenschiebung eines präpositionalen Ausdrucks zwischen einen mit *of* gebildeten und seinen regierenden Ausdruck — *the death in Brighton of Mr. Maxwell* —, die Stellung des mittelbaren Objekts zwischen Zeitwort und unmittelbarem Objekt — *We grant our neighbours this right* —, welche in allen Grammatiken ganz besonders unzulänglich behandelt ist. Zu einer zweiten Gruppe vereint er die von ihm so genannten Mischfügungen, als welche er den gewöhnlichen Akkusativ mit Infinitiv, dann *for* mit Akkusativ und Infinitiv und die bisher ganz unbenannt gebliebene gerundiale Partizipialfügung nachweist, alles dreies Erscheinungen, die weder in ihrer Entstehung noch Verwendung in den vorhandenen englischen und deutschen Grammatiken des Englischen befriedigend erörtert worden sind.

Herr Vilmain wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr A. Gornay, Professor an der Landesschule in Mitau, Kurland, hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 14. September 1909.

Der Vorsitzende gedenkt der verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft, des Ehrenmitgliedes Herrn K. Sachs, dessen Persönlichkeit und Wirken Gegenstand einer besonderen Würdigung in einer späteren Sitzung sein werden, und des Herrn Hosch, dem er sofort einen ehrenden Nachruf widmet. Zu Ehren ihres Gedächtnisses erheben sich die Mitglieder von den Sitzen.

Herr Lewent spricht über *Raimbaut de Vaqueiras und der Kaiser von Konstantinopel.* Es handelt sich um ein Kreuzlied des genannten Trobadors, das von Crescini ediert und auf Kaiser Balduin gedeutet worden ist, während Zenker in dem Kaiser den jungen Alexius IV. hat sehen wollen. Der Vortragende legt zuerst den Text des Liedes vor, übersetzt es und stellt die auf den vierten Kreuzzug bezüglichen Tatsachen zusammen, soweit sie zum Verständnis des Gedichtes notwendig sind. Sodann wird der Nachweis versucht, dafs Balduin und nicht Alexius der im Liede genannte Kaiser sein mufs. Die Stimmung des Dichters und die Trobadorpsyche im allgemeinen erklären zur Genüge die Worte des Tadels, die der Dichter in etwas übertriebener Weise an den Kaiser richtet. Anderseits ist es schwer möglich, diese Vorwürfe mit der Person des Alexius in Einklang zu bringen. Da nun aber weder Zenker noch Crescini ohne Konjektur bei der Interpretation des Gedichtes auskommen können, so werden beide Besserungsvorschläge einer Untersuchung unterzogen, welche ergibt, dafs nur diejenige Crescinis einen befriedigenden Sinn ergibt. Auch die Prüfung der wenigen im Liede erwähnten Tatsachen zeigt, dafs die Deutung, die Crescini ursprünglich dem Gedichte gegeben hat, die einzig richtige sein kann. (Der Vortrag ist *Archiv* CXXIII, 319 ff. abgedruckt.)

Herr Risop bespricht die in weiten Gebieten Frankreichs übliche, durch Anfügung eines tonlosen *e* bewirkte Bildung weiblicher Zwitterformen zu Familiennamen männlicher Struktur, die dann in ihrer neuen Gestalt nicht nur zur Benennung der Ehefrau, sondern hier und da auch der ältesten Tochter zu dienen haben. Das insbesondere in Südfrankreich

anzutreffende Verfahren, auch den ältesten Sohn mit dem um ein Deminutivsuffix vermehrten Namen des Vaters zu benennen, wird mit ähnlichen Gepflogenheiten der heutigen Zeit verglichen und dabei auf gewisse analoge Erscheinungen in der alten Sprache hingewiesen. Es wird versucht, diese Art von Bevorzugung des ältesten Kindes aus dessen sozialer Stellung und den überlieferten Rechtsverhältnissen zu erklären. Der Vortragende zeigt dann, zu der linguistischen Seite der Frage übergehend, daſs bei Gattungsnamen die Herleitung weiblicher Nebenformen vermittelst der schlichten Anhängung eines tonlosen *e* in historischer Zeit und in den Mundarten häufiger sei, als die heutige Schriftsprache vermuten lasse.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft haben sich gemeldet die Herren Oberlehrer Dr. Beyer (Charlottenburg) und Friedländer (Berlin).

Sitzung vom 12. Oktober 1909.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode eines langjährigen Mitgliedes der Gesellschaft, des Herrn R. Werner, und widmet dem um die Gesellschaft sehr verdienten Verstorbenen einen ehrenden Nachruf. Die Mitglieder erheben sich zu seinen Ehren von den Sitzen.

Herr Born sprach über *Nachträge zu A. H. Murray, A New English Dictionary on Historical Principles* (Verben). Nach kurzer Übersicht über die Entstehung des Werkes und Erwähnung einiger Kritiken werden die beiden anderen groſsen lexikalischen Erscheinungen auf englischem Gebiet, *The Century Dictionary* und *The Encyclopaedic Dictionary*, berührt, letzteres in seiner Entstehung geschildert. Dann werden drei allgemeine Punkte, die im Murray eingehendere Berücksichtigung hätten erfahren können, besprochen: 1) *to think a man rich, to shoot one dead*, unter Hinweis auf die Sammlung von Ellinger in den Bausteinen, *Zeitschrift für neuenglische Wortforschung*. 2) Verben, die einleitend oder eingeschoben direkte Rede einführen. 3) Der Typus: *he paved the court* und *precious stones paved the floor*. Sodann werden eine Anzahl Verben vorgeführt, deren Bedeutungen oder Konstruktionen um hundert oder mehrere hundert Jahre später oder früher anzutreffen sind, als Murray angibt. Daran schlieſst sich eine kurze Aufzählung von Verben, die Eigenheiten aufweisen, die nicht im Murray verzeichnet sind. — Herr Ludwig macht auf ähnliche Entwicklung der Verben mit direkter Rede im Deutschen aufmerksam. Herr Tanger bezweifelt den Wert der unter 3) gemachten Unterscheidung *he paved the court* usw. für das Lexikon.

Herr Risop handelt von einigen besonders in jüngster Zeit auftauchenden, bisher meist nicht belegten Fällen, in denen neben einem männlichen, auf tonloses *e* auslautenden Appellativum unter Wahrung der männlichen Wortgestalt eine weibliche Zwitterform dadurch zustande kommt, daſs darauf bezogene flexible Satzteile weibliche Flexion aufweisen (*la disciple* usw.). Dabei wird betont, daſs im Altfranzösischen ganz vereinzelt auftretendes *une diable* für die Neuzeit nicht zuzugeben sei, auch nicht in Fügungen wie *une* (*cette, ma*) *diable de femme*, in denen der das Bewuſstsein beherrschende Begriff *femme* bestimmend auf die Gestalt des zu *diable* gehörigen Artikels oder Pronomens eingewirkt hat. Der Vortragende beleuchtet den hier sinnfällig gewordenen Akt von Sprachschöpfung näher und erörtert eine Reihe wesensgleicher, aber äuſserlich abweichend gefügter Formen des Ausdrucks, wie sie ihm im Italienischen, Provenzalischen und Altfranzösischen begegnet sind. Zu denjenigen Wortpaaren übergehend, deren Komponenten infolge Verstummung des tonlosen auslautenden *e* akustisch nicht mehr oder doch schwer voneinander zu trennen sind, erörtert der Vortragende zunächst das Verhältnis von *nu, ami* zu *nue, amie* u. dgl. und zeigt, daſs die für die Schriftsprache vielleicht nur theoretisch geforderte Dehnung des betonten Vokals in der weiblichen Form für gewisse Dialekte als harmlos sich einstellendes Mittel

geschlechtiger Scheidung wirklich anzuerkennen sei. Dann bespricht er die in den Mundarten vor sich gehende Schöpfung neuer sinnfälliger Feminina durch Einschaltung unorganischer Konsonanten (*d, t, s, v, n*) vor dem zur Kennzeichnung des weiblichen Geschlechts untauglich gewordenen tonlosen *e* (*gaite, foutute, vuse, bizarde* neben männlichem *bizarre* usw.). Zum Schluſs weist der Vortragende auf sonst in der Sprache bemerkbar werdende Vorgänge hin, durch deren Eintritt der zuweilen weitgehenden und leicht irreführenden lautlichen Dissonanz zwischen einem männlichen Familiennamen und seiner weiblichen Nebenform wirksamst vorgebeugt werden könnte.

Fräulein Dr. Klausner und Fräulein Dr. Jacobius haben sich zum Eintritt gemeldet. Die Gesellschaft beschlieſst, in ihrer nächsten Sitzung festzustellen, ob die Statuten der Gesellschaft derart auszulegen sind, daſs sie dem Eintritt weiblicher Mitglieder nichts in den Weg legen.

Die Herren Friedländer und Dr. Beyer werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 26. Oktober 1909.

Herr Adolf Müller schildert Lebens- und Bildungsgang, Charakter und Schaffen des verstorbenen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft Karl Sachs. [S. oben S. 149.]

Herr Rosenberg sprach über Grillparzers *Ein treuer Diener seines Herrn.* Er führte aus, daſs gegen die Annahme von Farinelli und August Sauer, der Dichter habe sich dabei an Lope de Vegas Demetriusdrama *El gran Duque de Moscovia* angelehnt, vor allem der Umstand spreche, daſs die einzelne Episode des spanischen Stückes, die dabei überhaupt in Betracht komme, nicht das Wesentliche der Treue des Statthalters Bancbanus enthalte. Auſserdem ist nicht nachzuweisen, daſs der Dichter das Lopesche Stück vor 1850 gekannt hat. Dagegen ist bezeugt, daſs er ein Jahr vor der Abfassung des 'treuen Dieners', nämlich im Jahre 1825, das Stück Fletchers *The loyal subject* gelesen hat. In diesem Drama finden wir das wesentliche Motiv des Grillparzerschen Stückes wieder: die Bewahrung der Vasallentreue trotz persönlicher Kränkung und die schroffe Zurückweisung der nächsten Verwandten und Freunde, die für diesen Untertanen gegen den rechtmäſsigen Fürsten das Schwert ziehen wollen. — Da Grillparzer von der ungarischen Chronik, die ihm die Geschichte des Bancbanus gab, gerade in den Punkten abweicht, in denen er mit dem *Loyal subject* übereinstimmt, so müssen wir im 'treuen Diener' den Niederschlag des Erinnerungsbildes erkennen, das sich der Dichter von der Lektüre des englischen Stückes bewahrt hatte.

In der auf die Vorträge folgenden längeren Diskussion über die vorliegenden Eintrittsgesuche zweier Damen stellt sich als die ganz überwiegende, zum Schlusse auch durch die Abstimmung bestätigte Ansicht der Gesellschaft heraus, daſs die Voraussetzung für die Aufnahme weiblicher Mitglieder eine Statutenänderung sein müſste.

Sitzung vom 9. November 1909.

Herr Ludwig spricht über die literarische Entwicklung des Motivs, das die Goethischen Verse 'Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust' umschreiben. Allerdings handelt es sich dabei nur um eine ganz bestimmte Ausgestaltung, insofern nämlich, als der symbolisch gemeinte Kampf zweier feindlichen Prinzipien zum tatsächlichen Streit feindlicher Personen wird. Diese Entwicklung begann mit E. T. A. Hoffman (*Elixiere des Teufels*) und führte über Poe (*William Wilson*) und Bulwer (*A strange story*) zu Stevenson (*The strange case of Doctor Jekyll and Mr. Hyde*). Unmittelbar oder mittelbar abhängig von Stevenson gestalteten Paul Lindau, Hanns Heinz Ewers (in zwei Geschichten), Margaret L. Woods gewisser-

maſsen Einzelfälle des Problems, bis dies anscheinend von allen möglichen Seiten beleuchtet war. Durch eine Verschiebung der Grundlagen, insofern nämlich, als an Stelle Spaltung einer Individualität Besessenheit durch eine ganz fremde trat, wurde eine weitere Entwicklung möglich; als ihre Vertreter werden Wells (*The Island of Doctor Morlan*), J.-A. Nan (*Force ennemie*) und Renard (*Le docteur Lerne*) charakterisiert.

Herr Herzfeld weist auf die Gedichte vom Streit zwischen Leib und Seele als alte Keime zur Behandlung des Motivs hin und macht ferner auf den möglichen Zusammenhang zwischen Hoffmann und Poe aufmerksam. Herr Rosenberg und Herr R. Tobler bringen ähnliche Motive bei Raimund und W. Speck (*Zwei Seelen*) zur Sprache, die indessen nach der Meinung des Vortragenden nicht in den engeren Kreis des hier Zusammengestellten gehören.

Herr Tiktin spricht über *Neue Aufgaben und Ziele der Lexikographie.* Er weist in seinem Vortrage auf die groſsen Mängel hin, die den Wörterbüchern, auch den besten und umfangreichsten, noch anhaften. Viele in den weitesten Kreisen gebräuchliche Wörter, Ausdrücke und Redensarten sucht man in ihnen vergebens, und bei zahllosen anderen, die sich in die Nomenklatur aufgenommen finden, ist wiederum die gegebene Erklärung bald nichtssagend, bald dürftig, bald falsch, was an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen wird. Den Grund für diese betrübende Tatsache sieht der Vortragende vornehmlich darin, daſs die Abfassung von Werken dieser Gattung einzelnen Philologen überlassen wird, deren Kenntnisse sich naturgemäſs innerhalb gewisser, enggezogener Grenzen bewegen, und die dort, wo jene nicht ausreichen, genötigt sind, Belehrung aus ungeeigneten, meist schriftlichen Quellen, statt aus dem Urquell aller Sprache, der lebendigen Rede, zu schöpfen. Sollen lexikalische Werke geschaffen werden, die den Bedürfnissen der Wissenschaft wie der Praxis besser entsprechen als die bisherigen, so müſste die Bearbeitung der einzelnen Terminologien ebensovielen Mitarbeitern anvertraut werden, die mit entsprechenden theoretischen und praktisehen Spezialkenntniszen ausgerüstet und in der Lage wären, die Dinge, zu deren Benennung die Wörter dienen, aus eigenster Anschauung kennen zu lernen. An die Stelle der meist unzulänglichen Definition hätte ferner nach Möglichkeit die bildliche Illustration zu treten, die bisher in der Lexikographie nur wenig Anwendung gefunden hat. — Die Bearbeitung des Sprachstoffes nach Wissensfächern und Begriffskreisen würde aber auch der Herstellung einer Gattung von Wörterbüchern den Weg bahnen, die es bis jetzt, von einigen ganz primitiven Versuchen abgesehen, noch nicht gibt, nämlich solcher, in denen der Wortschatz nicht alphabetisch angeordnet, sondern nach der Bedeutung klassifiziert wäre. Ein solches Werk würde uns in all den Fällen Auskunft erteilen, wo wir wohl das Ding, nicht aber seinen Namen kennen, wo wir uns fragen: Wie heiſst das? Wie sagt man doch? Wie drückt man sich in diesem Falle aus? Fragen, die alltäglich an uns herantreten, und deren Beantwortung wir nur in einem sachlich geordneteu Wörterbuche finden könnten. Nach einigen Andeutungen über die Gesichtspunkte, nach denen die Einrichtung von Werken dieser Art zu geschehen hätte, schlieſst der Vortragende, indem er zeigt, welche Fundgrube des Wissens für die Sprachforschung solche Wörterbücher sein würden, für die sicherlich früher oder später die Zeit kommen wird.

In der Diskussion über Einzelheiten des Vortrages weist Herr Kuttner auf den Nutzen hin, den schon jetzt illustrierte Geschäftskataloge gewähren; Herr Kabisch hat Bedenken, ob sich alle Wünsche des Vortragenden jemals werden erfüllen lassen: wie wolle man z. B. Tierlaute unmiſsverständlich wiedergeben? Herr Lamprecht erinnert daran, daſs die Pläne zu einem groſsen technologischen Wörterbuche gescheitert sind.

Der alte Vorstand wird wiedergewählt; als zweiter Kassenführer tritt Herr Opitz an die Stelle des verstorbenen Herrn Werner.

Die Herren Neuendorff und Püschel werden in die Gesellschaft aufgenommen; zum Eintritt gemeldet hat sich Herr Safs.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von zwei Anträgen (Driesen und Genossen und Roediger) auf Statutenänderung; sie werden auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt werden.

Sitzung vom 23. November 1909.

Herr Strohmeyer spricht über *c'est ... qui, c'est ... que* und Verwandtes. Die Ausdrucksweise mit *c'est ... qui, c'est ... que* bietet für Anwendung wie Erklärung mehr Schwierigkeiten, als man denken möchte. Der Anfänger im Französischen übertreibt den Gebrauch häufig. Das prozentuale Verhältnis zu anderen Sätzen ist 1 bis 2 zu 100. In den Beispielen mit *c'est ... qui, c'est ... que* unterscheiden sich drei Fälle: 1) *c'est mon frère qui l'a dit.* Hier ist *c'est mon frère* logisches Prädikat und *qui l'a dit* nachklappendes logisches Subjekt zu der Gesamtaussage. Der Hauptton ruht auf *c'est mon frère. C'est* stellt dabei wie stets eine Identifizierungsaussage dar und bringt damit *mon frère* in Gegensatz zu anderen Begriffen. 2) *C'est en 1636 que fut joué le premier chef-d'œuvre de Corneille, le Cid.* Hier ist der erste Teil auch noch logisches Prädikat und der zweite zunächst nachklappendes logisches Subjekt dazu, gestaltet sich aber dann durch Hinzufügung eines neuen Begriffes: *le Cid,* zu einer selbständigen Aussage aus. Der Ton ruht zunächst auf dem ersten Teil, dann sinkt er, um gegen Schlufs des zweiten Teils wieder anzuschwellen. 3) *C'est ainsi que les Gaulois conquirent une partie de l'Italie.* Hier ist der erste Teil logisches Subjekt, der zweite logisches Prädikat der Gesamtaussage. — Bei der Übertragung der Beispiele 2) ins Deutsche erhalten wir meist einen einzigen Satz, der, weil er zwei Aussagen enthält, an zwei Stellen betont ist. Solchen Fällen, wo deutschen einfachen Sätzen mit zwei Aussagen im Französischen zwei Sätze entsprechen, begegnet man auch sonst oft. Als interessantes Beispiel bietet sich der Vers aus Schiller: 'Ein frommer Knecht war Fridolin'. Bequeme Mittel zum Zerlegen eines Gedankens in die dramatische Form zweier Sätze besitzt das Französische in Wendungen mit *il y a ... qui (que)* und jenem *c'est ... qui (que).* An Beispiele wie *il y avait une fois le fils de Charlemagne qui était amoureux* und *c'est le chien qui rêvait* schliefsen sich solche, wo der erste Satz verkürzt erscheint: *et ce médecin qui n'arrivait pas,* oder wo der zweite eine solche Form annimmt: *c'est lui le but = c'est lui qui est le but.* — Im Anschlufs daran spricht der Vortragende von Beispielen wie *ce fut une consternation, c'est la gloire* usw. Zur Erklärung mufs man Beispiele heranziehen wie *C'était l'Allemagne envahie.* Die letztere Ausdrucksweise unterscheidet sich von der einfacheren *l'Allemagne était envahie* durch besondere Wucht. Diese kommt dadurch zustande, dafs *'lAllemagne envahie* als ein fertiges Bild durch die Identifizierungsaussage mit *c'est* vor Augen gestellt wird.

In der Diskussion weist Herr Lücking auf die in der letzten Auflage seiner Grammatik vertretene Auffassung hin und bespricht einige andere Formen der behandelten Redensarten. Herr Kuttner macht die Schwierigkeit geltend, die darin liegt, dafs man nie von vornherein wissen könne, worauf die Sprache des fremden Landes tatsächlich den Ton legen werde. Herr Münch meint, die verschiedenen Fälle unterschieden sich häufig nicht so sehr logisch, sondern aus dem Bedürfnis der romanischen Menschen, sich die Vorgänge in anschaulichen Bildern vorzustellen und sie anderen so vorzuführen. Herr Lücking führt manche Erscheinung auf das Vordringen der Volkssprache zurück. Herr Tanger erklärt die eine und andere Wendung aus einem Durcheinanderlaufen der relativischen und konjunktionalen Betonung. Der Vortragende nimmt noch kurz Stellung zu den vorgebrachten Einzelheiten.

Die Gesellschaft beschliefst dann über mehrere Anträge auf Satzungsänderung. Ohne Debatte werden zwei Anträge Roediger angenommen, nach denen künftighin die Kategorie der korrespondierenden Mitglieder wegfallen und Vorschläge zur Aufnahme neuer ordentlicher Mitglieder durch zwei ordentliche Mitglieder zu erfolgen haben. Aufserdem liegt ein Antrag Driesen und Genossen vor, den § 6 dahin zu ändern, dafs Frauen künftig als ordentliche Mitglieder zuzulassen sind, und ein dem entgegenstehender Antrag Roediger. Herr Driesen erklärt, seinen Antrag nur deshalb gestellt zu haben, um eine prinzipielle Entscheidung herbeizuführen, und legt seinen Standpunkt ausführlich dar. An der Debatte beteiligen sich die Herren Förster, Kuttner und Roediger; der Antrag Driesen wird abgelehnt, der Antrag Roediger angenommen.

Herr Oberlehrer Dr. Ernst Safs wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 14. Dezember 1909.

Herr Spies sprach über *Die englische Bühne im Oktober 1909.* Nach einer kurzen bibliographischen Übersicht behandelt der Vortragende zunächst die zurzeit im Vordergrunde des öffentlichen Interesses in England stehenden Fragen der 'Zensur' und des 'Shakespeare-Memorial', wobei auch die im Oktober enthüllte Tafel auf dem Platze des alten 'Globe Theatre' sowie die neuen Forschungen von Wallace Erwähnung fanden. Hierauf wurden die einzelnen Gattungen des englischen Theaters mit Rücksicht auf ihre Repräsentanten im Oktober 1909 einer Betrachtung unterworfen: Oper, Operette, ernste Tragödie, Melodrama, Historie, Schauspiel, Lustspiel, Posse, Detektivstück, Parodie, und mit einem Hinweis auf die 'Music Halls' und ihre aktuellen Stoffe geschlossen.

Herr Kabisch bringt als ersten Teil seines Vortrages über *Die französischen Fachausdrücke der Aviatik* die Erklärung der Wörter *Aviatik* und *Aviatiker*. Er weist zuerst den Vorwurf zurück, die Wörter seien hybride, d. h. aus zwei Sprachen zusammengesetzte Bildungen, sodann die teils ungeheuerlichen, teils scherzhaften Etymologien und Verbesserungsvorschläge, die in Zeitschriften und Zeitungen gemacht worden sind, und führt dann aus: Die französische Sprache hat kein Wort *aviatique* gebildet; dagegen finden sich die beiden heute ganz geläufigen Wörter *aviation* und *aviateur* (letzteres auch als Adjektiv, z. B. *machine aviatrice*) schon seit dem Jahre 1887 lexikalisch registriert, natürlich nicht im *Dictionnaire de l'Académie*! Es sind durchaus technische, also gelehrte Bildungen, bei denen die Etymologie nicht auf *oiseau*, also *aucellum*, sondern auf den lateinischen Stamm von *avis* zurückging. Von diesem wurde, nach unzähligen Analogien, *aviation* und *aviateur*, wie von einem Verbum *avier* gebildet. Und von diesen hat dann die deutsche Flugtechnik, wieder nach zahllosen Analogien, *Aviatik* und *Aviatiker* gebildet. Einen französischen Fachmann oder Gelehrten, der bei den Wörtern nicht an *avis* denkt, gibt es nicht!

Herr Risop glaubt, dafs *aviateur, aviation,* in denen natürlich nichts anderes als gelehrtes *avis* stecke, ohne jede Rücksicht auf die Gesetze der Wortbildung unmittelbar an andere schon vorhandene, eine Bewegung im Raume anzeigende Substantiva wie *navigation, natation, équitation* angelehnt sind. Morphologisch seien sie nicht höher zu bewerten als die mehr als hybriden Bildungen *Sanatogen* und *Pilsator* nach *Haematogen* und *Salvator* oder das bei Restif de la Bretonne in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftauchende *opéradienne* nach *tragédienne.*

Herr Oberlehrer Dr. Otto (Charlottenburg) wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1910.

Vorstand.

Ehrenvorsitzender: Adolf Tobler.

Vorsitzender:	Herr A. Risop.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ Ad. Müller.
Schriftführer:	„ A. Ludwig.
Stellvertretender Schriftführer:	„ K. Schmidt.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, Universitätsprofessor a. D. Straſsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien, XVIII, Währingerstraſse 147.

Rev. Skeat, Walter W., Dr. phil., Litt. D., LL. D., Professor. Cambridge, 2 Salisbury Villas.

Herr Dr. Suchier, Hermann, ord. Professor an der Universität. Halle a. S., Sophienstraſse 32.

„ Sweet, Henry, M. A., Hon. Ph. Dr., Professor. Oxford, 15 Rawlinson Road.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädt. Oberrealschule. Berlin S. 59, Dieffenbachstraſse 76 II.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 30, Zietenstraſse 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Altonaerstraſse 21.

Herr Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städtischen Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Berlinerstraſse 44, Gartenhaus.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 6, Luisenstraſse 62.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstraſse 58.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Groſs-Lichterfelde, Marthastraſse 2.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadenerstraſse 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg IV, Waitzstraſse 8.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W. 30, Münchenerstraſse 3.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Groſs-Lichterfelde, Haupt-Kadettenanstalt.

„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W. 30, Luitpoldstraſse 4.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnbergerstraſse 63.

„ Delmer, Frederic Sefton, Professor, Lektor der engl. Sprache an der Universität, Lehrer an der Kriegsakademie und an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW. 23, Flotowstraſse 8.

„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Kgl. Akademie. Posen, Linnéstraſse 11.

„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städtischen Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstraſse 6.

„ Dr. Düvel, Wilhelm, Direktor des Realgymnasiums. Reinickendorf-Ost.

„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Leonhardstraſse 19.

„ Enderlein, E., Professor, Oberlehrer an der Auguste-Viktoria-Schule und dem Mädchen-Realgymnasium. Charlottenburg, Bismarckstraſse 62.

„ Engel, Hermann, Professor, Oberlehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium. Charlottenburg, Kantstraſse 40.

„ Dr. Engwer, Theodor, Professor, Direktor des Kgl. höheren Lehrerinnenseminars und der Augustaschule. Steglitz bei Berlin, Arndtstraſse 40.

„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Friedenau, Schmargendorferstraſse 23.

Herr Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N. 58, Eberswalderstraſse 35.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstraſse 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Goldstaub, Max. Wilmersdorf, Jenaerstr 3, Gartenh. I l.
„ Gornay, A., Professeur. Genf, 4 avenue de la Forêt.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Köpenickerstraſse 142 II.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule I. Charlottenburg, Schloſsstraſse 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C. 2, An der Schleuse 5 a.
„ Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31.
„ Hamilton, Louis, Lektor des Englischen am Orientalischen Seminar. Halensee-Berlin, Joachim-Friedrichstraſse 40.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W., Frobenstraſse 14, b. Malitzky.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Heinze, Alfred, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Weimarerstraſse 27.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule I in Charlottenburg. Charlottenburg, Bismarckstraſse 39.
„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin W. 50, Nürnbergerstraſse 70 I.
„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Werneuchenerstraſse 11 II.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Dörnbergstraſse 6 III.
„ Dr. Hoffmann, Willy, Seminarkandidat. Berlin SO. 26, Elisabethufer 5.
„ Dr. Johannesson, Fritz, Professor, Direktor der XIV. städtischen Realschule. Berlin N. 65, Lütticherstraſse 56/60.
„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstraſse 6.
„ Dr. Keesebiter, Oscar, Professor, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule in Berlin. Charlottenburg, Neue Kantstraſse 17.
„ Keil, Georg, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 II.
„ Dr. Kiehl, Bruno, Oberlehrer an der Herderschule. Charlottenburg, Lohmeyerstraſse 13.
„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin W., Lutherstraſse 34 II.

Herr Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W. 30, Heilbronnerstr. 26.
" Dr. Krackow, Otto, Oberlehrer an der Oberrealschule II. Charlottenburg, Goethestraſse 65 I.
" Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.
" Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an dem Kgl. höh. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin-Schöneberg, Bozenerstraſse 21.
" Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S. 14, Dresdenerstraſse 90 I.
" Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin SW. 61, Waterlooufer 12.
" Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 73 II.
" Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraſse 29—30.
" Dr. Laue, Franz, Oberlehrer an der Realschule. Charlottenburg I, Wilmersdorferstraſse 5.
" Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W. 30, Motzstraſse 87.
" Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. höh. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 41 III.
" Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 8 a.
" Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin O. 112, Frankfurter Allee 188 B I.
" Luft, F., Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
" Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW. 21, Dortmunderstraſse 2.
" Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststraſse 38.
" Dr. Mann, Paul, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW., Schleiermacherstraſse 12.
" Dr. Marquardt, Rud., Oberlehrer am Realgymnasium in Friedenau. Friedenau, Stubenrauchstraſse 63.
" v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 2.
" Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule I. Charlottenburg, Berlinerstraſse 99.
" Dr. Michaëlis, C. Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Derfflingerstraſse 17.
" Dr. Morf, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.

Herr Mugica, Pedro de, Dr., Lehrer der spanischen Sprache am Oriental. Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnackerstraſse 3.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin W. 50, Geisbergstraſse 15.
„ Dr. Müller, August, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW. 47, Groſsbeerenstraſse 55 part.
„ Müller, Fritz, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule I. Charlottenburg I, Teglerweg 14 II.
„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W. 30, Luitpoldstr. 22 II.
„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Freiheit 1.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groſs-Lichterfelde O., Frauenstraſse 3.
„ Dr. Neuendorff, Bernh., Oberlehrer an der Oberrealschule II. Charlottenburg, Bismarckstraſse 13.
„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium in Groſs-Lichterfelde. Groſs-Lichterfelde, Theklastraſse 12.
„ Dr. Nobiling, F., Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg I, Wilhelmsplatz 1 a.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Schloſsstraſse 77 III.
„ Dr. Otto, Ernst, Oberlehrer an der Herderschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 2 a.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 30, Landshuterstraſse 36 II.
„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 14.
„ Dr. Philipp, Karl, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin NW. 52, Calvinstraſse 24.
„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Alsenstr. 45.
„ Dr. Prollius, Max, Direktor der Kgl. Schillerschule. Jüterbog.
„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW., Essenerstraſse 13.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin W. 57, Potsdamerstraſse 82 c.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.
„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, auſserord. Professor an der Universität. Berlin W. 62, Bayreutherstraſse 43 II.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51.
„ Dr. Rosenberg, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 8/9.

Herr Rossi, Giuseppe, Kgl. ital. Vizekonsul, Lehrer an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW. 40, In den Zelten 5a.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 28 I.
„ Dr. Sachrow, Karl, Oberlehrer. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 12 II.
„ Dr. Saſs, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 1 a.
„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 55, Greifswalderstraſse 194.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S. 53, Schleiermacherstraſse 23.
„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 59, Hasenheide 68 III.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 47, Yorkstraſse 68.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W. 50, Rankestraſse 29 III.
„ Dr. Schmidt, Karl August, Probekandidat an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 42, Oranienstr. 130.
„ Schreiber, Wilhelm, Professor, Direktor der städt. Humboldtrealschule in Tegel. Tegel, Hauptstraſse 33 a.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstraſse 30.
„ Dr. Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 50, Würzburgerstraſse 10.
„ Smith, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin, Gossowstraſse 1, Gartenhaus.
„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer am Bismarckgymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraſse 107.
„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin W. 57, Kurfürstenstraſse 4.
„ Dr. Splettstöſser, Willy, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule in Berlin. Wilmersdorf-Berlin, Gieselerstraſse 22.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium II. Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 187.
„ Stumpff, Emil, Direktor der Friedrich-Wilhelm-Realschule. Königswusterhausen.
„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Distelmeyerstraſse.
„ Dr. Teſsmann, A., Oberlehrer an der Margaretenschule. Charlottenburg, Sybelstraſse 60 II.
„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Wilhelmstraſse 11 a.
„ Dr. Thurau, Gustav, Privatdozent an der Universität. Greifswald, Wolgasterstraſse 53.

Herr Dr. Tiktin, H., Professor am Orientalischen Seminar. Friedenau, Isolderstraſse 1.

„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Werner-Siemens-Realgymnasium in Schöneberg. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

„ Tolle, Karl, Oberlehrer an der Berliner städtischen Studienanstalt. Berlin SW., Fürbringerstraſse 1.

„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. d. Warthe.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Geh. Regierungsrat, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Dorotheenstraſse 13/14.

„ Vilmain, Joseph, Liz., Oberlehrer in Cottbus. Cottbus, Kaiser-Friedrich-Straſse 28 II.

„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstraſse 123.

„ Weber, Emil, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 29, Bergmannstraſse 32.

„ Dr. Werth, H., Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des städtischen höheren Lehrerinnenseminars. Potsdam, Waisenstraſse 29.

„ Dr. Wespy, Paul, Professor, Direktor der II. Realschule in Schöneberg. Schöneberg, Mühlenstraſse 8 b.

„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule. Charlottenburg, Carmerstraſse 7.

„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 38.

„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W. 15, Wielandstraſse 24.

„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstraſse 10.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Mädchenschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 14.

„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.

„ Dr. Meiſsner, A. L., Professor. Belfast (Irland).

„ Dr. Scheffler, Wilhelm, Professor am Polytechnikum. Dresden-A. 14, Sedanstraſse 6.

„ Dr. Wilmanns, Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Deutsche Wörterbücher.

1. **Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch.** 5. Aufl., in der neuesten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von **Karl von Bahder, Herman Hirt** und **Karl Kant.** Hg. von **Herman Hirt.** I. Band, A—K. Gießen, Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), 1909.
2. **Herman Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache.** Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung. München, C. H. Beck, 1909.
3. **Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.** 7. verb. u. verm. Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner, 1910.
4. **Richard Loewe, Deutsches Wörterbuch.** Leipzig, G. J. Göschen, 1910 (= Sammlung Göschen Nr. 64). M. 0,80.

1. Die vorhergehende, vierte Auflage des Weigandschen Wörterbuches war 1881/82 erschienen; noch während des Druckes starb der Verfasser. In den folgenden Jahren kamen die umwälzenden neueren Ansichten über die lautliche Gestalt der indogermanischen Grundsprache auf, und auch auf germanischem Gebiete trat manche tiefere Erkenntnis zutage. Für die Wortgeschichte wurden neue Quellen erschlossen, und die Etymologie der Wörter wurde vielfach berichtigt und erweitert. Die notwendige Folge hiervon war, daß Weigands Buch als nicht auf der Höhe der Forschung stehend angesehen werden mußte; Kluges etymologisches Wörterbuch und die deutschen Wörterbücher von Sanders, Heyne und Paul hatten es überflügelt. Zwar hatte der Verlag schon in den neunziger Jahren eine Neubearbeitung des bewährten Werkes ins Auge gefaßt, aber ihre Vollendung stieß auf viele unerwartete Hindernisse. Zunächst hatte K. von Bahder, der langjährige Mitarbeiter des Grimmschen Wörterbuches, die Neubearbeitung übernommen, mußte sie aber bereits im Jahre 1896, als er *A—Flecken* geliefert hatte, aus Gesundheitsrücksichten niederlegen. An seine Stelle trat Dr. Kant, ebenfalls Mitarbeiter des Grimmschen Wörterbuches. Er bearbeitete die Fortsetzung bis *stark* (mit Ausnahme des Buchstabens *P*), war aber nicht in der Lage, die Vollendung des Werkes schnell zu fördern. So trat Herman Hirt in die Lücke ein, der ursprünglich nur den etymologischen Teil des Werkes durchzusehen und zu ergänzen übernommen hatte, und führte nun das Werk zu Ende. Ebenso fiel ihm die Herausgabe des Ganzen zu.

Das wesentliche Verdienst Weigands war, daß er zuerst die Etymologie als einen festen Bestandteil seines deutschen Wörterbuches einführte. Da in den letzten Jahrzehnten sowohl auf dem Gebiete der deutschen Wortforschung wie auch der Beziehungen des Germanischen zu den anderen indogermanischen Sprachen hervorragende Ergebnisse erzielt worden sind, so war diese Seite des alten Weigand besonders erneuerungsbedürftig. Hirt, der als Indogermanist und Etymologe gerade für diese Aufgabe be-

sonders geeignet ist, hat sie in anerkennenswerter Weise durchgeführt. Überall findet man in der fünften Auflage die neuesten Forschungen berücksichtigt, vielleicht sogar in etwas zu weitgehender Weise, während Kluge in der siebenten Auflage seines etymologischen Wörterbuches sich gegen neuere Aufstellungen in der Regel ablehnend verhält. Auch Verweise auf Stellen, wo der Benutzer sich weiter Rats erholen kann, hat Hirt in dankenswerter Weise eingestreut. Das verarbeitete Wortmaterial ist im wesentlichen das gleiche geblieben wie in den früheren Auflagen: neben den gangbaren Wörtern des neuhochdeutschen Wortschatzes sind seltenere, aus Luther und den Klassikern entnommene Ausdrücke sowie eine Anzahl mundartlicher Wörter verzeichnet, die Hirt durch die Aufnahme norddeutscher Ausdrücke vermehrt hat, ein Gebiet, das dem Hessen Weigand ferngelegen hat. Auch die Fremdwörter sind in gröſserer Anzahl aufgenommen worden, wie das ja bei dem Fortschreiten internationaler Beziehungen und der Technik unvermeidlich war. Weit über die früheren Auflagen ist das neue Werk auch in der Angabe des ersten Auftretens eines Wortes hinausgekommen; neuere Forschungen, die Lieferungen des Grimmschen Wörterbuches, umfassende Vorarbeiten K. von Bahders, die Belesenheit Dr. Kants sowie eigene Vorarbeiten sind dem Verfasser dabei zugute gekommen. An das Vorwort, dem manche der eben angeführten Tatsachen entnommen sind, schlieſst sich das 20 engbedruckte Spalten umfassende Verzeichnis der Quellenwerke, ferner eine Liste häufigerer Abkürzungen an. Das Aussehen des Werkes ist gegenüber den früheren Auflagen ganz verändert: neben dem für Wörterbücher jetzt üblichen zweispaltigen Oktavformat sind lateinische Typen angewendet, für die Lesbarkeit auch bei künstlichem Licht entschieden ein erheblicher Vorteil.

Mit manchen Etymologien ist Referent nicht ganz einverstanden. So wäre bei *Arbeit* die Ableitung Meringers von dem Stamme des griechischen ὀρφανός 'Waise', lateinisch *orbus* 'beraubt' besser weggeblieben. Bei *Buche* ist die Zugehörigkeit von kurdisch *būz* 'Ulme' und besonders von altbulgarisch *bŭzŭ* 'Holunder' ganz zweifelhaft. *Droge* stammt zuletzt aus arab. *drowā* 'Warc'. Ob lit. *Perkúnas* 'Donnergott' zu *Föhre* zu stellen ist, ist unsicher; vgl. dazu jetzt C. Borchling, *Prähistorische Zeitschrift* I, 176 f. *Gasse* mit Falk-Torp aus Präfix *ga-* und *tewōn* 'Reihe' abzuleiten, ist zu gezwungen. Bei *Gauch* hätte die frühnhd. Bedeutung 'Hahnrei' angeführt werden können. Zu *Hanse* ist nachzutragen, daſs dieser mittelalterliche Rechtsbegriff vielleicht ganz von got. ahd. *hansa* 'Schar' zu trennen ist. Ob *Helm* mit altind. *çárma* 'Schutz' urverwandt ist, will Ref. jetzt doch zweifelhaft erscheinen. Bekanntlich treten die ersten germanischen Spangenhelme in der Völkerwanderungszeit auf und sind südrussischen Ursprungs; die Goten lernten sie am Schwarzen Meer kennen, und durch diese kamen sie zu den übrigen Germanen. Freilich könnte man annehmen, daſs der Name einer älteren Kopfbedeckung (der wollenen Mütze der Bronzezeit?) in germ. *Helm* fortlebt, denn gegen die eigentlichen Helme hatten die Germanen der älteren Zeit bekanntlich eine groſse Abneigung, wie uns von Tacitus und anderen Schriftstellern berichtet wird (vgl. Max Ebert, *Prähistorische Zeitschrift* I, S. 65 und S. 166). Diese vereinzelten Ergänzungen sollen keineswegs den Wert der Arbeit herabsetzen, denn in etymologischen Dingen ist manches dem subjektiven Gutachten unterworfen. Als erster Wurf in der neuen Fassung ist die vorliegende fünfte Auflage des Weigand eine durchaus anerkennens- und empfehlenswerte Leistung.

2. Als organische Ergänzung zu dem von Hirt bearbeiteten neuen Weigand stellt sich uns die Etymologie von demselben Verfasser vor. Es bietet eine systematische Darstellung der Herkunft des deutschen Wort-

schatzes und soll nach des Verfassers Absicht besonders die Bedeutung der Etymologie für die Kulturgeschichte ins rechte Licht rücken. Im ersten Kapitel gibt uns das Buch eine Geschichte und einen Überblick über die Grundsätze und die Arbeitsweise der etymologischen Forschung. Das zweite Kapitel, 'Sammlung des Wortschatzes', enthält eine Übersicht alt-, mittel- und neuhochdeutscher sowie niederdeutscher Wörterbücher. Die im dritten Kapitel behandelten 'Entlehnungen aus dem Germanischen' ins Lateinische, Griechische, Finnische, Litauische, Preufsische, Slawische und die romanischen Sprachen geben ein reiches kulturgeschichtliches Material für den Forscher, das leider infolge des knappen Raumes nur andeutungsweise zu weiteren Ausblicken verwendet werden konnte. Das vierte Kapitel spricht von 'Urschöpfung und künstlichen Worten', das fünfte vom 'Alter der Worte und den indogermanischen Bestandteilen unseres Wortschatzes'. Ich mache besonders aufmerksam auf den § 79, wo die 'neuen Wortfamilien für die Schiffahrt' behandelt werden, da diese Gruppe zu weitergehenden Schlüssen über die ursprünglichen Wohnsitze der Germanen verwendet werden könnte. Verf. schliefst nämlich aus dem Umstand, dafs viele germanische Wörter dieser Art (*Schiff*, *Boot*, *Kahn*, *Ebbe* u. a.) sich aufserhalb des Germanischen nicht belegen lassen und in ihrer Bildung dunkel sind, auf uralte Bekanntschaft der Germanen mit dem Meere. Ref. dagegen sieht aus demselben Grunde nicht altes Erbgut in diesen Wörtern, sondern Entlehnungen von den seefahrenden Ureinwohnern, in deren Gebiet die Germanen einrückten. Ein kulturhistorisch höchst interessantes Kapitel ist das siebente, wo Verf. von den fremden Bestandteilen unseres Wortschatzes spricht. Wenn Verf. S. 98 sagt, es sei nicht recht klar, woher *Kirche* stamme, so ist auf Kluge, *Beitr.* 35, 124 ff. z. B. zu verweisen: es ist aus einem vulgärgriech. *κιρική (aus κυριακή) über das Gotische ins Deutsche gekommen. Das neunte Kapitel bringt die Entwicklung des deutschen Wortschatzes in einigen Hauptzügen, dargestellt nach Begriffsgruppen, wie Zahlwörter, Körperteile, Tiernamen, Baumnamen, Kulturpflanzen, Ackerbau, Mineralien, Verwandtschaftsnamen, Haus, Hausgerät, Speisen, Kleider, Krankheiten, Farben usw. Überall werden getrennt aufgezählt: 1) Indogermanische, 2) gemeingermanische, 3) neuere Bestandteile, 4) Lehngut. Das anschliefsende zehnte Kapitel bringt allgemeine Betrachtungen zum Vorhergehenden. In den folgenden Kapiteln werden die 'Verbreitung der Wörter nach Gegenden (Mundarten)', die 'Sondersprachen', die 'Bildung der Eigennamen' und der 'Bedeutungswandel' behandelt, um nur das Hauptsächlichste zu nennen. Mag man in Einzelheiten auch vielfach anderer Meinung wie Hirt sein, so verdient das besprochene Werk doch als ein erster Versuch auf einem systematisch derart noch nicht behandelten Gebiet unsere volle Anerkennung. Es wird sich als ein Buch zur Belehrung und Orientierung über die Entstehung unseres Wortschatzes seinen Weg bahnen.

3. Kluges Werk behauptet seit fast einem Menschenalter seinen Rang unter den deutschen Wörterbüchern. Freilich ist des Verfassers Stellung heute weit schwerer als beim ersten Erscheinen des Buches. Damals gab es aufser dem in etymologischen Dingen bereits veralteten Weigand kein derartiges Buch; heute haben die meisten deutschen Wörterbücher (z. B. Paul, Heyne, die fünfte Auflage des Weigand) die Etymologie in mehr oder minder umfänglicher Weise in ihr Programm aufgenommen. Zudem hat sich der Schwerpunkt des Klugeschen Buches im Laufe der Zeit verschoben; er liegt heute auf dem Gebiete der Wortgeschichte, entsprechend dem Gange, den die Studien des Verfassers genommen haben. In dieser Hinsicht ist die neue Auflage wieder aufserordentlich bereichert gegenüber der vorhergehenden. Die mundartlichen Ausdrüche, Zusammensetzungen und Fremdwörter sind in gröfserer Zahl aufgenommen, und bei den schon

früher vorhandenen Artikeln konnte mancher ältere Nachweis ihres Vorkommens oder Auftauchens gegeben werden. Dagegen sind die etymologischen Angaben nicht in gleicher Weise fortgeschritten, abgesehen von einzelnen Artikeln: *Darge* = Angel (: aisl. *dǫrg*, lat. *furca*); in den meisten Fällen können wir eine gewisse Zurückhaltung gegenüber neueren Aufstellungen beobachten. Man vergleiche den Artikel *bauchen*, wo Osthoffs Zusammenstellung (*Bezz. Beitr.* 29, 249) mit *Buche* wohl Erwähnung verdient hätte, während unter letzterem Artikel der Vergleich mit kurdisch *būz* 'Ulme', slaw. *bŭzŭ* 'Holunder' mit Recht vermieden wird. Bei *drohen* gibt Kluge noch immer die fast unmögliche Zusammenstellung mit lat. *torvus* 'wildblickend', obwohl F. E. Karsten, *Beiträge zur germanischen Wortkunde* 1 ff., viel ansprechender griech. τιτρώσκω 'verwunde, schädige' vergleicht. Unter *Köter* ist des Ref. Heranziehung des ober- und mitteldeutschen *kauzen, gauzen* 'bellen' ganz übersehen; bei *Laib* hätte die Möglichkeit einer Verwandtschaft mit lat. *lībum* 'Kuchen, Fladen' erwähnt werden können. Auch die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung hätten wohl weitgehendere Beachtung verdient; so ist *Brünne* sicher nicht mit altir. *bruinne* 'Brust' urverwandt, sondern als Lehnwort zur Zeit der keltischen La Tène-Kultur ins Germanische (got. *brunjō* usw.) gedrungen, ebenso wie *Eisen*, das sicher nicht mit got. *aiz*, lat. *aes* urverwandt ist. Leider wird der Prähistorie von den Sprachforschen noch immer zuwenig Beachtung geschenkt. Von diesen Ausstellungen aber abgesehen, bildet Kluges Etymologisches Wörterbuch auch in der neuen Auflage eine Fundgrube reichsten Wissens für den Forscher und die Freunde unserer Muttersprache.

4. Das seiner äußeren Erscheinung nach nicht sehr umfängliche Buch von Loewe enthält doch eine reiche Fülle von Belehrung in knappster Form. Auch ist es nicht etwa bloß ein Auszug aus den größeren Wörterbüchern, von denen weiter oben die Rede war, sondern stellt eine eigene wertvolle Leistung des Verfassers dar. Gleich beim ersten Wort: *Aal*, das mit dem zweiten Bestandteil von lat. *angu-illa*, gr. ἔγχ-ελυς (eig. 'Schlangenaal'), verglichen wird, finden wir die neue Beziehung des idg. Stammes **ēlo-* zu gr. ἔλαιον 'Öl'; der *Aal* wäre also ursprünglich als der '*Glatte*' bezeichnet worden. Neu ist auch der Vergleich von *gelangen*, das sonst meist zu *lang* (: lat. *longus* usw.) gestellt wird, mit gr. λαγχάνω 'erlose', wenigstens in deutschen Wörterbüchern (er rührt von Solmsen, *Untersuchungen zur griech. Laut- u. Verslehre* S. 83, her). Ebenso ist bei *drohen* eine von T. E. Karsten, *Beiträge zur germ. Wortkunde* S. 1 ff., aufgestellte Etymologie (: gr. τιτρώσκω 'verwunde') aufgenommen worden, die bei Kluge fehlt, u. a. m. Anderseits ist der Verf. aber wieder vorsichtig bei der Aufnahme unsicherer Etymologien verfahren; so ist z. B. '*Gasse*' ohne eine solche verzeichnet, obwohl mehrere Vergleiche vorliegen. Freilich hat er den alles à tout prix erklären wollenden Etymologen auch manche Zugeständnisse gemacht, die besser unterblieben wären; so wenn *arm* zu got. *arjan* 'pflügen' gestellt wird (Arbeit der Hörigen?), *eben* zu lat. *imago* 'Bild', *imitor* 'komme gleich', *Furcht* zu ai. *spr̥ṣṭás* 'berührt' u. a. m. Auch unsichere Vergleiche mit vereinzelten Wörtern aus den sehr zersetzten idg. Sprachen Armenisch und Albanesisch wären besser unterblieben; so wenn *beginnen* zu alb. *zē* 'berühre', *Gau* zu arm. *gavaṙ* 'Landstrich' gestellt wird. Eines aber fehlt wie in allen genannten etymologischen Werken: die möglichst scharfe Herausschälung des vorindogermanischen Wortschatzes. Zwar ist bei *Hanf*: gr. κάνναβις eine ursprachliche Entlehnung (wie schon früher angenommen) angesetzt, aber sie ist nur angedeutet bei *Erbse* und fehlt bei *Alpe, Gemse*, die doch wohl dem Wortschatz der sogen. alpinen Rasse entstammen. *Barke* geht über lat. *barca* - *barica* und *bāris* aus gr. βᾶρις : kopt. *bari* deutlich auf ein dem Gebiet der mittelländischen

Rasse entstammendes Wort zurück. *Bütte* aus mlat. *butina* 'Flasche' : tarent. πυτίνη erinnert im zweiten Bestandteil auffallend an vulgärlat. *tīna* 'Bütte', ein weitverbreitetes europäisches Urwort, über das Ref. in der Studie *Europa im Lichte der Vorgeschichte und die vergl. idg. Sprachwissenschaft,* 1910, S. 58 f. gehandelt hat. Auch *Burg, Gaul, Boot, See* u. a. dürften solche Urwörter des vorindogerm. Europas gewesen sein; R. M. Meyer hat in *Wörter und Sachen* I, S. 60 ff. viele solche 'isolierte Wurzeln', wie er sie nennt, aufgezählt, manche freilich zu Unrecht. Hier wäre noch eine dankbare Aufgabe für den Etymologen zu finden, der im übrigen auf einem längst abgegrasten Gebiet zu arbeiten gezwungen ist, wo neue Funde nur wenigen und auch diesen nur selten glücken. Noch eine Frage: Warum hat R. Loewe sein Werkchen nur als 'Deutsches Wörterbuch' bezeichnet und nicht als 'Etymologisches deutsches Wörterbuch'? Er stellt damit seine anerkennenswerte und gediegene Leistung doch gewissermaſsen unter den Scheffel; denn kleine deutsche Wörterbücher gibt es in gröſserer Zahl, aber kein zuverlässiges etymologisches Wörterbuch auf so knappem Raume wie das vorliegende.

Berlin. Sigmund Feist.

Wied, Dänische Konversationsgrammatik. 2. verbesserte Auflage. Heidelberg, Julius Groos, 1909.

Dänische Sprachlehren gab es bisher in Hülle und Fülle. Auch dänisch-norwegische, die dem Titel nach beide Sprachen behandeln wollten, aber tatsächlich nur beiläufig über besondere norwegische bzw. dänische Formen richtige Auskunft gaben. In neuester Zeit verschwanden diese Zwittergrammatiken, weil die richtige Ansicht sich Bahn brach, daſs es eine dänische und eine dänisch-norwegische Sprache (letztere in den norwegischen Städten gesprochen) gibt, die am besten besonders behandelt werden müssen.

Lehrer waren anfangs sehr erfreut über diese reinliche Scheidung, weil sie ja von jetzt an keine Gefahr liefen, in einer dänischen Sprachlehre andere als dänische Formen anzutreffen. Der anscheinende Fortschritt war aber keiner. Mit der zunehmenden Lektüre der groſsen nordischen Dichter, besonders Ibsen, in der ursprünglichen Sprache, stellte sich die Forderung ein, eine Sprachlehre zu bekommen, die beide Sprachen durchgehend nebeneinander darstellte, denn ohne eine solche sei es unmöglich, z. B. die Reime Ibsens zu verstehen. So sagen die Interessierten, und sie haben recht. Gerade bei Ibsen fällt es sehr schwer, seine Sprache zu beurteilen, und um so mehr, weil die Rechtschreibung so unstet und unklar ist.

Die Dänen sagen für 'leer' *tom* [*tʰɔmˀ*], d. h. *tåm* mit dem abschlieſsenden Kehlkopfverschluſslaut, die Norweger aber *tom* [*tʰom*].

Wer kann wissen, daſs die Fälle des *ö* und des *ø* sich so wenig decken (dän. *sølv* [*søl*], norw. *söll* 'Silber'), daſs hier ein Aufzählen der Wörter mit *ö* allein über die Schwierigkeiten hinaushelfen kann? Wie groſs ist nicht der Abstand zwischen dem norw. *borte* 'fort' [*buǫdə*] und dem dän. *borte* [*bɔǫdə*] oder [*bɔ:ǫdə*]? Den Reim Ibsens versteht man erst, wenn man die norwegische Aussprache kennt (er reimt *borte—sorte* [*sort* 'schwarz']).

Also eine solche Grammatik, die beide Sprachen gleichmäſsig schildert, tut bitter not; solange sie aber nicht vorliegt, begnügen wir uns mit denen, die jede Sprache einigermaſsen ausführlich behandeln. 'Begnügen' ist hier das rechte Wort, denn es ist beschämend, wie wenig die neunordischen Sprachlehren von dem Intimeren der Sprache geben, weshalb eben die fremden Bearbeitungen um so dürftiger ausfallen. Die einheimischen Sprachlehren geben nur die allernötigste Auskunft — und wie

oft nicht einmal diese — und veranlassen dadurch oft die Fremden, den ganzen Ballast von Formen in ihre Darstellung mit hinüberzunehmen, die den Sprachen im 18. Jahrhundert eine Zierde waren.

Von der reifsenden Entwicklung, in der sich z. B. die dänische Sprache befindet, haben sie keine Ahnung.

Eine Wandlung zum Besseren ist zwar auch hier zu spüren, dank den Bemühungen Otto Jespersens-Kopenhagen für die Verbreitung der Kenntnis zur Lautlehre, und so ist heutzutage ein allerdings unvollkommener phonetischer Abschnitt den meisten Sprachlehren einverleibt worden.

Als Grund für die Unzulänglichkeit der meisten Bücher, die die nordischen Sprachen behandeln, wird meistens angegeben, dafs in den betreffenden Ländern selbst grofse Unklarheit herrscht, und dafs besonders der lebenden Sprache (der Umgangssprache) zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Dies ist richtig. Die grofse Zahl der Lehrer in den nordischen Sprachen hat keine Ahnung von den wirklichen Schwierigkeiten der eigenen Sprache.

Obgleich der überaus schwierige schwedische Laut in *sju* 'sieben' zwischen [*çu*] und [*çy*] allen Lernenden die gröfste Mühe bereitet, habe ich doch eine hochmoderne schwedische Sprachlehre vor mir liegen, die diesen Laut durch [ʃ] bestimmt. Derselbe Laut, der mit dem deutschen ich-Laut gleichgestellt werden kann, ist auch vorhanden im schwed. *-tion* (Ableitungsendung) und als Bestandteil im Lautkomplex *kä-*, *tj-*, *kj-* (*station* 'Bahnhof' [*sdaçu:n*], *känna* 'empfinden' [t^{h}*çɛna*], *tjena* 'dienen' [t^{h}*çɛ:na*], *kjol* 'Damenrock' [t^{h}*ço:l*]) und übrigens ja auch in *sk* vor palatalen Vokalen (*ske* 'geschehen' [*çe:*]).

Ich finde nirgends Auskunft über die für modernes Dänisch so charakteristische Änderung des langen *e*-Lautes in *æ* [*ɛ:*]. Vor vierzig Jahren sprach man noch für 'Seife' [*se:wə*], wir aber [*sɜ:wə*] *Sæbe.*

Aber vor allen Dingen gibt keine Grammatik Auskunft über den tatsächlich vorhandenen, ja sogar einschneidenden Unterschied zwischen Jütländisch und Dänisch-Seeländisch, besonders in die Augen fallend bei der Wahl der Form des Perf. Partizips.

Nun ist die Verwirrung in der Literatur zwar heillos, aber die Sache an und für sich ist klar, wenn man weifs, dafs *vi har skreven* 'wir haben geschrieben' jütländisch ist für dän.-seeländisches *skrevet.*

Indessen es kann mit Recht eingewendet werden, dies alles seien Finessen, in jeder Grammatik müsse vieles fehlen, und bei einer guten Sprachlehre komme es auf ganz andere Dinge an, vor allem auf die Klarheit der Regeln und die Güte der beigebrachten Redewendungen.

Dies vorausgesetzt, ist es eine Freude, mit der vorliegenden Konversationsgrammatik zu tun zu haben. Alle anderen dänischen Sprachlehren, auch die einheimischen, in bezug auf die Zuverlässigkeit der Regeln weit überragend, ist sie das einzige Lehrbuch, das eben das erforderliche Material bringt, um eine wirkliche Aneignung des Dänischen zu ermöglichen. Im Laufe von zehn Jahren hat dieses anscheinend zu dicke Buch seinen Weg gemacht. Unbestritten ist es die einzig verwendbare dänische Sprachlehre. Dem Verleger mufste man ursprünglich eine gute Portion Vertrauen nachsagen, der es wagte, ein Buch dieses Umfanges zu verlegen. Er hat aber richtig gesehen, dies Buch hat sich überall eingebürgert, wo Dänisch getrieben wird. Die zweite Auflage ist verbessert und in mancher Beziehung erweitert worden.

Vor allem fällt ins Auge, wie redlich der Verfasser mit dem Stoff umzugehen wufste. Was er gibt, hat er erfahren; was er zu erwähnen unterliefs, war solches, das ihm selber nicht klar werden wollte.

Nicht wenig beigetragen zu dem Erfolge des Buches hat die äufserst ansprechende Druckausstattung.

Alle Lücken sind nun trotz aller Anstrengungen nicht ausgefüllt worden. Zwar hatte schon die erste Auflage in guter Darstellung den dänischen Laut berücksichtigt, der als Kehlkopfverschluſslaut bekannt ist und im Dänischen *Stød*, d. h. 'Stoſs', genannt wird und sonst nur noch im Lettischen vorkommt. Hier vermiſst der dänische Lehrer hin und wieder etwas, z. B. eine Notierung der Tatsache, daſs, obgleich ein zweisilbiges Wort auf tonloser Silbe vom Typus *-re* nie den Stoſs haben kann, so spricht der Däne doch für *bedre* 'besser' [*bɛđ'ǫ*], für *læng(e)re* 'länger, weiter' [*lɛŋ'ǫ*], für *hell(e)re* 'lieber' [*hɛl'ǫ*], weil diese Formen alte einsilbige waren (*betr, lengr, heldr*), d. h. alte Adverbien, die auch für die Adjektive eintraten.

Seinen Glanzpunkt hat das Buch in der vorzüglichen Auswahl an echt dänischen Redensarten. Das Deutsche und das Dänische stehen sich hier so ausgezeichnet gegenüber, daſs man versucht wäre, das Buch für den deutschen Unterricht in Dänemark zu empfehlen.

Auch hier vermiſst man aber die Hinweisung darauf, daſs dem deutschen 'Wie geht es Ihnen?' (Wie befinden Sie sich?) im Dänischen allein entspricht: *hvorledes har De det?* Das vorkommende *hvorledes går det Dem* ist halbdeutsch und wird meist bloſs so verstanden: in geschäftlicher Beziehung. Die Verwendung in der Anrede ist deutsch. Auch habe ich vergebens nach ein paar der berüchtigten dänischen Sätze gesucht, die trotz zahlloser Versuche, die gemacht worden sind, sich nicht haben übersetzen lassen wollen. Wie oft wird wohl nicht der Verfasser in Kopenhagen gehört haben: *det kan De ikke være bekendt.* Der Sinn ist eigentlich nur: Es ist unmöglich, daſs man dies oder jenes tun kann.

Zuweilen versteht man nicht, wie der Verfasser das Dänische so verkennen kann. Er übersetzt deutsches 'wir haben ihn in diesem Augenblick gesehen' durch *vi har set ham i dette Öjeblik.* Das ist falsch. Es heiſst: *vi så ham lige nu* (S. 211). Wie kommt er auch dazu, zu schreiben: *inden i Huset* 'im Hause'? (S. 206). Es heiſst allein: *inde i Huset,* aber *inden i Œsken* 'in der Schachtel'.

Auch ist *Døgn* nicht ein Zeitraum von 48 Stunden (S. 86), sondern nur von 24. Zehn Jahre müſsten eigentlich genügen für eine solche Verbesserung. Ebensowenig ist es glücklich, *Dansker* für 'Däne' (S. 336) anzugeben. Es heiſst: er ist Däne *han er Dansk. Dansker* ist Nachbildung des schwed. *Svenskarna.* Auch das dänische *og* 'und' in seiner satzverbindenden Verwendung ist nicht so kurz abzutun. Dänisch ist *han sidder og græder* für deutsches 'er sitzt weinend da'.

Skynd dig og hent ham heiſst auch *skynd dig at* [ɔ] *hente ham* = 'beeile dich, ihn zu holen'.

Fast unglaublich erscheint es, daſs Verf. persönliche Stellung zu der einschneidenden Frage nach der Form des Perf. Ptzp. nicht genommen haben sollte.

S. 178 hat er: *fortæl mig, hvilke Damer der er komne* (der er kommet) = 'Erzähle mir, welche Damen gekommen sind'.

In der ersten Ausgabe: *fortæl mig, hvilke Damer der ere komne* (der er kommet).

Augenscheinlich weiſs er weder aus noch ein. Von ihm hätte man hier ein selbständiges Urteil erwarten können. Sein Ohr hätte ihm sagen müssen, es heiſst, wie gesprochen wird: der er kommen.

Berlin. Johannes Neuhaus.

Englische Schulbücher.

1. Dr. A. Mohrbutter, Prof. an der Oberrealschule zu Kiel, **Hilfsbuch für den englischen Aufsatz.** Leipzig (Rengersche Buchhdl.) 1906. Brosch. M. 1,60, in Ganzleinen gebunden und mit Schreibpapier durchschossen M. 2,40.

2. R. J. Morich, Lektor der englischen Sprache an der Universität Graz, Examiner in Modern Languages to the Oxford and Cambridge Schools Examination Board, and to the Intermediate Education Board for Ireland, Der englische Stil. Ein Übungsbuch für Deutsche (1. Band). Nebst einem Schlüssel (2. Band). Leipzig, Wien (Franz Deuticke) 1907.
3. H. Alexander Clay, M. A. of Dublin University, of the Hants Education Office, Oskar Thiergen, Ph. D., Professor of the Royal Corps of Cadets Dresden, Across the Channel. A guide to England and the English language. With plans of London and its environs, a map of England and a table of the coinage of Great Britain. (Folgen Namen und Titel in deutschem Druck und deutscher Sprache.) Leipzig-R. (E. Haberland) 1907.
4. Liane Becker, Newest method for learning easily the German language. London, New York, Boston, Heidelberg (Julius Groos) 1907.
5. Dr. Georg Steinmüller, Kgl. Gymnasialprofessor, Englische Gedichte in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erläutert. Nebst einem Wörterbuch. München, Berlin (R. Oldenbourg) 1908.
6. A. Lindenstead, The heroes of English history and what are understood as such. From Egbert to Eduard I. (827—1272). Leipzig (Rengersche Buchhdlg.) 1907.
7. H. Friedr. Haastert, Prof., Oberlehrer am Realgymnasium und Gymnasium zu Hagen i. W., Englische Prosa-Schriftsteller aus dem XVII., XVIII. und XIX. Jahrhundert. Ausgewählte Abschnitte aus der Kulturgeschichte des englischen Volkes mit Anmerkungen. I. Bändchen. Bielefeld, Leipzig (Velhagen & Klasing) 1904. Pr. M. 1,20.
8. G. A. Henty, Both sides the Border, a tale of Hotspur and Glendower. In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Hans Strohmeyer, Oberlehrer an der Realschule zu Charlottenburg. Mit einem Bildnis des Verfassers und zwei Übersichtskarten. Bielefeld, Leipzig (Velhagen & Klasing) 1908. Pr. M. 1,40.
9. G. A. Henty, With Clive in India or the beginnings of an empire. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von G. Opitz, Prof. am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Mit einer Karte. Bielefeld, Leipzig (Velhagen & Klasing) 1907. Pr. M. 1,20.
10. Mrs. Gaskell, Cranford. Im Auszuge mit Anmerkungen z. Schulgebrauch herausgegeben von G. Opitz, Prof. am Dorotheenstädtischen Realgymnasium in Berlin, Leipzig, Bielefeld (Velhagen & Klasing) 1908. Pr. M. 1.
11. Tip Cat by the author of 'Lil', 'Pen', 'Our little Ann', 'Dear' etc. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. K. Horst, Direktor der Realschule zu Bischweiler (Elsafs). Bielefeld, Leipzig (Velhagen & Klasing) 1908. Pr. M. 1,30.
12. Jerome K. Jerome, Fact and fiction, sketches, tales and play in prose. Edited with explanatory notes by Dr. Kurt Schladebach. Berlin (Weidmannsche Buchhdlg.) 1904. Pr. geb. M. 1,40.
13. Charles Kingsley, Westward ho! In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Johann Ellinger. Mit einer

Kartenskizze. 1. Aufl., 2. Abdruck. Leipzig, Wien (Freytag-Tempsky) 1906. Pr. geb. M. 1,20.

14. Frances Webster, The island realm or Günter's wanderyear, Being scenes from English life. With introduction and notes by R. W. Reynolds, M. A. With 10 illustrations and a map of London. Bielefeld, Leipzig (Velhagen & Klasing) 1906. Pr. M. 1,40.

15. Chambers's History of England, 55 B. C. to the present time. Für den Schul- und Privatgebrauch hergerichtet von Prof. Dr. J. Klapperich. Mit 14 Abbildungen, 5 Nebenkarten und 1 Hauptkarte. Glogau (Carl Flemming), ohne Jahr. Ausgabe A, Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache. Pr. geb. M. 1,40.

16. Charles Dickens, Paul Dombey, from 'Dombey and Son'. Ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. J. Klapperich. Berlin, Glogau (Carl Flemming) 1908. Ausgabe A. Pr. M. 1,80.

17. Samuel Rawson Gardiner, Oliver Cromwell. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Greeff, Oberlehrer an der Humboldtschule in Hannover-Linden. Autorisierte Ausgabe. Mit 1 Titelbild und 1 Karte von England und Wales. Leipzig, Wien (Freytag-Tempsky) 1907. Pr. geb. M. 1,40.

18. William Hunt, The American war of independence. Extracts from The political history of England, Vol. X. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. Weber, Oberlehrer an der Oberrealschule in Essen. Mit 2 Karten. Leipzig (Renger) 1908.

19. From Lincoln to MacKinley, forty-one years of the history of the United States (1860—1901). Adapted, with some additions, from A students history of the United States by Edward Channing, Professor of History in Harvard University. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Péronne, Oberlehrer an der V. Realschule, Berlin. Mit einer farbigen Übersichtskarte und drei Kartenskizzen im Text. Bielefeld, Leipzig (Velhagen & Klasing) 1906. Pr. M. 1,20.

20. Samuel Smiles, Self-help. With illustrations of conduct and perseverance. Herausgegeben von Prof. A. von Roden, Oberlehrer an der Realschule in der Nordstadt zu Elberfeld. Leipzig (Renger) 1907.

21. Gerhard Budde, Prof. am Lyceum I in Hannover, Philosophisches Lesebuch für den englischen Unterricht der Oberstufe. Mit biographischen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben. Hannover, Leipzig (Hahnsche Buchhdlg.) 1908. Pr. M. 2,25.

22. Louis Hamilton, English Master in the Oriental College, University Berlin, Author of 'The practical Englishman' etc., The English newspaper reader. Compiled, explained and annotated. Leipsic-Vienna (Freytag-Tempsky) 1908. Price: bound M. 4.

1. Die Absicht des Werkes kennzeichnet der Titel. Es zerfällt in vier Teile: I. Wörter und Wendungen, II. Stilistische Winke, III. Adjektive und Verben in Verbindung mit Präpositionen, IV. Interpunktion und Silbentrennung. — Zu I hat der Verfasser mit grofsem Fleifs aus vierzig Schulausgaben Redensarten ausgezogen und nach Stichworten alphabetisch geordnet. Unter den Autoren sind die besten englischen Namen: Macaulay, Ruskin, Dickens, Scott, Gardiner, Mill u. a. — Teil II handelt besonders eingehend vom Infinitiv, Gerundium, Partizip. — Teil III wird

jedem Schüler willkommene Hilfe bieten und sollte in keiner englischen Grammatik fehlen.

2. In derselben Absicht wie das eben besprochene ist Morichs Buch verfaſst. Nur ist es umfangreicher und wendet sich an Vorgeschrittene, an Studenten, Mitglieder englischer Seminare. Aus Romanen und Novellen, Geschichte, Kunst-, Literaturgeschichte, Bühnen- und Reisewerken, aus der Presse und Briefen sind Übungsstücke in groſser Menge hergenommen, die der Verfasser zwecks Übertragung ins Englische mit Noten versehen hat. Unter dem Titel 'Phraseologisches' gibt er, alphabetisch geordnet, eine Reihe mehrdeutiger Worte mit entsprechender Verenglischung. Es folgen lesenswerte Bemerkungen und Beispiele zur Erläuterung englischen Stils. — Der 2. Band des Werkes, der 'Schlüssel', enthält zu den im ersten aufgeführten Lesestücken Übersetzungen, die zum Teil vom Herausgeber selbst herstammen. Das Englisch, das er bietet, ist, soweit ich zu urteilen vermag, durchaus einwandfrei, wie denn das ganze Werk, auch was äuſsere Form betrifft, einen sorgsamen und gediegenen Eindruck macht.

3. Folgendes ist der Grundgedanke des Thiergen-Clayschen Buches. Ein Deutscher fährt mit seiner Gattin über den Kanal und besucht London und andere Punkte Englands. Aus Gesprächen mit Bekannten sollen sich die im Verkehr notwendigen Redensarten ergeben, zugleich eine Beschreibung der Sehenswürdigkeiten. Dieser Gedanke wäre meines Erachtens besser verwirklicht worden, wenn die Reden und Gespräche im ganzen kürzer und, statt im rezitierenden Führerstil, im natürlichen Ton gehalten wären. Es kommt, wie häufig in Arbeiten dieser Art, viel Überflüssiges zutage, das nur ermüdet, ohne zu bilden. Ein Bädeker ist da brauchbarer, zumal er sich, wie auch unser Buch will, nicht an Schulkinder, sondern an reife Leser wendet. Ferner hat er vor diesem den Vorzug gröſserer Objektivität, auf die im Zwiegespräch weniger geachtet wird als in wissenschaftlicher Darstellung. So haftet dem Werke die Neigung zu Hyperbeln an, die den Wert seiner Angaben herabsetzen müssen. Man vergleiche. Es 'soll ein Führer durch das Land wie durch die Sprache sein. Die Schönheit beider soll dem Deutschen durch dieses Buch erschlossen oder leichter verständlich gemacht werden' (Vorwort). — ‚Die englische Sprache ist jetzt und auf Jahrhunderte hinaus die Weltsprache ...' (S. 163). Weiter verspricht das Vorwort: den 'Anglizismen sind in der gegenüberliegenden Übersetzung die entsprechenden Germanismen beigegeben ...'. Nun betrachte man daraufhin unser Buch, und fast auf jeder Seite wird man finden, daſs die englischen Ausdrücke wörtlich ins Deutsche übertragen sind; und wie oft läſst auch das zu wünschen übrig, abgesehen von nicht immer kontrollierbaren Provinzialismen. Kein Wunder, wenn sich da der Leser dem englischen Text zuwendet und schlieſslich den Eindruck bekommt: das Englische sei eine schöne Sprache. — Auf die Gespräche folgen der Abriſs einer Grammatik, Vokabelverzeichnis und Karten von London. Gegen diese Dinge ist nichts zu sagen. Herr Thiergen ist aus seinen Unterrichtsbriefen als geschickter Grammatiker wohlbekannt. Wenn aber sein 'Englischer Sprachführer' die weite Verbreitung finden soll, die er als Ausdruck einer guten Absicht gewiſslich verdient, so bedarf er der Kürzung und einfacherer Redeweise, wie sie der Alltag bietet. Vor allem aber dürfen deutsche Leser fordern, daſs ein Buch, das ihnen zugedacht ist, ein weniger barockes und hinterwäldlerisches Deutsch rede als dieses.

4. Ein anspruchsloses Büchelchen, das sich die Aufgabe stellt, Ausländern auf praktischem Wege die Kenntnis der deutschen Umgangssprache zu vermitteln. Darum sind Beispiele reichlich geboten mit mancherlei Hinweisen, wie der Lernende seine Kenntnisse gebrauchen und flüssig machen könne. Die knappgefaſste Grammatik dürfte ihm ermöglichen,

sich bald auch in die längeren Stücke einzulesen, zumal sie in einem und demselben Vorstellungskreis zu bleiben suchen. Zum Selbststudium aber wird sie, entgegen der 'Vorrede', nicht ausreichen. Folgendes bedarf der Berichtigung. S. 37: Mache Alfreds Porträt! und S. 38: Mache das Porträt deines Nachbars, statt: Beschreibe Alfreds ... Aussehen. — S. 162: Gen.-Pl. von 'sie', 'eurer' (mufs heifsen: *euer*). — S. 163: ergänze *compelled* hinter: *ich soll I am.* — S. 164: streiche *siebte*, das als Nebenform zu *siebente* angegeben ist. — S. 171: die Relativa *welcher, welche, welches, was* sind durch *what* übersetzt, was irreführen mufs. Ferner fehlt die Deklination von *was.* — S. 173: *an dem, an welchem = at what* (mufs heifsen: *at which*), ebenso: *zu dem, welchem* for *what* (st. for *which*).

5. Die Sammlung des Herrn Steinmüller besteht aus 50 Gedichten. Besonders zahlreich vertreten sind Äufserungen von Byron, Longfellow, Th. Moore, Tennyson. Es ist ein gutgemeintes Werkchen mit Vokabeln und sorgsam gegebenen Anmerkungen.

6. Unter dem Titel 'The heroes of English history' hat A. Lindenstead 10 Skizzen zusammengestellt, welche etwa 450 Jahre englischer Geschichte illustrieren. Als Unterlage haben ihm Werke von Augerton, Freeman, Green, Hallam u. a. gedient. Es berührt sympathisch, durch die geschilderten Persönlichkeiten hindurch auf das Land, wo sie lebten und das ihnen verpflichtet ist, zu blicken, wie Gegenstände zu wachsen scheinen, betrachtet man sie durch Vergröfserungsgläser. Das Buch ist leicht zu lesen, in der Form ansprechend und natürlich, wie Kinder sie gern mögen in Geschichten, die von Taten aus alter Zeit berichten. Der Verfasser hat sich deshalb in seinen Erläuterungen auf die Sachen beschränken können.

7. Im Gegensatz zu dieser vermisse ich in Herrn Haasterts Zusammenstellung die verknüpfende Idee und damit den fruchttragenden Keim einer Lektüre, die sich nicht an blofse Worte hält. Was Herrn H. bei Abfassung seines Buches im Sinne lag, ist die Schaffung einer Privatlektüre, deren Gehalt englische Kulturbilder aus der Feder anerkannter englischer Historiker sein sollten. Diese Absicht, mufs ich gestehen, habe ich dem Vorwort entnommen; aus dem Buche selbst ist sie mir nicht aufgegangen. Welchen Anteil hätten dazu wohl Stücke wie: Distinction between the Mythical and Historical World aus Grote, History of Greece? — King Lear aus Lamb, Tales from Shakespeare? — Aber auch die übrigen, wovon ich noch Gibbons phantasiefrohe Darstellung *Britons and Saxons* aus seiner 'History of the Roman Empire' absondern möchte, wachsen nicht recht zusammen. Die Anmerkungen haben in Anbetracht der vielen Sachen, die zu erklären waren, dem Herausgeber reichlich Mühe gekostet. Das ist zu bedauern, wenn sie, wie mir scheint, an ein verfehltes Ziel gewendet wurde.

8. Hentys 'Both sides the Border' ist eine nicht schwer lesbare, ansprechende Schilderung der politischen Vorgänge, die den ersten Teil von Shakespeares 'Heinrich IV.' ausfüllen. In ihrer Mitte stehen die Abenteuer des jungen Oswald Forster und seines Begleiters, des ehemaligen Mönchs Roger.

9. In kriegerische Umstände bringt auch das andere Werk Hentys ('With Clive in India') seinen Helden. Um interessant zu sein, bietet es zuwenig Abwechslung. Es ist ein Musterbeispiel für die Langweiligkeit der Aktion. Marsch folgt auf Marsch, Schlacht auf Schlacht, und soll einmal Ruhe in die Bewegung treten, so wird sie auf ganz unkünstlerische Art gewonnen. Der Held kehrt z. B. nach längerer Zeit an seinen Ausgangspunkt zurück, wo sich inzwischen die Verhältnisse nicht unwesentlich geändert haben. Ein guter Freund mufs nun ihn und den Leser von diesem Wandel unterrichten und tut es so gründlich, als wäre ein Detailhistoriker am Werke und nicht ein Künstler, der auch unterhalten soll. Die moralische Absicht Hentys, den jungen Engländern Achtung vor den

Taten und Erfolgen ihres Vaterlandes zu predigen, ist zu einseitig und obendrein etwas billig, als daſs allein um ihretwillen auch deutsche Jungen Gefallen an diesem Werk finden sollten, zumal daneben Hentys Stil und Erzählungsweise nichts Merkwürdiges bieten.

10. Cranford ist eine hübsche, gemütvolle Lektüre für höhere Mädchenklassen. Frauen spielen die Hauptrolle darin. Der Schauplatz ist die Kleinstadt Cranford, und die Begebenheiten verraten all die beschränktängstliche Verehrung kleinbürgerlicher Umgangsformen, daneben auch alle Gutmütigkeit, die in Augenblicken der Not den Förmling an sein Menschentum erinnert. Die Anmerkungen sind sorgfältig und ausführlich. Ein paar Druckfehler mögen in der zweiten Auflage ihre Berichtigung finden. S. 30, 13: *if* (st. *i*), Z. 16: *God* (st. *Godf*); S. 36, 20: *remember* (st. *rember*); S. 102, 6: *before* (st. *hefore*); Anm. z. S. 25, 12—13: *what* (st. *wha*).

11. *Tip Cat,* dessen Verfasserin über ihre Person und Namen strengstes Geheimnis breitet, ist die lehrhafte, nicht ohne Sentimentalität geschriebene Geschichte eines jungen Studenten, der plötzlich arm wird und sich mit seinen beiden kleinen Schwestern kümmerlich durchs Leben schlagen muſs. Die menschenfreundliche Verfasserin, die lieber zu Unwahrscheinlichem greift, als dem harten Schicksal seinen Willen läſst, macht der Not bald ein Ende, und durch ein holdes tête-à-tête blickt der gerührte Leser oder, besser, die junge Leserin in eine selige Zukunft. Der Herausgeber hat die Erzählung, auſser um ihrer selbst willen, darum für Schullektüre wert erachtet, weil sich darin (Kap. X) eine umfangreiche Probe der Volksmundart findet. Die Anmerkungen bringen dazu eine kleine Abhandlung, wie sie auch sonst an Reichhaltigkeit und Sorgfalt nichts zu wünschen übrig lassen. S. 105, 20 ist von der *Stoa Poi'kilē* die Rede. Es ist natürlich *Poikí̄lē* zu betonen.

12. Eine treffliche Auswahl unter den Werken des beliebten englischen Humoristen J. K. Jerome bietet die Sammlung *Fact and fiction* von Schladebach. Es stehen darin Auszüge aus Paul Kelver, On the Stage and Off, The Idle Thoughts of an Idle Fellow, Diary of a Pilgrimage, Sketches in Lavender, Blue and Green, ferner der Einakter Barbara. Die Englisch geschriebene Einleitung bringt des Verfassers Leben geschickt mit seinen Werken in Zusammenhang unter Verweisung auf die in der Sammlung vorliegenden Teile. Gleichfalls in englischer Sprache sind die Anmerkungen abgefaſst. Eine Liste der auftretenden Eigennamen vermerkt ihre Aussprache. Das Buch ist eine empfehlenswerte Lektüre für reifere Schüler.

13. Eine recht brauchbare Schulausgabe des interessanten *Westward ho!* veröffentlicht Joh. Ellinger. Kingsleys umfangreicher Roman ist auf 128 Seiten zu 14 Kapiteln geschickt zusammengezogen. Zwar sind an ein paar Stellen die Nähte sichtbar geblieben, doch war dieser Schönheitsfehler kaum zu vermeiden. Die Einleitung gibt das Wissenswerte über Kingsley in knapper Form. Ausführlich sind die Noten. Groſse Mühe hat sich der Herausgeber um die schwierige Erklärung der Seemannsausdrücke gemacht. Hier, glaube ich, wären ein paar Bilder von Schiffstypen früherer Zeit, ein paar Schnitte, ihren inneren Bau darzutun, zu leichterem und besserem Verständnis sehr zweckdienlich gewesen. Der rührige Verlag der Herren Freytag & Tempsky hätte, bei der bekannten löblichen Ausstattung seiner Schulwerke, den Vorschlag zu so nützlicher Beigabe gewiſs nicht abgelehnt.

14. *The island realm*, ein Buch, das als Fortsetzung und Erweiterung zu Hausknechts Darbietungen über englisches Schulleben angesehen werden kann. Im Mittelpunkt der Erzählung steht Günther, den der Arzt nach England geschickt hat, der dort in eine höhere Schule eintritt und die Ferien im Hause eines englischen Freundes in London zubringt. In die-

sem Rahmen werden englische Verhältnisse dargelegt, hin und wieder ohne Einseitigkeit mit deutschen verglichen. Ein aufmerksamer Besuch wird den verschiedenen Londoner Stadtteilen gewidmet, deren Merkwürdigkeiten in anspruchslosem Erzählerton, dann und wann in einem Briefe Günthers an seine Mutter und Schwester, dem Leser ohne Zudringlichkeit oder Ermüdung nahegebracht werden. Einige Bilder und eine Karte der Hauptstadt ergänzen diese Mitteilungen. Die Anmerkungen sind durchgängig in englischer Sprache abgefaſst. Sie sind recht ausführlich. Meines Erachtens hat der Verfasser sich allzu liebevoll mit den Sachen beschäftigt und z. B. über Englands groſse Männer: Nelson, Wellington, Cromwell, Milton, Tennyson u. a. Erläuterungen gegeben, die für Schüler höherer Klassen — und nur solche können nach dem Buche greifen — unnötig lang sind. Daſs dabei der Nationalstolz zuweilen über das Ziel hinausschieſst, ist kein Wunder. Wenn es z. B. (Anmerk. zu S. 83, Z. 4) von Wellington heiſst: *His chief glory is to have vanquished Napoleon at the Battle of Waterloo (1815)*, so ist diese Bemerkung vom Standpunkt des eingenommenen Engländers erklärlich, aber die Geschichte schüttelt den Kopf dazu. Neben solcher Ausführlichkeit ist die Erklärung von Redensarten des täglichen Lebens oder besonderer Kreise etwas zu kurz gekommen, was um so mehr zu bedauern ist, als auch das Wörterbuch den aufmerksam lesenden Schüler bei solchen Wendungen häufig im Stich läſst. Alles in allem doch ist hier ein nützliches Buch geschaffen, das über englische Zustände unterhaltsam und belehrend Aufschluſs gibt.

15. *Chambers's History of England* bietet einen geschickten Auszug aus dem Gesamtwerk. Der Überblick über Englands geschichtliche Entwicklung ist lückenlos gewahrt. Auch der trotz aller Erfolge unverwischbar düstere und grausame Charakterzug, der dieses Landes Geschichte eignet, ist bei der Kürzung nicht verloren gegangen. Die leichtverständliche Sprache, die anziehende Form der Darstellung empfehlen das Buch als anregenden Lesestoff. Textbilder und eine Karte von Groſsbritannien und Irland helfen der Anschauung nach. Zur Wiederholung des Gelesenen nicht unwillkommen sind zwei Tabellen: List of Dates und Genealogical Tables. Die Anmerkungen sind knapp, aber ausreichend. Zu wünschen bleibt eine Liste der zahlreichen Ortsnamen mit Angabe der englischen Aussprache. Nicht ganz zutreffend redet folgende Textstelle: A statue of Joan of Arc now marks the spot where she suffered death (S. 49, 11—12). Auf dem Roueneser Markt wird die Stelle, wo ihr Scheiterhaufen geflammt haben soll, durch ein in die Fliesen eingelassenes Kreuz bezeichnet.

16. Gleichfalls eine empfehlenswerte Leistung desselben Herausgebers ist der Auszug aus Dickens rührender Erzählung 'Dombey and Son'. Das Büchlein führt in 11 Kapiteln, wozwischen überleitende Bemerkungen stehen, die Hauptcharaktere und -szenen des Gesamtwerkes eindringlich vor Augen: den Vater Dombey, mit seinem Streben einseitig auf den Fortbestand seiner Firma gerichtet, die Witwe Pipchin mit ihrer rauhen Pädagogik, Doktor Blimber und sein Haus, in dem das Schüler verbildende Einpaukverfahren eine klassische Stätte gefunden hat, endlich die Geschwister: die liebliche Florence und den altfränkischen, von keinem auſser Florence recht verstandenen Paul. Die nicht allzu schwere, gefällige Sprache und der Reiz des Inhalts machen das Werk in dieser Ausgabe zur geeigneten Lektüre für jede Klasse, welche die Elemente englischer Sprachlehre überwunden hat.

17. Gardiner entrollt in seinem Werk über *Oliver Cromwell* einen besonders düsteren Abschnitt englischer Geschichte. Auch hier ist, dem Schulzweck angemessen, eine Zusammenziehung des Ganzen notwendig gewesen. Dieser Umstand wirkt vorteilhaft insofern, als die Absicht des Verfassers: Cromwells Entwicklung vom einfachen Widersprüchler zum rücksichtslosen Gewaltmenschen zu schildern, nun in wenigen, aber mar-

kigen Strichen unverkennbar und eindringlich an den Tag tritt. Die Betrachtung einer solchen, aus dem Zwang der Verhältnisse werdenden Persönlichkeit ist für reife Schüler aufzusparen; auch Gardiners gewählte, nicht immer leichte Sprache setzt gebildete Leser voraus. Was an landläufigen Hilfsmitteln zur Verständnisförderung zu bieten war, hat der Herausgeber mit redlichem Fleifs herbeigetragen. Ein paar Druckfehler sind mir aufgefallen. S. 52, Bandnote: *Immediath results*; S. 72, 30: *cotinued*; S. 85, 25: *were* (mufs heifsen: *where*).

18. Herr Weber behauptet in seiner Vorrede: dafs der amerikanische Befreiungskrieg in den Kreis englischer Schullektüre gehöre, bedürfe wohl keiner Begründung. Man wird dieser Bemerkung im ganzen zustimmen müssen. Dennoch hat die Lesung des Buches auf mich den Eindruck gemacht, die Wahl des Stoffes — in vorliegender Darstellung jedenfalls — sei nicht glücklich. Die bis ins kleinste gehende Ausführlichkeit, die ich schon zu Henty, 'With Clive in India', als für Schullektüre wenig angemessen vermerkt habe, macht auch hier bedenklich. Das Werk ist gewifs recht brauchbar zum Nachschlagen, wenn im rein wissenschaftlichen Geschichtsunterricht das Kapitel des amerikanischen Befreiungskrieges eingehend besprochen wird. Um auch als Grundlage für die Lektüre des englischen Unterrichts interessant zu sein, die neben der Belehrung auch künstlerische Ziele verfolgt — ich irre doch wohl nicht in dieser Auffassung! —, schmeckt sie allzusehr nach dem Staub papierener Akten und der Stube, worin als Hauptmöbel der grüne Tisch steht. Wenn später die langwierigen Verhandlungen in Handlungen übergehen und die Hauptführer beiderseits ihre Rolle spielen, folgen Märsche, Kämpfe, Rückzüge, neue Kämpfe, neue Märsche in solcher Rastlosigkeit, dafs ihre Fülle, weit entfernt, zu begeistern, den Leser erdrückt und sein Interesse lähmt. Diese Anmerkungen schienen mir nötig im Hinblick auf Forderungen, die im allgemeinen an eine Schullektüre zu stellen sind. Sollte ein Lehrer sich daran nicht stofsen, weil er besondere Schüler und besondere Zwecke im Auge hat, für welche gerade diese Darstellung pafst, sollte auch eine gewisse subjektiv-englische Beurteilung der amerikanischen Empörung ihn nicht stören, so mag er das sorgfältig redigierte Buch getrost zur Hand nehmen lassen.

19. Vorzuziehen ist die Anlage des Werkes *From Lincoln to Mac Kinley*, das von Anfang an die Handlung um bedeutende Männer, an ihrer Spitze Abraham Lincoln, zu gruppieren weifs und aus den örtlich beschränkten Territorialkämpfen die Weltstellung der Vereinigten Staaten erwachsen läfst.

20. *Self-Help,* ein pädagogisches Buch, das Knaben und Jünglinge zu selbsthandelnden Menschen erziehen will. Gegründet in der Anschauung von Willensfreiheit, sucht es am Lebensgange hervorragender Männer der englischen, französischen, deutschen Kulturgeschichte nachzuweisen, wie diese Männer ihre durchaus nicht immer genialen Anlagen durch Energie, vor allem durch rastlose Tätigkeit gesteigert haben. Die Zahl der genannten Beispiele ist grofs und der Verkehr, den der Leser unausgesetzt mit bedeutenden Menschen vieler Länder und Zeiten unterhält, belehrend und erfreulich. Wird man der Metaphysik des Verfassers nicht überall zustimmen können, so wird man doch seine Absichten ohne Einschränkung billigen und die Art, wie er sie vorträgt, angemessen und eindrucksvoll nennen. Der Herausgeber, bei dem die Neigung zu seinem Gegenstand angenehm auffällt, hat sich bemüht, die zahlreich kommenden Persönlichkeiten des Werkes in zum Teil recht ausführlichen Anmerkungen dem Leser vorzustellen und ihm eine Ahnung von ihrer Bedeutung zu geben, an die der Verfasser anknüpft.

21. Eine zum Teil recht schwere Lektüre wird in dem 'Philosophischen Lesebuch' geboten, deren Schwierigkeiten nach Sprache und Inhalt

auch von Primanern, denen sie in erster Reihe zugedacht ist, keine geringe Mühe verlangen werden. Es kommt hinzu, daſs die Schule leider so gut wie keine Grundlage hat, auf der solche Lektüre fuſsen möchte. Was der deutsche Unterricht, an den zuerst gedacht werden muſs, in der Hand eines philosophisch interessierten Lehrers bieten kann, ist nicht wenig, kann aber nur nebenbei und bruchstückweise abfallen. Gymnasiasten, die etwa Cicero oder Plato lesen, haben gewöhnlich mit der fremden Sprache zu ringen, als daſs sie zu ersprieſslichem Genuſs eines tiefsinnigen Inhalts kämen. Es fehlt dem Arbeitsplan von Obersekunda oder Prima eine von anderen getrennte Propädeutikstunde, in der zwanglos, doch in sinnvoller Ordnung Fragen des Lebens erörtert werden könnten, wofür die Schüler im allgemeinen reges Interesse zeigen. Zur Unterstützung solcher Lektionen haben in deutscher Sprache u. a. Dessoir und Menzer ein Philosophisches Lesebuch erscheinen lassen. Wird es irgendwo benutzt?

Gleichen Zwecken, die Philosophie in den höheren Klassen der Schule populär zu machen, dienen Buddes philosophische Lesebücher. Das für französischen Unterricht ist früher erschienen. Ihm sind sie, dem Vorwort nach, Wegweiser in das Kulturleben des fremden Volkes, ich jedoch möchte darin mehr den Ausdruck eines Mitgefühls erblicken, das triebhaftem philosophischen Streben entgegenkommen und zu Bewuſstsein und Ziel verhelfen möchte. In diesem Sinne, meine ich, sind die Bücher willkommene Beiträge, wenn auch vielleicht zu schwer, bevor vom Deutschen her der Zugang angebahnt ist.

Die Schwierigkeiten zu heben, die allein die zahlreichen ungeläufigen oder in besonderem Sinne zu nehmenden Termini bieten, sind oft sehr umfangreiche Anmerkungen nötig gewesen, meist sachlicher Art. Zur Erkenntnis der Zeitverhältnisse, in denen Philosoph und Lehre wurzeln, sind Einleitungen beigefügt, im englischen Lesebuch gelungener als im französischen. Es ist durchgängig die Signatur beider Bücher, daſs das englische zweckmäſsiger als das französische erscheint, wie denn, was insonderheit germanische Völker unter Philosophie begreifen, im Französischen kaum anzutreffen ist. So treten in den Einleitungsmonographien bei den englischen Philosophen Leben und Lehre weit inniger in organischen Zusammenhang als bei den Franzosen. Der Verfasser hat Proben gewählt aus Hobbes, Locke, Shaftesbury, Berkeley, Clarke, Adam Smith, Hume, J. A. Mill, Spencer, Buckle. In den Anmerkungen durfte Bekanntes fehlen, vgl. S. 167 die Note zu 'Parnassus', sowie (S. 82) die umfänglichen biographischen Angaben zu römischen und griechischen Dichtern. Nachdrücklicher muſs ich auf die überaus zahlreichen Druckfehler weisen, die, im französischen und englischen Teil, den an sich nicht leichten Text unnütz erschweren oder unlesbar machen. Auch sind die Regeln über Silbentrennung nicht immer wohlbeachtet. Trotz der Mängel wünsche ich diesen Lesebüchern viele Freunde.

22. Ein glücklicher Gedanke hat L. Hamilton geleitet, in seinem *Reader* die Lesung englischer Zeitungen für den Schulunterricht fruchtbar zu machen. Ausgehend von der Tatsache, daſs die Bewältigung derartigen Lesestoffes gewöhnlich an unzureichender Kenntnis der Landesverhältnisse scheitern müsse, hat er eine Anzahl Artikel aus angesehenen Zeitungen zusammengestellt und mit Erläuterungen ausgestattet. U. a. sind 'Daily Telegraph', 'Times', 'Times Weekly', 'London Gazette' benutzt worden. Die Wahl der Artikel ist so getroffen, daſs ein mehr als augenblickliches Interesse an ihrem Inhalt vorausgesetzt werden darf. Sie beschäftigen sich mit fast allen brennenden Tagesangelegenheiten: Parlament, Gerichtswesen, Heer, Flotte, Koloniales kommt so gut zur Sprache wie Ackerbau, Handel, Wetter und Annoncen. Vermiſst habe ich Theater, Konzerte und, für englisches Leben besonders auffällig, den Sport. Durch Beschränkung

der häufig gleichartigen Notizen im Kapitel *Advertisement* wäre für diese Dinge Raum zu schaffen.

Die naturgemäſs reichlich bemessenen Noten in englischer Sprache werden durch eine Liste der in Schrift und Druck üblichen Kürzungen, sowie durch ein Namen- und Sachregister praktisch ergänzt, so daſs der Benutzer leicht die Stelle findet, wo er sich unterrichten kann. Aufgefallen ist mir bei dem unverkennbar sorgfältigen Arbeiten des Herausgebers die beträchtliche Zahl Druckfehler, die er übersehen hat. Ich nenne folgende: S. 4: *occuring* (zweimal). — S. 99, 5: *two* (st. *too*). — S. 185, Fuſsnote: p. 999 (?). — S. 188, 18: *tasy* (= *easy*). — S. 203, 38 und S. 204, 33: *gentleman* (= *gentlemen*). — S. 204, 1: *then* (= *they*). — S. 204, 16: *prentends*. — S. 205, 10: *attached* (= *attacked*). — S. 289, P. 21, 18: *obtainalbe*. — S. 319, Fuſsnote: *ommoner* (= *commoner*).

Berlin. Willi Splettstöſser.

D. Brezzi, Dell'origine e natura del linguaggio ossia etimologia della lingua latina coi rapporti tra l'idee e le radici delle parole. Città di Castello 1909. 818 S. 8.

Einsame und doch des öftern eingeschlagene Wege läſst der Verfasser dieses gelehrten Buches seine Ideen gehen, aber leider Wege, auf denen zu folgen auch wieder nur Einsame in die Lage kommen werden. Ausgerüstet mit mancherlei sprachwissenschaftlichen Kenntnissen, macht er von diesem Wissen einen so eigenartigen Gebrauch, daſs man, was er vorträgt, wohl in seinen Grundgedanken skizzieren, aber nicht widerlegen kann. Denn seine Voraussetzungen sind von den uns anderen geläufigen und richtig erscheinenden so himmelweit verschieden, daſs jede Diskussion zwecklos ist. Ich will an einem Beispiele den Gedankengang dem Leser zu zeigen versuchen. Von dem Schöpfer (creatore) sind dem Menschen die Mittel gegeben, aus sich selbst heraus die Wurzeln zu finden, deren er bedarf, um die in ihm lebenden Ideen zum Ausdruck zu bringen. Die Mutter aller Wurzeln ist *sr̥*, sie drückt das Flieſsen, daher das Wasser, den Schall, die Bewegung (acqua, rumore, movimente), aus. Da *s* und *r* artikulatorisch zu verschieden sind, so wird *sr* entweder zu *str* oder zu bloſsem *r*, welch letztere Wurzel auch wieder in den drei Bedeutungen auftritt, desgleichen das durch Guna aus *r* entstandene *ar*, vgl. z. B. *ἄρδω* 'benetzen' — *ἀλαλητός* 'Kriegsruf' — *παλίνορτος* 'zurückgehend'. Dahin und zwar zur Grundbedeutung Bewegung gehören auch lat. *argentum* und *reæ, algere* und *reus, ardea* und *oriri*. Da *r̥* und *u* wechseln können, so steht *su* neben *sr̥*, daher z. B. 1) *sucus, sepia, sapere*, 2) *signum*, 3) *ciēre, civis, sagitat, sequi, cicuta, saepes, cedere* usw. — Wer an solchen Dingen sich erfreuen will, nehme das Buch selber zur Hand.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Ars Malsachani. Traité du verbe publié d'après le ms. lat. 13026 de la Bibliothèque Nationale par **M. Roger.** Paris, A. Picard & fils, 1905. XXIV, 86 S. Frs. 2.

Die bisher fast nur dem Namen nach bekannte späte grammatische Schrift 'Ars Malsachani de verbo' veröffentlicht Roger hier zum erstenmal aus der einzigen Pariser Handschrift, die u. a. den schrullenhaften Virgilius Maro enthält, den übrigens Zimmer neuerdings wieder in den Anfang des 6. Jahrhunderts hinaufrückt (Sitzungsber. der Berliner Akad., 15. April 1909). Die nun vorliegende Schrift zerstört wohl keine vorhanden gewesene Illusionen, und der Herausgeber selbst schätzt sie sehr richtig ein als interessant für die grammatischen Studien im Mittelalter. In diesem Sinne ist die Publikation auch nicht unnütz. Die Einleitung R.s gibt

Auskunft über die Handschrift, die vermutlich dem 9. Jahrhundert angehört, über Namen und Zeit des Verfassers, seine Quellen, seine Kenntnisse und Bildung, seine Fehler und Irrtümer, deren nicht wenige sind. Aus dem bisher übersehenen Explicit (*finit congregatio* [gleich *compilatio*] *Salcani filii de verbo*) bestimmt R. richtig den Namen des Verfassers als Mac Salc(h)an und seine Heimat als Irland. Die obere Zeitgrenze des Autors ist durch das mutmaſsliche Alter der Handschrift, 9. Jahrhundert, bestimmt, die aber schon eine Kopie ist, wie viele auf falscher Lesung und Auflösung von Siglen beruhende Fehler zeigen. Sehr viel älter kann die Schrift nicht sein, da die von dem Verf. benutzten Glossae Amplonianae, die zum Teil angelsächsische Interpretamenta enthalten, nach allen Anzeichen im 8. Jahrhundert zusammengestellt sind. Der Traktat des Mals. ist eine Kompilation in bekannter Manier, aber auf das Verbum beschränkt und im Gegensatz z. B. zu Virgilius Maro ernsthaft und nüchtern. Sein Führer ist Donatus, den er oft zitiert und bekämpft. Zitiert werden auſserdem Consentius und Probus, von dem er nach R.s wahrscheinlicher Annahme ein vollständigeres Exemplar besaſs; ferner Charisius, Eutyches, Diomedes, Priscian u. a. Benutzt sind auch die genannten Gl. Ampl., und zwar stärker als R. annimmt (p. XII A. 3. XVII oben). Charakteristisch für die Arbeitsweise sind Fälle wie *deamientro* (so die Hs. p. 22, 20) unter den Verba der 1. Konj., was nach R.s Nachweis aus dem zweiten Ampl. Glossar, C. Gl. L. V p. 283, 57 ed. Goetz, genommen ist, aber mechanisch, denn es ist dort nach der gegebenen Erklärung und dem Zeugnis anderer Glossarien = *diametro*, Abl. von *diametrus*! Mit Unrecht ändert R. also bei Mals. *deamintro*, da ja Mals. nur irrtümlich ein Verbum aus der Glosse herausgelesen hat. Aus demselben Glossar stammt auch sein Verbum *orgo* 3. Konj. p. 36, 23: C. Gl. L. V p. 316, 70 *orge* : *occide*; ob dies gleich *urge* oder ein keltisches Wort ist, wie man gemeint hat, steht dahin, jedenfalls ist bei Mals. nicht *oggero* zu ändern, wie R. tut, da er ja nur seiner Quelle folgt, den Autor aber zu korrigieren nicht die Aufgabe eines Herausgebers ist. In dieser Hinsicht hätte sich R. noch weit gröſsere Beschränkung auferlegen, bzw. engeren Anschluſs an die Handschrift zum Prinzip machen müssen und z. B. nicht interessante und auch sonst nachgewiesene vulgäre Schreibungen wie *multilo* p. 23, 9 (= mutilo) oder *colophizo* p. 22, 17 (= colaph., vgl. Ref. 'Sprache des Petronius und die Glossen' S. 44 f.) durch die klassischen ersetzen. Anderswo hat R. solche verkannt, wie p. 22, 17 *comeo* unter Verben der 1. Konj., wenn er *como* ändert: es ist natürlich = *commeo* und nichts gewöhnlicher im MA. als *comeatus, comiatus,* byzantinisch *κομίατος* usw. Das Deponens *prestulor* ist nicht, wie R. im Nachtrag S. 75 meint, in *praesulor* abzuändern, sondern meint das klassische *praestōlor*, wie Eutyches p. 478, 8 Keil zeigt, wo *praestŭlor* neben *fabŭlor, gratŭlor* figuriert. Wirkliche Abschreiberfehler dagegen (obwohl die Grenze nach dem Bemerkten schwer zu ziehen ist) liegen wohl vor p. 22, 25 *enudeo* = *enucleo*, wo R. *enudo* ändert; oder p. 36, 30 *rassesco*, was R. durch *rarresco* = *raresco* ersetzt, aber auch *russesco* sein kann. Diese alphabetischen Wörterverzeichnisse der Ars nach den Konjugationen etc. bedürfen aber im wesentlichen nur der Interpretierung, und hier ist von R. manches noch zu tun übrig gelassen. Sie sind überhaupt das Interessanteste der Ars; sie zeigen vielfach den vulgären romanischen Konjugationsübergang, doch sieht man leicht, daſs dabei vieles gar nicht auf noch lebendiger Sprachgewohnheit der Zeit beruht, sondern aus Grammatiken und Glossarien, zum Teil mit Miſsverständnis zusammengerafft ist. Sehr sorgfältig ist R. dagegen den grammatischen Quellen nachgegangen, die er sehr nützlich unter dem Text zusammengestellt hat! Nachzutragen ist etwa p. 22, 13 *choo* = Eutych. 449, 23; p. 43, 18 *murrio* (= murio von murus) = Eutych. 463, 10 (sonst nirgends erwähntes Verbum); p. 59, 16 *purgeo, purxi et pursi* = Charis.

244, 17 (porceo, porxi). Zitiert werden in der Ars Stellen aus Terenz, Vergil, Horaz und der Vulgata. Nicht erkannt hat R., daſs p. 10, 21 f. Stellen aus Vulg. Jo. 10, 18 bzw. Os. 1, 2 sind, wodurch R.s Textänderung sich als irrig erweist. — Der Druck ist korrekt. P. 31, 22 ist *iussi per duo s* statt *duos* zu lesen.

Offenbach a. M. Wilhelm Heraeus.

Eugen Stricker, Entstehung und Entwicklung der Floovant-Sage. Diss. Tübingen, 1909.

Aus Tübingen kamen in diesem und vergangenem Jahre mehrere interessante Dissertationen, aus denen ich die sehr gute von Rolf Seyfang, *Quellen und Vorbilder des Epos Gaufrey* (1908) noch besonders hervorheben möchte. Strickers Dissertation gibt ein fleiſsiges, in einzelnen Teilen auch sehr gelungenes Bild von der Art, wie man sich die Entstehung des *Floovant* denken kann. Die Theorie Gaston Paris', die Voretzsch wieder aufnahm, daſs Floovant nicht Theodorich, Clodwigs Bastard, sondern Clothar I., Clodwigs jüngster Sohn ist, wird in überzeugender Weise vorgetragen und durch neue Argumente gestützt (S. 49—95). Das Schluſsglied der Kette bildet *Loher und Maller,* der gewiſs enge Beziehungen zu *Floovant* hat (Verbannung des Fürstensohnes mit treuem Begleiter), und dessen Held Loher (Hlothariu) eben Clothar ist (S. 79). Diese Parallele ist, soviel ich weiſs, neu und wird durch folgendes weiterhin gestützt: Wie bei Childerich, ist auch bei Loher lockerer Lebenswandel der Grund zur Verbannung. Auch im *Floovant* ist der Don-Juan-Charakter des Helden nicht vollkommen verwischt, wie Verf. S. 89, 90 nachweist. Und hier kommt ihm das von mir *Archiv* CXVI, S. 62 ff. Gesagte entgegen: Die Anspielung der *Saisnes,* ergänzt durch diejenige Alberichs von Trois-Fontaines, geht auf einen Floovant, der ebenfalls wegen eines 'Fehlgriffs' an seiner Schwester verbannt wurde. Man wird diese neue Deutung des *Loher und Maller* gern annehmen, sie ist überzeugend, klärt mit dem Namen Loher sowohl die eigene Vorgeschichte als diejenige des *Floovant* auf.

Der negative Teil von den Ausführungen des Verfassers, Theodorich hätte gar nichts mit Floovant zu tun, geht zu weit. Voretzsch selber ist doch für die Parallele Theodorich—Wolfdietrich eingetreten. Auch *Wolfdietrich* ist eine Verbannungssage, die den Helden, wie Childerich in jüngerer Fassung (Fredegar), wie Loher, nach Konstantinopel führt. Hat aber auch eine Verbannungssage über Theodorich bestanden, so können sich die beiden Sagen wohl beeinfluſst haben. Und gerade von Theodorich erzählt doch die Chronik Wittekinds von Konflikten mit seiner Schwester Amalaberga (historisch die Nichte Theodorichs des Ostgoten), die als Thüringerkönigin gegen ihn, den Bastard, hetzt (vgl. *Archiv* CXVI, S. 50). Das ergänzt sich mit der Anspielung des *Sachsenliedes,* wonach die von Floovant geschändete Schwester an den Sachsenkönig verheiratet worden wäre, und davon wäre dann alles künftige Unheil über Frankreich gekommen. Dieser Zug steht für Theodorich fest; andere Einzelheiten, durch *Loher und Maller* besiegelt, geben wieder die Identifikation für Clothar. Beide sind Clodwinge und haben sich im *Floovant* die Hand gereicht.

Ein paar Einzelheiten seien hervorgehoben. So 'einig' über die 'Zugehörigkeit des *Floovant* zur Merowingerepik', wie es Verf. S. 2 (vgl. Anm. 2) behauptet, ist 'man' denn doch nicht. Verf. nennt S. 42 selber Vertreter gegenteiliger Meinungen. Und wenn heute noch an einen Zusammenhang zwischen Merowingergeschichte und *Floovant* im allgemeinen festgehalten werden dürfte, des Namens und der Tradition nach, die den Helden zum Sohne Clodwigs macht, so wird doch ein groſser Teil eine

direkte Beziehung der geschriebenen Quellen und der Spielmannsdichtung annehmen, eine Merowingerepik aber ablehnen. Diese Frage hätte beleuchtet werden können, ob einer solchen indirekten Beziehung nicht von den Tatsachen widersprochen wird. Der *Floovant* ist eins der wenigen Epen, die Bédier in seinem Systeme Schwierigkeiten machen werden, um so mehr hat man hier Ursache, die Position in der richtigen Weise zu verteidigen.

Dafs der *Floovant* ein Denkmal der Sachsenkriege ist, dafür ist das Vorkommen des Gottes Tervagant mit seinem altsächsischen Namen kein Beweis. Er beweist nur, dafs das altfranzösische Epos sich dieser Kämpfe gegen die heidnischen Sachsen, die unter Karl dem Grofsen ihren Abschlufs fanden, wohl erinnert. Da aber Tervagant, wie Mahomet und Apollin, Heidengott überhaupt ist, zu dem Afrikaner und Asiaten ebensogut beten wie Sachsen und *Escler*, so ist sein Vorkommen an dieser Stelle ebenso typisch wie sonst. Dafs Sachsen der Verbannungsort ist, wird erwiesen durch:

1) 208 der Weg führt Floovant von der Hauptstadt durch Châlons, die Champagne, die Ardennen in den Osten, und wenn auch Sachsen nur Vers 2426 genannt wird, wie Verf. (S. 50) richtig angibt, so wird die geographische Sachlage des Epos doch noch gestützt durch
2) *Sachsenlied* und Alberich von Trois-Fontaines, die beide Floovant mit Sachsen in Beziehung setzen. —

Auch ich habe mir über V. 1611 ff. (vgl. S. 11) schon den Kopf zerbrochen. Der gefangene Franke Orbrie, der seinen Wächter Daluz und dessen Sohn Dalise ermordet, fordert die Untersuchung heraus. Ich fand aber nichts, als dafs *Orbrée* im *Ansëis* (4657) der Name eines Heidenlandes ist.

In geschickter Weise weist Verf. (S. 10 ff.) nach, dafs der Dichter des *Floovant* kein *clerc* war, in der Komposition setzt die Dichtung diejenigen von Christian voraus, ist also als später anzusetzen (S. 4).

Im Kapitel IV, 'Einflufs der Karolingerepik', vermisse ich einen Hinweis auf *Roland*, den *Floovant* in den Kampfszenen 2016 ff., 2074 und wohl auch sonst nachahmt. — Ich vermisse jeden Hinweis auf *Auberi*, der als verbannter Held und *vert galant Floovant* sehr nahe steht, besonders nahe dadurch, dafs auch er ursprünglich wegen seiner Don-Juan-Streiche das Reich verlassen mufste. Dem Klagenden wirft der Gefährte vor (ed. Tobler S. 193, 28):

Par vos meismes est tous li maus bastis:
Quant vostres peres ert der regne saisis ...
Ains n'i laissastes nul home de haut pris ...
S'ot bele file, qui eust cler le vis,
Que n'en feisses tes bons et tes delis.

Da *Auberi* den Floovant erwähnt (Tobler S. 78: *Je sai assez dou bon roi Cloevier — de Floevent et du vassal Richier*), so ist eine Entlehnung von dieser Seite möglich. Aber durch diese Bemerkung soll weder die Belesenheit noch das Geschick des Verfassers in Zweifel gezogen werden, dessen Buch einen guten Beitrag zur Epenforschung liefert.

München. Leo Jordan.

Lorenz (Dr. Emil), Die Kastellanin von Vergi in der Literatur Frankreichs, Italiens, der Niederlande, Englands und Deutschlands mit einer deutschen Übersetzung der altfranzösischen Versnovelle und einem Anhange: Die 'Kastellan von Couci'-

Sage als 'Gabrielle de Vergi'-Legende. Halle a. S., C. A. Kaemerer & Ko., 1909. 155 S. 8.

Lorenz geht von der Arbeit Gaston Raynauds in der *Romania* XXI, S. 145 ff. aus, deren kurze Angaben er benützt, breiter ausführt, berichtigt und in dankenswerter Weise mehrfach ergänzt. Er verfolgt die Erzählung in ihren Wandlungen von ihrem Anbeginn bis in die neueste Zeit. Um den Plan seiner Arbeit darzulegen, gebe ich einen kurzen Inhaltsauszug: Lorenz hebt mit einer Inhaltsangabe des alten Gedichtes an, deutet sodann die Disposition seiner Abhandlung an und betrachtet ausführlich die niederländischen Versionen des Stoffes, nämlich das niederländische Gedicht von 1315 von der 'Borchgrauinne van Vergi', eine Episode in Dirc Potters 'der Minnen Loep' (15. Jahrh.), eine bereits 1550 gedruckte Prosaerzählung von 'De borghgravinne van Vergi', die Lorenz in einem Drucke von 1648 vorlag, eine freie Wiedergabe des Gedichtes von 1315 in holländischer Prosa durch Jonckbloet (1812), dann die italienische anonyme 'Storia della Donna del Verziere' aus dem 14. Jahrhundert; hierauf geht er zu den Anspielungen auf die Erzählung bei französischen Schriftstellern (Froissart, Chevalier de La Tour Landry, Eustache Deschamps, Christine de Pisan, Martin Le Franc, die Secrets aux philosophes (c. 1480) über; dann wendet er sich zu den französischen Fassungen in späterer Zeit, nämlich zu einer c. 1400 entstandenen Prosaerzählung und einem 1540 gedruckten Gedicht, die er indes nicht selber gesehen hat, über die er daher erschöpfende Angaben nicht machen kann. Hieran reiht er die 70. Erzählung im 'Heptameron' Margaretes von Navarra, sowie Bandello IV, 5, die beide sehr ausführlich behandelt werden, insbesondere in ihrem Verhältnis zueinander. Es folgt noch Belleforest, Loys Gollut (Mémoires hist. de la Republ. Séquanoise 1588), und dann führt uns Lorenz ins 18. Jahrhundert, um eingehend den Roman 'La Comtesse de Vergy' des Grafen Vignacourt (1722) und dessen Bearbeitung, die 1766 unter dem Titel 'La Comtesse de Vergy et Raoul de Coucy' erschien, zu behandeln. Es reihen sich noch an Le Grand d'Aussy mit seiner Prosanacherzählung in seinen 'Fabliaux et contes du XIIe et du XIIIe siècle', Méons Neudruck der altfranzösischen Erzählung und eine englische Übersetzung davon von Alix Kemp-Welch (1903). Auch über die englischen und deutschen Übersetzungen der Le Grandschen Prosaerzählung und des Textes von Méon berichtet Lorenz. Den Schlufs seiner Abhandlung bildet die kritische Betrachtung der Versuche, die Erzählung von der Chastelaine zu datieren und ihre Personen historisch festzustellen. Ein Anhang bringt Notizen über den alten Coucy-Roman und die damit zusammenhängenden 'Anecdotes de la cour de Philippe-Auguste' der Mlle de Lussan (1733), die darausgeflossene Romanze des Herzogs von La Vallière, de Bellays 'Gabrielle de Vergy' (1770), Baculart d'Arnauds 'Fayel' (1770), über verschiedene italienische Opern, die Gabriella de Vergy zum Gegenstand haben, wovon eine, deren Text von Profamo herrührt, näher besprochen wird, und endlich über Charles Theuriets 1888 veröffentlichte 'Étude historique et litt.' betr. Gabrielle de Vergy. Die letzten Seiten des Buches (139—155) füllt eine deutsche Übersetzung des altfranzösischen Originals.

Das, was an dieser Arbeit zuerst auffällt, ist die etwas ungeschickte Verteilung des Stoffes, die ihre Erklärung, aber nicht ihre Entschuldigung darin findet, dafs Lorenz sich zu genau an seinen Führer Raynaud hielt. Aber das, was bei kurzen, einer Textveröffentlichung vorangehenden Notizen nicht zu beanstanden war, ist bei einer Monographie nicht mehr zu billigen. Lorenz hätte zuerst den Plan seiner Arbeit darlegen, dann, ausgehend von der altfranzösischen Dichtung, alle französischen Versionen, oder wenigstens alle bis zum 18. Jahrhundert, behandeln und hierauf der

Verbreitung der Erzählung in anderen Ländern nachgehen sollen. Ferner läfst die Arbeit an Übersichtlichkeit zu wünschen übrig. Endlich zeigt sie einen Mangel, den man bei derartigen Arbeiten so oft findet: trotz des interessanten Stoffes keine die Zeiten und Völker charakterisierende, wirklich anziehende Darstellung. Gleichwohl stehe ich nicht an, das Buch als fördernd für die Geschichte des Stoffes anzusehen. Es bietet auf alle Fälle eine fleifsige Zusammenstellung und Verarbeitung des bisher bekannten Materials, das es in Einzelheiten ergänzt und bis zur neuesten Zeit fortführt. Als solche Ergänzungen sind z. B. die Episode in Dirk Potters 'der Minnen Loep', die italienische Version des 14. Jahrhunderts, mehrere deutsche und englische Übersetzungen und die italienischen Opern anzusehen. Was die Ausführung der Arbeit anbelangt, so urteilt der Verfasser im grofsen und ganzen richtig über die einzelnen Dichtungen. Auch ist sein Verhalten gegenüber gewissen Hypothesen meist vorsichtig. So teile ich seine Zweifel bezüglich der von Raynaud aufgestellten historischen Unterlage der Chastelaine von Vergy; ebenso pflichte ich ihm bei, wenn er M. Landaus Deutung der Erzählung als Umwandlung des griechischen Märchens von Amor und Psyche zurückweist (S. 113 f.). Dagegen sehe ich nicht ein, warum die Vergynovelle nicht in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Lai de Lanval stehen soll (S. 115), und warum Gröbers Ansicht, der Couci-Roman habe die zurückgewiesene beleidigte Dame der Chastelaine de Vergi entlehnt, der Grundlage entbehrt (S. 117).

Im einzelnen habe ich an der Arbeit mancherlei auszusetzen und zu ergänzen, leider aber zu einer erschöpfenden Behandlung keine Zeit. Ich beschränke mich daher auf ein paar Bemerkungen. Zunächst einige Ergänzungen. Zu den holländischen Versionen müfste noch hinzukommen die von Bolte ans Licht gezogene Schwanksammlung von Loockmans, 'Lustige Historien', gedruckt 1589 zu Antwerpen. Die 13. Nummer darin ist eine Übersetzung der Novelle des Bandello, aber nicht aus dem Original, sondern durch eine französische Übersetzung vermittelt, auf die ich unten zurückkommen werde. Der Titel der holländischen Erzählung ist: *Lange geluckige ende secrete liefde van twee gelieuen die welcke malcanderen gelooft hebbende de coniugale trouwe, langen tijt tsamen leefden in grooter blijschap, en daer na beyde miserabelijc storuen door dien hun liefden geopenbaert waren door de boosheyt vande hertoginne van Bourgoenien.* — Warum Lorenz von der Betrachtung die spanische Literatur ausschlofs, weifs ich nicht. Er hätte auf alle Fälle Lope de Vegas nach Bandello IV, 5 geschriebene reizende Comedia *El Perseguido* oder *Carlos el perseguido* heranziehen sollen, einmal weil das Stück bekannt genug ist — Enk, Grillparzer, J. L. Klein und Schaeffer geben den Inhalt davon an —, dann weil das Stück in Holland sehr früh, und zwar von Th. Rodenburgh unter dem Titel *Cassandra hertoginne van Bourgonje en Karel Baldeus,* nachgeahmt worden ist. Im Jahre 1642 erschien davon bereits der vierte Druck, und es wurde noch öfters im Laufe des 17. Jahrhunderts gedruckt. — Um mit Holland hier abzuschliefsen, erwähne ich, dafs es auch in diesem Lande eine Bearbeitung des Gabriela de Vergy-Stoffes von J. Nomsz (gedr. 1789 und später) sowie eine Parodie darauf von J. Kinker unter dem Titel 'Gabriëla van Faiel, geb. van Vergy' gibt. — Nach England wanderte die Erzählung mit der Übersetzung des 'Heptameron', die Codrington 1597 veröffentlichte.

Ich lasse nun noch einige Berichtigungen folgen: S. 62 sagt Lorenz von Marguerite de Navarre: *Nur 72 Geschichten hat sie hinterlassen, die Claude Gruget 1559 als Heptameron veröffentlichte.* Man vermifst hier die Angabe, die Lorenz überall (z. B. bei H. Morf, 'Geschichte der neueren franz. Lit.' S. 78) hätte finden können, dafs die Sammlung bereits 1558 ans Licht gekommen ist. Sie erschien mit nur 67 Erzählungen, in ganz anderer Reihenfolge wie die späteren Ausgaben — an ihrer Spitze steht

gerade unsere Erzählung —, unter dem Titel *Histoire des amans fortunez* und hatte den Übersetzer Bandellos, Boistuau, zum Herausgeber. — Lorenz verficht (S. 6 und 73) die Ansicht, dafs Margarete mit ihrer Vergy-Novelle ein Plagiat an Bandello begangen habe. Er befindet sich hiermit im Gegensatz zu den meisten Literarhistorikern, welche Bandello von Margarete abhängig erklären. Lorenz' Beweisführung indes, die sich in der Hauptsache auf das der Novelle des Italieners vorangehende Widmungsschreiben stützt, ist in keiner Weise überzeugend. Ich habe soeben an anderer Stelle in einem Aufsatze gezeigt, dafs Bandello das 'Heptameron' geplündert hat. — S. 76 sagt Lorenz: *Durch François de Belleforest (1530—1583) ... ist mit den anderen Novellen Bandellos auch dessen Verginovelle ins Französische übersetzt worden* usw. Es ist ihm mein Aufsatz *Zur Schwankliteratur im 16. Jahrhundert* (Archiv Bd. CV, S. 89—96) entgangen, in welchem ich zeige, dafs diese Novelle und noch 29 andere mit Unrecht Belleforest zugeschrieben werden, dafs die 30 auf eine 1574 zum erstenmal erschienene französische Übersetzung der IV. parte des Bandello zurückgehen, die der Herausgeber dieser letzteren, Marsilij, veranlafste und druckte. Ich verweise auf meine Ausführungen l. c. und bemerke hier nur noch, dafs die obenerwähnte holländische Erzählung von Loockmans aus dieser französischen Übersetzung schöpfte.

München. Arthur Ludwig Stiefel.

R. Ekblom, Etude sur l'extinction des verbes au prétérit en -si et en -ui en français. Thèse pour le doctorat. Upsal, Almqvist & Wiksell, 1908. 183 S.

Ich hätte 'Etude sur l'extinction des verbes de la conjugaison forte en français' vorgezogen. Freilich sind *voir, venir* und *tenir,* deren Besprechung durch die Fassung des Themas ausgeschlossen wird, im Französischen geblieben; allein sie stehen unter denselben ungünstigen morphologischen Bedingungen wie die übrigen starken Verba: der Verfasser mufste sie um so mehr hier mit berücksichtigen, als der Schwerpunkt seiner Arbeit eben gerade im Nachweis der morphologischen Inferiorität der starken gegenüber der schwachen Konjugation liegt.

Im übrigen ist das Thema glücklich gewählt und mit Geschick behandelt. Speziell das Kapitel über die *-si*-Präterita (S. 8—49) zeugt von bemerkenswerter Darstellungsgabe und von Einsicht in das Wesen der verbalen Angleichungserscheinungen. Dafs er vielfach auf schwankem Boden geht, weifs der Verfasser wohl und enthält sich deshalb meist der absoluten Behauptungen, die den Widerspruch herausfordern. Wenn er es trotzdem gewagt hat, diesen Boden zu betreten, so dürfen wir ihm dafür Dank wissen. Denn einmal mufs das Problem der Wortkonkurrenz, an dem bis jetzt die Sprachforschung meist mit einigen geistreichen Andeutungen vorübergegangen ist, systematisch in Angriff genommen werden. Sichere, positive Resultate werden uns zwar erst auf reiches Material sich gründende Einzeluntersuchungen wie diejenigen von Gilliéron bringen; doch auch Arbeiten, die, wie die vorliegende, mehr als Aperçus aufzufassen sind, haben ihren Nutzen und fördern durch die Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte die Detailforschung.

Ekblom ordnet seine Erörterungen unter die Schlagwörter: I. Contrainte (a. Formations isolées du prétérit, b. Formations isolées de l'infinitif). II. Hésitation. III. Confusion (a. Homonymie extérieure, b. Homonymie intérieure). IV. Signification (a. Polysémie, b. Oligosémie). V. Mutilation. VI. Synonymie. VII. Composition. Es wäre wohl eine etwas logischere Einteilung, die Ursachen, Wirkungen und Bedingungen des Schwundes besser auseinanderhielte, möglich gewesen. Als Ursachen für das Verschwinden vieler *-si-* und *-ui-*Verba führt E. an:

1. Die lautliche und akzentuelle Isolierung gewisser Verbalformen, insbesondere des Präteritums (und Konj. Imperfekts) und des Infinitivs, z. B. *clos, closist, clost* mit einem *s*, das dem Präsensstamm fehlt, und einer Betonung, die im Gegensatz steht zu der Betonung des Prät. der schwachen Verba ('Contrainte'). Wenn es nicht gelingt, die Isolierung durch die analogische Umgestaltung aufzuheben, so können die betreffenden Formen eben wegen ihrer Isoliertheit aus dem Sprachgebrauch schwinden. Es mag auch geschehen, dafs verschiedene gleichzeitig entstandene Analogiebildungen eine gewisse Unsicherheit des Sprachgefühls ('Hésitation') erzeugen, die das Fallenlassen eben jener Formen zur Folge hat. Das auf die eine oder die andere Art defektiv gewordene Verbum ('Mutilation') verliert an Konkurrenzfähigkeit und verschwindet vor morphologisch überlegenen Typen (z. B. *clore* vor *fermer*). Was den allgemeinen Gesichtspunkt betrifft, stimme ich durchaus mit dem Verfasser überein.[1] Im einzelnen kann man verschiedener Ansicht sein. Mir scheint, dafs E. dem Präteritum, das heute in der Umgangssprache überhaupt nicht mehr existiert und gewifs schon lange eine tote Form ist, zuviel Bedeutung beimifst und darüber das Präsens vernachlässigt. So verdient z. B. das Verhältnis der Singularformen des Präsens gegenüber dem Plural (und den den Stamm des Plurals aufweisenden übrigen Verbalformen) eine weitergehende Berücksichtigung, als sie ihr der Verfasser zuteil werden läfst. Man untersuche daraufhin etwa die starken Verba, die ein *l* im Stamme haben: *douloir, moudre* = 'mahlen' und *moudre* = 'melken', *oloir, soudre, souloir, valoir, voudre, vouloir,* und man wird bemerken, dafs von den neun blofs drei erhalten sind, und von den drei erhaltenen wird *moudre* im Plur., *valoir* aufser in der 3. Pers. im Sing. des Ind. Präs. kaum gebraucht. Ein *je seus-nous soulons,* ein *je deus-nous doulons,* ein *je vaux-nous valons* widerstrebt dem Sprachgefühl. Die Tatsache wird aber erst ins rechte Licht gerückt, wenn man auch die schwachen Verba *bouillir, cueillir, faillir* und *saillir* berücksichtigt und konstatiert, dafs *cueillir, assaillir* und *tressaillir* im Singular des Ind. Pr. den mouillierten Stamm eingeführt haben, dafs *saillir* defektiv und in seinem Bedeutungsumfang stark eingeschränkt ist, und dafs *faillir* blofs mehr unpersönlich gebraucht wird. Zu *bouillir* endlich lese man die instruktiven Bemerkungen bei Plattner, *Formenbildung und Formenwechsel des französ. Verbums* S. 16 (ib. S. 15 ff. über die anderen obengenannten Verba). Ähnliche Betrachtungen liefsen sich auch in anderen Fällen anstellen.

2. Homophonie zwischen zwei verschiedenen Verben ('Homophonie extérieure'), sei es, dafs diese sich auf das ganze Paradigma (wie bei *duire* = docere und ducere) oder blofs auf einzelne Formen (z. B. *moudre* = mulgere und molere) erstreckt. Im letzteren Falle kann der Verlust einzelner Formen die Schwächung und den Schwund des gesamten Paradigmas zur Folge haben. Das gleiche gilt für die

3. Homophonie zwischen verschiedenen Formen desselben Verbums ('Homophonie intérieure'). Beispiele: Präs. und Prät. von *afflire, despire, occire, frire.*

4. Polysemie. Zwei verschiedene Bedeutungen desselben Verbums können, wenn sie weit genug voneinander entfernt sind, vom Sprachbewufstsein als zwei verschiedenen Wörtern angehörend aufgefafst werden. Vom deskriptiven Standpunkt aus haben wir dann genau denselben Fall wie bei der totalen Homonymie: *soudre* 'bezahlen' und *soudre* 'auflösen' sind für das Sprachbewufstsein zwei genau so verschiedene Verba wie *duire* 'lehren' und *duire* 'führen'. Die Folgeerscheinungen sind bei beiden

[1] Vgl. Jaberg, *Wie die Wörter untergehen.* Separatabdruck aus der *Neuen Zürcher Zeitung,* 1907, S. 12—13.

dieselben.[1] Warum will E. hier *traire* ausschliefsen? Ist der Unterschied zwischen den Bedeutungen 'ziehen', 'ausreifsen', 'werfen', 'zeichnen', 'ertragen', 'übersetzen', 'gleichen', refl. 'sich nähern', 'sich irgendwohin begeben', 'sich zurückziehen' wirklich so gering? Dafs *tirer* alle Bedeutungen des alten *traire* übernommen habe (S. 119), ist ebenso unrichtig, wie dafs es für die Komposita keine Ersatzwörter gebe (S. 127). Vgl. z. B. *attraire — attirer*; *distraire — détourner, divertir*; *extraire — retirer, arracher*; *soustraire — enlever*, ganz abgesehen davon, dafs keines der Komposita von *traire* heute wirklich volkstümlich ist. Es liegt gelegentlich in den Behauptungen des Verfassers eine gewisse Oberflächlichkeit, die mit der Art seiner Information zusammenhängt. Man kann ja von einer Dissertation, wie sie die vorliegende ist, wo der Schwerpunkt in der Interpretation des Stoffes ruht, billigerweise nicht verlangen, dafs sie ausschliefslich mit eigenem Material baue; aber so ganz nur aus zweiter Hand mit grammatischen Abhandlungen und Wörterbüchern zu arbeiten, ist gefährlich. Gar zu leicht geht dabei der Blick für das wirkliche Sprachleben verloren. Dafs der Verfasser die Häufigkeit der besprochenen Formen und ihre Bedeutung für das Sprachganze nicht genügend berücksichtigt, dafs er den Unterschied zwischen dem Volkstümlichen und dem Gelehrt-Literarischen vernachlässigt, ist ein recht fühlbarer Mangel seiner Arbeit. Was verschlägt es, ob Littré von *duire* die Formen *il duit, ils duisent, il duisait, il duira* und *il duirait* gibt und Ayer das Partizip *duit* beifügt (S. 96)? In Wirklichkeit ist das Verbum tot. Was hilft es uns, zu erfahren, dafs nach Littré, Ayer und Larousse *seoir* in der ursprünglichen Bedeutung nur im Infinitiv, im Indikativ Präsens und in den beiden Partizipien gebraucht wird, dafs nach Plattner der Imperativ die meistgebrauchte Form ist (S. 164)? In der lebendigen Sprache existiert es nicht mehr, und ob es gelegentlich noch von einem Schriftsteller verwendet wird, um einen stilistischen Effekt zu erzielen, ist für die Sprachentwicklung gleichgültig. Mit Verwunderung liest man auf S. 37, dafs *déceindre, s'entre-joindre, oindre, complaindre, poindre* der modernen Sprache angehören. Aber auch wenn ein *astreindre* in einem Atem mit *éteindre*, ein *enfreindre* mit *joindre* genannt wird, erhalten wir ein falsches Bild von der modernen Umgangssprache. Das gleiche gilt von älteren Sprachepochen. *metre* < m e t e r e, auf das Ekblom wiederholt zu sprechen kommt, ist, wie schon seine lautliche Form zeigt, überhaupt nicht französisch,[2] *afflire* und *despire* sind nie volkstümlich gewesen.

Manch ein Wort, das zur täglich ausgegebenen und eingenommenen Münze des literarisch Gebildeten gehört, existiert in der Sprache der Vielen nicht oder führt nur ein kümmerliches Scheinleben. Was es aber für den Linguisten, der in das Verständnis natürlicher Entwicklung eindringen will, zu untersuchen gilt, das ist nicht die Sprache der Gebildeten, die Sprache einer Stadt, sondern die Sprache eines Volkes, die Sprache eines Landes. Deshalb darf auch eine Untersuchung wie die vorliegende nicht die Dialekte ignorieren. Man trete vor die Tore von Paris oder sehe sich innerhalb von Paris in den tieferen Gesellschaftsschichten um, und man wird finden, dafs ein Verbum *s'asseoir* nicht existiert: es heifst *s'asseyer, je m'asseye, tu t'asseyes …, je m'asseyerai* oder *s'assire, je m'assis, tu t'assis, il s'assit, nous nous assizons* oder *assions* etc.; man horche im Volke auf das Verbum *mouvoir* — statt dessen wird man *remuer, bouger* und *mouver* hören; man achte auf die *-ĕdrə*-Verba, und

[1] Vgl. die Erörterungen von Jud in dieser Zeitschrift Bd. CXX, S. 78.

[2] Die Beispiele, die Godefroy gibt, stammen alle aus der Übersetzung der Normannengeschichte von Amatus v. Montecassino, also einer sprachlich recht trüben Quelle. Man vergleiche dazu Gröber, *Grundr.* II, 1, 1012, und die Verweise bei Chevalier, *Sources hist. du m-â.* unter *Aimé*.

ihre Zahl wird sich auf einen kärglichen Rest reduzieren. Selbst *joindre*, an dessen Lebensfähigkeit man noch geglaubt, wird als *jointer* erscheinen und *peinter* sich durch *pinter* nicht beunruhigen lassen.[1] Ekblom arbeitet viel mehr, als er sich's einbildet, mit dem, was Grammatikerweisheit (von deren weit sich ausbreitenden Wellen übrigens auch die Volkssprache nicht ganz verschont bleibt) erhalten, geschaffen oder verpönt hat.

Doch zur Inhaltsangabe des Buches zurück! Als weiteren Grund für das Aussterben gewisser Verba der von ihm untersuchten Klassen nennt der Verfasser:

5. Die semasiologische Inferiorität.[2] Ein Verbum verschwindet vor seinem Synonymon, wenn es den zu bezeichnenden Begriff weniger deutlich oder weniger anschaulich ausdrückt als jenes (so *croître* vor *pousser*).[3] Was Ekblom hier vorbringt, scheint mir etwas mager, und die Beispiele sind nicht sehr glücklich gewählt.

In demselben, 'Synonymie' betitelten Kapitel die morphologische Superiorität gewisser Konkurrenzverba als neuen Grund des Schwindens der *-si-* und *-ui-*Verba anzuführen (S. 145 f.), scheint mir wenig logisch, nachdem in den vorausgehenden Kapiteln die morphologische Inferiorität der ausgestorbenen Verba nachgewiesen worden ist. Inferiorität des verschwindenden und Superiorität des siegenden Verbums stehen doch in Wechselbeziehung.

Nicht recht klar geworden ist mir, was der Verfasser mit dem Abschnitt Oligosémie (S. 120—124) will, der nur dem Titel nach ein Gegenstück zu demjenigen über Polysémie bildet.[4] Verständlich wäre die Nebeneinanderstellung, wenn etwa der Verfasser annähme, daſs Verba, die wegen ihrer Bedeutung nur in gewissen Formen verwendet werden (*éclore*), wegen der Unvollständigkeit ihres Paradigmas aussterben. Das nimmt er aber mit Recht nicht an. Bei Verben wie *poindre, pondre, falloir* usf. aber ist die 'Oligosémie' (ich möchte lieber sagen: die eingeschränkte Verwendung) eine Folgeerscheinung, nicht ein Grund des Veraltens.

Nur kurz erwähnt der Verfasser als weitere Gründe des Wortschwundes die lautliche Reduktion (S. 163 ff.) und die etymologische Isolierung (S. 165 f.). Der Behauptung, daſs sich unter den von ihm besprochenen Verben keine befinden, die aus kulturhistorischen Gründen veraltet sind (S. 3 Anm. 1 und S. 162), kann ich nicht beistimmen. Man vergleiche zu *écourre* Meyer-Lübke in *Wörter und Sachen* I, 228 ff. und meine Bemerkungen *Über die assoz. Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranz. Dialektgruppe* S. 57 und Anmerkung 3.

Gewiſs steht auch die Dekadenz von *tistre*, für die Ekblom keinen Grund anzugeben weiſs, im Zusammenhang mit der Entwicklung der modernen Industrie.

Das Kapitel 'Composition' gehört eigentlich nicht hierher, da es sich auf die Vitalität der Präfixe, nicht der Verba bezieht.

Ein Register schlieſst die trotz ihrer Mängel verdienstliche, anregende Erstlingsarbeit.

Bern. **K. Jaberg.**

---

[1] *jointer* und *peinter* z. B. in der Volkssprache der Westschweiz.

[2] Vgl. zu diesem Begriffe Gilliéron, 'Etudes de géographie linguistique, 1. Déchéances sémantiques: Oblitare', *Rev. de phil. fr. et de litt.* XX, 81 ff. Ekblom verweist auf Darmesteter, *Vie des mots* S. 163 ff.

[3] Vgl. *Atlas ling.* Karte 362.

[4] Der Verf. scheint das gefühlt zu haben Deshalb schreibt er in der Einleitung S. 6 zwar bestimmt: *'au point de vue de la signification, les verbes réunissant en eux une trop grande quantité de significations divergentes, ont souvent une position assez faible'*, dagegen um den Kern der Sache herumgehend: *'D'un autre côté, un emploi par trop spécial peut être d'une certaine importance à cet égard'*.

Dubislav, Boek und Gruber, Methodischer Lehrgang der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausgabe D. Für höhere Mädchenschulen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909.

Dieses neue französische Unterrichtswerk schliefst sich eng an die Ausführungsbestimmungen zu dem Erlafs vom 18. August 1908 über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens an. Das Werk ist, einer Anregung der erwähnten Bestimmungen folgend, äufserlich so in sechs Bände eingeteilt, dafs entweder in jedem Schuljahr oder wenigstens alle zwei Jahre ein neuer Band in die Hände der Schülerinnen gelangt. Das Elementarbuch für die Klassen VII—IV besteht aus drei geteilten Bänden (Teil 1 für Kl. VII, T. 2 f. d. Kl. VI u. V, T. 3 f. Kl. IV); das Übungsbuch für die Kl. III—I hat 2 Teile (T. 1 f. d. Kl. III u. II, T. 2 f. Kl. I); das grammatische Pensum für die zuletzt genannten Klassen finden wir in einem besonderen Bande zusammengestellt, während der entsprechende grammatische Lehrstoff für die ersten vier Schuljahre in systematischer Anordnung den Schlufs eines jeden einzelnen Bandes bildet. Die äufsere Ausstattung der Bände entspricht durchaus dem guten Ruf des Verlages, der Druck ist klar und deutlich, das Papier gut und der Einband kräftig.

Der Stoff zum Übersetzen und für die Sprechübungen ist durchaus den Anforderungen entsprechend ausgewählt worden. Von der näheren Umgebung der Schülerin, dem Klassenzimmer, aus werden wir allmählich in die weitere Umgebung, zur Familie, Strafse, Eisenbahn etc. hingeführt; besonders im ersten Schuljahre sorgen auch reichlich eingestreute, mit grofsem Geschick ausgewählte Gedichte und Lieder mit Noten für Abwechselung. In den späteren Jahren werden die Schülerinnen durch anregende Lesestücke in die sozialen, geschichtlichen und literarischen Verhältnisse Frankreichs eingeführt; in allen Lesestücken finden sie vielseitige Anregung und Belehrung, ohne durch trockene Gelehrsamkeit gelangweilt zu werden. Als Anhänger der vermittelnden Methode haben die Verfasser Wert darauf gelegt, dafs genügend Stoff zum Übersetzen ins Französische vorhanden ist. Soweit es angängig war, haben sie zu diesem Zwecke zusammenhängende Stücke geboten, doch scheuen sie dort, wo es die Eigenart des grammatischen Stoffes nötig macht, in meines Erachtens ganz richtiger Weise auch nicht vor Einzelsätzen zurück. Fast sämtliche Lesestücke bieten hinreichende Gelegenheit zu Sprechübungen, überdies findet man im Übungsbuch am Schlufs eines jeden Bandes noch einmal lediglich für diesen Zweck zusammengestellten Stoff. Den von den Ausführungsbestimmungen geforderten Reproduktionen und Umwandlungen sollen die jeder Lektion beigegebenen einsprachigen Übungen dienen; sie werden besonders bei der Befestigung der grammatischen Regeln gute Dienste tun. Ihr Wortschatz ist durchweg früheren Lesestücken entnommen, hier wie überall in dem ganzen Werke haben sich die Verfasser den Grundsatz der immanenten Repetition zum Leitstern genommen.

Bei der Durcharbeitung sind mir folgende Druckfehler aufgefallen: El. T. 1 S. 36 statt *A* lies *B*. El. T. 2 S. 31 unter B: statt *passé défini* lies *prétérit*; S. 53 statt *meilleurs* lies *meilleures*; S. 76 statt § 86 lies § 52; S. 79 statt § 6 lies § 22; S. 81 statt §§ 7, 8, 9 lies §§ 23, 24, 25; S. 94 statt § 15 lies § 30; S. 152 statt *Douxième* lies *Douzième*; S. 174 statt *Vingt-deuxième* lies *Cinquante-deuxième*. El. T. 3 S. 17 statt *fait* lies *faites*; S. 32 statt *s'aprecevant* lies *s'apercevant*. Übungsbuch T. 1 S. 7 der Satz: Im Sommer geht die Sonne später auf, und sie geht früher unter als im Winter; S. 61 statt *j'amais* lies *jamais*; S. 65 statt *vetérans* lies *vétérans*. Schulgrammatik S. 80 statt *cosentir* lies *consentir*. Einer genauen Durchsicht bedürfen bei einer Neuauflage die am Schlusse der Bände befindlichen Vorbereitungen d. h. Zusammenstellungen der in den einzelnen Leçons vorkommenden, den Schülerinnen unbekannten Wörter; stellen-

weise sind die betreffenden Vokabeln regellos durcheinandergeworfen (cf. El. T. 2, Leçons 17, 19 u. a.), an anderen Stellen finden sich Vokabeln, die im Lesestück nicht vorkommen. Abgesehen von diesen Ausstellungen ist das Unterrichtswerk mit großer Sorgfalt und mit nicht geringem pädagogischen Geschick gearbeitet, so daſs man es mit gutem Gewissen zur Einführung an den höheren Mädchenschulen empfehlen kann.

Frankfurt a. M. C. A. Hinstorff.

Gerhart Melchior, Der achtsilbler in der altfranzösischen dichtung mit ausschluſs der lyrik. Diss. Leipzig 1909. VI, 65 S. 8.

Verf. bespricht I. den Ursprung des Achtsilblers (aus dem rhythmischen jambischen Dimeter); II. seine Verwendung in altfranzösischer Zeit (eine Übersicht der betr. Dichtungen); III. Anordnung in Reimpaaren (d. i. syntaktische Einheit, resp. Zerlegung der Couplets, Enjambement usw.), stumpfe und klingende Schlüsse (mit dankenswerten statistischen Angaben über das starke Vorwiegen des stumpfen Ausganges), Einschnitte in der Versmitte (mit interessanten Nachweisen über die Häufigkeit betonter Vierter nicht nur in Passion und Leodegar, sondern auch in Gormont, R. de Thèbes, Marie de France, R. du Mont S. Michel, Brendan; trotz einiger Fälle von überschüssigem *e* wird 'Zäsur' abgelehnt); IV. die innere Gliederung (d. i. Rhythmus).

Den Verf. hat das rhythmische Problem besonders angezogen. Nach ihm bilden die acht Laschen des Achtsilblers vier Glieder, diese wieder zwei Bünde, aber nicht Reihen; von Lanke keine Rede. »1 bis 3 silben schlieſsen sich zusammen zu einem 'glied'. Ein glied muſs stets eine hebung haben, darf aber nie mehr als eine haben. Der achtsilbige vers ist demnach viergliedrig.« Logisch würde der Schluſs lauten: der achtsilbige Vers ist demnach bald dreigliedrig (z. B. 3 + 3 + 2), bald viergliedrig (z. B. 2 + 2 + 2 + 2) oder auch mehrgliedrig (z. B. 1 + 2 + 1 + 2 + 2); aber dann wäre es nichts mit dem 'alternierenden Rhythmus', und auf den kommt es doch an. Was dieser 'alternierende Rhythmus' ist, möchte ich durch ein Bild veranschaulichen:

Nimmt man ein Dominospiel und legt dessen Steine blindlings mit der Schmalseite aneinander, je vier in einer Reihe — nur das letzte Feld soll höhere Augenzahl haben, sonst mag der blinde Zufall walten —, so erhält man ein wunderbar zutreffendes Bild des Achtsilblers mit seinem 'alternierenden Rhythmus'. Jede Dominohälfte bedeutet eine Silbe, jedes Domino ein 'Glied', die linke Hälfte die Senkung, die rechte die Hebung; die Augenzahl gibt die relative rhythmische Schwere der Silben an; ihr willkürliches Durcheinander ist der 'alternierende Rhythmus'. — Wiederholt man das Spiel einige tausendmal, und verarbeitet man alle zur Beobachtung kommenden Einzelfälle zu einer hübschen Statistik, so hat man ein treues Abbild der vorliegenden Dissertation, namentlich wenn man statt der nüchternen Ziffern sich besonderer kabalistischer Zeichen bedient, wie groſser und kleiner Böcke, runder und geschwungener Dächlein mit oder ohne diakritischen Punkten und Akzenten. Das nimmt sich sehr gelehrt aus und gibt auch dem Setzer einen hohen Begriff vom wissenschaftlichen Wert der Arbeit. — Dabei kommt es absolut auf das gleiche hinaus, ob man die Beobachtungen an blindlings hingelegten Dominos oder an literarisch überlieferten Dichtungen vornimmt; denn die Wahrscheinlichkeitsrechnung bürgt dafür, daſs sich die Resultate genau entsprechen werden, soweit statistische Zahlen überhaupt stimmen können. Die Domino-Methode hat aber den Vorzug, daſs auch derjenige, der kein Gehör hat für 'alternierenden Rhythmus', sich denselben visuell vorführen kann. Probatum est.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Literatura crítica, por Mariano Aramburo. París, Librería de Ollendorf. 278 páginas.

Trátase de uno de tantos libros *caleidoscópicos* confeccionados con artículos de periódico. Pero este sale ya de los acostumbrados, pues el autor ni es romo en gramática, ni en lexicografía, ni en literatura, ni en crítica, y todo esto es rarísimo hoy día en que cualquier chisgarabís publica artículos y libros sin haber siquiera dado los buenos días á los instrumentos materiales del lenguaje, ni poseer más bagaje *ideario* que cuatro lugares comunes.

Como no he de poder ocuparme de todo el interesante libro, elijo lo que más se adapta á mis aficiones, y empiezo por la parte lexicográfica, que es muy curiosa, de veras.

I. *Tópicos.* Los llevan en sus alforjas literarias cientos de *plumitiros* imberbes é inexpertos, v. gr. *gallarda muestra, arrancado de la realidad, dar la medida del talento, distinguido escritor*, etc. etc. Uno de los aducidos por el autor tiene estirpe elevada. Pagés cita un texto de Cervantes, sin decir dónde se halla, como de ordinario:

> Llevará su ganado
> Con el ganado mío
> Al *abundoso pasto*, al claro río.

Siquiera Cejador dice dónde se halla este, que tenía yo subrayado: 'para que sesteando nosotros tuviesen los bueyes fresco y *abundoso pasto*'. Yo tengo otro, también del *Quijote* (II, 12): 'le dió *pasto abundoso* y libre'. Pero estoy seguro de que ese tópico no lo toman los currinches de la prensa directamente de ese manantial, pues no beben en él, sino en el pilón periodístico. Si la Academia dice que *empresa* es acción *ardua*, nada de extraño tiene este tópico, ya oficial. No suelen ser los *astros*, sino las *estrellas* las que *centellean*. La *brisa* más bien acostumbran calificar de *blanda* que de *suave*; recuérdese este pasaje del delicioso y olvidado 'Sistema Homeopático'.

> Prefiero yo los *céfiros suaves*
> De este jardín y el trino de las aves
> Que libres cruzan el espacio inmenso.
> ¡Y yo mi libertad perdida lloro,
> Reina de este palacio,
> Pero esclava infeliz de adusto moro!

En el tópico siguiente, sí tiene razón el autor; ocurre en alemán también, y yo pondría este ejemplo, traducido de esa lengua: 'Si se encuentran en sociedad dos *enemigos mortales*, no se hacen caso; pero dos *mortales enemigas*, se besan cariñosísimamente.' Para confirmar otro, allá va un texto aducido por Pagés, de Meléndez:

> Ella del *blando nido*
> Te responde halagüeña
> Con piadas suaves,
> Y se angustia, si cesas.

Hay *espléndidos salones* con *brillantes fiestas*, pero también este, de Pagés, con ejemplo de Espronceda:

> Aquí un vestido de francesa blonda,
> La piocha allí de *espléndidos brillantes*.

En el artículo *dejar*, pésimamente tratado por la Academia, falta la frase que cita el autor, á la cual puede añadir el conocidísimo texto:

> Y en todas partes *dejé*
> *Memoria* amarga de mí.

El *himeneo*, que tantas amarguras acarrea á muchos, tiene que ser efectivamente *dulce*. Pagés trae esta mención de Breton de los Herreros:

> Yo creí que satisfecho
> Con merecer su amistad
> No aspirabas á la *dulce*
> *Coyunda matrimonial.*

El Sr. Aramburo aduce *doncella espiritual.* Puede ver en mi 'Maraña del Idioma' otras varias espiritualidades, modernas, de Palacio Valdés, Galdós, *Clarin* y el P. Coloma.

Ya nos están fastidiando los periodistas con la *prosa* ó el *estilo vibrante.* Le han agarrado á ese calificativo como años y años al cargantísimo *distinguido*, que es ya reventante.

Sobre *tener lugar* puede ver algo también el autor en la Maraña citada. Es una frase amolante y tonta con que topa uno á diario, pues los señores diaristas la tienen siempre en los *puntos de la pluma* (apunte esto Aramburo), otra frasecita que hace *gemir las prensas*, ó los *rotativos*.

La *voz argentina* va siendo rara en sentido figurado, pero en el de monises anda por las nubes desde que los norteamericanos apandan los mejores cantantes. Uno de los atractivos que hicieron perder la cabeza al seminarista de Pepita Jiménez fué la voz, de ese timbre. Para figurar en la *sicalipsis*, ni voz siquiera necesitan las cantantes.

— Señor empresario, le recomiendo calurosamente una artista, guapa, elegante, joven, graciosa ...

— ¿Tiene voz?

— ¿Eso también quiere usted?

De *remarcable* dije en la crítica á la gramática de Menéndez Pidal: 'Lo hemos olvidado, pero los americanos lo escriben y usan á todo pasto.' Y en la crítica sobre la obra del P. Mir: 'Lo emplean hoy más bien los escritores americanos'. Con todo, dice *El Barquero*: 'el resto de la faena nada tuvo de *remarcable.*' En esta crítica dije también: '*Relieve* es voz que da ya grima por el abuso que hacen los escritores de ese término artístico. No lee uno media hora seguida sin tropezar 20 veces con ese cargante vocablo.'

Se revela Aramburo como un maestro en ese capítulo. Y espero no me endilgue esto, de Espronceda:

> Quién por saber lo que á ninguno importa
> Anda desempolvando manuscritos,
> Para luego dejar la gente absorta
> Con citas y con textos eruditos.

II. *Nuevo fanatismo.* Lleva por lema lo siguiente, de Quevedo: 'Otros hay que no saben nada, y no estudian porque piensan que lo saben todo.' Es magnífico; parece dedicado á los modernos escritores; por lo visto siempre hubo modernistas insulsos y *desmeollados.* 'No conozco nada más funesto que la ilustración á medias, por lo mismo que el saber mal es peor que no saber.' Ese soberbio pensamiento lo emite asimismo *Eneas*, de la Habana, de donde parece es Aramburo. No quiero seguir comentando ese capítulo, digno de ser estudiado por muchos que arman castillos en el aire sin formar una base firme, sólida, y desbarran consiguientemente á más y mejor. Sólo diré que el final se parece á esto que tengo dicho:

— Tú, Juan, ¿á qué llaman aquí *librepensadores*?

— A unos tíos que ni siquiera saben lo que es pensar.

III. *Electra.* — 'Drama llevado á la escena en ocasión propicia para despertar interés de actualidad ruidosa y obtener, de paso, fáciles triunfos de taquilla. ... 25000 ejemplares lleva ya vendidos el editor, 86 empresas

se disponen á representarlo ... *Electra* yacerá sepultada en la fosa donde el piadoso olvido arrumba los yerros y los pecados del genio.' El análisis de la obra está muy bien confeccionado. Yo tengo su traducción alemana, con el retrato del autor, quien parece un carabinero que hace la vista gorda en la frontera. Y en ella hay pegados unos impresos alemanes en que se critica el dramón. De uno de ello traduzco esto: 'Entre el banquero Cuesta y el fanático Pantoja hay escenas patéticas que rayan en cómicas. Electra es una segunda edición de la Susana de *Le monde où l'on s'ennuit.'* En el quinto acto aparece Galdós con carácter español.' No me atrevo á traducir el final de la crítica. En él viene á decirse que el extraño triunfo del drama demuestra que los españoles están poco civilizados. También es buena la observación de que en los primeros cuatro actos no ha hecho Galdós más que seguir las huellas de Sardou. Y muy razonable es el paralelo entre el desenlace de *Electra* y el de *Sobre nuestra fuerza,* de Björnson, que establecen una enorme diferencia entre nuestro modo de pensar y el de las razas del norte.

IV. *Moderno disparatorio.* Nada tienen de extrañas muchas frases que condena Quevedo y con él Aramburo. Si se dice '*mire* lo que *digo*' y no se parecen los ojos y las orejas ¿porqué es corriente en los idiomas europeos hablar de *colorido* en la *música?*

De *malhablado* y otros participios pasados usados como activos, se ha escrito ya mucho. Sobre la frase *de ceca en meca,* hable en la crítica á la gramática del Quijote por Cejador. Lo de *guardar como oro en paño* recuerda que también se lo guardaba en una piel de *gato* (y de ahí la importancia del nombre de ese bicho, expresada en 'aquí hay *gato* encerrado'), como lo escondían los franceses en la *chatulle* (nombre del peculio particular del *Kaiser*) y los alemanes en su *Geldkatze.*

De bote en bote es indudablemente lo que en francés 'd'un *bout* à l'autre'. *Jorobar* es un eufemismo como *caramba,* una forma decente de una palabra indecente. *Tomar el pelo,* hoy sustituído por *pitorrear,* no sabían en Madrid qué significaba cuando lo decía yo, de estudiante; fué una importación que hicieron las tropas vueltas del norte.

Ya que el autor se ha *enquevedizado,* vaya el final de mi segundo artículo de *Academismo* y *Academemos,* publicado en el 'Heraldo de París':

'Lo dije ya, que si la plaga académica en su mansión-tumba quedara, podríamos darnos con un canto en los pechos. Mas la calamidad cunde, como los nabos, sólo que estos no son dañinos. Y se extiende porque á ello se presta el medio ambiente, en el cual bullen escritores desprovistos de conocimientos gramaticales y lexicográficos. Para manejar la pluma firme y seguramente, no hay necesidad de estudiar la lengua. Muchos escribidores, mondos y lirondos de saber, alcanzan la notoriedad con un procedimiento sencillo, academizándose *en un dos por tres'* (frase que pone en solfa Aramburo). 'Cavia dispone de un hilo que termina por un cabo en la inmortalidad, y por el otro en un *inmortalizable,* pues dicen que si entra ó no entra. Yo tengo un aparato Marconi, y merced á él me he puesto al habla con Quevedo, el cual me confía el medio, que es como sigue.' Tocante al vocabulario, *fusílese* de este modo mi antigua

Receta

Quien quisiere ser culto en solo un día,
La jeri-(aprenderá)-gonza siguiente:
Innúmero, interview, rauda corriente,
Alud, hardido, septicorde lira
Acento *numeroso, escolista,*
Bicorne, sendo por tremendo, *tente,*
Buffet, estuoso, sport, delicuescente,
Del mármol que el cincel taje y *escinda,*

High life, empece, intrigado, reportaje,
Laletano, buró, adjetivorrea,
Ahora bien, ¡ah, señores!, biftec, claque,
Use mucho *monocle, dilletante.*
Su poco de nos dió *gallarda muestra,*
Tener lugar, crochet, encentar, fraque;
Que ya toda Castilla
Con sola esta cartilla
Se abrasa de escritores babilones,
Sin pesquis, sin estudios, sin calzones;
Y en la Mancha pastores y gañanes,
Atestadas de ajos las barrigas,
Hacen ya cultedades como migas.

Item. Quedan desterradas, por cursilísimas, las palabras *acaecer, celebrarse, ocurrir, suceder, verificarse,* etc., que *sustituiránse* (¡ojo con esta construcción telegráfica, que es muy literaria!) con el preciosísimo galicismo *tener lugar.'*

V. *Barbarismos.* Consulte el autor las excelentes obras del P. Juan Mir y de Huidobro, *Hispanismo y Barbarismo,* y *¡Pobre Lengua!* En ellas se habla de *abordar, característica, mitin, tener lugar, parisién.* Continúa así Aramburo: 'No soy de los que opinan que á la Academia debe reconocerse una autoridad incondicional y omnipotente; y menos desde que sus sillones resisten las posaderas de los hombres políticos y las de sus hechuras.' Toro-Gisbert habla en las *Enmiendas al Diccionario de la Academia* de 'la excesiva autoridad de que goza entre nosotros el Diccionario de la Academia', de que 'la Academia al fin y al cabo no peca sino por ignorancia', de que ese diccionario 'es la causa del atraso de nuestro idioma', de que de la anarquía reinante en el idioma no tiene la culpa la Academia, sino 'los que en ella adoran y creen que, como el papa, son infalibles' los inmortales. Añade: '¿porqué se ha de confundir académico con fabricante de diccionario? ¿el hecho de entrar en ese cuartel de inválidos de las letras es título suficiente para meterse en honduras filológicas? ¿cuántos, si no hubieran sido académicos, se habrían dedicado á ese género de estudios?'

VI. *Sinonimias.* En el libro de Toro-Gisbert hay un buen estudio de ellas, que Aramburo debe consultar.

Un alemán dice: 'Si cada autor escribiese solamente lo que entiende, la industria librera iría al diablo.' Eso, en Alemania. En España, ¡cuánto libro no hay de autores que no conocen la materia! La culpa la tiene Menéndez Pelayo, quien dijo que para dominar un asunto, nada mejor que escribir un libro acerca de él. Lo famoso es que cuando Menéndez Pelayo publica una obra, es como si cayese en un pozo; nadie habla de ella. ¿Es ignorancia? ¿pereza? ¿miedo al maestro? Literatos españoles me suelen escribir que estoy mejor enterado del movimiento literario español que ellos mismos. Para conocer España, no hay como estar en el extranjero muchos años, y servirse de libreros no españoles.

Sólo conozco la envidia en eso de ver que apenas hay escritor que no logre reunir sus artículos en forma de libro. En otro artículo hablo de los editores que me he echado á la cara, replicando á *Parmeno,* quien cree que únicamente se cuecen habas editoriales con gorgojo en España.

Acerca del libro de Aramburo podría decir aún algo. No conoce él mis artículos, y yo no quiero repetir lo dicho sobre lexicografía y crítica literaria. Me parece que él y yo nos entenderíamos perfectamente. Algo mío habrá leído acaso en el *Diario de la Marina* de la Habana.

Berlin. P. de Mugica.

Verzeichnis

der von Anfang Januar bis Ende März 1910 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

American journal of philology. XXX, 3, whole no. 119 [Wilfried P. Mustard, Later echoes of the Greek bucolic poets. — Truman Michelson, Linguistic notes on the Shahbāzgarhi and Mansehra redactions of Asoka's fourteen edicts. I. part. — Emory B. Lease, Notes on Latin syntax. — George Dright Kellogg, Cross suggestion: A form of Tacitean brachylogy].

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XX, 1 [A. Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde I. — H. Ziegler, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen und die Verwandtschaft und Vermischung der deutschen Volksstämme (mit einer Karte). — A. Dörler, Volkslieder aus Tirol. — A. v. Löwis, Eine Umformung der Gregoriuslegende im Kaukasus. — Kleine Mitteilungen. U. a.: A. Olrik, Wettermachen und Neujahrsmond im Norden. — J. Bolte, Das Ringlein sprang entzwei. — W. Zuidema, Amsterdamer Häusersagen. — J. Bolte, Eine Rätselsammlung aus dem Jahre 1644. — E. Jungwirth, Volksrätsel aus Ostermiething im oberen Innviertel. — Berichte und Bücheranzeigen. U. a.: J. Bolte, Neuere Märchenliteratur (Schluſs). — O. Lauffer, Neue Forschungen über die äuſseren Denkmäler der deutschen Volkskunde: Hausbau, Tracht usw. — A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei, bespr. von Petsch. — W. Golther, Religion und Mythus der Germanen, bespr. von Lohre. — Notizen. — Sitzungsprotokolle].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde XV, 3, 4 [M. Höfler, Gebildbrote bei der Geburts- usw. Feier. — L. Linsbauer, Die 'Weinbergoas' (Winzersitte). — J. Blau, Alt-Eisensteiner Bauernhabe. — J. R. Bünker, Heanzische Volkslieder. — Kleine Mitteilungen u. dgl.]. — 5, 6, Dezember 1909 [Konrad Mautner, Unterhaltungen der Göſsler Holzknechte. — Wilhelm Tschinkel, Zur Gottschner Volkskunde. — Kleine Mitteilungen].

Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte I, 1, 2. 1909 [G. Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten, I. — O. Montelius, Das Sonnenrad und das christliche Kreuz, I. — A. Devoir, Urzeitliche Astronomie in Westeuropa. — C. Rademacher, Die germanische Dorfanlage der Kaiserzeit am Fliegenberge bei Troisdorf. — R. R. Schmidt, Das Aurignacien Deutschland. — Mitteilungen: A. Goetze, Ostgotische Helme und symbolische Zeichen. — H. Heſs von Wichdorff, Über die ersten Anfänge vorgeschichtlicher Erkenntnis im Ausgange des Mittelalters. — G. Kossinna, Vergessener Bericht über ein Urnengräberfeld der Latène-Zeit (?) in Ermsleben v. J. 1710. — Aus Museen und Vereinen. — Bücherbesprechungen. — Nachrichten].

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica 1909. Jg. 4, 12. Annotationes phoneticae 1909. Jg. 3, 10—12. Leipzig, Fock, 1910. (Aus: *Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde.*)

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1908. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schul-

geschichte. 19. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft. Berlin, Weidmann, 1910. 278 S.

Finck, F. N., Die Sprachstämme des Erdkreises. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 267. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. VIII, 143 S. Geh. M. 1, geb. M. 1,25.

Finck, F. N., Die Haupttypen des Sprachbaues. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 268. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. V, 156 S. Geh. M. 1, geb. M. 1,25. [Als typische Vertreterinnen der acht Gruppen, auf die sich nach des Verfassers Überzeugung 'sämtliche Idiome der Erde ohne allzu grofse Gewalttätigkeit verteilen lassen', werden dargestellt: das Chinesische, Grönländische, die Ssubijasprache (am oberen Sambesi), das Türkische, Samoanische, Arabische, Griechische und Georgische.]

Salvioni, C., Commemorazione di Gr. J. Ascoli, letta nella annuale seduta solenne del R. Istituto Lombardo, il 13 gennaio 1910. Estratto dai *Rendiconti del R. Ist. Lomb.* Serie II, Vol. XLIII, S. 53—84. Milano, Tipo-lit. Rebeschini di Turati e C., 1910. [Die bahnbrechende linguistische Arbeit des italienischen Meisters findet in dieser schönen Rede seines Schülers eine pietätvolle und gerechte Würdigung. — Gern benutze ich die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dafs Salvioni schon vor Jahren (*I dialetti alpini d'Italia* in *La Lettura*, August 1901) ein Beispiel kirchlicher Sprachgrenze gegeben hat. Er konstatiert dort, dafs die Dialekte der Leventina und des Bleniotales (Kant. Tessin) sich von den umgebenden Alpendialekten unterscheiden und ausgeprägtere lombardische Züge tragen, und dafs diese ihre linguistische Sonderstellung mit ihrer kirchlichen Stellung zusammenhängt: Leventina und Bleniotal gehörten dem ambrosianischen, der Rest der italienischen Alpen dem römischen Ritus an. H. M.]

Dégano, Fel. Rob., Filosofía del verbo. Colección de artículos publicados en la revista 'España y América'. Madrid, Imp. del Asilo de Huérfanos del S. C. de Jesús, 1910. XIV, 311 S. 6 pesetas.

Brugmann, Karl, Das Wesen der lautlichen Dissimilationen. Abhandlung der philol.-histor. Klasse der Königl. Sächs. Akademie der Wiss. XXVII, Nr. 5. Leipzig, Teubner, 1909. M. 1,60.

Williams, R. A., Uniformity in languages and language study. Dublin, University Press, 1910. IV, 46 S. [W. hat Bedenken gegen eine genaue Kasusterminologie für Englisch. Im Interesse der Grammatik würde mehr eine enge als eine weite Terminologie liegen; der Grammatiker wird *uniformity of grammatical terminology* nicht so leicht wünschen als der Praktiker. *Uniformity in teaching classical and modern languages impossible* ist das Endergebnis der beachtenswerten Schrift. Wo Williams über die falsche Vorstellung spricht, als lägen linguistische Vorgänge der praktischen Grammatik zugrunde, greift er in das Gebiet der Sprachphilosophie über; aus der Erkenntnis dieser *false idea* leitet er die Reformmethode ab. 'Praktische Grammatik' ist ihm ein Widerspruch in sich; Grammatik ist ihm für Linguisten, aber was der Sprachlehrer braucht, ist eine ganz andere Art von Regelgebung. A. B.]

Hoskins, John Preston, Biological analogy in literary criticism II. The struggle for existence and the survival of the fittest. Reprinted from 'Modern philology' VII, 1 (July 1909).

Stählin, O., Editionstechnik. Ratschläge für die Anlage textkritischer Ausgaben. (Aus: *Neue Jahrbücher für d. klass. Altertum.* Jg. 12.) Leipzig u. Berlin, Teubner. 43 S. 4. M. 1,60.

Winkler, H., Der uraltaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische. Berlin, Dümmler, 1909. V, 316 S. 8. M. 6.

Noël, Dr., Wie erlangt man durch Selbstunterricht Sprechfertigkeit in fremden Sprachen. Berlin, Langenscheidt. 28 S.

Bone, K., Πειρατα τεχνης. Über Lesen und Erklären von Dichtwerken. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. VI, 132 S. In Leinwand geb. M. 2,40.

Hilka, A., Zur Alexandersage. Zur Textkritik von Alexanders Brief an Aristoteles über die Wunder Indiens. Programm des St. Matthias-Gymnasiums zu Breslau, 1908/09.

Monteverdi, A., La leggenda di S. Eustachio. Estr. dagli *Studi Medievali*, 1909, vol. III, 169 ff. Bergamo, Istit. d'arti grafiche, 1909. 65 S.

Maas, Paul, Frühbyzantinische Kirchenpoesie, I. Anonyme Hymnen des 5.—6. Jahrh. Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, herausg. von Hans Lietzmann. 52, 53. Bonn, Marcus, 1910. 32 S. M. 0,80. [Eine Reihe der frühesten Gedichte, in denen der akzentuierende Vers im Griechischen sich zuerst zeigt, werden hier bequem zugänglich gemacht. Ohne Berücksichtigung der Quantität, lediglich auf Grund des exspiratorischen Akzents sind die Strophen, Verse und Kola rhythmisiert. Dabei haben sich von selbst, ohne Beeinflussung vom Lateinischen her, gewisse Versformen ergeben, die uns aus der frühesten römischen Kirchenpoesie akzentuierenden Art vertraut sind, namentlich Verse mit acht und solche mit elf Silben. A. B.]

Busse, Dr. B., Das Drama. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Mit drei Abbildungen im Text. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 287. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. 136 S. M. 1, geb. M. 1,25 [I. Vorgeschichte des Dramas; II. Das antike Drama; III. Das orientalische Drama; IV. Das Drama des christlichen Mittelalters; V. Das Drama des Rinascimento; VI. Das elisabethanische Drama; VII. Das niederländisch-deutsche Barockdrama; VIII. Das spanische Drama; IX. Der französische Klassizismus].

Jacobius, Dr. phil. H., Luftschiff und Pegasus, der Widerhall der Erfindung des Luftballons in der zeitgenössischen Literatur. Halle, Niemeyer, 1909. VII, 130 S. [Die Arbeit ist reizvoll, das Material mit Geschmack ausgewählt und gut komponiert. Die Verfasserin hat viel Verschollenes wieder zum Klingen gebracht und viel Verschüttetes ausgegraben. Sie hat auch erheblich mehr gesammelt, als sie in dieser Auswahl gibt; sie erstrebt nicht die Vollständigkeit des Materials einer gelehrten Abhandlung, sondern Vollständigkeit des Eindrucks. Sie will den Leser die Stimmungen durchleben lassen, die das Luftschiff während eines Jahrhunderts in den Schöpfungen der Literaten geweckt hat. Das erreicht sie durch das verständnisvolle Zusammenfügen von Dichterworten und Zeitungsberichten, von Freude und Spott, von Stimmen des Philistertums und des Enthusiasmus. Der Reigen schließt mit den großen symphonischen Dichtungen Sullys und Hugos. H. M.]

Seidel, A., Katechismus für Weltsprachler aller Systeme in Deutsch und Ile. Im Anh.: Abriß der Grammatik einer internationalen Weltsprache. (Studien d. Vereinigung f. internationale Hilfssprache zu Berlin, H. 2.) Berlin, Märkische Verlagsanstalt, 1910. 68 S. 8.

Königliche Akademie in Posen. Festschrift zur Einweihung des Neubaues am 18. Januar 1910. 55 S. mit vielen Abbildungen.

The Carnegie trust for the universities of Scotland. 8th annual report (1908/09). Submitted by the executive committee to the trustees on 20th December 1909. Edinburgh, University Press, 1909. 63 S. [Mit neidloser Freude sehen wir zu, wie sich aus der Kasse des amerikanischen Milliardärs, der seine harte Jugend und den heimatlichen Religionsunterricht nicht ganz vergessen hat, ein Goldregen über die schottischen Universitäten ergießt. Institute und fellowships werden gegründet oder gefördert, angehende Forscher erhalten beträchtliche Unterstützungen, und kein Universitätshörer in Schottland braucht mehr Kollegiengeld zu bezahlen. Die

jährliche Unterstützung für St. Andrews beträgt £ 7500, für Aberdeen £ 8600, für Glasgow £ 11100, für Edinburgh £ 11600. Einige Stipendien kommen auch den neusprachlichen Studien zugute. Colvilles *Studies in Lowland Scots* wurden unterstützt und Greig's wertvolle Sammlungen von *Folk-song of the North-East*; vier weitere Arbeiten gehen erst der Vollendung entgegen, nämlich über Mackenzie und den deutschen Einfluſs auf die englische Literatur, über den schottischen Lancelot, über das englische Zeitungswesen im 17. Jahrhundert und über das skandinavische Sprachgut in Orkney und Shetland. A. B.]

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXX, 11. November 1909 [Süſs: Buchwald, Joachim Greef. — Helm: Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. — Berger: Etudes sur Schiller. — Unger: Dreyer, Stieler, der bayrische Hochlandsdichter. — Horn: Franz, Shakespeare-Grammatik, 2. Aufl. — Stengel: Luquiens, The reconstruction of the original Chanson de Roland. — Voſsler: Dante Alighieri, La divina comedia ed. and annotated by C. H. Grandgent. — Olt: Muret, La litterature italienne d'aujourd'hui. — Zauner: Staaf, Étude sur l'ancien dialecte léonais. — Bibliographie usw.]. — XXX, 12. Dezember 1909 [Braune: Siebs, Helgoland und seine Sprache. — Behaghel: Elis Herdin, Studien über Bericht und indirekte Rede im modernen Deutsch. — Petsch: Kutscher, Fr. Hebbel als Kritiker des Dramas. — Ders.: Frenkel, Hebbels Verhältnis zur Religion. — Ders.: Krumm, Die Tragödie Hebbels in der Entwicklung des Dramas. — Abt: Heeger und Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz. — Martin: Kalff, Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde, IV. — Ackermann: The Elizabethan Shakespeare. By William H. Hudson, 1—3. — Ders.: Hill, Sidney's Arcadia and the Elizabethan drama. — Jordan: Seyfang, Quellen und Vorbilder des Epos Gaufrey. — Ders.: Krehl, Der Dichter des Gaydon-Epos. — Ders.: Stricker, Entstehung und Entwicklung der Floovant-Sage. — Glöde: Rasch, Verzeichnis der Namen der afr. Chanson de geste Aliscans. — Tappolet: Streng, Haus und Hof im Französischen. — Bibliographie. — Literarische Mitteilungen, Personalnachrichten usw.]. — XXXI, 1. Jan. 1910 [Behaghel: Rieder, Der sog. St. Georgener Prediger. — Ders.: Mayer, Die Meisterlieder des Hans Folz. — Ders.: Euling, Kl. mhd. Erzählungen, II: Die Wolfenbüttler Hs. — Ders.: Priebsch, Die heilige Regel für ein vollkommenes Leben. — Hering: Ziesemer, Nic. von Jeroschin und seine Quelle. — Abt: Runge, Die Metamorphosen-Verdeutschung Albr. von Halberstadt. — Helm: Vollmer, Ein deutsches Adambuch. — Behaghel: Sievers, Die Akzente in ahd. und as. Handschriften. — Ders.: Ramisch, Studien zur niederrhein. Dialektgeographie. — Ders.: Wrede, Die Diminution im Deutschen. — Gloël: Heinrichs, Studien über die Namengebung im Deutschen. — Petsch: Nicton, Grabbe. — Abt: Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel. — Binz: Franz, Die treibenden Kräfte im Werden der englischen Sprache. — Ders.: Jordan, Eigentümlichkeiten des englischen Wortschatzes. — Glöde: Stahl, Nich. Rowes Drama 'The ambitious step-mother'. — Meyer-Lübke: Ekblom, Etude sur l'extinction des verbes au prét. en *-si* et en *-ui* en Français. — Hoepffner: Guillaume de Machaut, Poésies lyr. p. p. V. Chichmaref. — Wiese: Studi Maffeiani. — Ders.: Fed. Doro, Bibliografia Maffeiana. — Ders.: Onoranze a Scipione Maffei. — Ders.: Levi, Medesina da Desio. — Ders.: Levi, I maestri di Franc. Novello da Carrara. — Ders.: Levi, Un rimatore senese. — Ders.: Levi, Nuovi appunti intorno a Domenico da Monticchiello. — Ders.: Levi, Lancillotto Anguissola cavaliere e poeta. — Ders.: Levi, Le paneruzzole di Nic. Povero. — Ders.: Levi, Zaffarino e le sue nozze con Monna Povertà. — Bibliographie. — Literarische Mitteilungen, Personalnachrichten usw.].

Revue de l'enseignement des langues vivantes. Fondateur: A. Wolfromm; Directeurs: H. Loiseau et G.-H. Camerlynck. Paris, H. Didier. Jahresabonn. 15 frs.; einzelne Nummer 1,25 frs. XXVII, 1 et 2, janvier et fevrier 1910. [Diese *Revue* dient auch unter der neuen Redaktion den speziellen Interessen der französischen Neuphilologen (Kandidaten und Oberlehrern). Sie wird aber auch deutsche Fachgenossen interessieren, die sich über die Verhältnisse des neusprachlichen Studiums und Unterrichts in Frankreich orientieren wollen, und die z. B. aus dem ersten Aufsatz (*Du désaccord qui existe pour les agrégés de langues vivantes entre leurs étude d'université et leur tache professionnelle* von E. Legouis) ersehen können, welche Klagen der französische Oberlehrerstand über seine akademische Vorbildung zu führen hat. Die *Revue* bringt allmonatlich das Protokoll der Sitzungen der *Société pour l'étude des langues et des littératures modernes,* die z. B. neulich die linguistische Terminologie (Umlaut *'inflexion'*, Ablaut *'alternance'*, stimmhaft *'voisée'*, stimmlos *'invoisé'*) etc. diskutiert hat. Sie unterrichtet über die *soutenance de thèses,* bringt Bibliographisches aus Frankreich und aus dem Auslande, gibt eine akademische Chronik und enthält interessante literarische Arbeiten wie: *Les affinités électives de Goethe* (von A. François-Poncet) oder *Les Anglais et la société française au XVIIIe siècle* (von P. Yvon). H. M.]

Modern language notes. XXIV, 7. Nov. 1909 [R. L. Gibbs, The meaning of *feeldes* in Chaucers Knight's tale, v. 975—77. — M. A. Buchanan, Charley's Catalogue of comedias and autos of Frey Lope Felix de Vega Carpio II. — A. R. Benham, John Churton Collins. A review. — C. H. Ibershoff, Concerning the Tell soliloquy. — J. G. Winter, Browning's epilogue to the 'Two poets of Croisic'. — A. T. Bödtker, French words in English after 1066. — Th. K. Sidey, Echoes of the classics in Kipling. — W. H. Hulme, A Middle English addition to the Wagner cyclus. — Review. — Correspondance]. — 8. Dec. 1909 [N. W. Hill, The wood of Birnam. — H. Handschin, Bibliographie zur Technik des neueren deutschen Romans, I. — R. E. Moritz, On a quantitative relation governing certain linguistic phenomena. — S. G. Patterson, Interchange of suffixes *-asten, -igens, -and, -icus.* — A. A. Livingston, Carducci-Leopardi parallel. — M. P. Tilley, Shakespeare and his ridicule of 'Cambyses'. — Reviews. — Correspondence]. — XXV, 1. Jan. 1910 [John Berdan, Prof. Kastners Hypothesis. — Charles Hart Handschin, Bibliographie zur Technik des neueren deutschen Romans, II. — Thomas Perrin Harrison, A note on the Tempest. — A. Frank Patterson, A confession of sins and a prayer to Christ. — G. H. Danton, The date of the scene of Tieck's Sternbald. — Joseph Warren Beach, The source of Stevenson's Bottle imp. — F. J. A. Davidson, The origin of the Sestina]. — 2. Febr. 1910 [J. Routh, Parallels in Coleridge, Keats, and Rossetti. — A. G. H. Spiers, 'Vita nuova' and 'Dolce stil nuovo'. — C. H. Ibershoff, 'Venus, du und dein Kind'. — A. A. Digeon, Shelley and Peacock. — E. H. Wilkins, The Bellerudo fragment. — A. M. Sturtevant, Zur Sprache des Peter von Surhenwirt. — G. Bradford, 'The history of Cardenio', by Mr. Fletcher and Shakespeare. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XVII, 6, Oktober 1909 [O. Kötz, Der Sprachgebrauch Lafontaines in seinen Fabeln (in syntaktischer Hinsicht), II. — H. Smith, English boys' fiction, V. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVII, 7, November 1909 [W. Müller, Theodor Arnolds englische Grammatiken und deren spätere Bearbeitungen, I. — O. Kötz, Der Sprachgebrauch Lafontaines in seinen Fabeln (in syntakt. Hinsicht), Schlufs. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVII, 8, Dezember 1909 [H. Schneegans, Die nordfranzösischen Ferienkurse. — W. Müller, Th. Arnolds englische Grammatiken und deren spätere Bearbeitungen, II. — Berichte. — Besprechungen. —

Vermischtes]. XVII, 9, Januar 1910 [R. Kieszmann, *Les Musardises*, E. Rostands erstes Werk. — W. Müller, Th. Arnolds engl. Grammatiken und deren spätere Bearbeitungen, III. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVII, 10, Februar 1910 [A. Rambeau, Aus und über Amerika, IV. — W. Müller, Th. Arnolds engl. Grammatiken und deren spätere Bearbeitungen, Schlufs. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Publications of the Modern Language Association of America. XXIV, 4, new series XVII, 4. Dec. 1909 [W. H. Schofield, Symbolism, allegory, and autobiography in 'The pearl'. — H. A. Todd, A recently discovered fragment of an Old French ms. of the 'Faits des Romains'. — H. N. Mac Cracken, Magnificencia ecclesie. — J. M. Berdan, A definition of Petrarchismo. — C. R. Baskervill, Source and analogues of 'How a man may choose a good wife from a bad'. — Appendix etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XIII, 1 [H. Zahler, Milch, Käse und Ziger im Ober-Simmental. — A. Rossat, Proverbes patois. — M. Gabbud, La vie alpicole des Bagnards. — Miszellen, Umfragen, Anzeigen]. XIII, 2 [M. Reymond, Sorcellerie en pays fribourgcois au XVme s. — G. Kuratle, Der Toggenburger Senn und seine Tracht. — M. Gabbud, Schlufs des Artikels in H. 1. — A. Dettling, Translation des h. Justus 1697. — N. Moesch, Das Fastnachtsröfsli in Appenzell. — Miszellen usw.]. XIII, 3 [J. Bolte, H. Runges schweizerische Sagensammlung. — H. Savoy, La flore fribourgeoise. — E. A. Stückelberg, Bekleidung der Andachtsbilder. — Ders., S. Expedit. — Miszellen usw.]. XIII, 4. 1909 [J. Meier, Geschichte eines modernen Volksliedes. — J. C. Benziger, Das Brunner Bartlispiel. — Miszellen. — Bilderbeigaben. — Bücheranzeigen].

The journal of English and Germanic philology. VIII, 3. July 1909 [E. Vofs, Aus den Schätzen in Wolfenbüttel. — H. E. Larsson, Swedish Literature. — E. C. Roedder, Selbstanleihe in Schillers Nachlafs. — C. H. Ibershoff, A variant verse in Schiller's 'Maria Stuart'. — J. W. Rankin, A study of the kennings in Anglo-Saxon poetry. — Reviews].

Modern philology. VII, 3. Jan. 1910 [J. J. Jusserand, 'Piers Plowman', the work of one or of five. — Th. D. Hall, The misplaced lines, 'Piers Plowman'. — Ph. Sc. Allen, The mediaeval mimus, I. — L. Bloomfield, A semasiologic differentiation in Germanic secondary Ablaut, II. — L. A. Hibbard, The authorship and date of the 'Fayre maide' of the exchange. — E. Thorstenberg, 'Duke Frederick of Normandy', an Arthurian romance. — P. Cobb, Hebbel's use of the hexameter in 'Mutter and Kind'. — J. B. Fletcher, Guido Cavalcanti's ode of love. — Ch. H. Handschin, Goethe und Gothik in Strafsburg].

Modern language teaching. V, 7. Nov. 1909 [The study of German in secondary schools: a letter to the president of the board of education. — S. O. Andrew, Our final 'e' mute. — J. D. Anderson, Oral work with adult pupils. — Discussion column. — Holiday course impressions. — W. Rippmann, Typical questions in grammar. — Modern Language Association. — Correspondence etc.]. — V, 8 [Interim report of the joint committee on grammatical terminology. — Modern Language Association: Interim report of the sub-committee on external school examinations in modern foreign languages]. — VI, 1 [Annal meeting. — The teaching of foreign literature. — Marshall Montgomery. — Karl Breul, Die Wechselbeziehungen der englischen und der deutschen Literatur].

Studi di filologia moderna. Direttore: G. Manacorda. Direz.-amministrazione: Catania, Via Caronda 270. Alleinvertrieb f. d. deutschen Buchhandel: G. Fock-Leipzig. Abbon.: Italia L. 15, Estero L. 20. Anno II, fasc. 3—4, luglio — dicembre 1909. S. 201—444 [A. Galletti, Critica letteraria e critica scientifica in Francia nel Sec. XIX. II. — E. Mele, Per la fortuna del Cervantes in Italia nel Seicento. — G. Manacorda, 'Le

Grazie' di C. M. Wieland (con quattro fototipie). — Communicazioni ed appunti: G. Ciardi-Dupré, Per lo studio scientifico delle lingue slave (app. bibliografici). — A. Pellizzari, I manoscritti portoghesi della R. Biblioteca Nazionale di Napoli (con due fototipie). II. — L. de Anna, *Je vas.* — Recensioni. — Cronaca. — Spoglio di riviste. — Diese treffliche italienische Zeitschrift scheint leider den prohibitiven Preis ihres Auslandsabonnements aufrechterhalten zu wollen, cf. *Archiv* CXXI, 465].

Germanisch-romanische Monatsschrift. I, 11. Nov. 1909 [G. Ehrismann, Wolframprobleme. — E. Eckhardt, Über Wortspiele. — J. Auglade, Où en sont les études de philologie provençale? — Kleine Beiträge, Besprechungen usw.]. — 12. Dez. 1909 [St. Hock, Zur Einführung in das Studium Grillparzers. — O. Weise, Der gegenwärtige Stand der Forschung auf dem Gebiete der Syntax deutscher Mundarten. — B. Carstens, Randbemerkungen zur Entwicklung der englischen Sprache. — L. Jordan, Die Gräfin La Fayette. — Besprechungen usw.]. — II, 1 [G. Neckel, Etwas von germanischer Sagenforschung. — K. Luick, Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung. — L. Kellner, Englische Wortforschung. — W. Duschinsky, Über den gegenwärtigen Stand der orthographischen Reform in Frankreich. — W. Küchler, Das französische Theater der Gegenwart]. — II, 2 [H. Wunderlich, Th. W. Braune. — B. Kahle, Die nordische Philologie auf den Universitäten des Deutschen Reiches im 20. Jh. — R. Petsch, Der historische Dr. Faust. — M. Waldberg, Erdmann Neumeister. — R. Jordan, Die mittelengl. Mundarten]. — II, 3 [R. Besser, Deutsche Literatur in amerikanischen Zeitschriften. — W. Kosch, Neue Kunde zu Eichendorff, I. — Ph. Aronstein, Die Organisation des englischen Schauspiels im Zeitalter Shakespeares, I. — M. Wolff, Die Familie bei Molière].

Les cinq langues. Journal des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne. X, 5. 5. déc. 1909.

The Sevanee review quarterly. January 1910 [G. F. Parker, Some American literary needs. — W. H. Browne, 'Harlequin' and 'Hurly-burly'. — P. Butler, The eclipse of Ben Jonson's comedies. — L. O. Andrews, What is news? — F. P. Venable, What factors shall mold higher education in the United States? — E. A. Smyth, Poe's 'Goldbug' from the standpoint of an entomologist. — G. Tyrrell, Are churches necessary? Translated by W. Lloyd Bevan. — F. Tupper, 'Folia literaria'. — B. Matthews, The law of the drama. — Reviews].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors. 1909. N° 8 [H. Pipping, Sandhi-Erscheinungen in Runeninschriften. — Besprechungen, darunter besonders eingehend O. J. Tallgreen über Schädels *Manual de fonética catalana.* — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen. — Berichtigungen]. 1910. N° 1—2 [H. Suolahti, Die Mariensequenz im Liederbuch der Anna von Köln. — A. Långfors, Note additionnelle à la Notice sur deux livres d'heures enluminés du XVe siècle. — Besprechungen, z. B. von Schwan-Behrens, 'Gramm. des Altfranz. 8' (A. Wallensköld); von R. Pestalozzi, 'Syntaktische Beiträge' (G. Schmidt); von H. Martin, 'Les peintres de manuscrits et la miniature en France' (A. Långfors). — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors. V. Leipzig. Harrassowitz, 1909. 559 S. [E. Zilliacus, Giov. Pascoli e l'antiquité, étude de littérature comparée. — U. Lindelöf, Die altenglischen Glossen im Bosworth-Psalter (Brit. Mus. Ms. Add. 37517). — O. J. Tallgreen, Sur la rime italienne et les Siciliens du XIIIe siècle, observations sur les voyelles fermées et ouvertes. — A. Wallensköld, La construction du complément des comparatifs et des expressions comparatives dans les langues romanes. — A. Långfors, Notices sur deux livres d'heures enluminés du XVe siècle,

appartenant à Mme la baronne Edv. Hisinger. — H. Suolahti, Eine mittelhochdeutsche Paraphrase der Sequenz 'Ave praeclara maris stella'. — M. Wasenius, Liste des travaux sur les langues et les littératures romanes et germaniques publiés par des auteurs finlandais ou parus en Finlande au cours des années 1906—08. — Der inhaltreiche Band ist W. Söderhjelm, dessen Bild ihn schmückt, zum fünfzigsten Geburtstage von Freunden und Schülern gewidmet.]

Buchmann, R., Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens. Beiträge zu einer Motiv- und Stilparallele. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. H. 6.) Leipzig, Haessel, 1910. XVI, 236 S. 8. M. 4,60.

Ratgeber für das Studium des Französischen und Englischen. Mit besonderer Berücksichtigung der Fachprüfungen in Sachsen und Preufsen. Herausg. von Erwin Dietze, Paul Kröber, Paul Starke und Otto Wagner. 2. Aufl. Dresden, C. Winter, 1910. 79 S. M. 1,40.

Germanisch.

Revue germanique. V. 1909 [No. 3, Mai-Juin: P. Bordier, Sealsfield, ses idees, ses sources, d'après le 'Kajütenbuch'. — B. v. Faber, Une lettre inéd. de Böhl von Faber à l'éditeur Friedrich Perthes à Hambourg, relative à la 'Floresta de rimas antiguas castellanas'. — Notes et documents. — Comptes rendus critiques. — Bibliographie et revue des revues. — No. 4, Juillet-Août: P. Bordier, Sealsfield, ses idées, ses sources, d'après le 'Kajütenbuch', (suite et fin). — F. Delattre, Le poète Francis Thompson (1859—1907). — Notes et documents etc.]. No. 5, Novembre—Décembre: R. Dehmel, Sur la tombe de Liliencron. — G. Meyer, Les romans de Mrs. Radcliffe. — E. Lévy, Un manuscrit de la 'Chronique universelle' de Rudolf von Ems. — Notes et documents etc.]. — VI, 1 [A. Chuquet, Frédéric Stolberg et la révolution française. — J. Blum, Gilbert Keith Chesterton].

The translator. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. VII, 1. 1910.

Wagner, Reinhard, Die Syntax des Superlativs im Gotischen, Altniederdeutschen, Althochdeutschen, Frühmittelhochdeutschen, im Beowulf und in der älteren Edda. Palaestra XCI. Berlin, Mayer & Müller. 117 S. M. 3,50.

Siebs, Th., Der Gott Fos[e]te und sein Land. (Aus: Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur, XXXV, 3.)

Polak, Leon, Untersuchungen über die Siegfriedsagen. Inaug.-Diss. Berlin, Schade. 146 S. [Ausgehend von Heuslers Forschungen über Lied und Epos, sucht Polak die Urlieder zu erschliefsen, aus denen die Siegfriedsage erwachsen ist. Er unterscheidet als Grundlagen ein Lied vom Nibelungenhort und ein zweites vom Drachenhort, das bald mit dem ersten verknüpft wurde; dazu kam zunächst ein Lied vom Untergang der Burgunden. In zweiter Reihe kamen hinzu Lieder von Siegfrieds Dienstbarkeit und der Siegmundsage, von der Erlösung der Brünhilde und von Siegfrieds Werbung. So wird des weiteren die naturgemäfse Einschaltung der übrigen Sagenteile erkundet. Die Eigenschaften, die ein Spielmannslied nach Heusler haben mufs, dienen Polak als Hauptkriterium. Die Gründe, aus denen er die Einfügung neuen Sagengutes zu erklären sucht, sind nicht ebenso stichhaltig. A. B.]

Franck, J., Mittelniederländische Grammatik. Mit zwei Lesestücken und Glossar. 2. neubearb. Aufl. Leipzig, Tauchnitz, 1910. IX, 295 S. 8. Geb. M. 10.

Fischer, F., Die Lehnwörter des Altwestnordischen. (Palaestra 85.) Berlin, Mayer & Müller, 1909. VI, 233 S. 8. M. 6,50.

Wrede, Ernst, Taschenwörterbuch der schwedischen und deutschen Sprache. Teil I: Schwedisch-deutsch. Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1909. XVI, 646 S.

Deutsch.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, F. 3, H. 53. 1909 [Aus dem Inhalt: O. Schissel v. Fleschenberg: Mathisson an Hormayer. — Ders., J. F. Primisser an Erzherzog Johann im Jahre 1801. — W. Malfatti, Ein Faustbild im Stubaitale].

Rivista di letteratura tedesca, dir. da C. Fasola. Firenze, B. Seeber. Jahresabonnement 6 Lire; einzelne Nummer 50 Cent. Anno III, N[i] 5—8, maggio — agosto 1909 [C. Fasola, Goethe è popolare in Italia? — M. Schiff, Una lettera inedita di Goethe al primo traduttore francese del 'Fausto'. — G. Barzellotti, Volfango Goethe in Italia. — A. Foà, La riforma del teatro in Germania nella seconda metà del XVIII secolo. — C. Bonardi, 'Italy' di Lady Morgan (1821) e 'Italien' di Enrico Heine (1828—9). — U. Chiurlo, Due versioni tedesche dei 'Sepolcri' di Ugo Foscolo. — Recensioni]. N[i] 9—12, sett. — dicembre 1909 [C. Fasola, Jeremias Gotthelf. — T. Longo, I fratelli nemici nei drammi di Klinger e di Leisewitz. — G. Bolognini, Al. Aleardi e la poesia tedesca. — C. Fasola, Questioncelle faustiane; proverbi e canzoni nel Faust di Goethe. — C. Fasola, Di alcune formole magiche dell' antichità germanica. — Note di G. Mazzoni, L. Geiger, G. Witkowsky, M. Landau e A. Rosenbaum ad alcuni scritti pubblicati nei precedenti numeri della 'Rivista'. — Manoscritti tedeschi esistenti nel fondo della Biblioteca Estense a Modena. — Recensioni].

Manacorda, Guido, Germania filologica. Guida bibliografica per gli studiosi e per gli insegnanti di lingua et letteratura tedesca con circa 20000 indicazioni. Cremona, Pietro Fezzi, 1909. 280 S. Lire 10.

Kauffmann, F., Deutsche Grammatik. Kurzgefaſste Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 5. Aufl. Marburg, Elwert, 1909. VIII, 119 S. 8. M. 3,20; geb. M. 3,80. [Kauffmanns Deutsche Grammatik, obwohl ursprünglich eine Neubearbeitung von Vilmars Deutscher Grammatik, doch ein vollständig neues Werk, ist jetzt in 5. Auflage erschienen. In ihrer präzisen Form, ihren zusammengestellten Paradigmen und ihren bis in die neueste Zeit fortgeführten Literaturangaben ist sie das, wozu der Verfasser sie bestimmt: ein Repertorium der Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. W. Nickel.]

Kluge, F., Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. 2. Aufl. (Wissenschaft und Bildung 1.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1910. 151 S. 8. Geb. M. 1,25.

Weise, O., Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1910. XII, 279 S. 8. Geb. M. 2,80.

Grimme, H., Plattdeutsche Mundarten. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen, 1910. 166 S. 8. Geb. M. 0,80.

Brandstäter, Fr. E., Märkisch-westfälische Ortsnamen, aus den Urlauten erklärt, nebst Mitteilungen über den bisherigen Standpunkt der Namenkunde und der Etymologie sowie über die Notwendigkeit einer biologischen Betrachtungsweise in der Sprachwissenschaft. Witten, Märkische Verlags-Anstalt, 1909. 201 S. 8. M. 2. [Zur Illustrierung dieses Titels und zur Charakterisierung des ganzen Buches genügt ein beliebig herausgegriffener Satz. S. 29: 'Die urlautliche Erklärung deutet das Wort [Pferd] als "Bodenspringer", denn *erd* (Erde) bezeichnet "breites oder ebenes Land" und *p* bzw. *f* und *pf* eine hüpfende oder frei springende Abwärtsbewegung, Fortbewegung (besonders von Wasser, wie in *-epe,* z. B. Ennepe), ebenso wie *b* eine kräftige Abwärtsbewegung (in Ebbe), *w* eine sanfte, *f* eine freie, wehende, sprühende (in "Seiffen") bedeutet.' W. Nickel.]

Seidel, A., Wörterbuch der deutsch-japanischen Umgangssprache mit einem Abrifs der Grammatik der japanischen Umgangssprache und unter Berücksichtigung der Phraseologie. Lfg. 1. Berlin, Märkische Verlags-Anstalt, 1910. à M. 1.

Ranke, F., Die deutschen Volkssagen. (Deutsches Sagenbuch, hg. von F. v. d. Leyen. T. 4.) München, Beck, 1909. XVII, 294 S. 8. Geb. M. 3. [Während Mythologien blofs nach einer Erklärung der Sagen und Märchen streben, anderseits die Sagen- und Märchensammlungen sich auf die Vorführung blofsen Materials beschränken, will Ranke die Vorteile beider vereinigen: er bringt die Sagen selbst und gruppiert sie zugleich nach inhaltlichen Rubriken, so dafs sie mit Hilfe weniger Einleitungsworte durchsichtig werden. Und zwar bietet er nur Sagen. Er teilt so ein, dafs wir zuerst Erzählungen von Seelen erhalten, die den Leib verlassen, um als Hexen, Zauberer oder Werwölfe in Kirchhof, Wind oder Berg umzugehen. Im 2. Teil erhalten wir Geschichten von selbständigen Gestalten des Volksglaubens, von Zwergen und Kobolden, von wilden Waldleuten, von Wassermann und Nixe, von Schlangen, Drachen, Hausottern, Gänsen, Habergänsen u. dgl. In die 3. Reihe stellt er mehr historisch geartete Geschichten von Riesen und Räubern und anderen Frevlern, von Schätzen und Glocken. Das Schlufskapitel gehört dem Teufel. In der Einleitung strebt er nach möglichst genauer Sonderung des Sagenstils und Märchenstils: die Sage will nur Geschehenes getreulich berichten, ist daher knapp und kurz, liebt reale Anspielungen, glaubt an eine sittliche Weltordnung und hat daher häufig einen strengen Schlufs. Der Märchenerzähler hingegen liebt eine möglichst anmutige Form, läfst seine Geschichten gern in einem namenlosen Lande spielen, malt behaglich aus und wendet den Schlufs erfreulich. R. hat eine grofse Anzahl von Sagen in seine Rubriken gebracht und in den Anmerkungen noch auf zahlreiche Parallelen verwiesen. A. B.]

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Lief. 32. Wien, Fromme, 1910. M. 1.

Bachmann, A., Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. 4. Aufl. Zürich, Beer, 1909. VI, XXX, 299 S. 8. Geb. M. 4,80. [Ein mittelhochdeutsches Lesebuch, das wie Bachmanns Buch für die Schule bestimmt ist, hat andere Zwecke zu erfüllen und mufs anders eingerichtet sein, als es für gewöhnlich die mittelhochdeutschen Lesebücher sind, die meist Universitätszwecken dienen sollen. Erübrigt sich bei diesen eine einleitende Grammatik, so hat ein Schulbuch eine Grammatik nötig, da man nicht erwarten kann, dafs in den Händen des Schülers auch noch eine besondere Grammatik ist. Ein Wörterbuch haben aber beide Arten von Lesebüchern nötig. Bachmann hat seinem Buche eine kleine mittelhochdeutsche Grammatik vorangeschickt, die aufser der Laut- und Formenlehre noch Bemerkungen zur Syntax enthält, den Texten hat er ein Wörterbuch beigegeben. Im Hinblick auf den Zweck des Buches hat Bachmann die Texte ausgewählt. Die Volksepik (das Nibelungenlied mit 484 Strophen, Gudrun mit 228) hat den Vorzug vor der höfischen Epik (Iwein mit 542 Versen, Parzival mit 698, Tristan mit 586), Walther den Vorzug vor den andern Lyrikern. 'Otte mit dem Barte' und 'Schretel und Wasserbär' sind ganz abgedruckt. Die Auswahl der einzelnen Stücke aus den Epen ist gut, z. B. aus dem Nibelungenliede u. a.: Kriemhildens Traum, Günthers Brautfahrt, Siegfrieds Tod, Hagen und Kriemhild, Hagens und Volkers Nachtwache, Rüdigers Tod; aus dem Parzival: Parzivals Erziehung im Walde, das Mahl auf der Gralburg; aus dem Passional: Theophilus und der Teufel. Aus Walther wird man das Wichtigste finden: schön beginnt die Auswahl mit 'Ir sult sprechen willekomen'. Die geistliche Prosa ist durch eine Predigt Bertholds von Regensburg, die rechtliche durch ein Stück aus dem Schwabenspiegel vertreten. Die Texte sind

im grofsen und ganzen nach den gebräuchlichen Ausgaben gegeben; die Anmerkungen unter dem Text erklären grammatische und syntaktische Schwierigkeiten. W. Nickel.]

Abeling, Th., Das Nibelungenlied und seine Literatur. Supplement. Mit 1 Faksim. (Teutonia, H. 7, Supplement.) Leipzig, Avenarius, 1909. XIX, 75 S. 8. M. 3. [In einem langen Vorwort setzt sich der Verfasser mit den Rezensenten des ersten Teils seiner Schrift auseinander. Hier ist nicht der Ort, darauf einzugehen; es sei hier nur verzeichnet, was der Verf. Neues in dem vorliegenden zweiten Teile gibt. In der Nachlese zur Bibliographie (S. 1—13, 73—74) scheint mir A. doch etwas zu sehr der Vollständigkeit und seinem chronologischen Prinzip zu huldigen, wenn er nicht weniger als achtmal die verschiedenen (z. T. nur Titel-) Auflagen von Zupitzas Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen unter den Rubriken 1874, 1884, 1891, 1896, 1901, 1903, 1906, 1909 jedesmal mit vollständigem Titel aufführt. Ebenso stehen unter den Jahren 1906, 1907, 1908 nur verschiedene Abdrucke derselben Auflage von Golthers *Der Nibelungen Nôt in Auswahl* vollständig verzeichnet. Auf die Nachträge zu den Handschriftenbeschreibungen (S. 14—24) folgt auf S. 25—32 der Abdruck und das Faksimile des bisher fast unbekannten Wiener Bruchstücks (529, 8—551, 3 Lachmann). In verschiedener Hinsicht wichtig ist der vollständige Abdruck der verkürzten Klage nach der Handschrift J (S. 33 bis 56); die am rechten Rande des Abdrucks beigefügte Verszählung Lachmanns erleichtert sehr den Vergleich mit der vollständigen Fassung. S. 57 bis 60 wird das niederdeutsche Lied von Koninc Ermenrîkes dôt nach Goedekes seltener Ausgabe wiedergegeben. Der Anhang endlich enthält aufser Registern als wichtigstes die Bibliotheks - Signaturen der Handschriften mit Angabe der Gröfse, der Zeilenzahl und der Spalten auf der Seite. W. Nickel.]

Das Nibelungenlied. Übersetzung von Karl Simrock. Hg. von Georg Holz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1909. 45, 360 S. 8. In Leinwand M. 2. [Die Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts, die bisher nichts Mittelhochdeutsches enthielten, bieten in ihrem neuesten Bande die Simrocksche Übersetzung des Nibelungenliedes als erstes Stück aus der mittelhochdeutschen Literatur. Simrocks Übersetzung ist, wie für andere Sammlungen, auch für die 'Klassiker-Ausgaben' gewählt worden, weil Simrock sich in seiner Übertragung enger als die andern Übersetzer an den Urtext angeschlossen hatte. Dieser enge Anschlufs geht oft so weit, dafs Simrock spezifisch mittelhochdeutsche Worte und Wendungen wörtlich ins Neuhochdeutsche überträgt. Er schreibt etwa das mhd. 'nach êren' einfach in 'nach Ehren' oder 'âne wanc' in 'sonder Wank' um, so dafs der Herausgeber genötigt war, diesen und ähnlichen Umschreibungen erklärende Noten beizufügen. Der besondere Wert der vorliegenden Ausgabe liegt in den Zutaten des Herausgebers. Über die Nibelungensage und ihre geschichtlichen Grundlagen sowie über die Überlieferung des Nibelungenliedes berichtet Georg Holz in der gedrängten Einleitung, die das Ergebnis der Nibelungenforschung auf 30 Seiten gut überblicken läfst. Die Anmerkungen hinter dem Text sollen über die Mängel der Komposition orientieren. Den blofsen Abdruck der Simrockschen Übersetzung kann man in den Volksbüchern des Bibliographischen Instituts und anderswo billiger haben, als Einführung in das Original ist aber die vorliegende Ausgabe ihrer guten Einleitung und der Beigaben wegen vorzuziehen. W. Nickel.]

Seidl, O., Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivmischung bei dem Pleier. Dortmund, Ruhfus, 1909. 74 S. 8. M. 2.

Hilsenbeck, F., Aristophanes und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen

Philologie 34. German. Abt. No. 21.) Berlin, Ebering, 1908. 97 S. 8. M. 2,80.

Schumann, G. u. P., Neue Beiträge zur Kenntnis Samuel Heiniches. Überreicht zur Begrüfsung der 8. Bundesversammlung Deutscher Taubstummenlehrer. Leipzig, Wiegandt, 1909. 148 S. 8. M. 2,80.

Richter, C. A., Beiträge zum Bekanntwerden Shakespeares in Deutschland. T. 1. Progr. des Gymn. und Realgymn. Zum heiligen Geist zu Breslau 1908/09. 48 S. 8.

Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Nebst verwandten Schriften Nicolais und Mendelssohns hg. und erläutert von Robert Petsch. Philosoph. Bibliothek 121. Leipzig, Dürr, 1910. LV, 144 S. [Petsch bringt zum Abdruck: Nicolais Abhandlung vom Trauerspiel (1757), Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über die Tragödie (1756/57) und Mendelssohns Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen. In der Einleitung geht er aus von den Versuchen der italienischen Humanisten, die Poetik des Aristoteles zu übersetzen und zu erklären, wobei ihm Spingarns *History of literary criticism in the Renaissance* als Führer dient. Er betont die Leistungen von Scaliger — 'durch sein Handbuch lernten die Nachbarvölker die Probleme und Gedankenreihen seiner italienischen Vorgänger am bequemsten kennen' —, von Heinsius, Dacier, Corneille, Dubos, Voltaire, Bodmer und gelangt so zu der Erörterung über die Probleme des Trauerspiels, die sich bei Lessing, Mendelssohn, Nicolai bis 1756 ergaben. Anmerkungen, ein Namen- und Sachregister erleichtern die Benutzung der handlich dargebotenen Texte. A. B.]

Wielands Gesammelte Schriften. Hg. von der Deutschen Kommission der Königl. Preufs. Akademie der Wiss. II. Abteilung: Übersetzungen. Berlin, Weidmann, 1909. 1. Bd. 372 S. M. 7,20. 2. Bd. 601 S. M. 12. [Nachdem die Shakespeare-Übersetzung des Schlegel-Tieck längst neu gedruckt worden ist, macht jetzt die Preufsische Akademie der Wissenschaften auch die von Wieland zugängig. Der erste Band enthält die Übersetzung von Popes Vorrede, die zu Wielands Zeit noch sehr wertvoll schien, heutzutage freilich einen recht antiquierten Eindruck macht; dann den St. Johannesnachtstraum, den Wieland in charakteristischer Weise voranstellte, Lear, Wie es euch gefällt, Mafs für Mafs und Sturm; im zweiten Bande folgen Der Kaufmann von Venedig, König Johann, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra, Die Irrungen, Richard II. und die beiden Teile von Heinrich IV. Über die Fortsetzungen soll weiter berichtet werden. A. B.]

Manacorda, G., 'Le Grazie' di C. M. Wieland. Estratto dagli 'Studi di filologia moderna' II. 1909. 61 S.

Stadler, Ernst, Wielands Shakespeare. (Quellen und Forschungen 107). Strafsburg, Trübner, 1910. 133 S. [Um 'Entstehung und Wesen der Wielandschen Shakespeare-Übersetzung' klarzulegen, handelt St. zunächst über Wielands Englische Studien, dann über seine Vorgänger im Versuche, Shakespeare ins Deutsche zu wenden, dann über Beginn und Fortschritt seiner eigentlichen Übersetzungsarbeit, über seine Hilfsmittel und Textkritik, über die Ursachen der prosaischen Form, über die Art seiner metrischen Partien, über Fehler und Verwechslungen, die ihm passierten, über die Verwischung metaphorischer Ausdrücke, die Auslassung von Vergleichen, die Vermeidung von Wortspielen und Behandlung der Namen. Dies das erste Kapitel. Das zweite ist überschrieben: Aufnahme und Wirkung der Übersetzung. Hierbei gelangen besonders zur Sprache Gerstenberg, der Giefsener Schmid, Klotz, Lessing, Herder, Goethe und Schiller, worauf Stadler dem Shakespeareschen Einflufs auf Wielands eigene Dichtungen eingehend nachspürt, auf Don Sylvio, Agathon, Musarion und Oberon. Ein Anhang bringt noch mancherlei Bemerkung über die Sprache der Übersetzung. Die ernste Arbeit, die in dem Buche steckt, würde

durch eine Inhaltsübersicht und durch Register an Verwendbarkeit entschieden noch gewonnen haben. A. B.]

Janentzky, Ch., G. A. Bürgers Ästhetik. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 37). Berlin, Alex. Duncker, 1909. X, 250 S. 8. M. 8, Subskr.-Preis M. 6,65.

Grantzow, H., Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs. (Berliner Beiträge zur german. u. roman. Phil. 35. German. Abt. No. 22.) Berlin, Ebering, 1909. VI, 204 S. 8. M. 5.

Lenz, Jakob Mich. Reinhold, Gesammelte Schriften. In vier Bänden, hg. von Ernst Levy. Erster Band: Dramen. Berlin, P. Cassirer, 1909. XI, 325 S. [Eine Einleitung, die sich von den Genialitätssprüngen mancher neueren 'Entdeckung' glücklich fernhält, führt zu den Dramen: 'Der Hofmeister', 'Der neue Menoza', 'Die Soldaten', 'Die Freunde machen den Philosophen', 'Tantalus', 'Der Engländer', 'Pandämonium Germanikum'. Aber wären nicht mindestens zu diesem Prachtstück von Selbstverherrlichung wider Willen Anmerkungen erwünscht? Literarhistorische etwa zu dem seltsamen Kastratenmotiv (S. 81 im 'Neuen Menoza'; weiter in Lessings und Wezels Komödien usw.) verlangt das gröfsere Publikum wohl kaum, aber doch vielleicht einige Worte über den Prinzen Menoza selbst; und Übersetzung der lateinischen Phrasen des Wenzeslaus oder des 'Fidalgo' (S. 248) wäre wohl auch nicht übel. Immerhin, wir haben eine bequem brauchbare Ausgabe der wichtigen Dramen. Der Druck des Textes ist auch ganz gut (nicht so der der Einleitung); der Umschlag ist allerdings fürchterlich, und wäre es selbst, wenn er Gleims Gedichte umfassen sollte. Das Tintentier auf dem ersten Blatt pafst immer noch besser als der rosenstreuende weifse Amor. 'Das ist ein Folterstofs. Solltest du dies Gemälde nicht lieber aus meiner Phantasie weggewischt haben?' (S. 143). R. M. Meyer.]

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg., mit Einleit. und Anmerk. sowie einem Gesamtregister versehen von K. Alt in Verbindung mit E. Ermatinger, S. Kalischer, W. Niemeyer, R. Pechel, R. Riemann, E. Scheidemantel und Chr. Waas. T. 5—7, 8—10, 27—28. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko., 1910.

Jonas, Fritz, Zu Schillers Gedächtnis. Ansprache in der Novembersitzung der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin. Berlin, Weidmann, 1909. 12 S.

Senger, J. H., Der bildliche Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists. (Teutonia, H. 8.) Leipzig, Avenarius, 1909. V, 67 S. 8. M. 2. [Der Verfasser gibt nur eine Materialsammlung, nach Rubriken geordnet. Der verbindende Text verschwindet ganz in der Fülle der Beispiele. Schlüsse aus seinem Material hat S. nicht gezogen. Die Beispiele aus allen Werken werden ohne Unterscheidung unter den Stichworten einfach nebeneinandergestellt, obwohl doch zum Beispiel die Bilder aus dem 'Zerbrochenen Krug' oft ganz anderer Natur sind als etwa die aus der 'Penthesilea' oder der 'Hermannsschlacht'. Denn S. hat alles, was sich ihm an Folgerungen und Gedanken bei der Ordnung dieses Materials aufdrängen mufste, weggelassen, einer exakten Methode und lexikalischen Form zuliebe. Lesbar ist seine Abhandlung darum nicht geworden, sie kann nur nachgeschlagen werden. Hugo Blümmers Studie (Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck, 1891), die das Vorbild gewesen ist, hat vor Sengers Buch die Lesbarkeit voraus. W. Nickel.]

Berend, E., Jean Pauls Ästhetik. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 35.) Berlin, Alex. Duncker, 1909. XV, 294 S. 8. M. 13,50, Subskr.-Preis M. 11,25.

Perger, A., System der dramatischen Technik, mit besonderer Untersuchung von Grabbes Drama. Berlin, Duncker, 1909. 333 S. 8. M. 10.

Schultz, F., Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin, Weidmann, 1909. VIII, 332 S. M. 8.

Havenstein, Eduard, Friedrich von Hardenbergs ästhetische Anschauungen. (Palaestra LXXXIV.) Berlin, Mayer & Müller, 1909. IX, 114 S. M. 3,50. [Der Verf. geht mit einer verdienstlichen Entschlossenheit auf sein Thema los, eine Entstehungsgeschichte und Systematik von Novalis' Ästhetik zu geben; und wie er von Zeit zu Zeit (etwa S. 84. 89) die Einzelergebnisse durch direkte Charakteristik der Gesamtpersönlichkeit zu ergänzen oder wohl auch zu ersetzen sucht, das gibt einen guten Eindruck: es zeigt, daſs H. den von Walzel oft an neueren Untersuchungen zur Romantik gerügten Fehler zu vermeiden sucht: über den Büchern den Menschen zu vergessen. — Natürlich ist aber auch diese Manier H.s mit Gefahren verknüpft. Im ganzen neigt er mehr zur Darstellung der Entwicklung als des Gesamtergebnisses: für eine systematische Wiedergabe (etwa in der Art der guten Arbeiten von Berend über Jean Pauls und besonders von Stich über Grillparzers Ästhetik) ist sein Buch nicht klar genug geordnet. Dagegen strebt er überall (besonders für Novalis' Lehre von der Poesie S. 84 f.) einer deutlichen Periodenbildung zu (S. 65. 74. 91), für die er auch aus Handschriftenvergleichungen (S. 1 f.) neue Kriterien zur Chronologie der Fragmente zu gewinnen sucht. In den Mittelpunkt stellt er (S. 48 f. 66 u. ö.) den Begriff der produktiven Einbildungskraft (vgl. S. 59; über die Vermehrung der Sinne S. 55) und schiebt Hardenberg dabei (S. 29. 49) ziemlich weit und wohl zu weit von Fichte ab und an Schelling (den er S. 94 hübsch charakterisiert) heran. In der Ausbeutung neuerer Literatur hätte wohl mehr geschehen können (z. B. S. 80 Petrich zum 'Wunderbaren'). Und für allgmeine Bemerkungen weittragender Art ist der Verf. wohl noch zu jung: was er über den 'Aphoristen' (S. 21; schreckliches Wort!) sagt, ist mehr als aphoristisch im übeln Sinne, und die theoretischen Betrachtungen über die 'romantische Schule' oder Nichtschule (ebd.) bleiben auch an der bekannten Benz-Schultzischen Oberfläche haften. Sehr haben mir dagegen die Ausführungen über den irrationalen Einfluſs irrationaler Termini (S. 29) gefallen; freilich kann dieser auch negativ sein, wie im Moment die Scheu vor jedem umfassenderen Terminus beweist — eine Scheu, die schlieſslich zur naturalistischen Zerstörung jeder wissenschaftlichen Erkenntnis führen kann. Denn alle Wissenschaft ist Erschaffung von Normen durch die produktive Einbildungskraft des Forschers. R. M. Meyer.]

Richert, J., Geschichte der Lyrik Justinus Kerners. (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Phil. 36. German. Abt. No. 23.) Berlin, Ebering, 1909. 142 S. 8. M. 3,60.

Fischer, O., Zu Immermanns Merlin. Dortmund, Ruhfus, 1909. 51 S. 8. M. 1,20.

Schaeffer, C., Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, No. 14.) Marburg, Elwert, 1909. VIII, 238 S. 8. M. 6.

Eckertz, E., Heine und sein Witz. Berlin, Felber, 1908. VI, 196 S. 8. M. 4.

Nadler, J., Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte. (Prager deutsche Studien, H. 10.) Prag, Bellmann, 1908. 242 S. 8. M. 6.

Zincke, P., Friedrich Hebbels philosophische Jugendlyrik. (Prager deutsche Studien, H. 11.) VIII, 195 S. 8. M. 5,20.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Für den Schulgebrauch hg. von L. Hornung. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1910. 98 S. Geb. M. 0,75.

Frankl, Ludwig August, Erinnerungen. Herausg. von Stefan Hock. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 29. Bd.) Prag, Calve, 1910. XVI, 391 S. Mit drei Bildnissen, einer Abbildung und einem Faksimile. [Aus den Erinnerungen, die der Dichter des 'Primator' aufgezeichnet hat, erhalten wir hier eine interessante Auslese, die bis zum Ende des Jahres 1848 herabreicht. Das vormärzliche Österreich wird wieder lebendig. Die höchsten Herrschaften geruhen, den nicht sehr hoch gewachsenen Sohn des Tabaktrafikanten aus Rast in Mähren zu empfangen, weil er Verse gemacht hat; es sind Szenen gegenseitiger Verlegenheit. Kaiser Franz fragt nach dem Honorar, das der Verleger gab; er stellte dem Bücherschreiber eine Professur in Aussicht, bis dieser sagte: 'Ich bin Jude'. Dann gab er ihm ein ständiges Freibillett für das Burgtheater. Erzherzog Karl sagte ihm: 'Die Poeten verderben die Geschichte', fügte aber zur Besänftigung ein Röllchen Dukaten bei, damit der junge Dichter, der ein Epos über Andreas Hofer schreiben wollte, sich Tirol ansehen könne. Kaiser Ferdinand erlaubte gern, dafs die Sonntagsblätter, die von Frankl herausgegeben werden und damals für das einzige schöngeistige Organ von Wien galten, dreimal die Woche erscheinen durften; aber der Polizeipräsident entzog sich dem wiederholten kaiserlichen Befehl, und es blieb bei der einmaligen Ausgabe. Fürst Metternich las in seinem Hause mit besonderem Genufs Heine vor, den er doch dem Volke verbieten liefs, und begeisterte sich für Byron, dessen Freiheitspolitik er zugleich mit allen Mitteln bekämpfte. Unter dem schelen Blick der höchsten Obrigkeiten sickerte die deutsche Literatur aus dem Auslande, über das Kaiser Franz sehr übel zu sprechen war, nach Wien durch. An der Kaiserin Maria Theresia zwar hatte Sonnenfels noch eine Gönnerin, die seine Aufsätze von der Zensur befreite mit der drastischen Begründung: 'Er ist kein solcher Schweinigel wie viele der jetzigen deutschen Autores.' Auch Körners Porträt fand einen Platz im Salon der Caroline Pichler, in dem die höchsten Herrschaften verkehrten; aber aus Schillers 'Räuber' strich der Zensor den Satz: 'Franz heifst die Kanaille', denn, wie er ruhig sagte, der Ausdruck könnte als Anspielung auf Seine Majestät den Kaiser gedeutet werden. In 'Kabale und Liebe' wurde der Präsident in einen Vizedom verwandelt, und Mozarts Chor 'Es lebe die Freiheit' mufste lauten 'Es lebe die Fröhlichkeit'. Um so mehr Wirkung übten dann Goethe, Hamlet, Byron, wenn sie den jungen Dichtern in die Hände kamen. Der reichsdeutsche Schriftsteller war an der Donau hoch angesehen. Uhland wurde in der Gesellschaft gefeiert und dem Erzherzog Karl vorgestellt, war aber zu kühl und schlicht, um die Wiener zu fesseln. Lenau und Grillparzer werden von Frankl nur da und dort erwähnt, Bäuerle aber viel ausführlicher behandelt. Aus diesem verhohlen revolutionären Getriebe fuhr die wirkliche Revolution im März 1848 wie ein Blitz aus der Wolke, und es ist begreiflich, dafs Frankls Marschlied 'Die Universität' als erstes politisches Gedicht, das zensurfrei gedruckt wurde, ein ungeheures Aufsehen erregte. — In einem Anhang bezeichnet Hock jene Teile der Erinnerungen, die bereits in Tagesblättern veröffentlicht waren, und fügt noch Erinnerungen von Metternichs Leibarzt Jäger hinzu, in denen uns auf die mannigfachste Weise gezeigt wird, dafs dieser Staatsmann ein Egoist durch und durch war, ein 'logischer' Egoist im Staatsleben, in der Familie und gegen die besten Freunde. Dafs jetzt alle diese Dinge in Österreich so frei gedruckt werden dürfen, ist der beste Beweis für die Besserung, die dort in der Behandlung literarischer Fragen seitdem eingetreten ist. A. B.]

Wolbe, Eugen, Ludwig August Frankl, der Dichter und Menschenfreund. Frankfurt a. M., 1910. VII, 148 S. [Eine warme Schilderung von Frankls Wirken innerhalb der Literatur und der Kultur Wiens durch sieben Jahrzehnte. Von Frankls Dichtungen wird das Universitätslied

von 1848, das ihn berühmt machte, ganz abgedruckt. Das Wohlwollen, mit dem Frankl junge Talente zu fördern suchte, ist bei W. mit Recht als eine der besten Seiten in seinem Charakter beleuchtet. A. B.]

Volkmann, O. F., Wilhelm Busch der Poet. Seine Motive und seine Quellen. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. H. 5. Leipzig, Haessel, 1910. 85 S. 8. M. 2.

Andriefsen, Hugo, Poetische Auslese. Press of Pittsburgh Printing Company. Pittsburgh 1908. 105 S. Doll. 1. [Ein Preufse, der in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert ist und dort bereits die silberne Hochzeit gefeiert hat, stellt die poetische Ausbeute seines Lebens zusammen. Er beginnt mit Versen an seine Mutter, einer Natursymphonie und 'Finis Poloniae'. Man findet bei ihm die Spuren von Burns und Byron, Longfellow und Whitman, Goethe und Heine. Die republikanische Gesinnung hat es ihm wohl sehr erleichtert, sich fern von der Heimat einzuleben, aber der deutschen Dichtung und Sprache hält er die Treue; sein Eingangsgedicht, das den 'Faust' als das beste Orakel für die Fragen des Lebens feiert, schliefst mit einer gewissen Resignation gegenüber den Enttäuschungen des Lebens: 'Als Oase bleibt dir noch immer, dir, dem Verschmachtenden, ja der Verkehr, der geistige, mit Goethe.' A. B.]

Lyon, O., und Scheel, W., Aufgabenbuch zur Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung für die Unter- und Mittelstufe sämtlicher Arten höherer Schulen. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1909. VIII, 154 S. 8. Geb. M. 1,60.

Kauffmann, F., Deutsche Grammatik. Kurzgefafste Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 5. Aufl. Marburg, Elwert, 1909. VIII, 119 S. 8. M. 3,20.

Buckeley, J., Prüfungsaufgaben für das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern. T. 1: Übersetzungen in die fremden Sprachen. T. 2: Diktate und Übersetzungen aus den fremden Sprachen. Nürnberg, Koch, 1910. 94, 117 S. 8. M. 3.

Englisch.

Englische Studien. XLI, 2 [Robert Mettig, Die franz. Elemente im Alt- und Mittelenglischen. — Richard Jordan, Kleinere Dichtungen der Handschrift Harley 3810. — Leopold Brandl, Die 'Broughton papers' und ihr Verhältnis zur Byronfrage. — P. Fijn van Draat, Lately, late, of late, latterly].

Anglia. XXXIII, N. F. XXI, 1 [Th. Schmitz, Die Sechstakter in der ae. Dichtung. — R. Seibt, Die Komödien der Mrs. Centlivre, II. — H. de Vocht, 'Merry tales, wittie questions and quicke answeres' and their sources. — B. Fehr, Zur Etymologie von ae. *massere*. — O. B. Schlutter, Anglo-Saxonica. — E. Koeppel, Zur Anglia XXXII, 491 ff.].

Beiblatt zur Anglia. XX, 11, 12. November, Dezember 1909. XXI, 1.

Transactions of the Philological Society 1907—10, part II, for 1908/9 [5. John W. Evans, The meanings and synonyms of Plumbago. — 6. A. S. Napier, An Old English vision of Leofric, earl of Mercia. — 7. Leonard C. Wharton, Notes on the Lithuanian Lord's prayer and Chylinski's Bible. — 8. Weekley, Anglo-romance etymologies. — 9. Skeat, On Kersey and Linsey. — 10. Weekley, More Anglo-French etymologies. — 11. Westlake, On the old plurals in Frisian and the Old Germanic suffix *īn*. Die Artikel 5, 8, 9 und 10 sind Beiträge zur englischen Wortkunde und ergänzen Murrays *Dictionary*; Artikel 6 ist ein interessanter Prosatext aus spätangelsächsischer Zeit, wohl um 1100, aus einer Handschrift, die Spuren der Entstehung in Worcester an sich trägt und auch einige Formen des Mergischen Dialekts aufweist. Napier hat eine ne. Übersetzung und eine Seite Anmerkungen beigegeben. A. B.]

Scottish historical review. VII, 26. January 1910 [James L. Caw,

Portraits of the first five Jameses. — James Mackinnon, The Franco-Scottish league in the 14th century. — Bishop Dowden, The Scottish crown and the episcopate in the medieval period. — James Wilson, Foundation of the Austin priories of Nostell and Scone. — Herbert Maxwell, Chronicle of Lanercrost].

Verrier, Paul, Essai sur les principes de la métrique anglaise. 3e partie: Notes de métrique expérimentale. Paris, Welter, 1910. 344 S. Frs. 25. [Über eine Menge Experimente wird berichtet, die mit Hilfe eines einfachen Registrierapparates gemacht wurden, um 1) den Rhythmus englischer Prosa, 2) allgemein rhythmische Verhältnisse, 3) den Rhythmus englischer Verse festzustellen. Volks- und Kunstpoesie, geschulte und natürliche Sprecher sind herangezogen worden, und viele Ausblicke auf französische Versverhältnisse dienen zur Aufhellung der englischen. Ausdrücklich lehnt es der Verf. ab, ein System aufzustellen; er sucht in objektivster Weise mit möglichst genauer Angabe der Fehlergrenzen die Buntheit der Verhältnisse darzustellen; speziell die gleiche Länge der Versfüſse erweist sich als ein stets wirksames, aber nie durchgeführtes Ideal. Die musikalischen Beobachtungen faſst er in folgenden Schluſssätzen zusammen: *La poésie n'en est pas moins un chant véritable. Sans doute, les intervalles sont moins précis, moins grands aussi d'ordinaire, et les sonorités moins puissantes que dans le chant musical. Mais la mélodie est néanmoins presque aussi bien caractérisée; la mise en valeur de la beauté des sons du langage est à la fois plus respectueuse de leur timbre et plus délicatement nuancée; l'isochronisme des intervalles rythmiques est aussi absolu en principe et non moins scrupuleusement observé; l'organisation du rythme en mètres est aussi complexe et aussi régulière, bien qu'elle comporte autant de variations artistiques.* A. B.]

Rhyne, O. P., Conjunction plus participle group in English. — Howard, Cl., The dramatic monologue: its origin and development. Studies in philology, published under the direction of the Philological Club of the University of North Carolina, IV. Chapel Hill, University Press, 1910. 88 S. [Über Konstruktionen wie *love's hours are long, though seeming short* erhalten wir eine Reihe Beispiele mit einer kurzen Bibliographie. Der zweite Teil des Büchleins handelt über Epen in Monologform, wie sie bei Tennyson beliebt und bei Browning vorherrschend sind. A. B.]

Born, Max, Nachträge zu A. H. Murray: A new English dictionary on historical principles. I. Teil. Beilage zum Jahresbericht der Chamisso-Schule in Schöneberg. Ostern 1909. Berlin W.-Schöneberg, Sommer, 1909. 48 S.

Mutschmann, Heinrich, A phonology of the north-eastern Scotch dialect on an historical basis. Bonner Studien, Heft 1. Bonn, Hanstein, 1909. X, 88 S. [Das Untersuchungsgebiet war die Gegend am Flusse Dee, doch nicht ausschlieſslich. Der Verf. beschreibt die Quellen für sein Dialektmaterial in folgender Weise: 1) vorgebildet durch Prof. Wyld an der Universität Liverpool, studierte er die einschlägigen Wortlisten in Wrights *Dialect dictionary* und in Ellis' *On Early English pronunciation,* unterstützt von einem Freunde an der Universität Aberdeen; 2) verbrachte er selbst mehrere Wochen am Flusse Dee; weitere Aufzeichnungen machten ihm Studierende von Aberdeen, die aus jener Gegend stammten. Dabei stellte sich heraus, daſs einerseits alle Dialektforscher, die sich nur an gehörte Texte gehalten hatten, lückenhaft waren in der Aufzeichnung des Wortschatzes, denn viele Wörter werden dem Fremden gegenüber nie gebraucht, müssen daher aus literarischen Quellen ergänzt werden; anderseits zeigte sich Wrights D. D., obwohl im allgemeinen sehr wertvoll, manchmal lückenhaft. Nach dieser Beschreibung seines Materials wendet sich der Verf. sofort zu den Vokalgesetzen, die sich für seinen Dialekt ergeben; er erläutert sie reichlich durch Wortbeispiele, die er mit Recht

in der Sweetschen Transkription wiedergibt, weil diese immer noch die größte Genauigkeit ermöglicht; doch erhalten wir leider keine zusammenhängenden Sätze in phonetischer Umschrift, was die Nachprüfung der Lautgesetze wesentlich erschwert. Eines Urteils über Ellis hat sich der Verf. enthalten — ich fürchte, es wäre nicht gut ausgefallen. A. B.]

Lounsbury, Thomas R., English spelling and spelling reform. New York and London, Harper, 1909. XIV, 357 S. Doll. 1,50.

Riggert, Georg, Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs in der altenglischen Poesie. Inaug.-Diss. von Kiel. Kiel, Fiencke, 1909. 78 S.

Lenge, Josef, Das Präfix *bi-* in der altenglischen Nominal- und Verbalkomposition mit gelegentlicher Berücksichtigung der anderen germanischen Dialekte. Inaug.-Diss. Kiel, Fiencke, 1909. 149 S.

Graf, L., Landwirtschaftliches im altenglischen Wortschatz. Nebst einer Untersuchung über die festländische Heimat der german. Besiedler Britanniens. Breslau, Phil. Diss. 1909. 57 S. 8.

Garrett, Robert Max, Precious stones of Old English literature. Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, 47. Heft. Leipzig, Deinhart, 1909. XIV, 91 S.

Richter, Carl, Chronologische Studien zur angelsächsischen Literatur auf Grund sprachlich-metrischer Kriterien. Morsbachs Studien XXXIII. Halle a. S., Niemeyer, 1910. X, 110 S. M. 3.

Beowulf. Hg. von Holthausen. 2. Aufl. (Alt- und mittelenglische Texte 3 I II.) 1. Teil: Text und Namenverzeichnis. XIII, 127 S. M. 2,20. 2. Teil: Einleitung, Glossar und Anmerkungen. XXXI, 176 S. M. 2,80. Heidelberg, Winter, 1909. [Daſs Holthausens interessante Ausgabe des Beowulf so bald eine zweite Auflage erfahren hat, ist ein erfreuliches Zeichen sowohl für den Wert seiner Arbeit als auch für das Weiterblühen der ae. Studien. Die Hauptveränderung gegenüber der ersten Auflage besteht darin, daſs die anderen früh-ags. Gedichte, die sich mit Heldensage befassen, mit abgedruckt und kommentiert werden; also nebst dem Finnfragment auch Waldere, Deor, Widsith, dazu das ahd. Hildebrandslied. Im einzelnen spürt man auf Schritt und Tritt die fleiſsig nachbessernde Hand des Herausgebers. Moderne Forschung ist nachgetragen. Ein Fragezeichen möchte ich, um wenigstens eine wichtige Einzelheit zu berühren, gegen die Stelle setzen, wo Verwandtschaft des Beowulf mit altirischer Epik, speziell mit Fled Bricrend erwähnt wird: weder konkrete Übereinstimmungen der beiden Geschichten, noch das historische Material über den Kontakt der beiden Völker, noch die Verhältnisse der Namen im Beowulf-Epos, denen das keltische Element völlig fehlt, scheinen mir eine solche Verwandtschaft zu beweisen. Um gewisse Parallelen zu erklären, stehen auch andere Annahmen und Möglichkeiten zur Verfügung. Nach der ganzen Lage der Dinge wird man grundsätzlich eher geneigt sein, Abhängigkeit irischer Dichtung in christlicher Zeit von germanischer Heldensage anzunehmen als umgekehrt. Holthausen hat die Vermutung auch nur mit Vorsicht zitiert. A. B.]

Clawson, W. H., Ballad and epic. Reprinted from the Journal of American folk-lore XXI, n° 82. [Was Gummere in *The popular ballad* (1907) und Hart in *Ballad and epic* zur Geschichte der Ballade geboten hat, wird hier auszugsweise mit rückhaltlosem Lobe wiedergegeben. Am Schlusse erhalten wir Hinweise auf die Bemerkungen von Ker und die Schrift von Heusler über Lied und Epos als Vorläufer von Gummere und Hart. A. B.]

Fehlauer, F., Die englischen Übersetzungen von Boethius' 'De consolatione philosophiae'. (Normannia II.) Berlin, Fälber, 1909. 112 S. M. 3. [Die Ælfredische Übersetzung war sehr frei. Chaucer, Walton und Colvill beflissen sich gröſserer Genauigkeit, wenn sie auch erläuternde Zusätze beifügten. Königin Elisabeth erst ging streng wörtlich vor. Nach

ihr hat das Buch noch sechs Übersetzer gefunden, von denen alle fleifsig waren, aber keiner hervorragend. A. B.]

Lindelöf, U., Die altenglischen Glossen im Bosworth-Psalter. Brit. Mus. Ms. Addit. 37517. (Aus: *Mémoires de la Société Néo-Philologique à Helsingfors,* V.). Helsingfors 1909.

Fritsche, Paul, Darstellung der Syntax in dem altenglischen Menologium. Ein Beitrag zu einer altengl. Syntax. Rostocker Diss. Berlin, Ebering, 1907. 94 S.

Fischer, A., Der syntaktische Gebrauch der Partikeln *of* und *from* in Ælfrics Heiligenleben und in den Blickling-Homilien. Leipzig, Phil. Diss., 1908. X, 103 S. 8.

Dodd, Loring Holmes, A glossary of Wulfstan's homilies. (Yale studies in English XXXV.) New York, Holt, 1908. 244 S. 8. [Vorliegendes Glossar zu den Predigten Wulfstans läfst sich eigentlich nur für die Laut- und Formenlehre verwerten. Für syntaktische, stilistische und semasiologische Studien ist es völlig unbrauchbar. Für häufig vorkommende Wörter, wie z. B. die Präpositionen, gibt der Verfasser öfter nur ein paar Belege, nicht selten nur einen einzigen; er begnügt sich dabei mit einer Angabe der Häufigkeit des Vorkommens. Vollständigkeit wird nur in der Angabe der verschiedenen Formen angestrebt, aber auch in dieser Hinsicht gibt es Lücken. Gerade von einer solchen Arbeit wie Dodds Wulfstan-Glossar hätte man gröfsere Vollständigkeit verlangen können. Für die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der verschiedenen Wulfstan zugeschriebenen Homilien wäre es von grofsem Gewicht, zu wissen, wie die verschiedenen Erscheinungen sich auf die einzelnen Texte verteilen. Zu der von Holthausen, Beibl. zur Anglia XX, S. 193 ff. (vgl. Pogatscher, Deutsche Literaturztg. 1909, Sp. 2919) gebotenen Detailkritik habe ich nur wenig hinzuzufügen. *acwylmiaþ* 220. 5 gehört doch nicht zu *ācwelan* (S. 2); auch die Übersetzung 'die, perish' ist nicht unanfechtbar. — '*ac* conj. *but* 1. 9 (219 times); *ah* 173. 4 (6 times).' Es wäre nicht ohne Interesse zu wissen, an welchen Stellen *ah* vorkommt; aufserdem müfste doch auch *ah* als Stichwort aufgenommen werden. — S. 11: das Stichwort *āhierdan* 'I harden, II invigorate' ist inkonsequent im Vergleich mit den Stichwörtern *āfyllan* 'strike down, overthrow, slay', *āfyrran* 'take away, withdraw', *ālȳfan* 'permit, grant', *ālȳtan* 'redeem, ransom, deliver', *hȳran* 'obey' usw. — S. 25 '*beoleofa*, see *bileofa*', lies *bīlyfa* statt *bileofa*. — S. 91 fehlt *geleornian* 125. 4. Was für Zwecken die am Ende des Buches beigefügte sehr kurze Bibliographie (zwei Seiten) dienen will, ist mir unklar. Wir finden dort z. B. Heyne, Beowulf, 1868; Koch, Historische Grammatik, 1863—1878; Leo, Angelsächsisches Glossar, 1872; March, Grammar of the Anglo-Saxon language, 1871; Thorpe, Homilies of Ælfric, 1854; dagegen fehlt das Wichtigste von allem, nämlich die Wulfstan-Ausgabe selbst (Arthur Napier, Wulfstan in Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben, Band IV, Berlin 1883)! Auch hätte auf Napiers Schrift Über die Werke des altenglischen Erzbischofs Wulfstan, Göttinger Dissertation 1882, hingewiesen werden können. Erik Björkman.]

Nagel, F., Der Dativ in der frühmittelenglischen Prosa, mit besonderer Berücksichtigung von Synthese und Analyse. Greifswald, Phil. Diss. 1909. 94 S. 8.

Hoffmann, Paul, Das grammatische Genus in Laȝamons Brut (Studien zur engl. Phil. ed. Morsbach XXXVI). Halle, Niemeyer, 1909. 69 S. [Bei Laȝamon sind die Geschlechtsunterschiede in der Pronominalflexion im Absterben begriffen, jedoch noch so weit erhalten, dafs mit Hilfe der Pronominal- und Adjektiv-Endungen das Genus der Substantiva bestimmt werden kann. Das grammatische Genus wird im allgemeinen noch gefühlt. Geschlechtswechsel ist eingetreten durch mancherlei Umstände; die wichtigsten sind: 1) das natürliche Geschlecht: *maiden, wif* oft Fem.

2) Begriffsassoziationen: vokalisch auslautende Substantiva (*riche, rihte, -scipe*) gelten nach Analogie von *ȝife, tunge* usw. als Feminina, konsonantisch auslautende (*chinn*, auch *burh*) dem gegenüber als Maskulina. 3) Reimassoziation und Begriffsanalogie wirken: *griđ* nimmt das Geschlecht des gleichbedeutenden *friđ* an, ebs. beeinflussen sich *spere* und *gar*. W. D.]

Baskervill, C. R., Source and analogues of 'How a man may choose a good wife from a bad'. Reprinted from the Publications of the Modern Language Association of America XXIV, 4.

Jusserand, J. J., Piers Plowman, the work of one or of five. Reprinted from *Modern philology* VII, 3, January 1910. [Die Vermutung von Manly, 'Piers Plowman' sei von vier verschiedenen Autoren verfaſst — abgesehen von den wenigen Versen des John But —, schlieſst folgende Konsequenzen in sich: These four men, having the same interest in the same problems, the same modesty, the same taste for anonymity, being all of them men of notable intellectual power and of ideas and aims of the same general tendency — nothwithstanding individual differencies —, being all of them 'sincere men, interested primarily in the influence of their satire and finding themselves in hearty, sympathy, despite minor differences, with the poem as it reached them', took up the work in turn, re-modeled it, each according to his own will, spoiling, inspite of their 'notable intellectual power', many passages, unfailing to understand others — the spoilings and failures being moreover of such grievous nature that a difference of authorship is thereby evidenced; ... each of those sincere men was careful to die just as he had 'laid' his poem. Auf solche allgemeine Kritik von Manlys Theorie und auf eine lehrreiche Parallele mit den verschiedenen Fassungen von Lamartines 'Jocelyn', gedr. 1909, läſst Jusserand 37 Einzelpunkte folgen, die gegen Manly sprechen. Am Schluſs erklärt er, nicht aus Nörgelei, sondern aus Liebe zu gesunder Auffassung eines groſsen literarischen Werkes sei er gegen Manly aufgetreten. A. B.]

Tatlock, J. S. P., The Harleian ms. 7334 and revision of the Canterbury tales (Chaucer Soc., 2. ser. 21). London, Kegan Paul etc., 1909. 33 S. [Diese Handschrift mit ihren zum Teil beträchtlichen Abweichungen hatte auf manchen Forscher den Eindruck gemacht, als enthielte sie eine von Chaucer selbst herrührende Revision. Tatlock zeigt, daſs dies nicht zutrifft, und gibt dabei auch manche positive Förderung unseres Wissens vom Handschriftenverhältnis der Canterbury tales. A. B.]

Kittredge, G. S., The date of Chaucer's 'Troilus' and other Chaucer matters. (Chaucer Society. 2. ser. 42.) London 1909, for the issue of 1905. 82 S. [Von der Chronologie der Chaucerschen Werke, wie sie Tatlock gegeben hatte, weicht Kittredge wesentlich ab. Er betont zunächst, daſs Chaucer nach der Rückkehr von der ersten italienischen Reise zunächst durch zwei Jahre *full of business* und *unsettled* war. Ungefähr in diese Jahre setzt er drei kürzere Werke, die den Einfluſs Dantes stark zeigen, nämlich die Caecilienlegende, die Tragödien des Mönches — die Stanze betreffend Visconti sei erst nachträglich im Jahre 1386 eingefügt worden — und *House of Fame*. Alles, was ten Brink und andere für einen späteren Ursprung dieser Dichtungen vorgebracht haben, wird abgelehnt. Daſs *House of Fame* im Bau mit der *Divina commedia* übereinstimme, wird auch nicht mehr anerkannt; infolgedessen brauche *House of Fame* nicht die am Schluſs des Troilus versprochene 'Komödie' zu sein; das Lollius-Argument aber sei für die Frage, ob Troilus oder *House of Fame* zuerst entstand, belanglos. Im Hinblick auf eine Troilusstelle bei Gower erklärt dann Kittredge: *Chaucer's 'Troilus' must have been finished as early as December 1376, in order to have been alluded to — on grounds of obviousness and popularity — in v. 5245 of 'The mirour'*. Er ist sich dabei völlig klar, über Wahrscheinlichkeiten nicht recht hinauszukommen. Von der Anspielung auf die Königin Anna und ihren Einzug 1382, die man

Troilus I, 171 gesehen hat, finde ich nichts erwähnt. Im Anhang gibt Kittredge 1) den Inhalt der Troilusgeschichte bei Benoit, 2) einiges über ihre Entstehung, 3) Bemerkungen über Armanninos *Fiorita* 1327, 4) über Gowers *Balades*, 5) über Alice Ferrers und Gowers *Mirour*, 6) über die Entstehung von Gowers *Mirour* 1375/6. A. B.]

Rudolph, Albert, Lydgate und die Assembly of gods. Eine Untersuchung über die Autorschaft dieses Werkes auf Grund einer Stilvergleichung. Inaug.-Diss. von Würzburg. Berlin, Trenkel, 1909. 87 S.

Freudenberger, Andreas, Ragman Roll. Ein spätmittelenglisches Gedicht. Inaug.-Diss. Erlangen, Junge & Sohn, 1909. XIV, 20 S.

Schmidt, F., Die mittelenglische Version des Elucidariums des Honorius Augustodanensis. Würzburg, Phil. Diss. 1909. XXIX, 35 S. 8.

Segelhorst, W., Die Sprache des 'English register of Godstow Nunnery' (ca. 1450) in ihrem Verhältnis zu Oxford und London. Phil. Diss. Marburg, 1908. 85 S. 8.

Hodgkin, John, Proper terms: an attempt at a rational explanation of the meanings of the collection of phrases in 'The book of St. Albans', 1468, entitled 'The compagnys of beestys and fowlys', and similar lists. (Transactions of the Philological Society 1907—10, part III, for 1908/09.) 187 S. [Im Jagdbuch von St. Albans, gedruckt 1468, steht eine Liste von technischen Ausdrücken mit der Überschrift *The compagnys of beestys and fowlys*, die später von den englischen Wörterbuchschreibern seit 1671 für lauter Kollektivnamen angesehen wurden, wegen der Überschrift *compagny* und wegen der Anfangseintragungen *Herde of hertes, herde of allmaner deere : bevy of ladies : sege af heronnys : mustre of pecockys* usw. Nicht wenige dieser Wörter haben dabei falsche Deutungen erfahren, die auch in Murrays *Dictionary* übergegangen sind. Hodgkin stellte daher eine gründliche und scharfsinnige Untersuchung der Liste an; er hob aus Handschriften und Büchern des 15. bis 17. Jahrhunderts ähnliche Listen heraus, so dafs man sieht, wie die daraus zu erschliefsende Urliste beschaffen war; er zeigt an anderen Beispielen, wie verschieden solche Listen beschaffen sind, die wirklich nur Kollektiva enthalten. Das Ergebnis ist, dafs uns in der Liste von St. Albans eine sehr gemischte Phrasensammlung vorliegt; aber die Untersuchung hat noch einen anderen, gröfseren Wert, indem sie auf eine Anzahl älterer Jagdbücher verweist und zum Teil auch die Entstehung der englischen Wörterbücher beleuchtet. A. B.]

Larue, J. L., Das Pronomen in den Werken des schottischen Bischofs Gavin Douglas. Strafsburg, Phil. Diss. 1908. XIV, 125 S. 8.

Utesch, H., Die Quellen der Chester-plays. Phil. Diss. Kiel 1909. V, 94 S. 8.

Eckhardt, Eduard, Die Dialekt- und Ausländertypen des älteren engl. Dramas. I. Die Dialekttypen. (Bangs Materialien 27.) Louvain, Uystpruyst, 1910. XV, 159 S. [In den Schwänken des 15. und 16. Jahrhunderts wird zuerst die Vulgärsprache greifbar. E. untersucht die dramatischen Schwänke zunächst auf ihre dialektischen Eigentümlichkeiten hin, wobei naturgemäfs manches Jargonelement mit unterläuft. Aus seiner genauen und wohlgegliederten Untersuchung geht hervor, dafs nur zwei Dialekte geschrieben wurden: ein südlicher, dessen Schablone sich auf wenige Punkte beschränkt, und ein nördlicher, der ziemlich konsequent erscheint. Durch seine Studie wird die Dissertation von Panning, die bisher über diesen Gegenstand orientierte, entbehrlich. Über die grofse Kluft, die zwischen der mittelenglischen und der modern-englischen Dialektliteratur klafft, haben wir jetzt wenigstens einige kritisch gesicherte stepping stones. Ein Wortregister am Schlufs (S. 141—159) erleichtert sehr die Benutzung. A. B.]

Wilson's Arte of rhetorique 1560. Edited by G. H. Mair. Clarendon Press 1909. XXXIV, 236 S. [Lehrbücher der Rhetorik gingen der ersten kunstkritischen Schrift in England, der Verteidigung der Poesie von Sidney, voran; Cox's *Arte or crafte of rhetorique* (1530) war das erste in eng-

lischer Sprache, neu gedruckt von F. J. Carpenter 1899; das von Wilson war das bedeutendste. Wilson empfiehlt vor allem logische Kraft der Beredsamkeit und Einfachheit der Rede: *plaine telling of the matter, most needful for the oratour* heifst es in seinem Register, und im Text empfiehlt er *the best is to speake no more then needes wee must.* Daran hat er sich allerdings selber nicht sonderlich gehalten; es wimmelt bei ihm von lose eingefügten Beispielen und Anekdoten, worin er den Apothegmata des Erasmus folgte, und von schulmäfsigen Antithesen im Satzbau. Der Herausgeber bietet nicht den Text der ersten Ausgabe von 1553, der ganz unvollständig ist, sondern den von 1585, den er mit der editio princeps von 1560 kollationiert hat, um Fehler auszumerzen. Von der Einleitung handelt der erste Teil über das Leben von Wilson, der mit den führenden Humanisten seiner Zeit befreundet war, als ausgesprochener Calvinist unter Königin Maria fliehen mufste und unter Elisabeth zum Staatssekretär emporstieg, gestorben 1581. Der zweite Teil geht dann den Quellen nach: Wilson hat für seine beiden ersten Bücher Quintilian benutzt, für das dritte Cicero, für einen grofsen Teil der eingestreuten Anekdoten Erasmus. Sein Stil ist vielfach bereits euphuistisch, und Mair glaubt, durch das Studium der englischen Rhetorik könne man die Grundlagen dieser Redeweise besser erforschen als aus den *imagined influences of Italy and Spain.* Wilson scheint ihm das Rezept des Euphuismus zu enthalten; nicht so, als ob Lyly aus Wilsons Buch sein Geheimnis erfahren hätte; *only that it was through the fashionable study of rhetoric in the literary coteries of the time that this manner of writing was evolved.* Nicht blofs die Parallelen und Antithesen sind bei Wilson beliebt, sondern auch die unnatürliche Naturgeschichte; ausdrücklich sagt er bei der Lehre von den Gleichnissen: *Oftentimes brute beasts and thinges which have no life, minister great matter in this behalf.* Als Beispiel der Anwendung zitiert Mair folgenden Satz: *If felicitie should stand by length of time, some tree were more happy then any man, for it lives longer, and so likewise brute beastes, as the stagges, who liveth — as Plinie doth say — two hundred years and more.* Im dritten Teil zeigt Mair, wie die Lehre Wilsons im Grunde eine Rückwendung zu Chaucer und dessen Einfachheit bedeutete, und wie Shakespeare in Einzelheiten von Wilson beeinflufst sein mag. Don Armados Brief an Jaquinetta in *Love's labour's lost* sei nach einem von Wilsons Exempeln gemodelt. Dafs einige Wilsonische Reden zu denen von Falstaff stimmen, wird aus Raleighs 'Shakespeare' zitiert. Ein Lob der Ordnung (S. 175) mag auf die Rede des Odysseus in *Troilus and Cressida* I, 3 gewirkt haben. Mair hat sich mit dieser Ausgabe als ein Kenner der englischen Literatur im 16. Jahrhundert und überhaupt als ein gedankenhafter Literaturforscher eingeführt. A. B.]

Wölk, Konrad, Geschichte und Kritik des englischen Hexameters. (Normannia III.) Berlin, Fälber, 1909. 146 S. M. 3. [Einteilung: 1. Quantitierende Hexameter des 16. bis 18. Jahrhunderts. Ob schon die Angelsachsen im 11. Jahrhundert Hexameter bauten, wird nicht untersucht. 2. Akzentuierende Hexameter bei Taylor of Norwich, Coleridge, Southey, Longfellow, Clough, Kingsley und einigen Übersetzern von Goethe, Homer usw. Kritik des Hexameters bei Stone 1898 und vom Verfasser. Regeln für die Bildung englischer Hexameter. Der Hauptfeind des Hexameters im Englischen ist die Einsilbigkeit der meisten Wörter. Den Leuten des 16. Jahrhunderts mit ihrem krafs antikisierenden Vorgehen ist es ganz mifslungen, ihn einzubürgern, und den Nachahmern des deutschen Hexameters, von William Taylor an, ist es nicht halb gelungen. Noch immer gilt das vernichtende Urteil von Byrons Engel des jüngsten Gerichts über Southeys unlesbare Hexameter. A. B.]

Böhme, Traugott, Spensers literarisches Nachleben bis zu Shelley. Kap. 7, Abschnitt 5: Spensers Einflufs auf Shelley. Inaug.-Diss. von Berlin. Berlin, Mayer & Müller, 1909. VII, 63 S.

Malone Society reprints 1909: Iphigenia at Aulis translated by Lady Lumley. — John Phillip, The play of patient Grissell. [Die Übersetzung der Iphigenie von Euripides ist von H. H. Child und Greg herausgegeben. Diese Übersetzung erscheint hier zum erstenmal veröffentlicht; gleichzeitig ist sie für das Shak.-Jahrb., Bd. 45 gedruckt worden. Voran steht hier eine Beschreibung der Hs. und eine Liste der Abweichungen vom Original. — McKerrow und der Hauptherausgeber Greg haben den Grissell-Text reproduziert; Quelle ist natürlich die letzte Novelle des Dekamerone — ob direkt oder indirekt, war nicht festzustellen. Papier und Typen sind wie bei allen Bänden der Malone Society prachtvoll. A. B.]

Diestel, Heinrich, Die schuldlos verdächtigte Frau im Elisabethanischen Drama. Rostocker Inaug.-Diss. Rostock, Hinstorff, 1909. VIII, 53 S.

Grieben, Ernst, Das Pagenmotiv im englischen Drama. Rostocker Diss. Rostock, Adler, 1906. 80 S.

Frey, Karl, Die klassische Götter- und Heldensage in den Dramen von Marlowe, Lyly, Kyd, Greene und Peele. Inaug.-Diss. von Strafsburg. Karlsruhe, Braun, 1909. XIX, 89 S.

de Vries, Harm R. O., Die Überlieferungen von Marlowes Doctor Faustus. Morsbachs Studien XXXV. Halle a. S., Niemeyer, 1909. XII, 89 S. M. 3.

Franz, W., Shakespeare-Grammatik. 2. Aufl., wesentlich vermehrt und verbessert. Heidelberg, Winter, 1909. XXVIII, 602 S. M. 16, geb. M. 18,50. [In der Tat eine wesentlich vermehrte Auflage. Hinzugekommen ist die ganze Schreib-, Laut- und Wortbildungslehre, ferner die Kapitel über Kongruenz und Wortstellung, beide Formen des Präteritums und über das Adjektiv und das abschwächende Adverb; endlich die Einleitung, die übrigens bereits 1906 als separate Schrift 'Die treibenden Kräfte im Werden der englischen Sprache' erschienen ist. Jetzt pafst der Titel vollauf; die Darstellung greift sogar vielfach in das stilistische Gebiet über, wie eine gute Syntax ja tun soll. Im einzelnen ist manches verbessert; man vergleiche nur den Abschnitt über die 3. Sgl. Präs. auf *-s* und *-th* in der ersten und zweiten Auflage; immerhin ist auch in dieser noch nicht alles ausgeschöpft, was Hölper 1894 hierüber vorbrachte. In der Einleitung steht leider noch immer, dafs die Pronominalform *them* skandinavischen Ursprungs sei, S. 2, obwohl sie in diesem Falle *theim* heifsen müfste. In der Lautlehre könnten die Angaben über *e* > *a* vor *r*, auf S. 19 und 52, zeitlich genauer abgestuft werden: aws. *ie* z. B. in *mierran* > *marren* schon 13. Jahrhundert, ags. *ceorfan* > *carve* 15. Jahrhundert, *bere* > *bare* erst 16. Jahrhundert. Die Form *Yedward* für *Edward* ist schwerlich als 'dialektische Diphthongierung' S. 54 zu erklären; sie ist gerade in der Schriftsprache, z. B. bei Holinshed, sehr verbreitet und beruht sicher auf dem allmählichen Anlaut, denn parallel damit geht *yere* manchmal über in *ere*; darum habe ich die Erscheinung 'Quel. d. weltl. Dram.' S. LXXXI unter die *colloquialisms* gesetzt. Den Orthoepisten hat Franz meines Erachtens weitaus zuviel geglaubt; mit Luick mifstraue ich ihnen grundsätzlich, wo sie nach dem Lautbilde aussagen. So war die zweite *r*-Modifikation des *e* nach Reimen und Schreibungen des früh-16. Jahrhunderts schon lange vor Shakespeare eingetreten; vgl. bei J. Heywood *burne* : *turne, churche* : *lurche*, nach Mosers Diss. 1902; aber Franz § 85 transkribiert noch immer mit Gill *personal* > *persnal*. In *would* war gewifs in der landläufigen Aussprache das *l* verstummt, sobald es in der Schreibung von *could* auftauchte, also im 15. Jahrhundert; doch transkribiert Franz wieder mit Gill *wūld*. Von *gh* in *might, bright* u. dgl. sagen uns die Reime und Schreibungen schon seit der späten Chaucerzeit, dafs es verstummte; auch hier lehrt Franz mit Gill noch die Aussprache *χ*. Ähnliche Bedenken kann man gegen *know* > *knou* statt *kno* vorbringen, gegen *dai* > *dai* statt *dæ*, *nature* > *natür* statt *nætyur* u. dgl. Ferner wäre es gewifs interessant gewesen zu erfahren, wie Franz über die Beibehaltung

oder Umänderung der Shakespearischen Originalschreibung in der Folio denkt; mit dieser Grundfrage, die allerdings das ganze Verhältnis des Autors zum Drucker im 16. Jahrhundert berührt, hängt ja die Glaubwürdigkeit des Materials in wesentlichen Punkten zusammen. — In der Syntax hätte es manchen Vorteil gehabt, vom Gerundium, das bekanntlich aus dem flektierten Infinitiv entsprang, das uralte Verbalsubstantiv auf *-ung, -ing,* wie es unseren deutschen Bildungen auf -ung entspricht, prinzipiell zu trennen, wenn es auch bei Shakespeare praktisch nicht immer geschieden ist. Wendungen in der Art von *the play is a playing* sind, wenn nicht als Gerundium bezeichnet, wie hier S. 558, sondern als Verbalsubstantiv, für den Schüler von vornherein durchsichtiger. Mit Horn, Angl. Beibl. XVI 129 ff., bin ich der Überzeugung, daſs man grammatische und speziell syntaktische Dinge auch bei Shakespeare am klarsten auf historischem Wege darstellt. Genug der Beispiele, um zu zeigen, daſs eine dritte Auflage noch vollkommener werden kann. Möge dem fortschrittfreundlichen Verfasser bald dazu Gelegenheit werden! A. B.]

Levy, Matthias, William Shakespeare and Timothy Bright. London, Furnivall Press, 1910. 27 S. Sh. 1. [Auf Anregung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft wurde auf dem Stenographenkongreſs zu Paris 1900 einstimmig beschlossen, die Anleitung zur Stenographie des Timothy Bright, die für einen raschen Aufzeichner Shakespearescher Texte naturgemäſs die Vorschule gewesen wäre, in Faksimile nachzubilden und zu veröffentlichen. Als eine Art Abschlagszahlung darauf dürfen wir wohl das vorliegende Schriftchen ansehen, das von dem Leben Brights, von seinem System und den Anfängen der Stenographie in England überhaupt uns eine Vorstellung zu bieten sucht. Levy hat sich bereits 1862 mit einer *History of short hand-writing* betätigt und 1884 mit einer Schrift *Shakespeare and short hand*; er redet also mit Sachkenntnis. A. B.]

Hartmann, Erich, Naturschilderung und Natursymbolik bei Shakespeare. Inaug.-Diss. Leipzig, Seele, 1908. VIII, 158 S.

Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. III. Bd.: König Johann, König Richard II., König Heinrich IV., I. Teil. Berlin, Georg Bondi. 323 S. — IV. Bd.: König Heinrich IV., II. Teil, König Heinrich V., König Heinrich VI., I. Teil. 357 S. [Der Übersetzer bleibt seiner Eigenart treu: er dichtet Schlegel da und dort um ins Moderne und Klangmalende, immer in poetischem Stil, der sich nur als Ganzes lieben oder ablehnen läſst. Der rasche Fortgang des Werkes ist erfreulich. A. B.]

Lang, Friedrich, Shakespeares 'Comedy of errors' in englischer Bühnenbearbeitung, mit besonderer Berücksichtigung der vor der ersten Drucklegung von fremder Hand gemachten Interpolationen. Rostock, Hinstorff, 1909. 103 S.

Bründel, Hans Friedrich, Shakespeares 'Two gentlemen of Verona' in englischer Bühnenbearbeitung. Rostock, Hinstorff, 1909. 74 S.

Allwardt, W., Die englischen Bühnenbearbeitungen von Shakespeares 'King Richard the Second'. Phil. Diss. Rostock 1909. 131 S. 8.

Shakespeares Sonette, hg. von Eduard Sänger. Berlin, Inselverlag. 153 S. Geh. M. 4. [Über die Ziele, die sich der Übersetzer gesteckt hat, über die Erfahrungen, die er bei der Arbeit machte, und über die Auffassung, die er den vielumstrittenen Versbekenntnissen Shakespeares abrang, sagt uns Länger kein Wort. Er will offenbar nur durch seine Wiedergabe wirken. Er hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht; da und dort opferte er eine Seltsamkeit, um durch allgemeinere Worte verständlicher zu wirken; mancher Reim ist ihm gut gelungen; doch ist es zweifelhaft, ob seine poetische Begabung stark genug war, um ihm über so viele andere Übersetzer den Sieg zu verschaffen, namentlich über den gleichzeitig mit einer Übertragung des Werkes auftretenden Stephan George. Immerhin ist es schön, daſs der hohe und zugleich dunkle Stil dieser

Sonette immer neue Männer unseres Volkes anregt, sie mit deutschen Worten wiederzugeben und dabei zu erklären. A. B.]

Baltzer, A., Die schönsten Sonette von W. Shakespeare. Übersetzt und erläutert. Wismar, Bartholdi, 1910. 49 S. [In einem kurzen Kapitel über das Sonett als Kunstform erhalten wir Übersetzungen von Nr. 30, 60, 73. Als Quellen für Shakespeares persönliches Leben bietet uns B. Sonett 34, 69, 70, 96. Unter der Überschrift 'Beziehen sich die Sonette auf Shakespeares Eheleben?' wird Sonett 48 englisch abgedruckt, wobei B. in der angeredeten Person die Frau des Dichters erblickt. Daſs Shakespeares Frau die Dichtungen und Sonette als *trifles* bezeichnet, 'ist sehr natürlich, wenn man an die schwierigen Verhältnisse seiner jungen Ehe denkt'. In Verbindung mit Shakespeares Haus denkt er sich die Reisesonette 50, 51, 97. Auf die Frage 'Wer war die dunkle Dame?' antwortet B. mit der Vermutung, in einem so bewegten Leben, wie es Shakespeare führte, dürften Trübungen des Eheglücks nicht ausgeblieben sein. Anderes deutet er als Scherz oder als Klatsch. Um zu zeigen, wie Shakespeare mit Humor gegen sich selbst kämpfte, übersetzt er Sonett 49, 87, 140, 149. Wer der Adressat der Sonette sei, habe fast nur für Gelehrte Wichtigkeit. Sonett 107 sei richtig auf Southampton gedeutet, andere mögen auf einen jugendlichen Freund gehen (Sonett 2, 5, 7). Im Schluſskapitel vergleicht B. das Freundschaftsideal der Sonette mit den philosophischen Gedichten Schillers; dazu gibt er Sonett 8, 18, 23, 27, 33, 64, 65, 66, 71, 72, 74, 91, 99, 116, 124. A. B.]

Wrage, W., Englische Bühnenbearbeitungen von Shakespeares 'King Henry IV.', Part I. Phil. Diss. Rostock 1910. X, 77 S. 8.

Meinck, Carl, Über das örtliche und zeitliche Kolorit in Shakespeares Römerdramen und Ben Jonsons 'Catiline'. Morsbachs Studien XXXVIII. Halle, Niemeyer, 1910. XI, 75 S.

Deckner, Elise, Die beiden ersten Hamletquartos. (Normannia IV.) Berlin, Fälber, 1909. 48 S. M. 1,50. [Die Verfasserin will nochmals beweisen, daſs der *Quarto* von 1603 ein einheitlicher Entwurf zugrunde lag, der natürlich älter und minder reich war als jener, der in der *Quarto* von 1604 folgte. Auch die Sprache Shakespeares habe in der zweiten Fassung mehr Ausdrucksfähigkeit, die Verse haben öfters weiblichen Ausgang und Satzübergang, die typenhaften Gestalten bekommen bestimmtere Formen. A. B.]

Pericles. Edited with notes, introduction, glossary, lists of variorum readings, and selected criticism by Charlotte Porter and Helen A. Clarke. (The First Folio Shakespeare.) New York, Thomas Y. Crowell. XXI, 241 S. [Die Herausg. ist überzeugt, daſs *Pericles* von Shakespeare verfaſst wurde; dementsprechend ist sie bemüht, die Übereinstimmungen mit anderen Shakespearestücken aufzudecken, und zwar nicht nur mit den Romanzen, sondern auch mit Maſs für Maſs und Lear. Bemerkenswert ist ihr Hinweis auf eine zweite Quelle, die Shakespeare benutzt haben soll, besonders für den 4. Akt, nämlich die Prosanovelle von Lawrence Twine *The pattern of paineful adventures,* gedruckt 1576 und 1607. Die Ausgabe ist nach der umsichtigen Methode des *First Folio Shakespeare* und eher noch mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. A. B.]

Cymbeline, edited etc. by Charlotte Porter and Helen A. Clarke. XIX, 267 S. [Die Herausg. nennen drei Quellen, die Shakespeare für das Stück benutzt haben soll: Boccaccios Novelle für die Geschichte des Jachmimo — *it is clearly enough Shekspere's direct source* —, ein Stück britischer Geschichte aus Holinshed's Chronik und ein paar Fäden aus dem Feenmärchen von Snow-White. Die Vermutung, daſs diese Elemente vielleicht schon vor Shakespeare zu einem Spiele vereint worden wären, aus dem dann Shakespeare geschöpft hätte, wird nicht erörtert. A. B.]

Lücke, Friedrich, Über Bearbeitungen von Shakespeares 'Cymbeline'. Inaug.-Diss. von Rostock. Doberan, Rehse, 1909, 178 S.

Cook, A. S., Notes on Milton's 'Ode on the morning of Christ's nativity'. (Aus: Transactions of the Connecticut Academy of Arts and sciences. Vol. XV. 1909.)

Reed, Edward Bliss, The poems of Thomas third Lord Fairfax. From ms. Fairfax 40 in the Bodleian Library, Oxford. (Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences, XIV, 237—90.) New Haven, Connecticut, 1909.

Kottas, Karl, Thomas Randolph. Sein Leben und seine Werke. Wiener Beiträge XXIX. Wien, Braumüller, 1909. VII, 105 S. M. 3. [Der Verf. stellt sich von vornherein auf den Standpunkt, daſs Randolph einer Zeit abnehmender Dramenkunst angehört. Er schildert sein Leben, seine Beurteilung durch die Zeitgenossen, seine Dichtungen in leicht lesbarer Art, ohne viel Neues vorzubringen. Dankenswert ist, was er über die Abhängigkeit Randolphs von Ben Jonson in bezug auf bürgerliche Dramatik und auf antikisierende Regeln bemerkt. A. B.]

Pabisch, Marie, Picaresque dramas of the 17th and 18th centuries. Berlin, Mayer & Müller, 1910. 110 S. M. 2,80. [Die Verf. geht aus von den burlesken Bettelmönchen des Chaucer und Langland, wendet sich flüchtig zum Schafdieb Mack in der Secunda pastorum der *Townley mysteries*, dann zu den Bettlern in den Satiren und Romanen des 16. Jahrhunderts, ohne Kenntnis der Dissertation von Raske 'Bettler in der schottischen und englischen Literatur' zu verraten, und bespricht dann eingehender verschiedene Lustspiele des 17. und 18. Jahrhunderts bis herab zu Gays *Beggar's opera*. Ein Kapitel über die *Jolly beggars* von Burns macht den Schluſs. Die Verf. hat viel gelesen: das ist die rühmliche Seite des Büchleins. Das Gelesene systematisch zu verarbeiten ist ihr noch nicht recht gelungen. Sie bietet *disjecta membra*. A. B.]

Albrecht, L., Drydens 'Sir Martin Mar-all' in bezug auf seine Quellen. Rostocker Inaugural-Dissertation. Rostock, Adler, 1906. 101 S.

Mehr, Otto, Neue Beiträge zur Leekunde und Kritik, insbesondere zum 'Cäsar Borgia' und zur 'Sophonisba'. (Literar-hist. Forschungen, hg. von Schick und Waldberg.) XXXVII, 154 S. M. 3,50.

Sir William Temple's essays 'On ancient and modern learning' and 'On poetry'. Edited by J. E. Spingarn. Oxford, Clarendon Press, 1909. VI, 88 S. [Temples Essays sind charakteristisch für eine Zeit, in der die Aristokratie den Ehrgeiz hatte, auch in der Kritik zu führen. Er hat mehr einen ausgeprägten als einen glücklichen Geschmack; sein Wissen in der antiken Literatur, auf das er sich augenscheinlich viel zugute tat, war mannigfach, aber nirgends verläſslich — der Irrtum betreffs der Phalaris-Briefe, der ihn mit Bentley in Fehde verwickelte, war nur der auffälligste seiner Miſsgriffe; und sein Stil sucht durch Gegensätze und lapidare Urteile zu glänzen, die oft sehr bedenklich sind, z. B. wenn er keinen neueren Dichter in der heroischen Gattung gelten lassen will auſser Petrarca, Ronsard und Spenser. Am merkwürdigsten ist, was er über die *Gothic runers* sagt, die sich für ihre Reime gerne Ansehen und Bewunderung verschafft hätten, indem sie sie zu Zaubersprüchen verwandten, um Stürme zu erregen und das Meer zu beruhigen. Dennoch ist es erfreulich, einen vornehmen Herrn so herzhaft für alte Bücher eingenommen zu finden und zu beobachten, wie rasch er sich Drydens Lehre von Originalität und Genie aneignet. Mit Recht hat daher Spingarn seine zwei interessantesten Essays 'On ancient and modern learning' und 'On poetry' aus seiner Sammlung englischer Kritiker des 17. Jahrhunderts herausgehoben und hier in selbständiger Form neugedruckt samt den dazugehörigen Anmerkungen. A. B.]

Dibelius, Wilhelm, Englische Romankunst. Die Technik des englischen Romans im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Erster Band. (Palaestra XCII.) Berlin, Mayer & Müller, 1910. XV, 406 S. M. 8.

Poetzsche, Erich, Samuel Richardsons Belesenheit. (Kieler Studien zur engl. Phil., ed. Holthausen, Neue Folge IV.) 104 S. Kiel, R. Cordes, 1908. [Der Verf. gibt nach bekannten Mustern — Fuhrmann, Droop, Hoffmann, Lienemann — eine Zusammenstellung der von R. zitierten Werke. Quellen sind Richardsons Romane und seine Korrespondenz (ed. Barbauld) nebst einigen noch unveröffentlichten Briefen im South Kensington-Museum. Zitierte Autoren sind in erster Linie die Bibel, Milton, Shakespeare, Swift, Fielding; Spenser und — sehr oft — Milton; Butler, Cowley, Dryden, Young, Pope, Otway, Rowe, Addison; dazu Griechen und Lateiner, auch auffallend viele Franzosen, bei denen sich aber meist englische Übersetzungen nachweisen lassen, selbst Ariost, Haller, Klopstock kommen vor. Der literarische Wissenskreis wird ergänzt durch Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse. Die Liste zeigt eine ziemlich umfassende Belesenheit; Kenntnis des Lateinischen will P. trotz eines zeitgenössischen Zeugnisses Richardson zusprechen; Kenntnis des Französischen weist er einleuchtend (in Übereinstimmung mit Gaſsmeyer) ab. Im Anhang druckt P. einige noch unveröffentlichte Stücke; das wichtigste ist eine später unterdrückte Dedikation zur *Pamela,* nach der das Original viel durchzumachen hatte, aber *neither* [*was*] *so humble in her Birth, nor so exalted in her latter Fortunes.* Die hauptsächlichste Forderung, die man an eine solche Arbeit stellen muſs, heiſst Vollständigkeit. Diese hat aber P. keineswegs erreicht. Ich habe, ohne selbst an Vollständigkeit zu denken, mir bei der Lektüre einige besonders markante Autoren notiert und sehe mit Staunen, daſs über ein Viertel meiner Liste von P. nicht erwähnt wird: ein Zitat aus Lovelace (ich zitiere Richardson nach der Ausgabe von Ethel McKenna, London 1902), Clar. I 208, ferner Crownes Komödie *Sir Courtly Nice* Pam. IV 143, *Mandeville* Clar. VI 3, ferner sehr wichtige Zitate, die unter keinen Umständen übersehen werden durften, aus Greene, *Dorastus and Faunia* (= *Pandosto*) Clar. V 101, Lafayette, *Princesse de Clèves* Grand. VII 227, Calprenède, *Cassandre* (*Oroondates*) Grand. VII 225. W. Dibelius.]

Godden, G. M., Henry Fielding. A memoir including newly discovered letters and records with illustrations from contemporary prints. London, Samson son, Marston & Co., 1910. XIII, 325 S. [Die Verwandtschaft Fieldings mit dem österreichischen Kaiserhause ist aufzugeben, sie beruhte auf einer Fälschung. Über die Farcen und Streitschriften des jungen Fielding bietet uns Godden manches Neue; aus den Akten seiner Amtstätigkeit ergibt sich, daſs er die richterliche Tätigkeit, die Ausrottung der Räuber und die Hebung der Armen recht ernsthaft nahm, wenn auch sein Plan, workhouse, prison und infirmary in einer groſsen Kaserne auf dem Lande zu vereinen, uns heutzutage keineswegs ideal erscheint. Über die Entstehung seines ersten Romans und sein Verhältnis zu Richardson wird unser bisheriges Wissen nicht wesentlich gefördert; bemerkenswert ist nur, daſs der Reverend William Young, der als Vorbild des Parson Adams gilt, *the legal assignment of Joseph Andrews* als Zeuge unterzeichnete; der betreffende Teil des Schriftstücks wird uns im Faksimile mitgeteilt. Auf die innere Entstehung von Fieldings Werken ist nirgends systematisch eingegangen, deutsche Forschung nirgends berücksichtigt; dagegen erhalten wir das Testament von Fielding selbst und von seiner ersten geliebten Frau, dem Urbilde der Sophia Western. A. B.]

Leichsering, August, Über das Verhältnis von Goldsmiths 'She stoops to conquer' to Farquhar's 'The beaux' stratagem'. Rostocker Diss. Kuxhaven, Rauschenplatt, 1909. 82 S.

Putschi, Ferdinand, Charles Churchill, sein Leben und seine Werke. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XXXI.) Wien, Braumüller, 1909. VIII, 98 S. M. 4. [Auf die Beschreibung von Churchills Leben folgt die seiner Werke und dann einige Angaben über seinen Platz in der Entwicklung der englischen Satire. Beim besten Willen kann man nicht behaupten, daſs diese Bemerkungen tiefgehen oder einen klaren Überblick

über die Geschichte der englischen Satire und der ihr zugrunde liegenden Kunstprinzipien verraten. A. B.]

Müller, Karl, Robert Blair's 'Grave' und die Grabes- und Nachdichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Anfänge der englischen Romantik. Inaug.-Diss. von Jena. Weimar, Wagner, 1909. 101 S.

Brandl, Leopold, Erasmus Darwins 'Botanic garden'. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XXX.) Wien, Braumüller, 1909. XI, 167 S. M. 5. [Bereits im 16. Bande dieser Sammlung hatte L. Brandl eine Studie über Darwins *Temple of Nature* veröffentlicht; jetzt läfst er eine Inhaltserzählung seines *Botanic garden* folgen, untermischt mit Versübersetzungen wichtigerer Stellen, wie es der sehr gemischte Charakter von Darwins Poesie forderte. Man liest sicherlich eher die gefällige Analyse des jungen Wiener Gelehrten als die oft sehr nüchternen oder sentimentalen Versergüsse vom Grofsvater des berühmten Darwin. In der Einleitung erfahren wir einiges über Darwins Metrik, seine Vorliebe für Personifikation und seine Auffassung der Pflanzen. Von den in Versen wiedergegebenen Stellen folgt der englische Originaltext am Schlufs. A. B.]

Ziegenrücken, E., Joanna Baillie's 'Plays on the passions'. Rostock, phil. Diss. 1909. 90 S. 8.

Franke, W., Der Stil in den epischen Dichtungen Walter Scotts. Berlin, Mayer & Müller, 1909. VII, 128 S. 8. [Einleitung. — Wahl der Personen. — Wahl der Begebenheiten. — Wahl der Umgebung. — Auffassung. — Komposition. — Metrik. — Rhetorik. — Zusammenfassung.]

Shelley, Percy Bysshe, Alastor. Übertr. von G. H. Neuendorff. Mit einer Einleitung. Dresden, Pierson, 1909. XVI, 35 S. 8. M. 1; geb. M. 2.

Müller, Johannes, Bulwers Roman 'The last of the barons'. Rostocker Inaug.-Diss. Rostock, Bold, 1907. 88 S.

Lord Beaconsfield (Disraëli), Contarini Fleming, ein psychologischer Roman, übersetzt und eingeleitet von O. Boy. Berlin, Oesterwald, 1909. 630 S. [Disraëli hat mit diesem Werke den ersten englischen Künstlerroman geschaffen, im Hinblick auf Goethes 'Wilhelm Meister', und so hat der Übersetzer eine gute Wahl getroffen. In der Einleitung gibt er ein Charakterbild des Verfassers; er beschreibt ihn als einen geborenen Aristokraten, der eine mächtige und schenkfrohe Aristokratie als das einzige Mittel ansah, einer führerlos gewordenen Volksmasse wieder auf den rechten Weg zu helfen. Am Schlufs erwähnt er den Ausspruch Heines, die moderne englische Literatur habe kein Buch aufzuweisen, das dem *Contarini Fleming* ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte. Die darangeknüpfte pessimistische Beurteilung der deutschen Leser, als wären sie allen höheren Interessen abhold, kann ich nicht teilen; haben wir doch eben erst in jüngster Zeit eine Neublüte des deutschen Romans in grofsem Stil erlebt. A. B.]

Pitman's The Victorian era or the years of progress 1837—1901. Für den Schulgebrauch bearb. von P. Gehring. (Französ. u. engl. Schulbibliothek, hg. von Dickmann. R. A., Bd. 161.) Leipzig, Renger, 1910. VII, 121 S.

Schmidt, Karl, Robert Brownings Verhältnis zu Frankreich. (Literarhist. Forschungen, hg. von Schick u. Waldberg, XXXVIII.) Berlin, Felber, 1909. 186 S. M. 4.

Horn, Kurt, Studien zum dichterischen Entwicklungsgang Dante Gabriel Rossettis. (Normannia V.) Berlin, Fälber, 1909. 243 S. M. 3,50. [Der Verfasser hat sich in die Rossettische Art zu schauen und ahnen zu lassen ernstlich eingebohrt. Das biographische Material über Rossetti ist aber noch so unzulänglich mitgeteilt, dafs man das Veröffentlichte nur mit Vorsicht benutzen darf. Einflufs von Tennysons *Passing of Arthur*, überhaupt von seinen *Idylls of the king* hat den ganzen Kreis stark beeinflufst. Wie weit der Maler bei Rossetti auf den Dichter wirkte, müfste

uns ein genauer Kenner seiner Bilder auseinandersetzen. Horns Studie sei als Abschlagszahlung mit Dank aufgenommen. A. B.]

Lindenstead, Sketches from professional life in England. Marburg, Elwert, 1909. 186 S. [Diese Skizzen schildern einen Arzt, einen Privatsekretär, einen Ingenieur, einen Bildhauer, Sir Christopher Wren, interessante Plätze und Plätzchen von London; darauf folgen noch leichtere Plaudereien, betitelt *Arma virumque, Ars delineandi, Urania* u. dgl. Im ganzen sind es 31 Essays oder *causeries.* Der Verfasser hat sie laut Vorrede geschrieben, weil es ihn freute, verschiedene englische Stände und Dinge im Unterschied zu deutschen Verhältnissen zu zeichnen. A. B.]

Peabody, Francis Greenwood, The approach to the social question. An introduction to the study of social ethics. New York, Macmillan, 1909. 204 S. [Von der Wissenschaft soll ausgehen, wer sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen hat: von Gesellschaftslehre, Nationalökonomie, ethischer Philosophie — danach gliedert sich das Buch in seine Kapitel. Von dem idealen Sinne des modernen Kulturmenschen wird erwartet, dafs er die Ergebnisse dieser Studien in Taten der Nächstenliebe umsetzt, so dafs praktische Religion der Endpunkt wird. Mit warmen Worten bekennt der Verf. seinen Glauben, dafs sich auf solche Weise brauchbare und energische Arbeiter finden werden; niemals seien Ehr- und Anstandsbegriffe in der Kulturwelt stärker gewesen; die soziale Mission müsse unser ganzes Leben durchdringen, wie es im Mittelalter die Kirche tat. Von seinen amerikanischen Landsleuten erwartet Peabody hierin besondere Hilfe; er protestiert gegen die vielfach bei uns herrschende Ansicht, dafs in den Vereinigten Staaten alles nur dem Dollar nachlaufe; er erinnert an die puritanische Grundlage seines Staates, die man in der Tat bei dem Besuche des Landes überraschend stark empfindet, sowie an die grofsen Schenkungen für erziehliche und Unterstützungszwecke, auch an die Opferwilligkeit amerikanischer Arbeiter für humanitäre Dinge: *Never were wages so high, yet never did wage-earners demand so insistently new resources of liberty and culture.* A. B.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition. Leipzig. à M. 1,60:

Vol. 4136: L. Malet, The score.
„ 4152: E. F. Benson, A reaping.
„ 4153: F. F. Moore, The food of love.
„ 4154: M. Pemberton, The adventures of Captain Jack.
„ 4155—56: H. Caine, The white prophet. Vol. 1. 2.
„ 4157: O. Wilde, A woman of no importance.
„ 4158: H. Rider Haggard, The lady of Blossholme.
„ 4159: Percy White, Love and the wise men.
„ 4160: Elizabeth Robins, The Florentine frame.
„ 4161—62: Robert Hitchens, Bella donna.
„ 4163: Ellen Thorneycooft Fowler, Miss Fallowfield's fortune.
„ 4164: Lafcadio Heavn, Glimpses of unfamiliar Japan.
„ 4165—66: Baroness von Hutten, The lordship of love. Vol. 1. 2.
„ 4167: Lloyd Osbourne, Harm's way.
„ 4168: Robert Hugh Benson, The necromancers.
„ 4169: J. Galsworthy, Villa Rubein.
„ 4170: Max Pemberton, White walls.
„ 4171: J. Galsworthy, A man of Devon.

Dubislav, G., Boek, P. und Gruber, H., Methodischer Lehrgang der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen ... T. 1: Elementarbuch. 5. Aufl. T. 2: Übungsbuch 1. 4. Aufl. T. 3: Übungsbuch 2. T. 4: Schulgrammatik. Berlin, Weidmann, 1909. XII, 151; IX, 155; 177; 152 S. 8. Geb. M. 1,80; 2; 2; 1,60.

Gesenius, F. W., Englische Sprachlehre. Völlig neu bearb. von E. Regel. Ausgabe für höhere Mädchenschulen. 8. Aufl. Halle, Gesenius, 1910. X, 433 S. Geb. M. 3,50.

Gesenius, F. W., English syntax. Translated from the 'Grammatik der Englischen Sprache'. 4th ed. Revised by G. P. Thistlethwaite. Halle, Gesenius, 1909. VI, 194 S. 8. Geb. M. 2,40.

Kleinschmidt, M., Wissenschaftlicher Lehrgang der englischen Sprache. Buch 1: Englische Grammatik. Hannover, Jäneke, 1910. Getrennte Paginierung. 8.

Koch, John, Schulgrammatik der englischen Sprache nebst einer Synonymik und Übungsstücken. 3. Aufl. Hamburg, H. Grand, 1910. 282 S. M. 2,80.

Schröer, M. M. Arnold, Neuenglische Elementargrammatik. Lautlehre, Formenlehre, Beispielsätze, Wortbildungslehre mit phon. Aussprachebezeichnung ... Heidelberg, Winter, 1909. VIII, 216 S. 8. Geb. M. 2,40.

Glatzer, J., English Compositions, letters, and outlines of compositions. Halle, Gesenius, 1909. VIII, 246 S. 8. Geb. M. 3,60.

Krüger, R., und Trettin, A., Zusammenhängende Handelskorrespondenz in 12 Serien ... 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1909. VIII, 136 S. 8. Geb. M. 1,80.

Knocke, H., Guide to English conversation and correspondence. 2nd and 3d (special-) ed. i. B. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1909. XII, 257 S. 8. Geb. M. 3.

Meyer, F., Grammatisches Wörterbuch der englischen Sprache. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1909. IV, 185 S. Geb. M. 1,50.

Menges, O., Materialien für englische Vorträge und Sprechübungen nebst Dispositionsschemen mit einer kurzen Phraseologie mit Synonymik. Halle, Gesenius, 1910. VI, 122 S. 8. Brosch. M. 1,40, geb. M. 2.

Bube, J., Englisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen, Lyzeen und Studienanstalten in 3 Teilen. T. 1: 7. u. 8. Schuljahr. Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1910. 219 S. 8. Geb. M. 2,80.

Gesenius, F. W., A book of English poetry for the use of schools. Containing 122 poems ... 5th ed. enlarged and revised by F. Kriete. Halle, Gesenius, 1909. VIII, 159, 72 S. Geb. M. 2.

Viëtor, W., and Dörr, F., Englisches Lesebuch. Unterstufe P. 1. Phonetic transcription by E. R. Edwards. 2nd ed. Leipzig and Berlin, Teubner, 1908. X, 76 S. 8. Geb. M. 2,80.

Beacock, G. A., Contemporary English. A selection of extracts from Modern English novelists. Marburg, Elwert, 1909. VI, 85 S. 8. M. 1,20.

Pollard, E. F., For the red rose. Für den Schulgebrauch hg. von K. Münster. (Freytags Samml. franz. u. engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1910. 125 S. 8. Geb. M. 1,20. Nebst Wörterbuch. 42 S. M. 0,50.

Thackeray, W. M., Selections. Für den Schulgebrauch hg. von R. Ackermann. (Freytags Samml. franz. u. engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1910. 157 S. 8. Geb. M. 1,60.

Yonge, Ch. M., Countess Kate. Mit Anm. z. Schulgebrauch u. einem Wörterbuch versehen von Th. Hillenkamp. (Englische Schülerbibl. Ser. 2, Bdch. 7.) Paderborn, Schöningh, 1909. 176, 99 S. 8. Geb. M. 1,80.

Ricken, W., Geography of the British isles. Zum Gebrauch in deutschen Schulen. Berlin u. München, Oldenbourg, 1910. V, 96 S. 8. M. 1,40.

Romanisch.

Romania ... p. p. P. Meyer. N° 152, octobre 1909 [P. Meyer, Les plus anciens lapidaires français (fin). — A. Thomas, Notes étymologiques et lexicographiques (fin). — G. Cohen, Le théâtre à Paris et aux environs à la fin du XIVe siècle. — Mélanges: Alain Chartier en Hongrie. — Mosemiller, Manceau *ameturée*; berrichon *fenée*. — F. Lot, Encore Vivien et Larchamp. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. LII, 3—6, mai — décembre 1909 [F. Castets, Les quatre fils Aymon (suite et fin). — P. Guillaume, Mystère de

Saint-Martin. — A. Schinz, Notes sur le vocabulaire de Maupassant et de Mérimée].

Società filologica romana. In Roma, presso la Società, 1908—09: Studi romanzi, editi a cura di E. Monaci. VI [C. Salvioni, Appunti diversi sui dialetti meridionali. — C. Merlo, Gli italiani *amano, dicono* e gli odierni dialetti umbro-romaneschi; cf. *Archiv* CXXI, 495. — C. Marchesi, Le allegorie ovidiane di Giov. del Vergilio. — G. Ciccone, Redazioni e fonti della *Farsaglia in ottava rima.* — V. Ussani, Il cod. torinese Lat. A. 216, contributo alla critica di Gregorio da Tours e di Venanzio Fortunato. — G. B. Festa, Inventario e nota d'introiti e spese in volgare campano del sec. XV. — G. B. Festa, Il cod. barberiniano XLV, 17 (ora Vat.-Barb.-Lac. 3923). — A. Levi, Etimologie italiane. — G. Bertoni, Sulla lingua del *Roman des sept sages* in versi (ediz. A. Keller, Tübingen 1836). — G. Bertoni, Una traduzione francese della vita di S. Giovanni. — G. B. Cervellini, Per la storia esterna dell'antico frammento epico bellunese. — Notizie].

Bullettino della Società fil. romana. N° XI. 44 S. [N° IX und X cf. *Archiv* CXIX, 471 und CXX, 474. Diese Nummer enthält u. a. den Bericht über die Eingänge der *Fondazione Ascoli* sowie zwei wissenschaftliche Beilagen: G. Ferretti, Ancora per la biografia di Arrigo Testa; V. Franchini, Il titolo di 'consul' in Ravenna a traverso l'alto medio evo.]

Publikationen der Soc. fil. romana:

Il libro de varie romanze volgare, Cod. Vat. 3793, a cura di Fr. Egidi, fasc. VII. 1908. XXVI, 600 S. [Der Schlufsband, cf. *Archiv* CXVII, 469, enthaltend Vorwort, Indices, Glossar und Errata-Corrige.]

Orlando Furioso di Lud. Ariosto secondo le stampe del 1516, 1521, 1532 rivedute dall'autore. Riproduzione letterale a cura di F. Ermini. Vol. I, contenente i canti I—XX delle edizioni 1516 e 1521. In Roma, presso la Società, 1908. XII, 512 S. Lire 35.

Romanische Studien, veröffentlicht von Dr. E. Ebering. Berlin, E. Ebering, 1909/10:

Heft VIII: Wehowski, Dr. Else, Die Sprache der 'Vida de la benaurada sancta Doucelina; Lautstand, Formen und einige syntaktische Erscheinungen. Eine Studie zum Dialekt von Marseille. 178 S. M. 4,80.

Heft IX: Sabersky, Dr. H., Das Verhältnis des Italieners zu seiner Landessprache aus De Amicis, 'L'idioma gentile', zwei Vorträge, gehalten in der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin. 79 S. M. 2.

Heft X: Nonnenberg-Chun, Dr. Marie, Der französische Philhellenismus in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. 234 S. M. 6.

Paris, G., Mélanges linguistiques p. p. M. Roques. Fasc. IV, p. 513—731: Notes étymologiques, appendice, index. [Damit ist diese schöne Publikation der 'Société amicale Gaston Paris', deren erste Lieferung 1906 herauskam, abgeschlossen.]

Meyer-Lübke, W., Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft. Zweite, neubearbeitete Auflage. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke, 1. Reihe: Grammatiken: 1.) Heidelberg, Winter, 1909. XV, 277 S. M. 5, geb. M. 6.

Mélanges de philologie romane et d'histoire littéraire offerts à M. Maurice Wilmotte à l'occasion de son 25ᵉ anniversaire d'enseignement, accompagné (sic) de fac-similés et d'un portrait. Paris, Champion, 1910. XVII, 969 S. Frs. 10 [Bibliographie des travaux scientifiques de M. Maurice Wilmotte. — G. Abel, Le labeur des Goncourt. — F. Baldensperger, Lettres inédites de Littré et de son père à A.-W. Schlegel. — J. Bédier, Un fragment de chansonnier inédit du XIIIᵉ siècle (avec fac-simile). — J. Bonnard, Monologue de la reine d'Egypte dans le poème biblique de

Malkaraume. — E. Bourciez, Le démonstratif dans la Petite Gavacherie. — A. Bovy, Comment la littérature française classique et la littérature moderne peuvent s'éclairer mutuellement. — G. Charlier, 'L'Escoufle' et 'Guillaume de Dole'. — L. Clédat, L'expression 'quitte à'. — G. Cohen, La scène des pèlerins d'Emmaüs. Contribution à l'étude des origines du théâtre comique. — L. Constans, Un précurseur des Félibres; Claude Peyrot, prieur de Pradinas. — Mme Horion-Delchef, Les œuvres de Mme de Graffigny. Les Lettres Péruviennes. L'exotisme dans la littérature. — G. Dottin, Quelques faits de sémantique dans les parlers du Bas-Maine. — L. Gauchat, Les noms gallo-romains de l'écureuil. — E. Gérard-Gailly, Hélène Gillet. Une exécution capitale au XVIIe siècle. — A. Horning, Wortgeschichtliches aus den Vogesen. — A. Jeanroy, Les chansons pieuses du Ms. fr. 12483 de la Bibliothèque nationale. — G. Lanson, Le Tableau de la France de Michelet. Notes sur le texte de 1833. — A. Lefranc, Un procès littéraire à reviser. Molière et l'abbé Cotin. — Leite de Vasconcellos, Miuçalhas Gallegas. — Marignan, Quelques ivoires représentant la crucifixion et les miniatures du sacramentaire de Metz. — Menéndez Pidal, Romance del nacimiento de Sancha Abarca. — Meyer-Lübke, Die Aussprache des altprovenzal. *u*. — G. Monod, Michelet et les Flandres. Voyage de 1837. — Fr. Novati, La canzone popolare in Francia e in Italia nel più alto medio evo. — L. Paschal, Les modes de la sensibilité chez les écrivains. — L.-G. Pélissier, Lettres inédites de Mistral. — E. Picot, Une quérelle littéraire aux palinods de Dieppe au XVe siècle. — J. Pirson, Pamphlets bas latins du VIIe siècle. — M. Prou, Notes sur le latin des monnaies mérovingiennes. — P. Rajna, S. Mommoleno e il linguaggio romanzo. — G. Raynaud, Deux nouvelles rédactions françaises de la légende des danseurs maudits. — E. Roy, Notes sur les deux poètes Jean et Mathurin Regnier. — Salverda de Grave, Recherches sur les sources du Roman de Thèbes. — H. Schneegans, Notice sur un calendrier français du XIIIe siècle. — M. Souriau, Les lettres de Ducis à Népomucène Lemercier. — Stengel, Huons aus Auvergne Keuschheitsprobe, Episode aus der franko-venezianischen Chanson de geste von Huon d'Auvergne, nach den drei erhaltenen Fassungen, der Berliner, Turiner und Paduaner. — Stimming, Neufranzösisches *tollé*. — Suchier et Guesnon, Deux trouvères artésiens Baude Fastoul et Jacques le Vinier, Document inédit, avec facsimile et commentaire. — Thomas, La genèse de la philosophie et le symbolisme dans 'La vie est un songe' de Calderon. — E. Ulrix, Les chansons inédites de Guillaume le Vinier d'Arras. Texte critique avec les variantes de tous les manuscrits. — † van Hamel, L'âme littéraire de la France. — J. Vising, La stylistique est-elle possible? — Wahlund, Bibliographie der französischen Straſsburger Eide vom Jahre 842. — Miss J. Weston, A hitherto unconsidered aspect of the Round Table].

Wallensköld, A., La construction du complément des comparatifs et des expressions comparatives dans les langues romanes. Extrait des 'Mém. de la Soc. néophilol. de Helsingfors', Tome V, 377—478.

Weise, F. O., Charakteristik der lateinischen Sprache. Vierte verb. Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. 202 S. Geh. M. 3, geb. M. 3,60.

Rice, Carl C., The phonology of gallic clerical latin after the sixth century. An introductory historical study based chiefly on merovingian and carolingian spelling and on the forms of old French loan-words. Harvarder Inauguraldissertation. 1. Mai 1902, gedr. 1909. [Ohne Angabe des Druckortes noch Verlegers.] 120 S.

Wulff, Dr. J., Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler nach Perthes' lateinischen Lehrbüchern bearbeitet. Ausg. C für höh. Mädchenschulen, besorgt von Dr. J. Schmedes. VIII, 70 S. Hierzu gehört: Wortkunde zum Latein. Lesebuch von Wulff, Ausg. C. 155 S. Berlin, Weidmann, 1909. Beide Bände zusammen M. 3,40.

Französisch.

Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur ... hg. von D. Behrens. XXXV, 5 u. 7 [J. Acher, Notes sur le texte du 'Chevalier au lion'. — W. Küchler, Empfindsamkeit und Erzählungskunst im Amadisroman. — H. Droysen, Die Marquise du Châtelet, Voltaire und der Philosoph Christian Wolff. — M. J. Minckwitz, Beiträge zur Geschichte der französischen Akademie. — W. Heymann, Wortgeschichtliches: Ausdrücke der Pariser Sprache, die von Lexikographen des 16. bis 18. Jahrhunderts als solche besonders kenntlich gemacht werden].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat, XXIII, 4 [A. Guerinot, Notes sur le parler de Messon (à suivre). — J. Buckeley, Etudes sur des noms de lieux français (suite). — Comptes rendus. — Chronique].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande, 8e année. Nos 2—4 [L. Gauchat, Les noms patois des clochettes de vaches (avec une planche). — E. Tappolet, Les termes de fenaison dans le patois romands. C. Ruffieux, *On drôlo dè chin,* anecdote en patois gruyérien, avec des notes par L. Gauchat. — J. Jeanjaquet, La harangue patoise de David Boyve au prince de Neuchâtel, en 1618].

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau, tome quatrième, 1908. Genève, A. Jullien; Leipzig, Hiersemann. XVI, 360 S. [Die 'Société Jean-Jacques Rousseau' (cf. *Archiv* CXII, 394) verfolgt das Ziel a) *de développer et de co-ordonner les études relatives à Rousseau, à son œuvre et à son époque;* b) *de publier une édition critique de ses œuvres.* Sie will einen Verband derer herstellen, die im In- und Auslande für solche Arbeit Interesse haben. Ihr Vorsitzender ist Professor B. Bouvier in Genf. Für den Jahresbeitrag von 12 Franken erhält man die vornehm ausgestatteten *Annales,* über deren bisherige Bände hier referiert worden ist (CXVI, 241; CXVII, 204; CXVIII, 268; CXX, 478). Diese *Annales* bilden heute das Zentrum der Rousseau-Forschung. Der vierte Band reiht sich seinen inhaltsreichen Vorgängern würdig an. Das Bild von Rousseaus Grofsvater David († 1738) und Vater Isaac († 1747), sowie das der Tante Suzanne schmücken ihn. Seinen Hauptinhalt bildet Th. Dufours Ausgabe der ersten Redaktion der *Confessions* (Buch I—IV umfassend), deren Autograph in der Neuenburger Bibliothek aufbewahrt ist, und die bis jetzt nur ganz fragmentarisch bekannt war. Dufour fügt ein wertvolles Vorwort, lehrreiche Fufsnoten und hochinteressante Beilagen hinzu, die noch manches Ineditum bringen. Er legt mit dieser Publikation den Grundstein zu einer kritischen Ausgabe der *Confessions.* — Eine Bibliographie von 60 Seiten orientiert über die Rousseau-Forschung des Jahres 1907. Es werden z. B. die Bücher von Lasserre, *Le Romantisme français,* Lemaître, *J.-J. Rousseau,* Mornet, *Le sentiment de la nature en France,* Souriaus Ausgabe von B. de St-Pierres Buch über Rousseau eingehend besprochen. So ermöglichen die *Annales* auch dem, der fern von den grofsen Bücherzentren wohnt, sich über die neueste Rousseau-Literatur zu belehren.]

Raoul von Houdenc, sämtliche Werke, II:

La Vengeance Raguidel, altfranzösischer Abenteuerroman, hg. von M. Friedwagner. Halle, Niemeyer, 1909. CCVII, 368 S.

Deux anciens poèmes inédits sur saint Simon de Crépy, publiés avec une introduction, des notes et deux glossaires par E. Walberg. Extrait des 'Annales de l'université de Lund', nouv. série, section I, vol. VI. Lund, H. Ohlsson, 1909. 93 S. [Walberg bereitet eine Ausgabe jenes didaktischen Gedichtes des Thibaud de Montmorency, seigneur de Marly, vor, von dem Méon, *Helinant,* 1823, die Schlufslaisse mitgeteilt hat. Unter den historischen Persönlichkeiten, die Thibaud erwähnt, befindet sich auch Simon de Crépy, von dessen aufsehenerregender Bekehrung berichtet wird. Diese Bekehrung führte zur Legendenbildung, deren literarischer Nieder-

schlag uns in zwei kurzen Gedichten (324 und 612 Verse) erhalten ist, die W. hier mit sorgfältiger literarhistorischer und sprachlicher Einleitung und kurzen, aber inhaltsreichen Anmerkungen und Glossar herausgibt. Beide Gedichte gehören dem pikardischen Sprachgebiet an; das erste, in paarweise gereimten Alexandrinern, stammt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; das zweite, in Achtsilblern, ist etwa ein Jahrhundert jünger.]

Paris, G., et Jeanroy, A., Extraits des Chroniqueurs français: Villehardouin, Joinville, Froissart, Commines, publiés avec des notices, des notes, un appendice, un glossaire des termes techniques et une carte. Septième édition, Paris, Hachette, 1909. IV, 482 S. Geb. frs. 2,50. [In dieser neuen Auflage der bekannten Chrestomathie historischer Prosa des Mittelalters ist die Charakteristik Joinvilles nach dem Bilde geändert, das G. Paris in der *Hist. littéraire* von ihm entworfen. — Die Karte zu Villehardouin fehlt wohl durch ein Versehen.]

Les Amours de P. de Ronsard Vandomois commentées par Marc Ant. de Muret. Nouvelle édition publiée d'après le texte de 1578 par H. Vaganay, précédée d'une préface par M. Jos. Vianey. Paris, Champion, 1910. LIV, 438 S. Frs. 10. [H. Vaganay hat sich längst einen Namen gemacht durch ebenso kenntnisreiche und sorgfältige als auch typographisch hervorragende Publikationen zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe der *Odes* hat er schon seit 1905 veröffentlicht (cf. Behrens' *Zeitschrift* XXIX2 80 ff.). Eben hat er sie jetzt zusammengefaſst in einem vortrefflichen *Index bibliographique* (A Lyon, 1910, *Et se donne chez l'auteur*), dessen 32 Seiten sämtliche Oden Ronsards mit den Verweisen auf die verschiedenen Ausgaben verzeichnen. So können wir denn wohl auch die Oden-Ausgabe selbst bald in Angriff genommen sehen. En attendant erhalten wir hier die Ausgabe des ersten Buches der *Amours* (*Les Amours de Cassandre*), prachtvoll ausgestattet und mit einem vollständigen Variantenapparat versehen, der auf das bequemste disponiert ist. Vom Text der Edition von 1578 aus läſst sich mit Vaganays Angaben der Wortlaut der früheren und der späteren Drucke feststellen, von der Editio princeps (1552) bis zur Ausgabe von 1629. Dieser kritische Neudruck der *Amours* I, den wir Vaganay verdanken, ermöglicht es, die Wandlungen der Ronsardschen Sprache eingehend zu studieren, und Vianey gibt in seiner fesselnden Vorrede das Beispiel solch fruchtbaren Studiums. Vaganays Ronsardausgabe wird die Grundlage ganz neuer Arbeiten zur Kenntnis der Lyrik des 16. Jahrhunderts bilden.]

Correspondance de J.-J. Rousseau avec Léonard Usteri p. p. P. Usteri et E. Ritter. Avec un portrait. Zürich, Beer & Cie, 1910. XII, 187 S. [Wie der junge Züricher Theologe L. Usteri den berühmten Verfasser der 'Nouvelle Héloïse' in Montmorency aufsuchte, und welcher Briefwechsel sich daraus entspann, das hat uns im Auszug der Urenkel L. Usteris schon 1886 in einem Programm der Züricher Kantonschule mitgeteilt. Hier wird nun der Wortlaut dieser Korrespondenz aus den stürmischen Jahren 1761—65 wiedergegeben, und es werden andere Briefe hervorragender Schweizer (Paul Moulton, Julie Bondeli, Kirchberger und Heinrich Meister) abgedruckt, die sich auf Rousseau beziehen und sein Lebens- und Charakterbild ergänzen. Nützliche Anmerkungen begleiten den Text des kleinen Bandes, der, wenn nicht völlig Neues, so doch Schwerzugängliches und Zerstreutes in bequemer Zusammenstellung bietet und so eine willkommene Gabe darstellt.]

Mémoires inédits de Lamartine (1790—1815). Paris, Hachette, o. D. X, 304 S. Fr. 1. [L. de Rouchaud hat im Auftrage der 'Société propriétaire des Œuvres de Lamartine' diese bisher unbekannten Aufzeichnungen des alten Lamartine über seine 25 ersten Lebensjahre zum Druck gebracht. Es ist der Anfang einer geplanten aber nicht weitergeführten Autobiographie — Dichtung und Wahrheit aus seinem Jugendleben. Der

Herausgeber hat es leider unterlassen, im einzelnen anzugeben, welches die Verbesserungen sind, die er 'in kleiner Zahl' am Originaltext vorgenommen hat. Lobenswert ist, dafs ein solches literarisches Denkmal zu billigem Preise der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird.]

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, herausgegeben von Prof. Dr. M. F. Mann. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1909:

N° 7. Denis Diderot, Sur la peinture, pages choisies et annotées par L. Petry. 11, 68 S. Annotations et glossaire 26 S. Geb. M. 1,40.

N° 8. Honoré de Balzac, Trois nouvelles, précédées d'une étude sur la vie et les œuvres de l'auteur et annotées par Ch. Robert-Dumas. 33, 60 S. Annotations et glossaire 44 S. Geb. M. 1,60.

N° 12. Guy de Maupassant, Contes et nouvelles (1er recueil); annotés par Ch. Robert-Dumas. 8, 56 S. Annotations et glossaire 46 S. Geb. M. 1,40.

N° 13. Alexis de Tocqueville, L'ancien régime et la révolution. Pages choisies et annotées par L. André. 12, 80 S. Annotations et glossaire 48 S. Geb. M. 1,60.

N° 15. Guy de Maupassant, Contes et nouvelles (2ème recueil); annotés par Ch. Robert-Dumas. 15, 67 S. Annotations et glossaire 36 S. Geb. M. 1,40.

Leonhard Simion NF.s Sammlung französischer Schulausgaben, hg. von Dr. M. Pfeffer, Berlin. Leonhard Simion, Berlin SW.:

I. Band, Teil I. Le Tartuffe ou l'imposteur, Comédie en cinq actes par Molière. Bearbeitet von Dr. M. Pfeffer. 119 S. Brosch. M. 0,50. — Teil II. Wörterverzeichnis. 26 S. Brosch. M. 0,25.

II. Band, Teil I. La Fontaine, Ausgewählte Fabeln. Bearbeitet von Dr. M. Fuchs. Text und Anmerkungen. 77 S. Brosch. M. 0,50. — Teil II. Wörterverzeichnis. 33 S. Brosch. M. 0,25.

III. Band, Teil I. Les Demoiselles de Saint-Cyr par Alexander Dumas. Bearbeitet von Dr. G. Knauff. Text 146 S., Anmerkungen 10 S. Brosch. M. 0,50. — Teil II. Wörterverzeichnis. 36 S. Brosch. M. 0,25.

IV. Band, Teil I. Atala ou les amours de deux sauvages dans le désert par Chateaubriand. Bearbeitet von Dr. E. Kröger. Text 65 S., Anmerkungen 11 S. Brosch. M. 0,50. — Teil II. Wörterverzeichnis. 26 S. Brosch. M. 0,25.

V. Band, Teil I. Phèdre, tragédie en cinq actes et en vers par J. Racine. Bearbeitet von P. Fittig. Text 89 S., Anmerkungen 23 S. Brosch. M. 0,50. — Teil II. Wörterverzeichnis. 31 S. Brosch. M. 0,25.

VI. Band, Teil I. La Camaraderie ou la courte échelle par E. Scribe. Bearbeitet von H. Engel. Text 158 S., Anmerkungen 18 S. Brosch. M. 0,50. — Teil II. Wörterverzeichnis. 32 S. Brosch. M. 0,25.

Gerhards Französische Schulausgaben. Raimund Gerhard, Leipzig 1908:

N° 23. Scènes de la révolution française par H. François. Für den Schulgebrauch zusammengestellt und erklärt von A. Mühlan. I. Teil: Vorwort, Text und Anmerkungen. 6, 130 S. Geb. M. 1,50. — II. Teil: Wörterbuch. 30 S. Brosch. M. 0,30.

N° 24. Collection de contes et nouvelles Tome I. Auteurs modernes. Für den Schulgebrauch zusammengestellt und erklärt von A. Mühlan. I. Teil: Préface. Notices biographiques et littéraires. Text, Anmerkungen. 108 S. Geb. M. 1,50. — II. Teil: Wörterbuch. 28 S. Brosch. M. 0,30.

Französische u. englische Schulbibliothek, Leipzig, Rengersche Buchhandlung, hg. von O. E. A. Dickmann, 1910:

Reihe A, Band 162. Souvenirs de la révolution et de l'empire par Charles Nodier. Für den Schulgebrauch erklärt von S. Rönnberg. 14, 125 S. Geb.

Reihe C, Band 43. Line par André Lichtenberger. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Küsel. Mit Wörterbuch. 120 S. Geb.

Französische Schülerbibliothek. F. Schöningh, Paderborn:

I. Serie, 11. Bändchen. Amitiés d'enfants par Ctesse L. de Courville. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen von F. Mersmann. 83 S. Anmerkungen (21 S.) und Wörterbuch (20 S.) in Falte. Geb. M. 1,20.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, G. Freytag; Wien, E. Tempsky, 1910:

George Sand, La petite Fadette. Für den Schulgebrauch hg. von E. Roth. 111 S. Geb. M. 1,20. Dazu Wörterbuch. 20 S. Geb. M. 0,30.

Herrig, L., La France littéraire, édition abrégée. Morceaux choisis des grands écrivains français du XVIIe au XXe siècle par E. Pariselle. Braunschweig, Westermann, 1910. VIII, 369 S. Geb. M. 3,50.

Krebs, E., Abrégé de l'histoire de la littérature française de Corneille à nos jours, à l'usage des écoles. 2e édition. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. V, 74 S. Kart. M. 0,90.

Rajna, P., Una rivoluzione negli studi intorno alle 'Chansons de geste'. Estr. dagli 'Studi Medievali', vol. III, p. 331—391. Torino, Loescher, 1910. [Behandelt die *Légendes épiques* Bédiers, zu denen das *Archiv* seinerzeit in kurzen Worten Stellung genommen hat (CXX, 481 und CXXI, 230). Rajna beschäftigt sich hier ausführlich und mit der Stoffbeherrschung, die ihn, den Meister auf diesem Gebiete, auszeichnet, mit Bédiers Untersuchungen, speziell mit dem ersten Bande. Er hat an den Forschungen über die Chansons de geste seit Jahrzehnten führenden Anteil genommen. Er hat aus urkundlichen Namensformen die vorliterarische Verbreitung der franz. Heldensage erschlossen und auf die literarische Bedeutung der Pilgerstraſsen hingewiesen. Rajna, der Verfasser der *Origini dell' epopea francese* (1884), lehnt es entschieden ab, Bédier in der neuen Interpretation, die er diesen Pilgerstraſsen gibt, zu folgen. Für ihn beruhen die entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen, die Bédier an einzelnen Epen vornimmt — eine ganze Theorie der französischen Epenbildung hat B. vorläufig nicht gegeben — auf Übertreibung, auf Illusion und Halluzination. Nach ihm entbehrt B.s Beweisführung der Logik: *colla logica il Bédier non ha troppo buon sangue.* Daſs Rajna in einzelnen Punkten Bédier Versehen und allzu rasche Verallgemeinerung nachgewiesen hat, ist gewiſs; daſs er damit Bédiers ganze Auffassung widerlegt habe, kann ich nicht zugeben. Daſs er eifrig wird und in lebhaften Ausdrücken seine alte Meinung verteidigt und auch G. Paris ins Feld führt, ist sein gutes Recht. Aber er durfte sich nicht zu Vorwürfen hinreiſsen lassen, wie p. 351 zu lesen steht. Bédiers Pietät für das Andenken G. Paris' in Zweifel zu ziehen, daran tut Freund Rajna nicht wohl. Die inkriminierten Seiten der *Légendes épiques* (I, 138 ff.) können vor einer ruhigen Beurteilung durchaus bestehen, und wenn Rajna dazu fragt: *Si sarebbe parlato a quel modo se il Paris fosse ancora con noi?* so meine ich, daſs der Verfasser des Buches über die *Fabliaux* von 1893 zum voraus die Antwort auf diese kränkende Frage gegeben hat. Und wenn Rajna zum Schluſs sein Miſsfallen darüber äuſsert, daſs Bédier als Inhaber des Parisschen Lehrstuhles sich in erklärten Gegensatz zu Lieblingstheorien seines Vorgängers stellt, so beruht auch das auf einer zu gereizten Auffassung. Gaston Paris gegenüber hat auch der Verfasser der *Origini dell' epopea francese* das Beispiel nachdrücklichen Widerspruchs gegeben: *'l'esempio di dissentire e di dirlo'*. — Es wird jeder zu Bédiers *Légendes épiques* auch Rajnas gewichtigen Widerspruch hören müssen; dieser Widerspruch würde zumeist auch G. Paris' Zustimmung gefunden haben — in seinen sachlichen Teilen.]

Nitze, W. A., The fountain defended. [*Por la costume maintenir — De vostre fontainne deffandre; Ivain* 1848 f.]. Repr. from 'Mod. Philology', VII, oct. 1909. 20 S.

Williams, Mary, Rh., Essai sur la composition du roman gallois de Peredur. Paris, Champion, 1910. VI, 123 S. Frs. 3,50.

Thorstenberg, Ed., 'Duke Frederick of Normandy', an Arthurian romance. Repr. from 'Mod. Philology', VII, jan. 1910. 15 S.

Küchler, W., Empfindsamkeit und Erfühlungskunst im Amadisroman. S.-A. aus Behrens' *Zeitschrift*, XXXV, 158—225. [Zum erstenmal wird hier die künstlerische Eigenart des 'Amadis' entwicklungsgeschichtlich dargestellt und mit trefflichen Belegen aus dem spanischen Original und der französischen Übersetzung illustriert. Die Untersuchung über diesen 'psychologischen' Roman *avant la lettre* ist musterhaft und hat eine über den einzelnen Roman hinausgehende Bedeutung. Die feine Form macht die Lektüre zum Genufs.]

Schneegans, H., Rabelais und die groteske Dichtung. S.-A. aus 'Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.', 1909. S. 50—66.

Augé-Chiquet, M., La vie, les idées et l'œuvre de Jean-Antoine de Baïf. Paris, Hachette, 1909. XIX, 618 S. [Eine ausgezeichnete Monographie, die auf gründlicher Forschung beruht. Sie gibt uns einen vielfach ganz nauen Baïf und stellt auch seine Rolle innerhalb der Plejade, speziell Ronsard gegenüber, neu dar. Baïfs Bild gewinnt hier aufserordentlich an Lebensfülle. Dabei wird die Biographie von selbst zu einer Darstellung der ganzen Renaissancebewegung, insbesondere des Hellenismus, und zum erstenmal erhalten wir eine wirkliche Geschichte der *Académie de poésie et de musique.*]

Les Amours de J.-A. de Baïf ('Amours de Méline'), édition critique par M. Augé-Chiquet. Paris, Hachette, 1909. 157 S. [Die Ausgabe gibt den Text von 1552 und in geschickter typographischer Disposition die recht umfangreichen Varianten der *Amours de Méline* von 1573. Sie bietet ein sehr interessantes Material zum Studium der Entwicklung nicht nur des Poeten Baïf, sondern der Literatursprache des 16. Jahrhunderts überhaupt. Der Herausgeber fügt auch den Wortlaut der italienischen und antiken Vorbilder der einzelnen Gedichte Baïfs an, dem der Text von 1552 näher steht als die Umbildungen von 1573.]

Bronk, Isabelle, The 'Poésies diverses' of Ant. Furetière. A partial reprint from the edition of 1664, edited with introduction, notes and glossary. Baltimore, J. H. Furst, 1908. XLIII, 117 S. [Furetières Satiren, Stanzen, Epigramme, Madrigale, Epithaphien und Rätselverse feiern hier in einer verständigen Auswahl und in sehr geschmackvoller Ausstattung eine Auferstehung. Er, der *sur le voyage de M. Scarron en l'Amérique* gespottet, dachte nicht, dafs die fünfte Auflage seiner *Poésies diverses* einst in Amerika erscheinen würde. Die Herausgeberin hat dem Neudruck in Text und Anmerkungen alle Sorgfalt angedeihen lassen und in der kurzen Einleitung Furetières Leben und literarische Eigenart sehr gut dargestellt.]

Lanson, G., Manuel bibliographique de la littérature française moderne, 1500—1900. II: Dix-septième siècle. Paris, Hachette, 1910. XIV, 239—529 S. [Ist die Fortsetzung zu dem nützlichen Unternehmen, über das hier CXXII, 464 berichtet worden ist. Auch hier läfst sich aus der Fachliteratur des Auslandes mancherlei Wichtiges nachtragen. So fehlt bei Rotrou p. 359 Th. F. Crane, *Rotrou's St-Genest and Venceslas,* Boston 1907 (cf. hier CXX, 251); bei Molière p. 378 Mangold, *Molière's Tartuffe,* Oppeln 1881, die auch bei der Beschränkung, die Lanson sich auferlegen mufste, nicht fehlen durften. Eine Liste von Druckfehlerberichtigungen zum ersten Teil ist beigelegt; es ist daraus zu ersehen, dafs dem Autor die Bemerkungen im vorletzten Band des *Archivs* entgangen sind, denn Stengel heifst immer noch Heugel.]

Lachèvre, Fr., Le libertinage devant le parlement de Paris: Le procès du poète Théophile de Viau (11 juillet 1623, 1[er] sept. 1625). Publication intégrale des pièces inédites des Archives nationales. Tome premier: XLVI, 592 S.; tome second: 448 S. Paris, H. Champion, 1909. Frs. 20. [Von Théophile de Viau und seinem Prozefs ist hier vor Jahren die Rede

gewesen (XCVI, 97 ff.). Lachèvre kennt die Schirmachersche Arbeit und nimmt wiederholt ausdrücklich Veranlassung, sie zu ergänzen oder kleinere Irrtümer zu berichtigen. Was insbesondere Théophiles Prozefs anbelangt, so hat er auch die Akten benutzen können, die Frl. Schirmacher verloren glaubte (hier XCVII, 36, n). So kann er ein vollständigeres, ja man kann sagen: das vollständige Bild jenes Gerichtshandels geben, in welchem der Kampf von Thron und Altar gegen die Freidenkerei gipfelte und der äufserlich als der Zweikampf zwischen P. Garasse und Théophile verläuft. — Die ganze Darstellung ist, wie sich von Lachèvre erwarten läfst, mit reichem bibliographischem Apparat versehen. Sie ist so gegliedert, dafs erst das Leben Théophiles erzählt wird (1590—1623); es folgt die Schilderung der Vorgänge, die zum Prozefs führen, und die Darlegung des Prozesses selbst (Juli 1623 bis Sept. 1625) auf rund 400 Seiten. Der Bericht über das letzte Jahr des Unglücklichen (gest. Sept. 1626) schliefst den ersten Band, während der zweite mit der *Histoire posthume de Théophile* eröffnet wird. Dann folgen eine Reihe Appendices, die in der willkommensten Weise zerstreutes und schwer zugängliches Material zur Geschichte Théophiles und des Libertinage vereinigen, Genealogisches, Bibliographisches, Literarhistorisches. Das ganze Werk ist prachtvoll ausgestattet und stellt, man mag Lachèvres Standpunkt teilen oder nicht, einen höchst wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte Frankreichs dar.]

Drouhet, Ch., Le poète François Mainard (1583?—1646), étude critique d'histoire littéraire. Paris, Champion, o. D. 575 S. Frs. 10. [Ein grofses Buch über einen kleinen Poeten! Es besteht unzweifelhaft ein Mifsverhältnis zwischen der mächtigen Arbeit, die dieses Buch den fleifsigen Autor gekostet hat und den Leser kosten wird, und der geringen Bedeutung seines Helden François Mainard. Und wenn es auch wahr sein sollte, was Drouhet erwiesen haben will, dafs des alternden Mainard Dichtungen an Zahl und Wert den Meisterwerken Malherbes gleichkommen, so ist damit der Nachweis eines besonderen dichterischen Wertes für sie nicht erbracht, und entwicklungsgeschichtlich entbehren sie wirklicher Bedeutung. Mainards Dichten interessiert uns heute doch wohl nur noch deshalb, weil an ihm sich die Wirkung Malherbes zeigt: diese Wirkung aufzuzeigen, dazu hätte eine viel kürzere Darstellung ausgereicht. Drouhet hätte weniger zu schreiben gehabt, um mehr gelesen zu werden.]

Drouhet, Ch., Tableau chronologique des lettres du poète François Mainard, accompagné de lettres inédites. Paris, Champion, 1909. X, 130 S. Frs. 4.

Steinweg, C., Racine, Kompositionsstudien zu seinen Tragödien. Ein zweiter Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas. Halle, Niemeyer, 1909. XI, 315 S. M. 8. [Zum ersten 'Beitrag' cf. *Archiv* CXVII, 199.]

Vézinet, F., Molière, Florian et la littérature espagnole. Paris, Hachette, 1909. 254 S. Frs. 3,50. [Das Buch zerfällt in zwei Untersuchungen. Die erste, die zwei Drittel des Bandes einnimmt, zeigt, was Moratin aus Molières Vorbild gemacht hat, den er mit der Pietät und auch mit den Mifsverständnissen nachahmt, mit denen die französischen Klassiker ihren antiken Vorbildern nahten. Vézinet gibt hier die Studie, die er vor drei Jahren in der *Revue d'hist. litt.* XIV u. XV veröffentlicht hat, in erweiterter Form wieder. Die zweite Untersuchung gilt den literarischen Fabeln des Iriarte, an dessen Kunst die seines Nachahmers Florian gemessen wird. Zum Schlufs kommt der Verf. auf die Frage der stofflichen 'Erfindung' zu reden, wobei er der Lehre, dafs es eine eigentliche Erfindung nicht gebe, widerspricht, ohne freilich die Frage in ihrem Kern zu fassen.]

Wolff, Prof. Dr. M. J., Molière, der Dichter und sein Werk. Mit zwei Bildnissen. München, Beck, 1910. VI, 632 S. Geb. in Leinwand M. 10; in Halbfranz M. 12,50.

Tesdorff, Dr. P., Beiträge zur Würdigung Charles Perraults und seiner Märchen. Stuttgart, Kohlhammer, 1910. 86 S.

Sakmann, P., Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. Stuttgart, Frommanns Verlag, 1910. VIII, 383 S. M. 6,80. [Der Verf., der seit mehr als einem Jahrzehnt in einem Dutzend Monographien Voltaires geistigen Habitus dargestellt hat, den Historiker und den Politiker, den Nationalökonomen und den Ästhetiker, den Philosophen und den Naturforscher, gibt hier eine Zusammenfassung seiner Forschungen in zwei Teilen, einem ersten, entwicklungsgeschichtlichen ('Zur Psychologie Voltaires', p. 1—90) und einem zweiten, systematischen ('Voltaires Gedankenwelt'). Für die Quellenbelege, die hier fehlen, verweist Sakmann auf jene Monographien. Hier wollte er ein 'lesbares Buch' schreiben. Und das ist ihm wahrlich gelungen: man sehe nur z. B. das Schlufswort in seiner frischen, packenden Art. Der Verf. schreibt aus vollster Kenntnis seines Helden heraus, gerecht, doch mit unverhohlener Sympathie. Vieles, was zur communis opinio über Voltaire gehört, hält seiner Nachprüfung nicht stand, z. B. die Auffassung von der epochemachenden Wirkung des Aufenthalts in England. Dieses bedeutsame Buch wird in der Voltaire-Arbeit tiefe Spuren zurücklassen. Das *Archiv* wird auf seine Bedeutung zurückkommen.]

Counson, A., Chateaubriand en Belgique. Extrait de la 'Revue Générale', décembre 1909. Bruxelles, Goemaere. 56 S. [Counson verfolgt im Detail die beiden Aufenthalte, die Ch. in Belgien gemacht hat: als Soldat 1792 bei der Rheinarmee und als Begleiter Ludwigs XVIII. während der hundert Tage in Gand. Er verfolgt sie im Detail der Angaben der autobiographischen *Mém. d'outre-tombe* und der Erinnerung, die die belgischen Eindrücke in Ch.s historischen und poetischen Werken zurückgelassen, besonders im *Essai sur les révolutions* und den *Martyrs*. Er zeigt, wie bei Chateaubriand die *souvenirs livresques* einer ausgedehnten Lektüre, die ihm sein wunderbar frisches Gedächtnis freigebig bereithält, sich immerfort in das eigene Erleben mischen; wie diese Erinnerungen durch die Kraft seiner Phantasie förmlich lebendig, geradezu zu Erlebnissen werden, *au point*, wie Ch. selbst sagt, *que la vie de mes souvenirs absorbe le sentiment de ma vie reelle.* Ch.s Lebensweg ist von einem steten und reichen Echo geschichtlicher Erinnerungen begleitet, und die Klänge dieses Echos übertönen oft die Stimme der Wirklichkeit. Indem Counson auf einem zeitlich und örtlich begrenzten Ausschnitt des Lebens Ch.s, dieser Verbindung von Dichtung und Wahrheit nachging, hat er einen wertvollen Beitrag zur Psychologie Ch.s und ein interessantes Beispiel für den Vorgang dichterischer Arbeit gegeben.]

Galley, J.-B., Claude Fauriel, membre de l'Institut, 1772—1843. Paris, H. Champion, 1909. XXIV, 512 S.

Brunot, F., Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome III: La formation de la langue classique (1600—1660), première partie. Paris, Colin, 1909. XXXIV, 419 S. Frs. 12,50. [Drei Jahre sind vergangen, seit von diesem grundlegenden Werke der zweite Band erschienen ist (cf. *Archiv* CXVII, 477; über den ersten Band CXIV, 481). Das Material dieses dritten Bandes, der nach der ursprünglichen Anlage uns bis zur Gegenwart führen sollte, hat ungeahnte Dimensionen angenommen, die zum mindesten eine Zweiteilung erfordern. So ist ein dritter Band zustande gekommen, der ganz der Zeit der Ausbildung der hochfranzösischen Schriftsprache, der Disziplinierung des klassischen Idioms gewidmet ist — ja, es haben einige Spezialgebiete, wie Laut- und Rechtschreiblehre, auf die Fortsetzung verschoben werden müssen (p. 81 n.). Die Führer in dieser Disziplinierungsarbeit sind Malherbe und Vaugelas. Der Darstellung ihrer Lehren und der Erörterung der Kämpfe, die darum geführt wurden, gilt das erste Buch (S. 1—80). Die 200 Seiten des zweiten Buches behandeln *le lexique*; der Rest, das dritte Buch, stellt *la morpho-*

logie dar. — Der Band schliefst einen überreichen Schatz exakter sprachlicher Beobachtungen in sich; er ist das Ergebnis weitausgedehnter und doch minuziöser, unermüdlicher Forschung.

Lavergne, G., Le parler bourbonnais aux XIII[e] et XIV[e] siècles. Etude philologique de textes inédits. Paris, Champion, 1909. 175 S. Frs. 5. [Es handelt sich hier um jene Gegend Frankreichs, die den Schauplatz der Handlung der *Flamenca* bildet, und deren Kern das heutige Département de l'Allier ist. Sie wird von der sogen. franz.-provenz. Sprachgrenze durchschnitten. Moulins, Bourbon l'Archambault rechnet man zum französischen, Montluçon zum provenzalischen Sprachgebiet: dort soll die lokale Mundart bereits dem Hochfranzösischen gewichen sein, während an der Südgrenze des Dép. de l'Allier das Patois noch nicht erloschen sei. Die mehr als hundert Urkunden, die Lavergne hier aus dem Gebiete der Herren von Bourbon-l'Archambault veröffentlicht (1245—1325), sind zum gröfsten Teil formelhafte Lehensreverse (*aveux*) aus den Jahren 1300—02 und sprachlich noch fast gänzlich unbenutzt. Ihre Bedeutung für die Namenforschung erhellt aus dem reichen Index (S. 151—75). — Die Sprache der Urkunden ist die bourbonische Kanzleisprache (zur ostfranz. Kanzleisprache cf. *Archiv* CXV, 456) mit Einmischung lokaler Dialektformen. Der Verf., ein Archiviste-Paléographe, der über die philologische Fachliteratur wohl orientiert scheint, stellt die lautlichen und morphologischen Züge dieser Schreibsprache freilich nur oberflächlich zusammen. Die Arbeit hätte an Wert gewonnen, wenn der Verf. zum Schlusse die Punkte resümiert hätte, in denen seine Darstellung uns bestimmte neue Kenntnis der sprachlichen Entwicklung Frankreichs (p. 137) bringt. Mehr Präzision in den sprachgeschichtlichen Schlufsfolgerungen hätte ihn z. B. davor bewahrt, zu sagen, dafs seine Resultate *reculent assez haut les limites posées à ces faits dans les cartes de Suchier* (p. 138): die Karten Suchiers im *Grundrifs* beruhen ebenfalls auf urkundlichen Zeugnissen; cf. *Grundrifs* I² p. 754.]

Manz, G., Das Verbum nach den französischen Grammatiken von 1500—1750 zusammengestellt. Halle, Niemeyer, 1909. IX, 208 S. M. 6. [Eine sehr verständig angelegte, auf gründlicher Forschung beruhende Arbeit, die ein weitzerstreutes Material übersichtlich vereinigt. Das Buch wird ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Studium der Entwicklung der französischen Literatursprache sein und bildet auch einen dankenswerten Beitrag zur Geschichte der französischen Grammatik: es erfüllt an bestimmten Stellen das Stengelsche Verzeichnis mit entwicklungsgeschichtlichem Leben.]

Schumann, Prof. Dr. W., Der Gleichlaut im Französischen. Marburg, Elwert, 1909. 101 S.

Schenk, A., Table comparée des observations de Callières († 1717) sur la langue de la fin du XVII[e] siècle. Kiel, Cordes, 1909. XXIV, 166 S. [Aus den drei Büchern des Akademikers F. Callières, deren Dialoge sich mit dem zeitgenössischen Sprachgebrauch beschäftigen (*Des mots à la mode*, 1692; *Du bon et du mauvais usage*, 1693; *De la science du monde*, 1717), hat Schenk hier das Material übersichtlich in alphabetischer Folge geordnet und damit ein sehr nützliches Nachschlagewerk geliefert. Zu den einzelnen Stichworten hat er auch vielfach willkommene Belege aus der eigenen Lektüre gefügt. Das Ganze ist eine Vorarbeit zu einer Darstellung von Callières Leben und Werken.]

Jeanjaquet, J., L'extension du français et la question des langues en Suisse, bibliographie analytique. Extr. de la 'Bibliographie linguistique de la Suisse romande'. Neuchâtel, Attinger, 1910. 70 S. [Zu den Vorarbeiten des 'Glossaire des patois de la Suisse romande', dessen Redaktion in den Händen der Herren L. Gauchat, J. Jeanjaquet und E. Tappolet liegt (cf. *Archiv* CXIX, 406 ff.), gehört die umfangreiche Bibliographie, deren erster Teil hier vorliegt. Eine weitzerstreute und vielfach ephemere Literatur ist hier in vorbildlicher Weise zusammengestellt und resümiert

Wer sich über das Verhältnis des Romanischen und des Deutschen in der Schweiz informieren will, wird in dieser Bibliographie den sicheren Führer finden.]

Glossaire des patois de la Suisse romande. Onzième rapport annuel de la rédaction 1909. Neuchâtel, Attinger, 1910. 14 S.

Wifsler, Dr. G., Das schweizerische Volksfranzösisch. S.-A. aus 'Roman. Forschungen' XXVII. Erlangen, Junge & Sohn, 1909. 162 S. [Eine vortreffliche Arbeit, aus deren reichem Detailmaterial sich auch reiche grundsätzliche Erkenntnis in der Frage des Verhältnisses von Schrift- und Volkssprache ergibt.]

Haas, J., Neufranzösische Syntax. 'Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen', N° 4. Halle, Niemeyer, 1909. VI, 493 S. M. 9.

Lorey, Fr., Der eingliedrige Nominalsatz im Französischen, ein Beitrag zur franz. Syntax und Stilistik. Marburger Inaug.-Diss. Marburg, H. Bauer, 1909. 50 S.

Reiche, P., Beiträge zu Artur Långfors' Ausgabe des *Regret Nostre Dame*. Berl. Inaug.-Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1909. 62 S. M. 1,60.

Ulrix, E., Grammaire classique de la langue française contemporaine. Tongres, Vranken-Dommershausen, 1909. VIII, 208 S. [Nachdrücklich sei hier auf diese belgische Schulgrammatik hingewiesen, die den Versuch macht, der modernen Sprache und modernen linguistischen Erkenntnis nach Stoffauswahl und Disposition im Schulunterricht zu ihrem Rechte zu verhelfen. Über die Richtigkeit des Prinzips, auch die Schulgrammatik auf linguistischem Denken aufzubauen, kann kein Zweifel bestehen; über die Tauglichkeit des einzelnen Versuchs mufs die Praxis des Unterrichts entscheiden.]

Warnke, Dir. Dr. K., Repetitionsgrammatik der französischen Sprache zum Gebrauch an höheren Schulen und zum Selbststudium. I. Teil: Formenlehre, A. Fragen, 38 S.; B. Antworten, 51 S. II. Teil: Syntax, A. Fragen, 96 S.; B. Antworten, 176 S. Wolfenbüttel, J. Zwifsler, 1909.

Kiene, Dr. P., Der unheilvolle Konflikt. Zur Reform des französischen Sprachunterrichts. München, O. Gmelin, Verlag der 'Ärztlichen Rundschau', 1910. 73 S. M. 1,40.

Breimeier, Prof. H., Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. Neuspr. Abhandlung aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik, unter Berücksichtigung der Etymologie, hg. von Dr. Cl. Klöpper, Rostock. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1910. VIII, 72 S. M. 1,60.

Ricken, Dr. W., Lehrgang der französischen Sprache für das 4. bis 6. Jahr an Oberrealschulen, Realschulen, Reformschulen und höheren Mädchenschulen. Berlin, Leipzig, Chemnitz, W. Gronau, 1909. XI, 359 S. Geb. M. 4.

Grand, U., Leitfaden der französischen Sprache. I. Teil. 2. Aufl. Chur, F. Schuler, 1910. XII, 232 S. Geb. M. 2,20.

Rofsmann, Dr. Th., und Schmidt, Dr. F., Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. I. Teil, Ausgabe B. (Bestellnummer 9). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1909. XI, 403 S. Geb. M. 3,50. — Ausgabe C. Für höhere Mädchenschulen. Bearbeitet nach den Bestimmungen vom 12. Dez. 1908. I. Band: Klasse 7 (Bestellnummer 10). IV, 104 S. Geb. M. 1,25. — Ausgabe C. II. Band: Klasse 6 u. 5 (Bestellnummer 11). VII, 324 S. Geb. M. 3. — Ausgabe C. III. Band: Klasse 4 bis 1 (Bestellnummer 12). VI, 298 S. Geb. M. 2,80.

Ohlert, Prof. A., und John, L., Elementargrammatik der französischen Sprache für die Mittelstufe höherer Mädchenschulen (Klasse VII bis V). Nach den Ausführungsbestimmungen vom 12. Dezember 1908 umgearbeitet. Ausgabe B. Neue Bearbeitung für höhere Mädchenschulen. 8. Aufl. Hannover-List, Carl Meyer, 1909. 53 S. Geb. M. 0,80. — Lese-

buch, Ausg. B. I. Teil, für Klasse VII. 8. Aufl. (der neuen Bearbeitung I). IV, 48 S. Geb. M. 1. — Lesebuch. II. Teil, für Klasse VI. 87 S. Geb. M. 1. — Lesebuch. III. Teil, für Klasse V. 106 S. Geb. M. 1,20.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Realgymnasien bearbeitet von Dr. R. Weinert. I. Teil. Wien, F. Deuticke, 1909. IV, 92 S. Geb. Kr. 1,50.

Sokoll, E., und Wyplel, L., Lehrbuch der französisehen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. 4. Teil. (5. bis 7. Schuljahr.) Wien, F. Deuticke, 1910. IX, 221 S. Geb. Kr. 3,50.

Boerner, Prof. O., Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe G für Gymnasien und Realgymnasien, II. Teil. Leipzig, Berlin, B. G. Teubner, 1909. X, 247 S. Geb. M. 2,80.

Boerner, O., et Dinkler, R., Livre de lecture pour les écoles moyennes. Avec un précis de grammaire et des exercices de grammaire et de style. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1906. IV, 213 S. Geb. M. 2,80.

Fetter, J., und Ullrich, K., La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen u. verwandte Lehranstalten. I. Teil. Mit 9 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. 4. umgearbeitete Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1909. V, 119 S. Geb. Kr. 1,40.

Reko, Prof. V. A., Les quatre Saisons. Ein Übungs- und Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache, unter Zugrundelegung der Hölzelschen Jahreszeitenbilder und des Textes der Gourdiatschen Sprechmaschinenplatten. Stuttgart, W. Violet, 1909. 24 S. Broschiert M. 0,60.

Boerner, Prof. O., Teubners kleine Sprachbücher: I. Französisch. Leçons de français. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der französischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. VIII, 256 S. Geb. M. 2,40.

Schröer, M., Die Anschauung im französischen Anfangsunterricht. Besonders auf Grund der Hölzelschen Jahreszeitenbilder im Anschlufs an Dr. G. Plœtz' Elementarbuch. Berlin, F. A. Herbig, 1909. 88 S. Geb. M. 1,25. — Dazu Wörterbuch nebst einer Anleitung zur Anfertigung französischer Aufsätze. 54 S. Kart. M. 0,70.

Crétin, P. M., La France, passé, présent, avenir. Ouvrage représentant un tableau de l'évolution historique, littéraire, artistique de la France, de sa situation politique, administrative, démographique, materielle, morale, intellectuelle, militaire économique etc. Et quelque considérations sur son avenir. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. VII, 181 S. Geb. M. 2,40.

Prahl, S., Lectures et dictées françaises. Extraits de livres et de journaux français des dix-neuvième et vingtième siècles. Nouvelle édition revue. Leipzig, F. Brandstetter, 1909. 114 S. Geb. M. 2.

Eberle, E., Amusements dans l'étude du français. Hors-d'œuvre de la grammaire française. Troisième édition. Stuttgart, W. Violet; Milano, H. O. Sperling. 103 S. Geb. M. 1,60.

Französische Übungsbibliothek, Paris, Boyveau et Chevillet; Dresden, L. Ehlermann, 1909: No. 22. Roderich Benedix, Die zärtlichen Verwandten, Lustspiel in drei Aufzügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. Bearbeitet von Prof. J. Sahr. IV, 137 S. Geb. M. 1,20.

No. 23. Ebner-Eschenbach, Marie von, Ohne Liebe. Lustspiel in einem Akt. Zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische bearbeitet von Prof. E. Bestaux. IV, 48 S. Geb. M. 0,60.

Méthode Camil: Manuel de correspondance commerciale. Partie française par M. Camil. Berlin, Boll et Pickardt, 1909. 164 S.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Anno XXVII, fasc. 162. Vol. LIV (fasc. 3) [P. Carli, Intorno ad alcuni autografi di Gius. Giusti. — Varietà: Lett. di Francia, Un po'di luce sul *Pecorone* di ser Giov. Fiorentino. — R. Cessi, Notizie umanistiche: II. un avventura di Pietro Paolo Vergerio seniore. — L. Frati, Di Niccolò Perotti. — Rassegna bibliografica. — Bullettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Publicazioni nuziali. — Cronaca]. — Anno XXVIII, fasc. 163. Vol. LV (fasc. 1) [Carmine di Pierro, Zibaldoni autografi di Angelo Poliziano inediti e sconosciuti, nella R. Biblioteca di Modena. — G. Sicardi, Per il testo del 'Canzoniere' del Petrarca. — Varietà: G. Proto, Il proemio del 'Convivio'. — G. Bertoni, Una redazione tosco-veneta di un sermone in rima sul Giudizio universale. — G. Fatini, Curiosità ariostesche. — Intorno a un elegia del Ariosto e a un brano del 'Furioso'. — G. Ferretti, Fr. Redi e il padre Paolo Segneri. — A. Butti, Rileggendo la prima ode di V. Monti. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografica. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. IX, 4, oct.—déc. 1909 [G. Finzi, L'épisode de Capanée, essai d'exégèse dantesque. — Ch. Dejob, Le politicien à Florence au XIV[e] et au XV[e] siècle (2[e] article). — P. Duhem, La tradition de Buridan et la science italienne au XVI[e] siècle (1[er] article). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. — X, I, janvier—mars 1910 [L. Auvray, Les deux versions italiennes de la légende de sainte Catherine de Sienne, par Raymond de Capone, à propos du manuscrit italien 2178 de la Bibliothèque nationale. — P. Duhem, La tradition de Buridan et la science italienne au XVI[e] siècle (2[e] article). — U. Chiurlo, Appunti intorno alla traduzione francese del 'Filostrato' dovuta a Louis de Beauvau. — L.-G. Pélissier, Albanyana. — Questions d'enseignement. — Bibliographie].

Biadene, L., Un 'volgare' inedito di Bonvesin da la Riva e il codice che lo contiene. Estr. dalla 'Miscellanea di studi critici e ricerche erudite in onore di V. Crescini'. Cividale del Friuli, Frat. Stagni, 1910. 36 S. [Ein aus 594 Versen bestehendes Volgarizzamento der 'Disticha Catonis'. Bonvesins Autorschaft steht, wie Biadene zeigt, aufser Zweifel.]

Jones, Flor. Nightingale, Boccaccio and his Imitators in German, English, French, Spanish and Italian Literature. 'The Decameron'. Chicago, University Press, 1910. IV, 46 S. Doll. 53. [Eine sehr instruktive, in verschiedenen tabellarischen Übersichten gruppierte Zusammenstellung von rund 850 Nachahmungen.]

La novella della figliuola del mercatante. Faksimile eines um 1500 in Florenz hergestellten Druckes, im Besitz der Kgl. Universitätsbibliothek in Erlangen. Erlangen, M. Mencke, 1909. 15 S. M. 2. [Der sechste in der Reihe der reizenden Faksimiledrucke, die wir Varnhagen verdanken; cf. *Archiv* CXXII, 223.]

Salvioni, C., Nuove bricciche Bonvesiniane. S.-A. aus den 'Miscellanea Ceriani'. Milano, Hoepli, 1910. S. 491—99.

Salvioni, C., Note di lingua sarda (Serie III—V), n° 83—200. Estr. dai 'Rendiconti del R. Istituto Lomb. di sc. e lett.' Serie II, vol. XLII, 1909. S. 819—69. [Fortsetzung und Schlufs der Arbeit, die hier CXXIII, 498 erwähnt sind. Ein Wortindex (S. 860—69) erleichtert die Orientierung in der Fülle dieser 200 lehrreichen 'Note'.]

Tellenbach, Fr., Der römische Dialekt nach den Sonetten von G. G. Belli. Züricher Inaugural-Dissertation. Zürich, Gebr. Leemann, 1909. 84 S.

Teubners kleine Sprachbücher: Lezioni italiane. Seconda parte. Kurze praktische Anleitung zur Vervollkommnung in der italienischen Sprache von A. Scanferlato. Mit einem grammatischen Beiheft. Zweite Auf-

lage. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. IV, 147 S. Beiheft 48 S. Geb. M. 2,40.

Tabella dei suoni italiani (Sistema Viëtor) redatta da Malagoli e Panconcelli-Calzia. Marburg, Elwert, o. D. M. 0,20.

Spanisch.

Bulletin hispanique. XI, 4, oct.—décembre 1909 [P. Paris, Promenades archéologiques en Espagne, VI. La grotte préhistorique d'Altamira. — A. Morel-Fatio et H. Léonardon, La 'chronique scandaleuse' d'un bouffon du temps de Charles-Quint. — H. Mérimée, 'El ayo de su hijo', comedia de Don Guillén de Castro (suite et fin). — Variétés: G. Cirot, Les Décades d'Alfonso de Palencia, la Chronique castillane de Henri IV., attribuée à Palencia et le 'Mémorial de diversas hazañas' de Diego de Valera. — Questions d'enseignement. — Agrégation. — Chronique]. — XII, 1, janvier—mars 1910 [H. de La Ville de Mirmont, Les déclamateurs espagnols au temps d'Auguste et de Tibère. — Dom A. Lambert, Notes sur divers incunables d'Aragon inédits ou peu connus. — L. Micheli, Inventaire de la collection Edouard Favre (suite). — E. Piñeyro, Blanco White. — Bibliographie. — Chronique].

Pitollet, C., A propósito de unas cartas inéditas de Johann Georg Keil á N. H. Julius. De la 'Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos'. Madrid, 1909. 46 S.

Niepage, M., Laut- und Formenlehre der Mallorkinischen Urkundensprache. Hallenser Inaugural-Dissertation. Halle, Karras, 1909. VIII, 85 S.

Methode Gaspey-Otto-Sauer: Arteaga y Pereira, Fern. de, Spanisches Lesebuch. Heidelberg, J. Groos, 1909. XII, 432 S.

Moesch, Prof. F., und Diercks, Dr. G., Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache, nach den besten Wörterbüchern beider Völker verfaſst. Erster Teil: Deutsch-spanisch. 2. verb. Aufl. 452 S. Tomo segundo. Español-alemán, 2ª ed. emendada. 490 S. Leipzig, Otto Holtzes Nachf., 1907. Brosch. M. 4,50; in einen Halblederband geb. M. 5,25; in zwei Leinenbänden zu je M. 2,70.

Portugiesisch.

Portugiesisch-deutsches und deutsch-portugiesisches Taschenwörterbuch von Carl Helbling, Professor in Lissabon. In 2 Teilen. Tomo primeiro: Portuguez-allemão, VI, 431 S. Zweiter Teil: Deutsch-portugiesisch, II, 412 S. Leipzig, O. Holtzes Nachfolger, 1905/7. Preis brosch. M. 4,50; geb. M. 5,25; in zwei Leinenbänden à M. 2,70.

Methode Toussaint-Langenscheidt: Taschenwörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache, mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt von Gustav Rolin. Teil I: Portugiesisch-deutsch, zusammengestellt von Louise Ey, Dozentin des Portugiesischen am Kolonialinstitut und an der staatlichen kaufmännischen Fortbildungsschule in Hamburg. XLIV, 623 S. Teil II: Deutsch-portugiesisch, zusammengestellt von Louise Ey. 2. Aufl. XIV, 456 S. Als Anhang: Das deutsche Zeitwort, Schema der Konjugation und Wörterbuch, verfaſst von D. Sanders, revidiert und bearbeitet von J. Dumcke. 40 S. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, o. D. Geb. in einem Bande M. 3,50.

drauza.

l. X.

süd

In ihrer Sitzung vom 12. April 1910 hat die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen eine Gedächtnisfeier für Adolf Tobler abgehalten, bei welcher der Vorsitzende, A. Risop, und A. Toblers Nachfolger an der Universität, H. Morf, das Wort ergriffen. Einem Wunsche der Gesellschaft entsprechend, bringen wir in folgendem den Wortlaut der beiden Ansprachen:

Adolf Tobler
und die
Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Meine Herren!

Als wir vor wenigen Wochen hier zum letztenmal versammelt waren, da ahnte wohl niemand von uns, daſs die Stunde des Scheidens gekommen war, des Scheidens von dem Manne, der so lange im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes der Unsere gewesen war; überraschend und unerwartet kam allen denen die Kunde von Adolf Toblers Hinscheiden, die ihn hier eben noch in scheinbar ungebrochener Frische gesehen hatten

oder sich in unmittelbarem Gedankenaustausch seiner altgewohnten scharfen Urteilskraft, seines wie immer in reicher Fülle heranströmenden Wissens und nicht zum mindesten seiner frohbewegten, mitteilsamen Stimmung hatten erfreuen dürfen. Und doch schon wenige Tage später warf ein sich plötzlich einstellendes schweres Leiden ihn auf das Krankenbett, von dem sich der Fünfundsiebzigjährige nicht wieder erheben sollte. Um ihn trauern die hinterbliebenen Kinder, denen er ein treuer, sorgsamer Vater gewesen war, trauert die Wissenschaft, die ihn zu ihren Besten zählte, um ihn trauert der weite Kreis der Freunde, trauern vor allem auch wir, die wir ihn in dem stolzen Bewufstsein seiner geistigen Führerschaft als die Zierde unserer Gesellschaft anzusehen uns gewöhnt hatten. Wenn es heute meine Aufgabe ist, Ihnen noch einmal vor die Seele zu führen, was der Heimgegangene gerade uns gewesen ist, so fällt es in diesem Falle schwer, die beiden Anschauungsformen, die uns bei der Charakterzeichnung grofser Männer der Wissenschaft als leitende Gesichtspunkte vorzuschweben pflegen, voneinander zu trennen; ich meine ihre Bedeutung als Mensch und als Gelehrte. Es fällt schwer, sagte ich, in unserem Falle diese Scheidung vorzunehmen; ich hätte sagen sollen, dafs in Adolf Tobler alle Seiten seines reichentwickelten Innenlebens zu einer einzigen in sich abgeschlossenen Wesensform zusammengefafst erschienen, und dafs jeder Versuch, in ihm den Menschen vom Gelehrten zu trennen, zu einer Verdunkelung des Eindruckes seiner Gesamtpersönlichkeit führen mufs. Es tut wohl kaum not, diesem Gedanken für jetzt weiter nachzugehen; alle, die Tobler näher kannten, wissen, dafs in dieser Geschlossenheit der Grundzug seiner Natur zum Ausdruck kam. Um von der Bedeutung Toblers für unsere Gesellschaft handeln zu können, wäre es demnach geboten, in weitausholender Darstellung bei all dem zu verweilen, was er in allgemein anerkannter fruchtbarer Forscherarbeit an Förderung für die wissenschaftliche Erkenntnis sprachlichen Lebens, insonderheit soweit die neulateinischen Idiome in Betracht kommen, geleistet hat; in eine Würdigung der seltenen Gabe rein begrifflichen Schauens einzutreten, vermöge deren es ihm glückte, die in seinen Umkreis fallenden Erscheinungen der Aufsenwelt in der ganzen Reinheit ihrer von allem Zufälligen und Sekundären geläuterten Wesenheit zu erfassen; — ich müfste nachprüfenden Blickes Umschau halten über den gewaltigen, unbegrenzt erscheinenden Bereich seines positiven Wissens; müfste reden von der durch feinsinnigen künstlerischen Takt gezügelten und anderseits durch bewufstes Wollen zu höchster Anspannung gesteigerten Kraft, die sprachliche Erscheinungswelt in ihrem Wachsen und Werden zu belauschen und zu begreifen und der Entwicklung der Dinge bis zu ihren letzten Daseinsformen zu folgen, und zwar nicht nur sofern die Ge-

schichte dabei die materiellen Einzelheiten an die Hand gibt, sondern vor allem auch soweit der Forderung zu genügen war, die bei der Sprachschöpfung wirksam werdenden seelischen Vorgänge in ihrer wundersamen Gesetzmäſsigkeit und triebkräftigen Frische zu enthüllen. Alles das, vermehrt und erweitert durch zahlreich wiederkehrende Seitenblicke auf scheinbare Nebengebiete, müſste ich hier ausführlich erörtern, um dann zu dem Nachweis überzugehen, daſs die so von ihm den Objekten seiner wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber geübte Schärfe des Urteils und die damit gegebene Forderung bedingungslosester Wahrhaftigkeit auch auf seine allgemeine Lebensanschauung, sagen wir seine allgemeine Menschlichkeit bestimmend eingewirkt und seinem Wesen die ihm eigene lückenlose Ausgeglichenheit und Gröſse gegeben hat.

Nur wenige, meine Herren, sind unter uns, die nicht den Vorzug gehabt haben, zu seinen Füſsen dem Studium der romanischen Philologie obzuliegen; die Mehrzahl von uns sind aus seiner Schule hervorgegangen, und so ist es denn gestattet, einen kurzen Blick auch auf seine Tätigkeit als akademischer Lehrer zu werfen. Die Frage nach der Art der Methode, die Adolf Tobler bei seiner Unterweisung zur Anwendung brachte, ist bald beantwortet — allen unfruchtbaren und inhaltslosen Spekulationen abgeneigt, ist dieser aus einem Gusse geformte Gelehrte allezeit darauf bedacht gewesen, die Tatsachen selber reden zu lassen, dem eigenen Ich, der eigenen Persönlichkeit dabei aber nur so weit Raum zu gönnen, als sie doch eben der Sammelpunkt des aus reichster Sachkenntnis und umfassendster Belesenheit zusammengebrachten Materials war und in ihr der geistige Prozeſs sich vollzog, durch den die Gegenstände seiner empirischen Erfahrung zu der Höhe gesicherter Erkenntnisse und dem Adel allgemeingültiger Ideen erhoben wurden. Dieses aller phantastischen Schwärmerei abholde, aber von einem echten, aus den Dingen selbst geborenen Idealismus beflügelte Können ist es, das seiner Forscherarbeit überhaupt und seinem Lehrverfahren insbesondere als wesentlichstes Merkmal anhaftet, und vermöge dessen er diejenigen, die ihn begriffen, zu ernstem Streben und tatkräftiger Nacheiferung anzuregen wuſste. Wie Tobler selbst unter den um die Förderung der romanischen Philologie bemühten Forschern unbestritten und fraglos den ersten Platz einnahm, so galt es und gilt es auch als eine besondere Auszeichnung, sein Schüler genannt zu werden. Die Erfahrungen, die Tobler in eigener Wirksamkeit als Gymnasiallehrer gesammelt hatte, und die er durch ununterbrochene, wenn auch meist passive Anteilnahme an der Ausgestaltung des höheren Schulwesens allezeit zu mehren und zu vertiefen beflissen war, hatten ihn die Schranken erkennen lassen, die der heranwachsenden Jugend bei

der praktischen Betätigung ihres Wissens von der fremden Sprache gezogen sind, und es ist Ihnen gegenwärtig, daſs er sich vor gar nicht langer Zeit auch zu uns in einem fesselnden Vortrage über dieses uns alle so nahe angehende Problem ausgesprochen hat. Derselbe in ihm zu ethischem Zwange gesteigerte Sinn für die Wirklichkeit, eng verknüpft mit der unüberwindlichen Scheu vor willkürlicher Entstellung der einmal erkannten Wahrheit, hatte in ihm die Überzeugung reifen lassen, daſs auch im neusprachlichen Unterricht die Übermittelung und Erklärung des Tatsächlichen nach Maſsgabe einer im Anschluſs an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung verfahrenden Lehrmethode vor sich zu gehen habe. Wohl veranlaſste ihn die in entgegengesetzter Richtung verlaufende allgemeine Entwicklung der Dinge schon vor langen Jahren zu trüben, sorgenvollen Betrachtungen; aber wenn ihm nun, kurz vor seinem Heimgange, die Wahrnehmung der Unabänderlichkeit der einmal eingeschlagenen Wege Worte ergebungsvoller Resignation entlockte, so ahnte er nicht, daſs nicht wenige seiner im Lehramt tätigen Schüler die theoretische Gewiſsheit, daſs der Meister dem erziehenden Unterrichte die rechte Bahn gewiesen habe, alltäglich zu frischer fröhlicher Tat werden lassen.

Wohl wissen die Älteren unter uns, die ihn in der Vollkraft seiner Jahre kennen lernten, wieviele seiner Hörer sich damals durch die nachsichtslose Strenge seiner Anforderungen und die Unerbittlichkeit seiner Kritik abschrecken lieſsen, die vorgeschriebenen Examina bei ihm abzulegen. Die Jüngeren, die unter anderen Verhältnissen herangereift sind, haben, wie ich von verschiedenen Seiten vernehme, die unerschütterliche Sachlichkeit seines Wesens, soweit sie auch in seiner äuſseren, alle Vertraulichkeit, wie es schien, verscheuchenden Haltung zur Erscheinung kam, in ihrem ganzen Ernste nicht mehr kennen gelernt — auch ihm hatten die vorschreitenden Jahre die alte Erfahrung gebracht, daſs es nicht immer möglich ist, die eigene Gröſse, und wäre es auch nur im Umriſs, auf die Umgebung zu projizieren. Gewiſs, meine Herren, auch uns konnte es nicht entgehen, daſs die Unnahbarkeit, wie so viele, die unseren Tobler nicht genügend kannten, den von ihm ausgehenden Eindruck ernster Würde genannt haben, in den letzten Jahren einer freundlichen Milde und einem liebenswürdigen Entgegenkommen auch im persönlichen Verkehr gewichen war. Aber von der unbeeinträchtigten Tiefe seiner Gelehrtennatur und dem in ihm nie müde gewordenen Forschungstrieb hat er bis in die letzten Zeiten hinein in unvergänglichen Proben Zeugnis abgelegt. Wenn der fünfundsiebzigjährige Jakob Grimm in seiner ergreifenden akademischen Rede Über das Alter der schönen Zeilen aus Hugo von Trimbergs Renner gedenkt, in denen der greise Dichter das

Alter mit der tröstlichen Abendröte und einer im Regen heimfahrenden müden Biene vergleicht, dann aber selber fortfährt, daſs in begabten, auserwählten Männern Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nachhalten, so behält diese Wahrheit, wie für Grimm selbst und den von ihm genannten Humboldt, auch für Adolf Tobler ihre volle Geltung. Der Inhalt dessen, was er bei seinem letzten Hiersein uns noch vorzutragen verheiſsen hatte, entzieht sich nun unserer Einsicht, aber es ist bezeichnend für den Unermüdlichen, daſs er bis zum letzten Atemzuge beflissen gewesen ist, durch sein Können und seine Arbeit die wissenschaftlichen Zwecke unserer Gesellschaft zu fördern. Und des wissen wir ihm Dank.

Nach Ausweis der Mitgliederverzeichnisse ist Tobler erst im Jahre 1881 in unsere Gesellschaft eingetreten. Wenn ich nach einer Erklärung für die immerhin auffällige Tatsache suche, daſs er erst im vierzehnten Jahre seines hiesigen Aufenthalts den Anschluſs an die ihm wissenschaftlich wesensverwandten Berliner Kreise gesucht hat, so glaube ich aus gewissen Eröffnungen, die Tobler mir noch in der letzten Sitzung gesprächsweise gemacht hat, schlieſsen zu dürfen, daſs eine der Ursachen seines Fernbleibens in der Beurteilung, die seiner Berufung auf den im Herbst 1867 neugegründeten Berliner Lehrstuhl für romanische Philologie von manchen Seiten zuteil wurde, gesucht werden muſs.

Nun, meine Herren, wer sich mit der Geschichte der romanischen Philologie, soweit ihre Entwicklung sich in Berlin vollzog, beschäftigt hat und ihren mannigfachen Schicksalen und der wechselnden Einschätzung ihres Wertes innerhalb der Gesamtheit des Universitätsunterrichtes nachgegangen ist, der wird gewahr werden, daſs nach einer langen Periode unsicheren Tastens und schwankenden Erfolges die amtlich berufenen Instanzen sich zu der Auffassung durchgerungen hatten, daſs ein dem allgemeinen Geiste der Universität angemessener Betrieb der jungen romanistischen Wissenschaft nur im Sinne der von Friedrich Diez begründeten historisch-vergleichenden Methode zu erwarten war. Schon im Jahre 1859 benutzte die philosophische Fakultät einen sich bietenden äuſseren Anlaſs, um behördlichen Ortes wegen der Gründung einer auſserordentlichen Professur für die romanischen Sprachen vorstellig zu werden, und lieſs dabei deutlich durchblicken, daſs die Diezsche Art als die Methode *κατ' ἐξοχήν* anzusehen sei. Von den in Berlin lebenden Gelehrten, die damals für ein derartiges Lehramt mehr oder weniger geeignet schienen, und unter denen sich auch der Gründer unserer Gesellschaft sowie der als tüchtiger Kenner des Provenzalischen bekannte C. A. F. Mahn befanden, schien keiner dem von der Fakultät erstrebten Ideale so nahe zu kommen wie der durch seine ausgezeichneten sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu wohlverdientem Ruhm ge-

langte Eduard Mätzner, der denn auch für die Professur ausersehen wurde; eigentliche Schüler von Diez waren noch nicht hervorgetreten, und insbesondere war damals von unserem erst 24jährigen Tobler noch nicht die Rede. Der Antrag der Fakultät vom Jahre 1859 blieb aus unbekannten Gründen ohne Erfolg. Erst im Frühjahr 1867, als im Staatshaushaltsetat für dieses Jahr die Besoldung für einen ordentlichen Professor der romanischen Philologie an der Berliner Universität flüssig gemacht worden war, hatte die philosophische Fakultät unter Vorantritt ihres Dekans Moriz Haupt von neuem Gelegenheit, der Regierung ihre Anschauungen und Wünsche bezüglich der Besetzung dieser Professur darzulegen. Im Laufe der bis 1867 verflossenen acht Jahre waren sowohl Mätzner wie Mahn dem Alter entwachsen, innerhalb dessen man die für die Verwaltung eines so schwierigen und obendrein neu zu gründenden Lehramts erforderliche Frische voraussetzen zu dürfen meinte, und überdies sprach man jetzt unumwunden die Überzeugung aus, daſs nur einem aus der Bonner Schule hervorgegangenen Philologen der neue Lehrstuhl anvertraut werden dürfe. Schon unter dem 27. Januar 1867 war Haupt mit dem ihm, man darf wohl sagen befreundeten Diez brieflich in Verbindung getreten, um geeignete Vorschläge von ihm zu erbitten, wiederum bekräftigend, daſs kein anderer als ein von ihm vorgebildeter Gelehrter berufen werden würde. Adolf Tobler hat 1894 in den Sitzungsberichten der Königlich Preuſsischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied er seit 1882 gewesen war, die später in seinen Besitz übergegangene, bis in das Jahr 1840 zurückreichende Korrespondenz zwischen Diez und Haupt veröffentlicht und damit denn auch die Briefe beider Männer, die von seiner eigenen Berufung handeln, wenn auch nicht in der uns heute wünschenswert erscheinenden Vollständigkeit zum Abdruck gebracht. Auf die ihm von seiten Haupts zugegangene Bitte um Vorschläge, wobei der Berliner Professor bereits auf den ihm zehn Jahre früher bekannt gewordenen Tobler hinweist, antwortete Diez unter dem 4. Februar 1867. Dieses gewichtige Schriftstück hat Tobler insofern nicht vollständig wiedergegeben, als er einige, die Vorzüge seiner Persönlichkeit sowie seine wissenschaftliche Tüchtigkeit anerkennende Worte des Altmeisters unterdrückt hat. Ich befinde mich in der Lage, diesen mir aus einer durchaus einwandfreien Quelle zugeflossenen Passus der in den Sitzungsberichten zu lesenden Fassung des Briefes ergänzend einzufügen und Ihnen das, was Tobler die Bescheidenheit verbot, der Nachwelt zu überliefern, im Verein mit dem Übrigen als ein nun lückenloses historisches Dokument mitzuteilen. Der Brief lautet bis zu der Stelle, wo Diez auf etwas anderes zu sprechen kommt, folgendermaſsen:

Bonn 4 Feb. 67.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, theils weil es wieder einmal Zeilen waren von Ihrer Hand, theils weil ich daraus erfuhr, daſs nun auch Berlin einen Lehrstuhl für romanische Sprachkunde und Litteratur erhalten soll. Ihre sehr geehrte Anfrage kann ich in Kürze damit beantworten, daſs ich mich mit Ihnen, der Sie ja selbst Kenner sind auf diesem Gebiete, durchaus einverstanden erkläre. Ich hatte Gelegenheit, Tobler hier in Bonn, wo er, wenn ich nicht irre, zwei Semester studiert hat, genauer kennen zu lernen und sein nicht gewöhnliches Talent und sein rasches freudiges Vordrängen in dem erwählten Fache zu beobachten. Nachher hat er in Italien handschriftliche Studien gemacht und sich in der Herausgabe altfranzösischer Texte als tüchtiger Kritiker, in einigen litterarhistorischen Arbeiten als kenntniſsreicher, selbst geistvoller Beurtheiler gezeigt. Soviel ich weiſs, ist er noch in Solothurn[1] an einer Schule in nicht ungünstigen Verhältnissen, aber auch viel in Anspruch genommen. Gewiſs würden Sie einen liebenswürdigen Collegen an ihm gewinnen.

Ihr treu ergebener F. Diez.

Ich mochte Ihnen, meine Herren, die Kenntnis dieses bedeutsamen Schriftstückes vor allem deshalb nicht vorenthalten, weil hier ein Gelehrter ersten Ranges, der in vertrautem persönlichen Verkehr vielfach Gelegenheit gehabt hatte, das Wesen unseres Tobler als Mensch und als Jünger der Wissenschaft zu erkennen, in seiner schlichten Weise gewissermaſsen im Keime die hervorragenden Eigenschaften angedeutet hat, die wir in ihrer Entfaltung allezeit an unserem nun dahingegangenen Ehrenvorsitzenden bewundert haben. Zugleich aber beweist Diezens Brief nebst anderen oben berührten Dokumenten, daſs Tobler ohne sein Zutun zu einem freilich wesentlichen Faktor in der nach den Gesetzen historischer Notwendigkeit fortschreitenden Entwicklung geworden war, und demnach ein berechtigter Grund zu irgendwelcher Miſsstimmung ihm gegenüber keineswegs vorhanden war.

So ist denn Adolf Tobler 29 Jahre lang der Unsere gewesen, zunächst als ordentliches Mitglied, bis er nach Zupitzas Tode 1895 zum Vorsitzenden gewählt wurde und, als er 1905 dieses Amt niederlegte, den ihm als ein besonderes Zeichen unserer Liebe und Verehrung angetragenen Ehrenvorsitz übernahm. Es geht nicht an, die ganze Fülle dessen, was er in dieser langen Reihe von Jahren unserer Gesellschaft an Erleuchtung gebracht hat, in den engen Rahmen einer zeitlich beschränkten Darstellung zusammenzufassen. Doch schon ein schneller kurzer Überblick über die von ihm gehaltenen Vorträge, deren die siebzig übersteigende, von keinem anderen Mitgliede auch nur annähernd erreichte Zahl erkennen läſst, wie ernst er es von Anfang an bis zum letzten Ende mit den als Mitglied unserer Gesellschaft übernommenen Pflichten genommen hat, bringt uns die Gewiſsheit, daſs in ihrer Gesamtheit alle Richtungen dieses früchteschweren Gelehrten-

[1] Das ist ein Irrtum; Tobler war damals schon in Bern.

lebens zur Erscheinung gekommen sind. Es galt allezeit in der Gesellschaft als ein Ereignis, wenn es hieſs, daſs Tobler das Wort zu einem Vortrage ergreifen würde, und in der Tat folgte man nicht ohne ein gewisses ästhetisches Behagen seinen klar und tief angelegten Gedankengängen, zumal er ihnen eine der Höhe ihres Gegenstandes angemessene, fest und sicher einherschreitende Würde der Form zu geben wuſste. Immer darauf bedacht, aus der Masse des herandrängenden Stoffes die ihm Leben und Gestalt gebende Idee gewissermaſsen in ihrer Reinkultur herauszukristallisieren, bot er uns die neuesten Ergebnisse seiner Studien auf dem von ihm mit so viel Liebe und Erfolg gepflegten Gebiete der romanischen Syntax; entwickelte er vor uns seine von reichster Sachkenntnis und feinstem Spürsinn getragenen Ideen über den Ursprung dunkler Wörter; und nicht weniges von dem, was nach seiner Veröffentlichung durch den Druck ihm den bewundernden Beifall der Gelehrtenwelt brachte, durften wir zuerst erfahren. Mit wie feinem Gefühl für das innezuhaltende Maſs verstand er es, den Mitgliedern unserer Gesellschaft, die doch natürlich unvorbereitet vor die ihnen durch Tobler nahegebrachte Materie gestellt wurden, in das Wesentliche der Frage, die er zu behandeln gedachte, in das, worauf es ankam, einzuführen und auf so geschaffener sicherer Grundlage seine Entwicklungen aufzubauen; so wenn er sich angelegen sein lieſs, bisher dunkel gebliebenen oder von anderen miſsverstandenen Textstellen unter Anwendung eines wiederum aus zuverlässigster Vertrautheit mit der Sprachentwicklung und Kenntnis des historisch Möglichen erwachsenen kritischen Verfahrens die rechte Deutung oder allein zulässige Fassung zu geben, eine Kunst, in der er uns und allen Fachgenossen als unbestrittener Meister galt. Eine wie tiefe, zuweilen, wie es scheinen konnte, an eigenen Erfahrungen gereifte Menschenkenntnis legte er an den Tag, wenn es ihn drängte, sich vor uns über die Eindrücke auszusprechen, die die Werke neuerer Literatur, etwa gewisse Dichtungen seines älteren Landsmannes Konrad Ferdinand Meyer, auf sein zum Empfangen wie zum Geben gleich bereites Gemüt ausgeübt hatten; und mit welcher Menschenliebe und verständnisvollen Hochachtung für das Urwüchsige er sich in der kernigen Schlichtheit seines eigenen Wesens auch für die nach Form und Inhalt oftmals wenig zarten, aber immer treffenden Geistesprodukte des niederen Volkes erwärmen konnte, lieſsen uns seine Vorträge über die später in Buchform mit Übersetzungen von ebenbürtiger Urkraft erschienenen Bauernsprichwörter, über die von ihm mit besonderer Freude aufgenommenen Volkslieder oder seine in weiteren Kreisen bekanntgewordenen Äuſserungen über den Begriff ‘Chauvinismus’ erkennen.

Und schlieſslich, wer von uns gedenkt nicht der weihevollen Stunden, in denen unser heimgegangener Meister, tief ergriffen

dem Gebote seines Herzens folgend, es unternahm, seiner und unserer Trauer um abgeschiedene Freunde, Amts- und Fachgenossen Worte zu leihen. Seinem jüngeren Freunde Adolf Gaspary und wenige Jahre später seinem ihm freundschaftlich nahestehenden Universitätskollegen, unserem früheren Vorsitzenden Julius Zupitza, hat er einst in tiefempfundener Würdigung ihres Wertes ehrende Worte in die Ewigkeit nachgerufen, und wir sind, selber tief ergriffen, Zeugen geworden, wie unser Tobler in seinem bitteren Leid um seinen vielgeliebten, von früher Jugend her ihm engverbundenen Studienfreund Gaston Paris, von Schmerz übermannt, verzichten mufste, alles das zu sagen, wovon sein Herz so tief bewegt war.

Und so ist es gewifs nicht allzu vermessen, wenn ich zu sagen wage, dafs aufser seinen nächsten Angehörigen wohl kaum ein anderer von den geselligen Kreisen, denen Tobler angehört hat, so oft und so ergiebig Gelegenheit gehabt hat, in die verschiedenen Seiten seines reichen Innenlebens Einblick zu gewinnen, wie gerade wir, wie gerade unsere Gesellschaft. Wir haben das Glück gehabt, ihn in der Blüte kraftvoller Männlichkeit und dann lange Jahrzehnte hindurch bis in sein hohes Alter den Unseren zu nennen; uns war es vergönnt, ihm in kurzen Fristen immer wieder nahezutreten, uns des Lichtes und der Wärme der von ihm ausgehenden Weisheitsfülle zu erfreuen; uns ist er nicht nur der grofse Gelehrte gewesen, uns hat er sich auch in seiner ganzen schönen Menschlichkeit enthüllt.

Und wenn ich nun den uns bleibenden Eindruck von seiner Persönlichkeit kurz zusammenfassen darf, so wüfste ich mich keiner schöneren und treffenderen Worte zu bedienen als derjenigen, mit denen Tobler selbst noch vor wenigen Jahren dem Wesen der beiden ihm am nächsten stehenden Fachgenossen gerecht zu werden versucht hat, wenn er gelegentlich seiner Veröffentlichung einer Anzahl von Gaston Paris an Diez geschriebener Briefe 'des unauslöschlichen Eindrucks einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung' gedenkt, den der persönliche Umgang mit Diez und dann mit Gaston Paris, der auch hinsichtlich dieser hohen Eigenschaften ein würdiger Schüler des grofsen Meisters gewesen sei, bei ihm hinterlassen habe. Dieses schöne Urteil ist für uns jetzt, da Tobler sich zu den beiden vor ihm dahingegangenen Freunden gesellt hat, besonders ergreifend, weil er, auf seinen eigenen Tod anspielend, mit dem Geständnis nicht zurückhält, dafs er nicht zu hoffen wage, so innig er es auch wünsche, vor der Nachwelt mit dem wohlverdienten Anspruch auf die gleiche auszeichnende Beurteilung zu erscheinen.

Ja, meine Herren, dieser gute, reine Mensch ist unser gewesen, und wenn es uns nun auch hinfort nicht mehr gegönnt

ist, ihn in seiner Körperlichkeit hier unter uns zu sehen, so wird die Erinnerung an die köstliche Zeit, da er bei uns war, unvergänglich in uns leben und Gutes und Schönes in uns wirken. Wenn wir einst in festlicher Zeit seinem in Erz gegrabenen Bilde in poetischer Form den Gedanken beifügten, daſs unter seinem Schatten der Weingarten sich eines gedeihlichen Wachstums erfreue, und wir dem Worte 'Schatten' in dieser Verbindung die ihm in biblischer und von da aus auch in altromanischer Sprache anhaftende Bedeutung von Schirm und Schutz gegen die Unbilden des Lebens zuerkannt wissen wollten, so ist nun dasselbe Sprüchlein in einem tieferen, weihevolleren Sinne zu einer neuen Wahrheit geworden — Tobler bleibt der Unsere, und in diesem Sinne rufen wir ihm nach: Ave, pia anima!

Alfred Risop.

Adolf Tobler.

Ein Lebensbild.

Eine tragische Fügung hat es gewollt, daſs ich, der ich einst in ihre Mitte durch unseren Meister und Freund Adolf Tobler eingeführt worden bin, hier, wo Sie so oft seinem Wort gelauscht haben, nun zum erstenmal das Wort ergreife, um dem toten Meister und Freund zu huldigen.

Wir hatten noch auf ein langes Zusammensein gerechnet.

Er mochte nicht von heut' auf morgen von seiner Lehrtätigkeit lassen, die hier fast ein halbes Jahrhundert seines Lebens erfüllt hat, und mir erschien es als ein reiches Geschenk meines akademischen Schicksals, daſs er neben mir bleiben und mir die Übernahme der Aufgabe erleichtern würde, die mir durch sein Vertrauen viel mehr als durch mein Verdienst zugefallen ist. Denn wer würde die Aufgabe, eines A. Tobler Nachfolger zu sein, ohne Zagen übernehmen?

Unsere letzten Unterredungen galten diesem schönen Plane gemeinsamer Lehrtätigkeit, und in diesen Gesprächen kam seine vornehme Gesinnung und sein Wohlwollen zu unvergeſslichem Ausdruck. Er dachte nicht an sich; er dachte an die Sache und an den anderen. Guten Mutes, vertrauensvoll schied ich vor einigen Wochen von ihm:

Qui a proudome parole, si se repose heiſst es in seinen 'Sprichwörtern des gemeinen Mannes'.

Wir durften weiter auf seine Vorlesungen über historische Syntax, über Hermeneutik, über Dante rechnen, und der Kreis seiner Seminaristen sollte ihn nicht entbehren.

Das ist nun anders gekommen. Mit der Wucht der Zerstörung ist das Schicksal hereingebrochen, hat alle Zukunftspläne zunichte gemacht und in den Kreis der Fachgenossen laute Klage und Trauer gebracht.

Ihm ist freilich ein Wunsch in Erfüllung gegangen: er ist mitten aus der Arbeit hinweggenommen worden. Er ist, wie er es sich wünschte, sozusagen am Schreibtisch, gleich Petrarca, gestorben.

Nun soll ich von ihm zu Ihnen sprechen, zu Ihnen, die Sie fast alle seine Schüler und hier lange Jahre hindurch seines Geistes Genossen gewesen sind, ich, der ich immer fern von ihm gelebt habe und der ich in meiner Studienzeit den Weg nach Berlin leider nicht gefunden. Man möchte sagen, ich sollte hier eher von Ihnen hören als zu Ihnen reden. Wenn ich gleichwohl den ehrenvollen Auftrag, der mir durch unseren Vorsitzenden geworden ist, übernommen habe, so geschah es, weil Herr Risop selbst erst das Wort zu ergreifen versprach und weil ich als Landsmann und Freund des Verewigten Ihnen allerlei hoffe sagen zu können, was Sie in dieser Stunde freundlich aufzunehmen bereit sind.

Meine Beziehungen zu Adolf Tobler gehen ins Jahr 1878 zurück. Er war in jenem Sommer in der Schweiz, und von Zürich aus suchte er mich in meinem Elternhause zu Winterthur auf. Sie können sich denken, welch freudige Erregung dieser Besuch mir brachte und wie glücklich ich war, von Professor Tobler eine Empfehlungskarte an Gaston Paris zu erhalten, bei dem ich meine Studien fortsetzen wollte. Unzertrennlich ist für mich die Erinnerung an diese beiden geistigen Führer, und in der langen Reihe von Briefen und Karten, die ich von beiden aufbewahre, sind mir die teuersten zwei Stücke, die ihre beiden Namen vereinigen: ein Brief aus Le Pouliguen (1889), den Gaston Paris und sein Gast Adolf Tobler gemeinsam geschrieben haben, in die vier Seiten sich teilend, und eine Visitenkarte mit ihrer beider Namen, das sichtbare Zeugnis ihres unvergeſslichen gemeinsamen Besuches in Bern (1883). In freundschaftlichem Verkehr mit Adolfs Schweizer Brüdern durfte ich aus der Ferne an seinem Leben Anteil nehmen. Indessen haben wir uns auch in unserer Heimat öfters getroffen, in Freude und auch in Leid. Am Sterbebett seines Bruders, meines Kollegen Ludwig Tobler, führte mich mein Amt als Dekan in gemeinsamer Trauer mit ihm zusammen. Hier in Berlin habe ich im Laufe der Jahre viel teure Stunden, oft als Gast seines Hauses, mit ihm verbracht. So glaube ich manches über ihn und durch ihn zu wissen, wovon ich hier, in seiner wissenschaftlichen Familie, reden darf. Ich möchte hauptsächlich die schweizerische Vorgeschichte des Berliner Romanisten Ihnen erzählen.

Das alte Züricher Geschlecht der Tobler hat der Vaterstadt

manchen tüchtigen Mann geschenkt. Die nächsten Vorfahren unseres Freundes waren Geistliche, Land- und Stadtpfarrer, Chorherren und Professoren der Theologie. Ein kräftiges Geschlecht mit kinderreichen Familien, die gelegentlich an Gestalten aus Meister Gottfrieds Novellen erinnern. Die Tobler des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts waren 'liberal'; sie gehörten zu den 'Patrioten', wie der parteipolitische Ausdruck lautete. Sie waren Anhänger des Umschwunges, den die Französische Revolution dem Lande gebracht und der das patrizische Regiment stürzte. Politischer Freisinn war Toblersches Familienerbe, auch bei denen, die sich nicht mit Politik beschäftigten. Bei manchem Familienglied zeigt sich ein künstlerischer Einschlag: der malt, der andere dichtet, dem dritten hat die Musik es angetan. In der nächsten Verwandtschaft erscheint auch ein Philologe: Adolf Toblers Groſsonkel Kaspar Hirzel hat eine französische Grammatik geschrieben, die lange Autorität genoſs.

Man will beobachtet haben, daſs des Groſsvaters Art oft auf den Enkel übergeht. Nun, Adolf Toblers Groſsvater, der Pfarrer Tobler von Stäfa, wird in einer Familienchronik mit Worten geschildert, in denen wir den Enkel wiedererkennen:

'Er nahm teil', heiſst es von dem alten Pfarrherrn, 'an jeder unschuldigen Freude, hatte offenen Sinn für jede Schönheit der Natur, für die Genüsse der Kunst, namentlich der Musik und des Gesanges, war empfänglich für Freundschaft, Liebe und traute Geselligkeit. Bescheiden, drängte er sich nie vor, aber ein gewisses Selbstgefühl, das ihm seine nicht geringen Geistesgaben und sein reines sittliches Bewuſstsein gar wohl erlaubten, bewahrten ihn vor unmännlicher Furcht und aller unwürdigen Kriecherei. Wo es am Platze war, scheute er sich nicht, schlechten Subjekten, auch wenn sie hochgestellt waren, die bittere Wahrheit ins Gesicht zu sagen.'

So der Pfarrer von Stäfa und so sein Enkel, der Berliner Professor.

Adolfs Vater, der Pfarrer Salomon Tobler, war eine weiche träumerische Künstlernatur, den Familientradition in die Laufbahn des Theologen gedrängt hatte. In ihm trafen die verschiedenen künstlerischen Einschläge der Vorfahren zusammen. Aber seine künstlerische Anlage fand keine systematische Ausbildung. Nach der Eingebung des Tages zeichnete er, sang er zum Saitenspiel, und die Inspiration einer glücklichen Stunde weckte auch den Poeten in ihm.

Das Stadtkind heiratete 1820 ein gebildetes, tüchtiges Mädchen vom Lande, und bei der Hochzeit machte den Maître de plaisir Vetter Salomon Hirzel, der spätere Leipziger Buchhändler, dessen Tochter ein halbes Jahrhundert nachher Adolf Toblers Gattin werden sollte.

Adolf war das zweitjüngste Kind von sechs Geschwistern. Er hatte eine ältere Schwester und vier Brüder, die er sämtlich überleben sollte.

Drei ländliche Stationen bezeichnen den pfarramtlichen Lebensweg Salomon Toblers: erst das einsame, unwirtliche Sternenberg, dann das liebliche Hirzel auf der Höhe des Albis und endlich das idyllische Embrach.

Im Pfarrhaus zu Hirzel, wo der entzückte Blick vom blauen Zürcher See hinaufschweift zu den Alpen, kam Adolf Tobler zur Welt, 1835, als der Vater eben sein Epos vom Heldenkampf der Nidwaldner gegen die Franzosen vollendet hatte. Adolf ist der Sohn des Dichters der 'Enkel Winkelrieds', über welche Cornicelius vor zwei Jahren in unserem *Archiv* gehandelt hat. In diesem Pfarrhause war auch Meta Heufser geboren, eine bekannte schweizerische Dichterin, und deren Tochter, Johanna Spyri, stammt ebenfalls aus Hirzel. Es ist ein Poetennest, dieses Bergdörfchen hoch über dem Sihltal.

Diesem Pfarrhaus gelten die Strophen des Huldigungsgedichtes 'An mein Vaterland', das Salomon Tobler den 'Enkeln Winkelrieds' vorausgesandt hat:

Heil mir! Hier hebt auch mir sich eine Hütte,
Ich tauschte sie um keinen Goldpalast;
Hier leb' ich in des freien Landes Mitte,
Von Sorgen frei in süfser Friedensrast.
Ein treues Weib und holde Kinder weben
Der Freuden viel in mein verborgnes Leben.
Der eignen Bäume Frucht pflückt unsre Hand,
Uns reift das goldne Korn auf eignem Land.

Ob auch aus Balken kunstlos nur gefüget,
Schützt doch vor Glut und Frost das niedre Dach.
Mit schwankem Grün und süfsen Früchten schmieget
Die Rebe sich ums freundliche Gemach.
Auf hehre Alpen sieht's und stille Tale,
Errötet von des Morgens erstem Strahle,
Und sinkt die Sonne hinterm Bergeskranz,
Brennt flammengleich der kleinen Fenster Glanz.

Hinter diesen kleinen Fenstern sang der Pfarrherr seine Kinder in den Schlaf, mit der Gitarre an ihren Bettchen sitzend; auf diesen Höhen fuhr der Pfarrherr, wie er selbst berichtet, seine Jungen in einem kleinen Wägelchen stundenlang durch Feld- und Wiesenwege.

Doch nur die ersten fünf Lebensjahre verbrachte Adolf hier oben. Der politische Sturm des Jahres 1839 brauste auch durch das Pfarrhausidyll von Hirzel.

Die Berufung D. F. Straufs' als Theologieprofessor an die junge Universität Zürich war im September 1839 das Signal zur Auflehnung des konservativen Volkes gegen die liberale Regie-

rung geworden. Auf den Ruf, daſs die Religion in Gefahr sei, war das erregte Landvolk, ein kirchlicher Landsturm, nach der Hauptstadt gezogen und hatte die Regierung gestürzt. Auch Bewohner von Hirzel hatten an dem Zuge teilgenommen.

Am Sonntag darauf tat Pfarrer Tobler einen schweren Gang nach seiner Kirche. Er fühlte die Verpflichtung, ein offenes Wort über diese revolutionären Vorgänge zu sagen, und wuſste, daſs er damit in Gegensatz zu seiner konservativen und glaubenseifrigen Gemeinde treten würde. Seine Worte erregten denn auch leidenschaftlichen Widerspruch. Er konnte den sonntäglichen Gottesdienst nicht zu Ende führen, und seines Bleibens war in der friedlosen Gemeinde nicht mehr. Im blühenden Mai des folgenden Jahres bezog er die Pfarrei Embrach.

Hier wuchs Adolf heran. Diesem Pfarrhause galten seine Jugenderinnerungen. Daher stammen die Bilder, die Sie alle in seinem Berliner Studierzimmer gesehen haben. Hier hat er die Volksschule besucht, an die er sich gern und dankbar erinnerte.

Von hier kam er mit dreizehn Jahren (Ostern 1848) zu seiner Ausbildung ans Gymnasium nach Zürich, das er im April 1854 mit glänzendem Zeugnis absolvierte. Nur in einem Fache fehlte ihm die höchste Note: im Französischen. So schien er nicht zum Romanisten bestimmt.

Leider hat er über sein Leben keine Aufzeichnungen hinterlassen. Einzig über diese Züricher Bildungszeit findet sich einiges aus seiner Feder in einem Italienisch geschriebenen Aufsatze mit dem Titel *Zurigo*[1], den er einige Jahre später in einem Florentiner Familienblatte veröffentlichte, und den er, um seine Spur zu verwischen, als aus den Papieren eines verstorbenen Schweizers stammend ausgab.

Da sehen wir den Gymnasiasten, der seine freie Zeit der Musik widmet, dessen bescheidenes Zimmer ein Klavier schmückt, der seine Mitschüler mit Vorträgen und Unterricht für seine Kunst begeistert und sie sogar in den Zwischenpausen um sich schart, um ihnen aus einer Musikzeitschrift vorzulesen. Die Jahrestage berühmter Komponisten feierte er im stillen Kämmerlein, indem er bei einer Tasse Kaffee die Biographie des Meisters las und den Tag über aus dessen Werken spielte. Bei den berühmtesten Konservatorien zieht er Erkundigungen ein über die Aufnahmebedingungen.

Er wollte Musiker werden.

Als er am Scheidewege stand, nach der Maturitätsprüfung, da brachte der Rat seines älteren Bruders Ludwig und eines

[1] 'Zurigo. Questo scritto fu trovato fra le carte lasciate da uno Svizzero morto in Italia.' Estr. dalle 'Letture di Famiglia', Decade II, Tomo IV. Firenze, Tip. Galileiana di M. Cellini e. C. o. D. 39 S.

lieben Lehrers den Neunzehnjährigen davon ab. Er wandte sich dem Studium der Philologie zu, und die romanischen Sprachen zogen ihn besonders an. Drei Gründe nennt er dafür. Einmal fesselte ihn diese divergierende Entwicklung des Latein. Dann erschien ihm das Studium des Romanentums für einen Schweizer, dessen Vaterland deutsch-romanisch ist, als eine patriotische Aufgabe, dienlich *a più intima fusione delle miste nazionalità.* Und endlich wollte er der verhängnisvollen Lehrmethode derer entgegentreten, die bloſs zu parlieren verstehen und nichts erklären können: *opporsi al pernicioso metodo di coloro che, non spiegando nulla, non sapendo le ragioni di nulla, preparati all'insegnamento per il solo soggiorno all'estero v'intronano gli orecchi finchè non cicalate come loro ...*

Liegt nicht schon hier das Wesen seines Lehrens und Forschens ausgesprochen? Liegt nicht die Einheit seiner Lehre in diesen Worten *spiegare ... sapere le ragioni*? Wie hat er die Aufgabe, die er hier in jugendlichem Eifer formuliert, in reicher Lebensarbeit erfüllt! Und richtete sich seine Kritik nicht zeit seines Lebens *contro il metodo di coloro che non spiegano nulla, che non sanno le ragioni di nulla*?

Vier Semester ist er in Zürich immatrikuliert, ein lebensfrohes Mitglied der Studentenverbindung Zofingia. In höchst amüsanter Weise hat er in jenem Florentiner Familienblatt die Biersitten dieses trinkfesten Völkchens geschildert, unter feierlicher Anrufung des Gambrinus, von Füchsen (*volpi*) und Burschen (*garzoni*), von Brandern (*bruciati*) und alten Häusern (*case vecchie*), von Biertaufen und Salamandern geredet mit der Sachkenntnis der eigenen Erfahrung. Er erzählt den erstaunten Florentinern, wie der Züricher Student spät aus der Kneipe ans Ufer des Sees zieht, dort ein mitternächtiges Bad nimmt und dann zur Höhe des Ütliberges emporsteigt, um die Sonne aufgehen zu sehen. Die 100 Züricher Studenten, meint er, trinken nicht weniger als die 800 Tübinger und machen mehr Lärm als die 1600 Berliner.

Zürich hatte damals noch keine romanistische Professur. Der Philosoph Bobrick, von dessen etwas abenteuerlicher Persönlichkeit Tobler noch später sprach, kündigte gelegentlich Lektüre neuerer spanischer Dichtungen an. Das ist das erste romanistische Kolleg und das einzige, das Tobler in der Züricher Studienzeit hörte. Sein Studium galt besonders der klassischen und der germanischen Philologie. Er hörte bei Köchly, Schweizer-Sidler, F. Th. Vischer u. a.

Sein fünftes und sechstes Semester verbrachte er in Bonn (1856—57). Er hörte Gotisch, Dantes *Inferno* und Calderón bei Friedrich Diez, vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen, Altfranzösisch und Provenzalisch bei Delius, Neufranzösisch bei Monnard. Der Vater im Pfarrhause zu Em-

brach freute sich der Studien seines Sohnes Adolf, nahm sein Italienisch wieder auf und erschloſs sich mit den Büchern seines Sohnes auch die spanische Literatur.

In Bonn macht Tobler zwei Bekanntschaften, die in der Folge für sein Leben groſse Bedeutung gewannen: er lernte Moritz Haupt und Gaston Paris kennen, Moritz Haupt, den Berliner Philologen, dem er im Hause Böckings vorgestellt wurde und dessen Kollege er einst werden sollte, und den siebzehnjährigen französischen Studenten Gaston Paris, mit dem der Einundzwanzigjährige hier eine Freundschaft fürs Leben schloſs. Ein Wintersemester (1856/57) waren die beiden in Bonn zusammen, Tobler hörte Calderón, Paris Tasso bei Diez, mit dem sie beide auch persönlich Verkehr pflegten. Es ist eine merkwürdige Fügung, daſs die Lebensfreundschaft der beiden groſsen Meister unseres Faches zu Bonn geschlossen wurde, gleichsam unter den Auspizien dessen, der unsere Wissenschaft aus der Taufe gehoben hat: Friedrich Diez! Hier klingen drei groſse Namen zusammen. Und im Verkehr der beiden Studenten hat gewiſs der ältere und in seiner Studienrichtung gefestigte Tobler, der schon im sechsten Semester stand und tüchtige Kenntnisse besaſs, einen bestimmenden Einfluſs auf den jüngeren Paris geübt, der seinen Weg noch suchte.

Zur Bonner Studienzeit hat Tobler sich einmal im *Archiv* (CXV, 75) kurz geäuſsert. Da erzählt er, wie er jede Woche auf eine Stunde allein zu Diez in die Wohnung kam und nach eigener Wahl dieses oder jenes Stück aus Mahns Werken der Troubadours übersetzen durfte. In diesem persönlichen Umgange empfing er von seinem Lehrer den unauslöschlichen Eindruck 'einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung', und er fügt hinzu: 'daſs man mich in solchem Zusammenhang einmal *un élève de Diez* nenne, darf ich nicht zu hoffen wagen, sonst würde ich es innig wünschen'.

Im Sommer 1857, also am Schluſs seines siebenten Semesters, promovierte Tobler in Zürich mit seiner Arbeit über die romanische Konjugation, welcher 'Bemerkungen zum provenzalischen Alexanderlied' angehängt sind, die schon eine ungewöhnliche Belesenheit verrieten und ganz in der Art gehalten sind, wie er sie später zu einer langen Reihe von Texten liefern sollte.

Auf die Lehrjahre folgen die Wanderjahre, denn erst vier Jahre nach seinem Examen trat er in den Staatsdienst. Diese Wanderjahre verbrachte er studierend und unterweisend im In- und Auslande, in Italien und Frankreich. Im Spätjahr 1858 finden wir ihn in Rom; dann nimmt er eine Stelle für Französisch und Italienisch im berühmten Institut Hofwyl bei Bern an. Der Direktor sieht ihn nach anderthalb Jahren mit 'wahrem Bedauern' scheiden und nennt ihn den Freund seiner Kollegen

und Schüler. Adolf Tobler vertauscht Hofwyl mit Florenz. Da unterrichtet er während acht Monaten den Sohn des Deputierten Cavaliere Bartolommeo Cini, der ihm ebenfalls ein glänzendes Zeugnis mitgibt, denn *'sarebbe difficile incontrare persona più degna di ogni elogio e di ogni stima'*, und in dessen Familie nach dem Zeugnis Pio Rajnas noch heute des jungen Schweizer Lehrers Andenken lebendig ist. Ein Florentiner Gymnasialdirektor bescheinigt im Frühjahr 1861 dem scheidenden *Signor dottore Ad. Tobler di Zurigo,* dafs er so umfassende und genaue Kenntnisse in italienischer Sprache und Literatur besitze *'da potere insegnare l'una e l'altra con perfezione'*. Dafs er das Italienische beherrschte, das beweist eben jener Aufsatz 'Zurigo', der in seiner feinen und humorvollen Art schon ganz den Habitus des späteren Adolf Tobler zeigt. Das ist der Schalk, den wir kennen, der hier die Feder führt, der von akademischer Freiheit, von Fackelzug und Katzenmusik erzählt und über solche Jugendbeichte lächelt, um sie von neuem zu beginnen. Mir ist, als fühlte man, wie der Schreiber von der Lektüre Manzonis herkommt, dessen behagliches Plaudern, dessen lehrhafte Digression und scherzhaften Zwischenbemerkungen ihm sympathisch sein mufsten.

Von Florenz ging's im Mai 1861 zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Paris. Die Frage nach einer Lebensstellung wird dringlicher. Verschiedene Aussichten werden erwogen. Da bietet sich im Herbst des Jahres Solothurn mit einer Lehrstelle für französische Sprache an seiner Kantonsschule.

Fünf Jahre hat Tobler diese Stelle innegehabt. Er lehrte da, wie ihm zum siebzigsten Geburtstage ein alter Schüler bezeugt, 'ein solides, wetterfestes Französisch'. Der junge Mann mit der hohen Gestalt und dem durchdringenden klaren Blick erwarb sich rasch die Zuneigung der Schüler, die Hochachtung der meist schon älteren Kollegen und aller gesellschaftlichen Kreise. Aus dem angeregten Leben dieser Solothurner Zeit hat Lazarus in seinen Lebenserinnerungen geplaudert. Lazarus fuhr von Bern herüber zur Solothurner 'Töpfergesellschaft', und wohl erkennt man in seinen Schilderungen den, der den Namen 'der Troubadour' trug und als 'Sänger, Junggeselle und moderner Philologe' bezeichnet wird. Tobler sang, übersetzte und kommentierte nicht nur fremde Lieder; er dichtete auch selbst. Er liebte es, das Erlebte in dichterische Form zu kleiden, den Abschied vom Vaterhause oder den politischen Kampf, und das zarte Wort wie das herbe und ironische standen ihm zur Verfügung. Hier hat Tobler Beziehungen geknüpft, die fürs Leben vorhielten. Noch nach Jahrzehnten war den Solothurnern der tüchtige junge Magister in Erinnerung, der Direktor ihrer 'Liedertafel', der liebenswürdige und lebensfrohe Gesellschafter, der charaktervolle Bürger, der im Verkehr mit den politischen Machthabern, wie

eine Solothurner Zeitung sagte, 'so etwas wie einen Stecken im Rücken hatte'.

Im Herbst des Jahres 1866 folgte Tobler einem Ruf an die Kantonsschule zu Bern als Lehrer des Französischen und Italienischen. In Bern traf er seinen älteren Bruder Ludwig als Extraordinarius für germanische Philologie an der Universität, und ihn selbst mufste die Möglichkeit der Habilitation locken.

Mittlerweile war er in den Kreisen der Fachgenossen durch eine Reihe von Arbeiten bekannt geworden, die von ungewöhnlichen Kenntnissen, von Scharfsinn und Gründlichkeit zeugten und ihn als Kenner der verschiedensten Gebiete der romanischen Linguistik und Literaturgeschichte legitimierten. Provenzalische und altfranzösische Texte hatte er seit 1858 in Eberts *Jahrbuch*, in Herrigs *Archiv*, beim 'Stuttgarter literarischen Verein', als Beilage zum Solothurner Schulprogramm herausgegeben. Ein erfolgreiches 'Italienisches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen' (1866, zweite Auflage 1868) liefs den erfahrenen Schulmann erkennen. Geschmackvolle Vorträge und Aufsätze, mit denen er sich an ein weiteres Publikum wandte, zeigten die Kunst seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung. Mit der gleichen Sachkenntnis berichtete er über Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich (1862) wie über das volkstümliche Epos der Franzosen (1866). Im nämlichen Jahre führt er in der 'Beilage zur allgemeinen Zeitung' dem deutschen Publikum Gaston Paris' *Histoire poétique de Charlemagne* vor, welches Buch ihm der Freund *en souvenir de longue amitié* gesandt hatte. Und noch 1866 schrieb er über den Roman *Flamenca* einen Artikel in den 'Grenzboten' und veröffentlichte zugleich in den 'Göttinger gelehrten Anzeigen' jene kapitale Besprechung der Meyerschen Ausgabe, die den Meister verrät. Genug! Ich wüfste nicht, wer damals in deutschen Landen in ähnlicher Weise den neuesten Forschungen auf romanistischem Gebiete, kritisch und mitarbeitend, folgte, wie der junge Schweizer Gymnasiallehrer.

Unter diesen Umständen hiefs die philosophische Fakultät der Universität Bern zu Anfang 1867 sein Habilitationsgesuch für romanische Sprachen und Literaturen willkommen, und er kündigte für das Sommersemester ein einstündiges Kolleg 'Einleitung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur' an. Doch fand sich kein Zuhörer, wie er mir später einmal schrieb.

Ein seltsames Zusammentreffen! In den nämlichen Tagen, da die Berner Fakultät seine Habilitation genehmigte, entschied sich auch in Berlin sein Schiksal. Der damalige Dekan der Berliner Fakultät, Moritz Haupt, wendet sich im Januar 1867 an den alten Diez nach Bonn mit der Nachricht, dafs Berlin für

seinen neubegründeten romanistischen Lehrstuhl einen tüchtigen Philologen suche. Wie Haupts und Diez' Vorschläge sich in der Person des jungen Tobler begegneten, haben Sie eben gehört.

Vier Monate darauf, am 23. Mai, seinem zweiunddreifsigsten Geburtstage, erging an Adolf Tobler der Berliner Ruf für ein Extraordinariat mit 1000 Talern Gehalt, und am 27. Mai kommt er bei den Berner Unterrichtsbehörden um seine Entlassung ein. In dem Entlassungsgesuch bezeichnet er die akademische Wirksamkeit als etwas, das seit langer Zeit Gegenstand seines sehnlichen Wunsches gewesen sei. Bern, das ihn nur so kurze Zeit besessen, liefs ihn mit herzlichen Wünschen und mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns scheiden. Das Schreiben der Schulkommission leiht der Überzeugung Worte, dafs Tobler 'mit der ihm eigentümlichen Auffassung und Lösung' des gymnasialen Pensums 'die gediegensten Ergebnisse' erwarten liefs.

So verlor Bern seinen ersten Romanisten — und zugleich seinen Musikreferenten. Adolf Tobler lieferte dem Berner 'Intelligenzblatt' pseudonyme Konzertberichte, deren Geheimnis die Redaktion versprochenermafsen treulich wahrte. Dafs der unbekannte Referent auch im Lehrerzimmer nicht immer Zustimmung fand, ist natürlich. Hier seinen ahnungslosen Kritikern gegenüberzustehen, bereitete ihm Spafs.

Mit dem Wintersemester 1867 trat er in die hiesige Universität ein, als Kollege von Mommsen und Ranke, Müllenhoff und Steinthal, Boeckh und Haupt, Bopp und Droysen.

Er begann mit dem *Chevalier au lyon,* der ihn durch die vierzig Jahre seiner hiesigen Tätigkeit begleitet hat, und mit Provenzalisch. Hinter dem Altfranzösischen und Provenzalischen trat das Italienische, das ihn bisher vorzugsweise beschäftigt hatte, in Berlin zurück; doch hielt er regelmäfsig über Dante — wie auch über Cervantes — Kolleg. Schon damals las er in der Frühe des Tages. Bereits im Sommer 1868 kündigte er jene Übungen der 'romanischen Gesellschaft' an, aus welchen sein Seminar hervorgegangen ist.

1868 begründete er seinen Hausstand. Sie sind Zeugen des Glücks gewesen, das ihm da erblüht ist. Im Sommer 1869 lehnt er einen Ruf nach Marburg ab, und im Januar 1870 wurde er ordentlicher Professor. Von diesem Ordinariat nahm er gleichsam Besitz mit jener meisterlichen Ausgabe des *Dit du vrai aniel* (1871), in welcher er zuerst an einem altfranzösischen Gedicht es unternommen, die ursprüngliche mundartliche Gestalt wiederherzustellen.

Nun gehörte er Berlin, ohne dafs er aufgehört hätte, Schweizer zu sein und das Gedankenerbe und die Sprache seiner Heimat treu zu bewahren. Er durchlief die Ehrenämter seiner Universität, war Dekan 1876 und Rektor 1890.

Mit Wattenbach und Diels zusammen wurde er am Leibniztage des Jahres 1882 in die Akademie aufgenommen und vom Sekretär Mommsen bewillkommt. Tobler spricht in seiner Rede von seinen bisherigen Arbeiten und von seinen Plänen. Wenn je eine Sammlung seiner kleineren Schriften veranstaltet wird, so wird diese kurze Rede dazu gehören. Er bestimmt hier selbst seine Stellung in der damaligen Forschung, spricht von seinen kritischen Ausgaben, seinen Arbeiten zur historischen Syntax und zur historischen Lehre vom Versbau, besonders aber von jener Sammlung gelegentlicher Notizen von lexikalischen Merkwürdigkeiten, die er zu einem Wörterbuch des Altfranzösischen auszuarbeiten sich entschlossen habe, und umschreibt die Aufgabe, die ein solches Wörterbuch zu erfüllen hat.

Und Mommsen antwortet: 'In Dir, mein teurer Freund Tobler, begrüſsen wir den ersten selbständigen Vertreter dieser jetzt mündig gewordenen Wissenschaft, in Dir nicht bloſs einen ihrer Meister, sondern zugleich den entsagenden und mutigen Unternehmer eines jener fundamentalen Werke, die geschaffen zu haben dem Gelehrten das reine Gefühl nützlichen Strebens gewährt, an denen helfend und fördernd mitgewirkt zu haben der Ruhm der Akademien wie der Regierungen bleibt.'

Auch Mommsen spricht hier von Toblers Wörterbuch, dessen Drucklegung Tobler eben damals, nachdem er schon Druckproben hatte herstellen lassen, entsagt hatte. Denn Godefroys *Dictionnaire de l'ancienne langue française* hatte 1880 zu erscheinen begonnen. Das Urteil über dieses fleiſsige aber diffuse und unzuverlässige Werk steht längst fest: ihm gehen in Anlage und Ausführung gerade die philologischen Qualitäten ab, die das Wörterbuch Toblers ausgezeichnet haben würden, und wenn Godefroys *Dictionnaire* uns allen genützt hat, so hat es anderseits der ganzen Forschungsarbeit der letzten dreiſsig Jahre den Schaden zugefügt, daſs sie seinetwegen Toblers Wörterbuch entbehren muſste. Was uns dieses gebracht hätte, das lassen all die Beiträge erkennen, die Tobler zur Wortforschung in etymologischen und syntaktischen Arbeiten, in Rezensionen und Anmerkungen zerstreut hat: blühende Zweige, die von einem Baume gebrochen sind, dessen ganze Krone, dessen Stamm dem Auge sich entzogen. Welch fruchtbeschwerte Äste dieser Baum tragen mag, erkennen wir auch daraus, daſs nach Toblers Überzeugung, 'der gröſste Teil dessen, was gemeiniglich der Syntax zugewiesen wird, fürs Französische durchaus dem Wörterbuche und nur ihm anheimfällt'.

In dem Augenblicke, da wir den plötzlichen Verlust des unermüdlichen Forschers beklagen, stimmt es doppelt wehmütig, zu sehen, wie es ihm versagt geblieben ist, sein Hauptwerk in den Dienst aller Forschenden und Lernenden zu stellen. Zur

Seite seines verwaisten Schreibtisches ruhen heute noch ungedruckt die Tausende von Zetteln, die seine schöne klare Schrift bedeckt, und mahnen die Lebenden an ein nobile officium.

Seit 1875 haben sich die auswärtigen gelehrten Körperschaften mit Huldigungen bei Adolf Tobler eingestellt: zuerst die rumänische Akademie zu Bukarest, die ihm die Ehrenmitgliedschaft schenkte; dann das Institut de France, das ihn zum Korrespondenten ernannte und ihm im vorigen Jahre die Mitgliedschaft verlieh; die Gothenburger, Wiener, Münchener Akademie, die Accademia de' Lincei, das Istituto Lombardo usw. usw.

Zu den Gedenktagen seines fortschreitenden Lebens, zu seinem Professorenjubiläum (1895), seinem siebzigsten Geburtstage (1905), seinem fünfzigsten Promotionstage (1907) strömten aus allen Ländern die Gratulationen und Huldigungen derer zusammen, die einst zu seinen Füſsen gesessen oder sich an seinen Werken gebildet haben — es sind ganze Generationen von Romanisten. Diese Gedenktage hat unsere Gesellschaft wie Familienfeste gefeiert. —

Man hat wohl gesagt, daſs Adolf Tobler streng und kühl gewesen sei. Darüber möchte ich noch ein Wort sagen, der ich so viel Liebe von ihm erfahren habe.

Er war vor allem streng, unerbittlich streng gegen sich selbst. Er lebte ganz seiner Pflicht. Es war alles kernig und tüchtig an ihm. Er hatte jene Zurückhaltung, jene Herbheit, die so oft das Angebinde tiefer Wahrhaftigkeit ist. Und er war wahrhaftig: das macht auch den Gelehrten und Forscher in ihm so groſs. Auch ich habe wohl, wie jeder, seine Herbheit erfahren. Sie war die Schwester seiner Liebe und Freundschaft.

Wer seine zurückhaltende Art aus der Ferne sah, den täuschte der Eindruck. Enthaltung von Worten, schrieb einst sein Bruder Ludwig vom Vater Salomon, beweist nicht ohne weiteres Mangel an Gefühl. Sie kann auf Scheu vor unzarter Berührung, auf innerer Keuschheit beruhen. Daſs Adolf Tobler tief empfand, daſs er seine Schüler liebhatte und innigen Anteil an ihrem Ergehen nahm, daſs zeigen, denke ich, seine Schweizer Jahre, und das ist in der Berliner Zeit nicht anders geworden. Wer ihm näher kam, wer Briefe von ihm hat, der weiſs davon zu erzählen. Und viele von Ihnen wissen es. Aus solchen Briefen will ich nur eine Stelle zitieren, Worte, mit denen er 1905 den Dank ablehnte, den ihm ein alter Solothurner Schüler durch meine Vermittelung abstatten lieſs: 'Ich glaube nicht, daſs er mir für das Französisch, das er bei mir gelernt haben mag, zu besonderem Dank verpflichtet ist. Es wird wohl eher der Eindruck sein, daſs ich meine Schüler liebgehabt und mich bemüht habe, auf ihre werdenden Persönlichkeiten heilsam zu wirken, der ihm mein Andenken wert macht. Ich weiſs aus eigener

Erfahrung, daſs das am ehesten haftet. Ich besuche immer noch, sooft ich nach Zürich komme, meinen alten Sekundarlehrer Heuſser, der in Embrach immer so freundlich gegen mich und daneben so streng gegen sich gewesen ist.'

Er selbst war, auf der hohen Warte, auf die das Schicksal ihn gestellt, wie dieser Lehrer Heuſser, dem er so anhing. Wenn er, wie Sie gehört haben, es innig gewünscht hat, gleich Gaston Paris ein *élève de Diez* auch im menschlichen Sinne genannt zu werden, in seiner Güte, seiner Reinheit und dem Adel seiner Gesinnung, dann freuen wir Nachgeborenen uns innig, ihm diesen Wunsch und zugleich eine Pflicht zu erfüllen und die Güte, die Reinheit und den Adel der Gesinnung dieses groſsen Gelehrten und Lehrers zu preisen.

H. Morf.

Die Sachsengrenze.

Vor den Toren von Marburg, 30 bis 40 km in der Luftlinie, zieht sich eine Sprachgrenze hin von solcher Schärfe und Mächtigkeit, daſs sie den Namen einer europäischen Sprachscheide verdient. wenigstens soweit Europa germanisch ist. Denn dort scheidet sich Hochdeutschland in seinen deutlichsten Merkmalen von allem übrigen Germanenland bis hinauf zum Nordkap und zu den Hebriden. Ich habe diese Grenze im mittleren Ederland durch Zufall kennen gelernt. Im südlichen Zipfel des Fürstentums Waldeck, wo ich von wohlvertrauten fränkischen Lauten umgeben war, traf ich einen Mann, dessen säuselnde Sprache mich unmittelbar an die Wasserkante erinnerte. Auf meine Bemerkung, er sei auch kein Waldeckscher, versicherte er mir zu meinem Erstaunen das Gegenteil. Er sei aus dem Upland, wo überhaupt eine edlere Rasse wohne; denn sie seien Sachsen, während das hier Franken seien. Und in der Tat, die Karte schien seiner Völkerkunde recht zu geben; nördlich der Eder Sachsenhausen und Sachsenberg; südlich der Eder Frankenau und Frankenberg. Das war höchst merkwürdig, und ich machte mich gleich auf die Suche. Und so suchte und fand ich eine Linie, die Sachsen- und Frankenorte so deutlich scheidet, als man es nur wünschen kann, und verfolgte sie auf 60 km hin zwischen je 14 Ortschaften nördlich und südlich dieser Strecke hindurch. Ich besuchte sie längst nicht alle, dazu waren mir meine kurzen Ferien zu kostbar; ich konnte meine Lücken aber so weit durch Erkundung füllen, daſs Irrtümer in wesentlichen Dingen ausgeschlossen sind, wenn ich diese Linie hier vorführe.

Eine weitere Sicherung gegen Irrtümer und eine nachträgliche Beruhigung darüber, daſs meine Arbeit nicht überflüssig war, verschaffte ich mir durch Einblicke in die Forscherarbeit, die dieser ausgezeichneten Landschaft bisher gewidmet worden ist. Es war klar, daſs das nahe Marburg sie längst ins Auge gefaſst haben muſste. Der groſse Mittelpunkt deutscher Mundartenforschung, Wenkers Sprachatlas, ist ja dort zu Haus. Aber ich wuſste auch, daſs die Arbeitsmethode eines so allumfassenden Werkes für die von mir begehrte Erkenntnis nicht hinreichenden Baustoff schaffen konnte. Und dann sind die Früchte dieses Werkes auch noch besonders schwer zu pflücken, da sie zunächst nur in der langen Reihe von Berichten be-

stehen, die Wrede seit bald zwei Jahrzehnten darüber erstattet. Nachdem ich diese nun eingesehen habe, gestehe ich zweierlei: erstens, daſs ich mit meiner Arbeit rascher und sicherer ans Ziel gekommen wäre, wenn ich es vorher getan hätte; zweitens aber auch, daſs auf mein engbegrenztes Gebiet, wie zu erwarten war, aus solcher Höhe nicht die Lichtmenge fiel, die ich brauchte. — Zum besonderen Forschungsgebiet war die Landschaft schon lange gemacht worden von Dr. Mauermann in Marburg, aber seine Ergebnisse hatten sich nicht zum Werk verdichtet, und so hatte denn meiner Vorführung der Sachsengrenze tatsächlich niemand vorgegriffen.

Gemeinsame Züge des mittleren Ederlandes.

Nur Gegensätze lieſsen sich nicht erwarten; selbst groſse Kultursprachen, deren Verwandtschaft unkenntlich geworden ist, zeigen oft merkwürdige Übereinstimmungen; und wenn ich auch den Eindruck hatte, als ob hier Hohenlohisch und Mecklenburgisch zusammenstoſsen und die Verständigungsmöglichkeit in der Mundart aufhöre, so muſste ich doch neben altem Erbe auch Neuerungen feststellen, die den Weg über die Grenze gefunden hatten.

Neue Spirans lenis. Daſs das bilabiale *v* und das palatale *γ* oder *j* für hochdeutsches *b, v* und *g*: *lɛ:vən, oven, bli:vən, glauvən*; *ovən* (Ofen), *ʃtivəl, bri:ve, ho:ve*; *da:γə, wɔ:γə, kuγəl, lijən* bei Franken und Sachsen gilt, war zu erwarten. Wieweit diese Spiranten im Süden der Grenze, bei den Franken, altererbt sind, bleibe dahingestellt. Neu ist sicher die Dentalspirans *đ* für hochdeutsches *d* und *t*: *ba:đe, lɛđr, ʃni:đə, wiđər*; *hi:đə* (Hüte), *ro:đə, si:đə* (Seide und Seite), *guđə*. Sie gilt als Regel nur für den Süden; gerade der Norden behält *d* bei: *ba:də, lɛdr, ʃni:də, widr*; *hɔyde, ro:de, si:də, gudə*. Aber vereinzelt tauchen sie auch dort auf: *gliđər, wiđər, si:đə, guđə, høđə* (heute), ja sogar *gəriđn*, überschreiten die Grenze vereinzelt im Osten des Gebietes. Deutlich zeigt sich die Spirans *γ* oder *j* im Anlaut des Partizips, wo sie sich auch ganz verflüchtigen kann, aber nur bei den Sachsen: *γədɔ:n, jədɔ:n* (getan), *hai hɛr ət ədɔ:n* (er hat's getan). *r* für *đ* erscheint im Westen.

Alte Kurzsilbigkeit. Sie steht im ganzen auf fränkischer Stufe. Nur *a* ist durchweg gedehnt vor Lenis: *ba:đə, gra:və, ra:đə, da:γə, ha:zə*; *e* und *o* in beschränktem Umfange: *wɛ:γə, lɛ:zn, lɛ:vn, de:re* (Türe), *tofre:đn, ho:və*: alle anderen Kurzvokale sind erhalten: *ɛđr* (Eder), *lɛđr, leγn, gliđr, liγn, ovn, bodn, kuγl*. Nun dehnt aber der sächsische Norden das *a* auch vor Fortis: *ma:kən, sa:kən, wa:kən, wa:tər*; der Nordosten auch *e* und *o*: *e:tn, fre:tn, we:ke* (Woche), *bre:kn, jəbro:kn, jəʃo:tn*; *jəto:γn, ko:kn*, wo zudem noch *o:vər* dem *ìvər* gegenübersteht. Also auch hier der deutliche Schnitt der Grenze.

Fortisauslaut. Nur in diesem alten Lautgesetz herrscht völlige Gemeinsamkeit. *ho:və — ho:p* (Süden) — *ho:f* (Norden), *gra:ve —*

gra:p (Süden) — *gra:f* (Norden), *ba:đə — ba:t, gliđr — glit, bede — bet, hi:đə — hu:t, rɔ:đə — rɔ:t* (Rat); *da:γə — da:k* (Süden) — *da:χ* (Norden); *vɛ:γə — wɛ:k* (Süden) — *wɛ:χ* (Norden). Es ist der einzige lebendige Lautwandel, dessen ungespaltene Herrschaft die Grenze nicht achtet. — Der Stärkegrad ist verschieden; er ist geringer nach langem Vokal; geringer, wo er alter Lenis entspricht; am geringsten also im Norden; dort sind die Entsprechungen von *hu:t* und *rɔ:t* vielleicht besser *ho:d, rɔ:d* zu schreiben.

Alte Tieftonsilben. Die Erhaltung des auslautenden *e* und *n* im Tiefton, der altertümliche Zug des deutschen Nordostens, ist dem ganzen Ederlande gemeinsam. Nirgends, grammatisch wie räumlich gesprochen, ist das mittelalterliche *e* verschwunden. Anders steht es mit *n*. Ganz vereinzelt kann man hören: *tsufređə, getrofə, gegɛ:* im Süden; *tofre:də, ən grautə juŋə* im Nordwesten. Welche Bedeutung diesem *ə* aus *n* zukommt, das sich übrigens innerhalb der Einzelmundart von dem alten Auslaut-*e* deutlich unterscheidet (Spielarten: *e, ɛ, ə*), ob es erster Ansatz zu neuem Lautwandel oder in engbegrenzter Stellung schon durchgeführter ist, vermag ich nicht zu erkennen.

Die Lautverschiebungsgrenze.

Die weithin sichtbaren Grenzstöcke von Hochdeutschland sind die altgermanischen Plosivfortes *p, t, k*. Auf sie baute ich meinen ersten Erkundungssatz. *ʃte: uf und maχ di te:rə tsu:* klingt es hüben; *ʃtɔ: up und ma:k de dø:rə tau* klingt es drüben. In der Stärke des Eindrucks folgen die Spiransfortes; die Plosivlenes überzeugen am wenigsten, weil die fränkische Erweichung den Gegensatz schwächt; dennoch ist auf begrenztem Gebiet auch bei diesen noch ein grelles 'Hie Sachse! hie Franke!' zu hören. Von Vokalen stimmt in diesen Schlachtruf vor allem das sächsische *e:, o:* gegenüber dem fränkischen *i:, u:* ein, deren Gegensatz ich der Anschaulichkeit halber gern die *ío-, uo*-Verschiebung nennen möchte. Das klingt unwissenschaftlich, aber in dem Wirrwarr von altgermanischen *ê* und *ô, ai* und *au, iu* und *eo* und ihren Entwicklungen, in den man hier gerät, ist diese Benennung mit dem althochdeutschen Namen eine Rettung.

Die *P-T-K*-Verschiebung. Sie gilt ausnahmslos.

Süden: *ʃo:f, ʃlo:fn, laufn, kaufn, ʃlaifn, geʃlìfn, getrofn, uf*
Norden: *ʃɔ:p, ʃlɔ:pn, laupn, kaupn, ʃli:pn, geʃlìpn, gedropn, up*

Süden: *wəsr, ɛsn, ʃtro:se, gro:s, wais, fu:s, tswai, tsu:*
Norden: *wa:tər, ɛtn, ʃtrɔ:te, graut, wi:t, fo:t; twai, to:*

Süden: *maχn, brɛχn, woχe, gebroχn, bu:χ, tu:χ, hisçən, ìç*
Norden: *ma:kn, brɛ:kn, we:ke, γebro:kn, bauk, dauk, hy:skən, ìk*

Die *F-CH*-Verschiebung. Die Verschiebung der Spiranslenis ist durch die obengezeichnete Entwicklung getrübt; nur im Auslaut, in der Spiransfortis, herrscht das alte Verhältnis. Eben dieses scheint auch zu beweisen, daſs man es im fränkischen *v* und *γ* mit

dem Erzeugnis eines fränkischen Lautwandels aus *b* und *g* zu tun hat. Eine sichere Unterscheidung von nördlichem *v* als labiodental gegenüber südlichem als bilabial konnte ich nicht überall treffen; vorhanden ist sie vielfach.

Süden: *gra:p, di:p, laip, waip, ʃraip, ap*; *bri:p, ho:p*
Norden: *gra:f, de:f, li:f, wi:f, ʃri:f, af:*; *bre:f, ho:f*

Süden: *ta:k, tro:k, bɛrk, wɛ:k, genvŋk, ʃwaik, lek, lik*
Norden: *da:χ, tro:χ, bɛrχ, we:χ, γenavχ, ʃwi:ç, leχ, liç*

Die *B*-*D*-*G*-Verschiebung. Ihre Sichtbarkeit beschränkt sich auf die Geminaten. Der Inlaut ist durch die Spiransbildung verdunkelt. Der Anlaut zeigt für alle drei den Gegensatz von stimmhaft und stimmlos, von dem später geredet werden soll (*g* als leichte Spirans zwischen *χ* und *j* schwankend in der Partizipbildung, s. oben); bei *d* zeigt der Süden bisweilen eine Härte, die mit *t* geschrieben werden könnte: *tu:wə, geto:n.* Wirkliche Fortis kennt er im Inlaut nur nach kurzem Vokal, und zwar eben an Stelle alter Geminaten, bisweilen erscheint sie auch noch nach verkürztem Vokal: *futr, lɛtr* (Leiter); nach altkurzem: *fatr, bete.*

Süden: *ripɛ, ʃitn, wɛtr, brikɛ, rikn, wekɛ*
Norden: *rib:ə, ʃyd:n,* [*wɛđər,*] *bryg:ə, ryg:ən, weg:ə*

Die *IO*-*UO*-Verschiebung. Für altes Sachsenland gehört die Nichtverschiebung der ihr zugrunde liegenden Vokale zur treuen Gefolgschaft der unverschobenen Konsonanten.

Süden: *ti:b, li:b, ʃli:sn, ʃi:sn, gi:sn, fli:gn, bri:b*
Norden: *de:f, le:f, ʃle:tn, ʃe:tn, ge:tn, fle:gn, bre:f*

Süden: *bu:χ, hu:t, ru:fn, fu:s, tu:χ, futər, tsu:, ku:*
Norden: *bo:k, ho:d, ro:pn, fo:t, do:k, fo:dər, to:, ko:*

Die Gefolgschaft der Lautverschiebungsgrenze.

Alle sprachlichen Gegensätze des Ederlandes, ob sie für die Trennung von Nord und Süd bezeichnend sind oder nicht, schliefsen sich der grofsen Grenze an. Die es auf ihrer ganzen Erstreckung tun, sich also hier als entschiedene Parteigänger von Sachsen oder Franken gebaren, sind folgende:

Lenisentstimmung und Fortisschwächung. Sie ist ein lebendiges Lautgesetz, eine Änderung des Lautsystems und an trennender Kraft so grofs wie die Lautverschiebung, die als abgestorbenes Lautgesetz nur veränderte Wortformen hinterlassen hat. Sie trifft die Lauterzeugung, während diese nur das Wortbild trifft. Eben weil die Grenze so scharf gezogen, die Zugehörigkeit so klar ist, habe ich stimmhafte und stimmlose Lenes nicht durch besondere Zeichen unterschieden. Die sächsischen Plosivlenes *b, d, g* sowie die Spiranslenes *v, z* sind ohne weiteres als stimmhaft zu lesen; die fränkischen *b, d, g, v, z* ohne weiteres als stimmlos. Und nicht nur das. Die fränkischen Lenes sind, abgesehen von *đ* und *γ*, gar keine echten

Lenes, sondern schwanken zwischen Lenis und Fortis hin und her. Das fränkische Lautsystem hat die freie Fortis verloren; Fortis erscheint nur noch in lautgesetzlicher Abhängigkeit im Auslaut und nach kurzem Vokal (s. *b-*, *d-*, *g-*Verschiebung).

Im Inlaut nach langem Vokal sind *p, t, k* der Spiranslenis verfallen (für *p* nur Fremdwörter, für *k*: *haγən* aus *hâken*), *f, s, χ* zu den unsicheren Lenes *v, z, γ* erweicht: *ʃo:ve, ru:vn, fi:ze, ʃi:ze, ʃi:zn, bu:γə, di:jər* (Tücher). *r* für *z* in *iç wairəs*. Sächsische Fortisschwächung nur in Satzberührung: *se dø:d ən daug ym ən kop,* im Westen.

Der wohlgeordnete, alte Reichtum des niederdeutschen Lautschatzes trifft an der Lautverschiebungsgrenze mit der Armut und Verwahrlosung des mitteldeutschen zusammen.

Vokalentrundung. Sie vollendet mit jenen beiden Gruppen die lautliche Verarmung des Fränkischen. Im Sächsischen stehen *ø, y, ø:, y:, ɔ̈y* noch in voller Blüte; dort sind sie *e, i, e:, i:, ai* gleichgemacht:

Süden: *drevər, kimət, de:rə, li:đə, hi:sər, kaifər*; *be:sə, hi:đə*
Norden: *drøvər, kym:ət, dø:re, ly:də, hy:zər, kəypər*; *bəyzə, hø:də*

Vokaltrübung. Eine weitere Entfernung von der alten Klarheit zeigt das fränkische *ɔ:* gegenüber dem sächsischen *a:*.

Süden: *dɔ:k, ʃɔ:đe, dɔs grɔ:s, rɔ:t*
Norden: *da:χ, ʃa:də, dat gra:s, ra:d*;

das fränkische *o:* gegenüber dem sächsischen *ɔ:*

Süden: *do:, wo:γə, ro:t, ʃo:f, ʃlo:fn*
Norden: *dɔ:, wɔ:γə, rɔ:t, ʃɔ:p, ʃlɔ:pn*

E-O-Diphthongierung. Dieser und die folgenden Lautwandel sind kein Gesetz mehr, nur noch Regel; sie scheiden keine Laute mehr, nur noch historische Wörtergruppen; daher auch Überspringen der Grenze durch einzelne Wörter. Hier stehen althochdeutsche *ê, ô* im Süden neuen *ai, au* im Norden gegenüber.

Süden: *ʃne:, we:, me:, ge:t*; dazu *tse:ne, he:*
Norden: *ʃnai, wai, mai, gait*; *taine, hai*

Süden: *bro:t, ro:t, gro:s, ʃtro:, o:r*; Umlaut *be:ze*
Norden: *braut, raud, graut, ʃtrau, aur*; *bəyzə*

Vokalkürzung. Vor alter Fortis scheinen im Süden vokalische Längen massenhaft gekürzt; aber auch vor Lenis ist dies nicht ausgeschlossen; im Osten mehr als im Westen; Übereinstimmung gering. Alte *î*: *wis, risn, wip, blip, tsit*; *ʃtig, win*; alte *û*: *bruχ, hus, rupe, krut, uf, mul:, us*; alte *iu*: *uχ* (euch); alte *io*: *ʃisn*; alte *uo*: *gut, futər, mutər, fus, buχ, tuχ*; alte *üe*: *kiwe, fise*; alte *ai*: *lɛtr*; alte *au*: *froγə* (Frau). Sie kommen nördlich der Grenze nur ganz ausnahmsweise vor; so *up, gud, uχ, lɛdr.*

KS-SK-Wandel. Im Süden *ks*: *fùks, oksən, saksən*; im Norden: *fos:, os:n, sas:n*; Regel. — Im Süden *sk* ausnahmslos zu *ʃ*:

fiſe, tiſ, buſ, hipſ; im Norden, allerdings sehr seltene Spuren von *sk*: *fiskə, disk, hipsk, busk* (Sachsenhausen), während *sk* im Anlaut (*skɔ:p*) nirgends mehr an der Grenze steht.

Wortschatzverschiedenheiten (Fürwörter, Hilfszeitwörter, gebräuchlichste Wörter). Während die *ik, mik, dik, sik* gegen *iç, miç, diç, siç*; die *dat, wat* gegen *das, was*; die *hai, sai, gait, stait* gegen *he:, se:, ge:t, ſte:t*; *haisçən* gegen *hyskən*, auch *woχe* gegen *weke*, als einfache Lautwandelfälle sich darstellen, läſst sich der Gegensatz einer Menge anderer Wortformen, der haarscharf der Lautverschiebungsgrenze folgt, nur als Wortverschiedenheit bezeichnen:

Süden: *ge:n, ſte:n, lo:n, ho:n, iç hɔns,, he hɔt*; *sa:n, gəsait*;
Norden: *gɔ:n, ſtɔ:n, lɔ:tən, han:, ik havet, hai hɛt*; *sɛgn, gəsɛχt*;

ebenso *ni:ne* gegen *negəne*; *das* gegen *dyt*; *e:r, de:r* und *de:* (ihr) gegen *ji:*. — *hu:fn* und *haup*, die hochdeutsche Grundform und die des gesamten übrigen Germaniens einschlieſslich Holland, England und Skandinavien, stoſsen hier zusammen; doch begleitet dieser Gegensatz die Grenze nicht mehr in ihrem westlichen Drittel, wo auch schon der Süden in *hø:f* die nordgermanische Form zugrunde legt. Diese und andere Wortformgrenzen gehören zur folgenden Gruppe.

Flexionsverschiedenheiten. Als bloſse Lautwandelfälle stellen sich Gegensätze zwischen Nord und Süd dar, wie: *ən le:vət kind* gegen *ən li:vəs kind*; als verschiedene Flexionen: *mi: hɛt, ji: hɛt* im Nordwesten, *mi: han, ji: han, mi: sin, ji: sin* im Nordosten; beide in ihrem Gleichklang der Pluralendungen im Gegensatz zu der ganzen Landschaft südlich der groſsen Grenze, die die alte Verschiedenheit bewahrt hat: *mɛ:r hɔn, dɛ:r hɔt, mɛ:r sin, dɛ:r si:t*. Dieser Gegensatz würde Sächsisch und Fränkisch auf unserem Blatt völlig trennen, schlösse sich nicht in der nordöstlichsten Ecke der erste nicht mehr waldecksche Ort dem Süden an. Einzelfälle für verschiedene Partizipbildung; so Norden: *gegit*, Süden: *gegɛ:*.

Die Gäste der Lautverschiebungsgrenze.

Die erstaunliche Tatsache ist die: alle Grenzen, welcher Art und welchen Grades sie sein mögen, Laut-, Wort- oder Beugungsgrenzen, Wörtermassen- und Einzelwortgrenzen, sie sind alle an die groſse Linie gefesselt, keine einzige durchschneidet sie. Die meisten begleiten sie ganz; ein kleinerer Teil nur teilweise; es sind die Gäste.

Auf der fränkischen Seite sind es die Grenzen für folgende Wandlungen:

I-U-Diphthongierung. Die östliche Ecke hält es mit den Sachsen.

Osten: *dri:vn, li:đe, gli:ç, si:*; *du:və, tru:və, hu:fn*
Westen: *draivn, laiđe, glaiç, sai*; *dauvə, trauvə, haufn.*

Hinter der Grenze erscheint die Zwischenstufe *ei, ou* (von Bringhs. bis Orke).

AI-AU-Monophthongierung. Über das geschichtliche Verhältnis soll dieser Name nichts aussagen; er soll nur, wie die mit *io-uo* und *ê-ô*, die klaren althochdeutschen Vokalgruppen zeigen. Der Weg ist wohl germanisch *ai*, niederdeutsch *ê*, neuederländisch *ai*; letzteren Wandel hätte dann die westliche Hälfte nicht mitgemacht; das Wort 'Monophthongierung' wäre demnach hier konservativ, nicht fortschrittlich, zu verstehen.

Westen: *kle:n, ʃte:n, fle:ʃ, le:d, he:sn, tswe:, de:l*; *gəwɛ:st*
Osten: *klain, ʃtain, flaiʃ, laid, haisn, tswai, dail*; *gəwaist*.

Vielleicht können die Pronominal- und Verbalformen das tatsächliche Verhältnis aufdecken helfen.

Westen: *lo:fn, ko:fn, glo:vn, ro:χn, ho:f*
Osten: *laufn, kaufn, glauvn, rauχn, (hu:fn)*.

Vokalrundung. Sie trifft gerade diese *o:* gleich ahd. *au* mit, während sie die *o:* gleich ahd. *ô* verschont, ist also für *o* kein Lautgesetz mehr, während sie es für *u* zu sein scheint; denn diese trifft sie unterschiedslos, ob aus *uo, û* oder *iu* stammend:

Westen: *hy:d, gyt, ry:fn, tsy:, fys, ky:, fytr*; *ʃryve, bryç*; *yç*
Osten: *hu:d, gut, ru:fn, tsu:, fus, ku:, futr*; *ʃrauve, bruχ*; *uχ*.

Westen: *lø:fn, kø:fn, glø:vn, rø:χn, hø:f*; dagegen *gro:s, ro:d, ʃo:s*.

Alte Umlaute von *uo* und *ou*, die gerade hier besonders häufig sind, bleiben natürlich entrundet: so erscheint *siçən* neben *sy:χən, ke:fən* neben *kø:fən, gle:vən* neben *glø:vən*, ähnlich wie auf sächsischem Gebiet *sø:ken* neben *so:kən, glɔyvən* neben *laupən*.

Vokalweitung. Das Verhältnis von *e, o* zu *i, u* ist ein doppeltes. Es ist altgermanisches *e, o* in vereinzelten Formen, die Nord und Süd übereinstimmend zeigen, wie: *fel, tofredən, gəʃlepən, dø:re, fos:*. Es ist vorwiegend späterer Lautwandel, wo sie sich gegenüberstehen; und hier steht merkwürdigerweise das niederdeutsche *e, o* im Süden bei den Franken: *eç, deç, me:, de:, es*; *lejən, wedr, gevl* gegenüber *ik, dik, mi:, ji:, is*; *liγən, widər, givəl* bei den Sachsen. Wieweit lautgesetzliche Weitung vorliegt, konnte ich nicht abgrenzen; sicher ist sie für einzelne Orte vorhanden.

Im Südwesten werden alte *e* zu *ɛ*, alte *ɛ* zu *a* geweitet, und zwar lautgesetzlich (für *o* zu *ɔ*: *ʃlɔs, bɔdn*, nur Einzelfälle),

Westen: *gap, la:sn, asn, wa:g*; *tɛ:re, tsufrɛ:dn, ɛ:r, ɛs, hɛ:*
Osten: *gɛp, lɛ:sn, ɛsn, wɛ:g*; *te:re, tsufre:dn, e:r, es, he:*.

Dem Westen gehört die Weitung *øʃ* aus *iʃ*: *tøʃ, føʃ*, die dort mit der Dehnung *eiʃ* aus *iʃ* zusammenstöſst: *teiʃ, feiʃ*.

Im Osten die Engung *ù* aus *ô*: *grù:s, ʃtrù:, brù:d, rù:t*; dafür in der Westecke der Diphthong *ou*: *grous, rout* etc.

Auf der sächsischen Seite liegen die Grenzen für folgende Wandlungen:

IO-UO-Diphthongierung. Ich bitte um Entschuldigung für den Namen; begründet ist er schon hinlänglich; gemeint sind natürlich die nur sächsischen *e:* und *o:*.

Osten: *le:f, bre:f, de:f, ʃle:ten, ʃe:ten, fle:γən, we:* (wer)
Westen: *lɔef, brɔef, dɔef, ʃlɔetn, ʃɔetn, flɔejən, bɔe* (wer).

ɔe schwankt örtlich nach *ae* hin. Die Verbreitung dieses Lautwandels ist auf unserem Gebiet beschränkt. Für den folgenden gilt das umgekehrte Verhältnis.

Westen: *bo:k, do:k, bro:dr, fo:dr, ro:pn, so:kn, γəno:χ, to:*
Osten: *bauk, dauk, braudr, faudr, raupn, saukn, γənauχ, tau.*

Vokalbrechung. Sie trifft *ë* und *e*; *o* und *ø*; *i* und *ü*; unter den *e* und *ø* sind es wieder nur die, die ahd. *i* und *ü* entsprechen. Die *ea, oa, øə, iə* bezeichnen hier kurze Vokale.

Westen: *weađr, hean, eatn, leadr, gəseaχt, gəʃleapn, weake,*
Osten: *wɛđr, hen, e:tn, lɛdr, gəsɛχt, gəʃlepn, we:ke,*

Westen: *boadn, ʃloat, oavn, øəvər, γəʃoatn, koakn, γətoaγn,*
Osten: *bodn, ʃlot, o:vn, o:vər, γəʃo:tn, ko:kn, γəto:γn.*

Selten sind die gebrochenen *i* und *ü*: *wiəze, giəvət, gliət*; *fyəjəl* (Vögel); sie stehen im Westen neben den ungebrochenen und ungeöffneten *i*: *ik, dik, widr, givəl,* für welche beide das ganze Gebiet sonst nur offene *i* hat: *wìze, gìvel, glìt*; *ìk, dìk, wìdr, gìvəl,* die bis zu *e* gehen können.

Vokalengung. Derselbe Osten, der die umfassendste Dehnung von *ë* und *o* hat (siehe alte Kurzsilbigkeit), zeigt die *ë* in der Dehnung hier als *e,* dort als *ɛ*:

le:zn, le:vn, we:ç, e:tn, bre:kn, se:jən (sagen),
lɛ:zn, lɛ:vn, wɛ:ç, ɛ:tn, brɛ:kn, sɛ:jən.

S-Wandel. Altgermanischer Lautwandel, dessen Wirkung der Flexionsverschiedenheit gleichkommt, ist das hochdeutsche *r* aus *s* gegenüber niederdeutschem Verstummen. Hier folgt noch ein hervorstechendes Wort der großen Grenze: Süden *wɛ:r,* Norden *we:,* begleitet von *dɛ:r* und *de:* (wer, der). Die dem Süden angehörigen Fürwörter *mɛ:r, dɛ:r* (wir, ihr) reichen nicht über den Osten hin. Dort steht in Waldeck, wie im Norden: *me:, de:.* So weit bezieht sich dieses *r* noch auf die Hauptgrenze und die fränkischen Nebengrenzen. Auf die sächsischen nur im Nominativ: *ən grautən jvŋən*; seine unbedingte Geltung erreicht die Grenze nur noch im Westen; im Osten tauchen noch ab und zu Spuren des Gebrauches auf.

Das Trümmerfeld.

Die große Scheidewand zwischen Nord- und Südgermanien hat auf unserem Gebiet eine kleine schadhafte Stelle. Bei Sachsenberg und Neukirch spaltet sie sich; sie zweigt die *f-ch*-Verschiebungsgrenze nach Süden ab und läßt sie ein kleines Zwischengebiet einschließen: ein Trümmerfeld, auf dem man die Reste der Sachsensprache zusammenlesen kann. Da findet man *kalf, af di:f, li:f, tsyχ* noch als Regel; dazu Splitter: *dyt, ɛt,* auch *mi:* und *ji:* (*ik* und *wat* sind nicht mehr da). Die eingebrochene fränkische Flut hat sie stehen lassen.

Die von Süden andrängende Flut hat nun auch schon einiges über die Wand hinausgetragen, wo sie sie nicht stürzte. So zeigt Kirchlotheim die *io-, uo*-Verschiebungsgrenze ein bifschen durchlöchert durch Formen wie *fu:t* neben *ro:pen, di:f* neben *ʃle:tən*; die Jungen ziehen sogar schon das Wort *di:b* vor. Buchenberg ist von der fränkischen *î-, û*-Diphthongierung erobert. In Oberwerba scheint gerade das *ɛs* einzudringen, das die Sachsenberger abgelehnt haben: *ji: hans*. Das sind bedenkliche Anzeichen des nahe Bevorstehenden; für das gegenwärtige Bild sind sie noch belanglos.

Ein freilich viel weniger klares Gegenstück innerhalb des Fränkischen ist Bringhausen zwischen Orke und Altenlotheim. Dort scheint die Vokalrundungsgrenze übersprungen von dem Worte *suχən*, das neben *ryfən, røχən, glø:vən* steht; die Monophthongierungsgrenze durch Formen wie *kɔyfən*. Auch Orke verhält sich zweideutig. Ferner scheint die Vokalentrundung hier ein Zwischengebiet zu haben, dessen Stufen und Grenzen sich mir entziehen. Von diesem Felde starker Bewegung abgesehen, sind fast überall noch die Eindringlinge, die die alte Ordnung zu stören trachten, oder schon gestört haben unter Anbahnung einer neuen Ordnung, als solche mit Leichtigkeit zu erkennen.

Übereinstimmung der Sprachgrenzen mit den jüngeren politischen Grenzen.

Dafs das, was die Menschen äufserlich trennt, sie schliefslich auch innerlich und sprachlich trennen mufs; dafs das Stärkste, was Menschenmassen trennt und verbindet, staatliche Grenzen sind; dafs die sprachliche Trennung und Zusammenschliefsung zeitlich hinter der politischen liegen mufs, das sind Wahrheiten, die sich von selbst verstehen. Man war daher auch von jeher im Ernst nur über Mafs und Zahl dieser Vorgänge uneins. Die Grenze des rohen Urstaates, des Stammes, hielten die einen für sprachlich unverwischbar, die anderen für kaum beachtlich; und durch überstarke Betonung des Standpunktes gelangte man auf beiden Seiten zum Vergessen obiger Wahrheiten. Da war es gut, dafs sie sich nicht nur denkend finden liefsen, sondern auch in der Wirklichkeit. Und überall, wo man sich ernsthaft hinter diese Aufgabe machte, traten sie mit schönster Deutlichkeit hervor. Und noch mehr als das; auch das Stärkemafs und das Zeitmafs liefs sich erkennen. Die Einschnitte des Stammesstaates zeigten sich tiefer als die der nachfolgenden; diese aber, je näher der Gegenwart, desto sicherer. Ich habe im Jahre 1898 die erste Untersuchung dieser Art über die Mundarten des oberen Neckar und Donaulandes veröffentlicht und freue mich, feststellen zu können, dafs die dort gewonnenen Ergebnisse Zug um Zug auch auf diesem Gebiete sich bestätigen.

Die jüngeren politischen Grenzen sind hier als Grenzen von Verwaltungsbezirken fast alle noch vorhanden; es sind die alten

Territorien: Waldeck, Westfalen, Wittgenstein, Battenberg, Kurhessen und Mainz. Die ersten drei lassen sich mit unveränderten Grenzen bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen; Battenberg und Mainz sind spätere Gebilde. Dazu kommt die Herrschaft Itter, der hessische Einsprung ins südliche Waldeck, die im 15. Jahrhundert Hessen einverleibt, aber im 18. vorübergehend wieder abgetrennt wurde. Ihre genaue Südgrenze, sowie die mainzische Enklave, zeigt eine amtliche Karte von Kurhessen vom Jahre 1761. — Ganz unsicher ist hier der Verlauf der Grenze der alten Stammesherzogtümer Sachsen und Franken, die schon im 12. Jahrhundert von Erbgrafschaften durchbrochen war. Bohnenberger in einem Aufsatz der *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* IV findet Sachsenhausen und Sachsenberg als zu Franken gehörig und erklärt sie als Neusiedelungen, während die örtliche Überlieferung sie Sachsen zurechnet; der Reiherbach zwischen Waldeck und Sachsenhausen wird von ihr als uralte Grenze bezeichnet. Mit der Stammesgrenze, so überraschend hier auch das Zusammentreffen von Name und Sprache ist, läſst sich daher kein sicheres Ergebnis gewinnen; um so mehr mit den späteren Territorialgrenzen.

Die groſse Lautverschiebungsgrenze zeigt auf dem Gebiet meiner Karte 28 Teilstrecken, deren jede dem Gegensatz zweier Nachbarorte entspricht. Von diesen 28 entfallen 15, also die Mehrzahl, auf jungpolitische Grenzen. Die 13 übrigen haben zum Teil die Rolle natürlicher Bindeglieder zwischen den politischen Teilstücken. Nimmt man das Trümmerfeld Neukirch-Sachsenberg, das noch von starken Lautverschiebungslinien eingerahmt ist, hinzu, so laufen von 31 Teilstrecken 20 auf politischen Grenzen. Fast unerklärlich liegt das von Westfalen abgetrennte Südstück mit Hallenberg da. Wenn es sächsische Splitter zeigte, wie das von Sachsenberg, dann wäre der Fall derselbe; aber es ist frei davon; kein Trümmerfeld. Dort, bei Sachsenberg, erklärt die vorgeschobene, ausgesetzte Lage die fränkische Eroberung; hier (siehe Liesen!) ginge diese räumliche Erklärung nicht an. Meiner Ansicht nach bleibt nur eine politische übrig. Entweder hat dieses Hallenbergische Stück in Westfalen eine politische Sonderstellung eingenommen, oder aber hat das Herzogtum Westfalen hier schon von Anbeginn nach Franken herübergegriffen, wie die Grafschaft Waldeck mit Wildungen. Denn fränkisches Sprachgebiet konnte von sächsischem nicht mehr bedroht werden. Dann wäre dieses Stück der Grenze die genaue Entsprechung der Reiherbachgrenze.

Die Nebengrenzen fallen fast alle mit politischen Grenzen zusammen. Besonders stark ist die Grenze Waldeck-Westfalen. Einige wenige laufen freilich auch noch frei ins Land; eine einzige politische trägt keine sprachliche Grenze. Zu ersteren ist zu sagen, daſs sie dünn und in ihrer Haltung durch die herrschende Bewegung geschwächt sind, dem Verwischen ausgesetzt; von letzteren, daſs bei gründlicherer, alle Verhältnisse umfassender Untersuchung sich mit Sicherheit beachtliche Sprachgrenzen herausstellen würden.

Hauptgrenze		Süd.Nebengr.	Nörd.Nebengr.
f – p	i:ɣ – yɣ	1. { i: – ai / u: – au	1. { e: – ai / o: – au
s – t	e: – ai	2. { ai – e: / au – o:	2. { ɛ: – ea / ɔ: – oa / ì – iə
x – k	o: – au	3. { u: – y: / o: – ø:	3. ɛ: – e:
b – f	ɔ – a	4. { ɛ – a / e: – ɛ:	4. n – ⁄
g – x	o: – ɔ:	5. øʃ – eiʃ	5. { Nomin. – r / 1. Plur. – t
pɣ – b:ɣ	uɣ – u:ɣ	6. o: – ou	6. 2. Plur – n
i: – e:	ks – s:	7. mɛ:rɣ – me:ɣ	
u: – o:	ge:nɣ – gɔ:nɣ		
sɣ – zɣ	wɛ:rɣ – we:ɣ		
aɣ – a:ɣ			

CASSEL
MAINZ
W A L D E C K
WALDECK
ITTER
WESTFALEN
WITTG.
BATT.
HESSEN – CASSEL

Freienhagen
Ippinghausen
Naumbg
Sachsenhausen
Selbach
O. Werba
N. Werba
Netze
Basdorf
Waldeck
Asel
Bringhausen
Kirchlotheim
Fürstenberg
Buchbg.
Schmidt.
Züschen
Hesborn
Dreislar
Münden
Dalwigstal
Orke
Bringhs.
Altenlotheim
Liesen
Braunshsn
Neukirch
Sachsenbg.
Hallenbg.
Rengershsn.
Homershsn.
Viermünd.
Luisndf.
Wundertshsn.
Bromskirch.
Somplar
Schreufa

3. 6.
1.
1. 4.
1.
3.
4.
1.
1. 4. 2. 6. 5.
1. 2. 5.
6. 2. 3. 7.
4. 3.
2.
7.
2. 3. 7.
2. 7.
3.
6.
5.
5. 4.

Beziehung der Lauttafel zur Karte.

Hauptgrenze:
links: Süden, rechts: Norden

Nebengrenzen:
links: Osten:, rechts: Westen

Ausnahmen:
Nörd. N. 3 umschließt e:, Südl. 4 umschließt e:, 5 umschließt eiʃ. Nörd. 1 umschließt im O. au, im W. ai, au.

Nachtrag zur Karte. Meine Karte führt sämtliche Ortschaften längs der Lautverschiebungsgrenze auf, mit einer einzigen Ausnahme: Niederorke. Ober- und Niederorke liegen so eng beisammen, daſs ich sie als 'Orke' zusammenfassen und die Angaben für Oberorke ohne weiteres auf das geographische Ganze ausdehnen zu dürfen glaubte. Das hat sich gerächt; denn sie waren noch im 18. Jahrhundert politisch getrennt; die Grenze der Herrschaft Itter zog zwischen ihnen durch. Im letzten Augenblick erhalte ich von Herrn Lehrer Söhne in Fürstenberg Angaben, die Niederorke als zweites, kleineres Trümmerfeld in die groſse Grenze einschieben. Die Merkmale dieses Trümmersächsisch sind genau dieselben wie bei Sachsenberg: unverschobene Spiranten, einzelne Fürwörter und Hauptverba (*mi, ji, det, ſtən, gən*). Von letzteren hat auch Oberorke, noch oder schon, einige Splitter. — Ein Schulbeispiel für die Wirkung der jüngeren, politischen Grenzen.

Schluſs.

Ich habe hier nur Umrisse zeichnen können. Für die Unvollkommenheit des Bildes bin ich persönlich ja leicht entschuldigt; nicht so leicht vor der Wissenschaft. Die könnte einfach sagen: Hände weg, wenn die Mittel nicht reichen! Ich antworte: Hier ist etwas, wo bisher nichts war (im Sinne berechtigter Wünsche). Und dieses Etwas kann Sporn und Plan für Vollkommenes werden. So könnte Herr Dr. Mauermann auf Grund seiner Kenntnisse dieses Bild läutern zum reinen Spiegel der räumlichen Erscheinung sprachlicher Dinge.

Zu diesem würde die grundsätzliche Unterscheidung von Grenzen für lebenden Lautwandel und unangreifbare Wörtergruppen und Grenzen für abgestorbenen Lautwandel und angegriffene Wörtergruppen gehören: ich habe sie hier im Text angedeutet. Ferner von Vollgrenzen und Restgrenzen; scharfen und flieſsenden Grenzen; die quantitativen Analysen neben den qualitativen; hier konnte ich noch weniger geben. Und doch steckt gerade in diesen Unterscheidungen das Mittel zur Beobachtung des äuſseren und inneren Sprachlebens. Den Nachweis habe ich in anderen Arbeiten geführt, bezüglich deren ich auf meinen in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz 'Mundartgrenzen' verweisen muſs. Diese Unterscheidungen zu machen, gelingt weder den groſsen Sprachatlanten noch den Monographien, noch und erst recht nicht der historischen Urkundenforschung; die Erkenntnis der räumlichen Lebensbedingungen, der äuſseren Lebensvorgänge der natürlichen Sprachstufen und, im engen Zusammenhang damit, wichtiger innerer Wesenszüge geht nur der enggespannten Mundartengeographie ins Netz.

Die grundsätzlichen Leugner von Lautgrenzen und Lautgesetzen aber lade ich alle, ehe sie weiterschreiben, zu einer auch nur flüchtigen Besichtigung der Sachsengrenze ein.

Stuttgart-Degerloch. **Karl Haag.**

Ungedruckte Briefe Johann Heinrich Mercks.

Die hier erstmalig gedruckten Briefe aus den Jahren 1779 bis 1788 vervollständigen die Korrespondenz zwischen Merck und Wieland, die, abgesehen von ihrem Wert für die Feststellung der Merckschen Beiträge zum *Teutschen Merkur,* seine freundschaftlichen Beziehungen zu Wieland und sein Verhältnis zu Weimars Fürsten- und Musenhof erhellen. Aus diesem Briefwechsel, der in den Anfang des Jahres 1773 zurückreicht und in den Jahren 1776—1778 am eifrigsten gepflogen ward, sind bisher von Mercks Briefen nach 1778 nur sechs (davon der letzte d. März 1784) und von Wieland (nach 1778) einundfünfzig Briefe (der letzte d. d. 17. 12. 1786) bekannt geworden. Wielands Brief vom 17. 12. 1786 (Wagner, 'Briefe an Merck', S. 249) galt bislang für den letzten dieser so bedeutenden Korrespondenz; da nach den Briefsammlungen Wagners und der Briefpublikation K. Reichards ('Im neuen Reich') keine nennenswerten Briefe weder des einen noch des anderen aufgefunden worden sind, so ist es leicht zu verstehen, dafs sich gelegentlich die Ansicht, wenn auch nicht klar ausgesprochen, so doch angedeutet findet, als sei Merck mit Wieland, dem er vom Erscheinen des *Teutschen Merkur* an Beiträge geliefert hatte (seine erste Rezension findet sich *T. M.* 1773, Aprilheft, S. 92 bis 95: 'The naturel history of the tea-tree'. Mercks Autorschaft wird belegt durch eine ungedruckte Briefstelle an Jacobi vom 25. Dezember 1772; vgl. meine Bemerkungen 'Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772', *Euphorion* 1909, Heft 4), in den letzten Jahren seines Lebens völlig zerfallen. Dem widersprechen die vorliegenden, in herzlichem Tone geschriebenen Briefe auf das entschiedenste; auch beweisen sie, dafs Mercks Mitarbeit am *Teutschen Merkur* nicht etwa mit den Beiträgen der Jahre 1786 (Januarheft, S. 69—82; Februarheft, S. 169—185) und 1787 (Maiheft, S. 158—166; Juniheft, S. 266 bis 277) aufhörte, sondern dafs wir (nach Brief V) Merck die im *T. M.* 1788, Märzheft, S. 266—273 abgedruckten 'Auszüge aus Briefen von Rom' zusprechen müssen.

Die weiteren notwendigen Erläuterungen lasse ich jedesmal am Schlufs der einzelnen Briefe nachfolgen; die Briefe selbst, chronologisch geordnet, drucke ich genau nach den Originalen

ab, die sich von Nr. I, III und IV im Besitz der Königl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden, von Nr. II und V im Besitz des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg befinden.[1]

I.

(Ende März 1779.)

Ich schike Dir l. Br. eine Rhapsodie die ich diese Woche an einem Morgen zusammengefegt habe. Ich war so toll, daſs die Leute ewig davon sprechen, wie viel sie schon für diesen oder jenen Autor ausgegeben hätten, sprachen von Subscription, wie von Almosen, u. fanden das scheuſsliche Pasquill des Schurk Kranz so gut als möglich. Ich mag nicht gerade, mit aller Hize, deren ich fähig bin, gegen so was declamiren, es müſste denn einmal in einem anonymen Blatt geschehen, allein den *Casum* kan ich Ihm nicht ganz schenken. Ich hab' es abschreiben lassen, damit Du ohne Mühe liesest, und wenn ein paar Ideen drinn sind, die Dich auf 5 Minuten freuen, so wirfs nachher ins Feuer, oder trags anderswo hin. Einige hätte ich mögen frei aus spinnen, besonders des Mist oder Materiel-Studii unsrer Zeit, wo nur der glaubt gethan zu haben, der sich körperlich bewegt hat. Leb wohl. Die Post geht ab.

Gieb dem Zeug einen Titel wie Du willst.

(JHM.)

Der Brief ist undatiert, läſst sich aber mit ziemlicher Sicherheit auf 'Ende März 1779' bestimmen, wie aus folgendem sogleich genauer hervorgehen wird.

Merck erwähnt das 'scheuſsliche Pasquill des Schurk Kranz'; dieser Name taucht zum erstenmal auf in Mercks Brief an Wieland vom 16. März 1779, wo es heiſst:

'Das garstige Ding, das in der Frankfurter Zeitung steht, ward auch besonders mit Holzschnitten gedruckt, u. von dem Verleger dem schurkischen Hof-Rath Deinet hierher an das Land-Zeitungs Comtoir zum einzelnen Verkauff für 6 Kreuzer geschickt. Nun les ich die Frankfurter Zeitung nicht, u. als der Invalide, der die Landzeitung herumträgt, mir das Blatt mit dem Zeug brachte, nahm ichs nicht ab, so wenig als wenn mir einer einen Sch—ſshauffen präsentirte. Ich hatte den Deinet selber im Verdacht, u. also wuſst ich was ich für eine Bekanntschaft machte. Es wurde mir von allen Orten her geschwazt, u. geschrieben, allein ich lese so was nicht, um aller Güter willen. Es solls ein cassierter Preiſsischer Kriegs Rath Kranz gemacht haben, der vom Pasquilliren lebt, u. in Frankfurt seine Gallerie der Teufel drucken läſst. Ein ganz elender Avanturier. Ich vermuthe es kann nicht anders als höchst schlecht seyn.'

[1] Für die freundliche Überlassung der Briefe spreche ich auch hier den Direktionen beider Anstalten meinen herzlichen Dank aus.

Das hier erwähnte Pasquill war in Nr. 16 und 17 der *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* vom 23. und 26. Februar 1779 erschienen (S. 121—136) unter dem Titel: 'Fragment eines Schreibens über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Gelehrten und Schöngeister', dem in Nr. 28 und 29 vom 6. und 7. April 1779 ein 'Post Scriptum zu dem Fragment ...' folgte mit der Anmerkung: 'Das "Fragment eines ..." ist auch aparte gedruckt u. mit einer ganz zierlichen Vignette von 2 Böcken versehen. Ein witziger Einfall, woran der Verfasser [wohl aber Deinet!?] keinen Anteil hat.'

Ich füge den Anfang und den Ausfall auf Wielands *Teutschen Merkur* an, da die Schrift selbst der Seltenheit der *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* wegen wohl nicht jedermann zur Verfügung steht.

'Gelesen hab' ich was Sie mir von den Götzischen und Lessingschen, auch von Wielands und Nicolais Streitigkeiten kommuniciert haben; aber behalten will ichs nicht — Ich schicks Ihnen wohlbehalten zurück, und wenn Sie so gut sein wollen, Wielands Merkur, soweit ich drauf praenumeriert habe, auch Jacobis Iris, den Bunkel selbst, mir gegen Wiedererstattung des halben Wertes auch abzunehmen, so will ich Ihnen alle diese Producte, zu deren Praenumeration ich mich hatte verleiten lassen, sofort zusenden, und selbst nur Bücher dafür nehmen.' (S. 121.)

'Der Teutsche Merkur ist in meinen sterbl. Augen nichts mehr u. nichts weniger als Nürnberger Meſsgut — leichtes Puppenwerk, und eine Butike, worin man starke Sortimente von bunter Ware u. Spielzeug antrifft — lustig anzusehen — an einem regnigten Tage, wann man zu nichts Bessers Lust hat. Auf der Messe will jeder Charlatan verdienen: der Komödiant schlägt seine mit groſsen Lettern gedruckte Komödienzettel an; der Marionettenspieler hat seine bretterne Bude unterm Pöbel, nimmt Ton u. Sprache vom Pöbel an, zwingt sich burlesk u. ungesittet zu sein, u. invitirt seine Zuschauer von hinten u. von vorn im cinischen Geschmack — u. auf der Recensentenbühne predigt in emphatischen Tone der Marktschreyer, u. ruft seine specifike Mittel aus, durch die er den Leuten die Würmer abtreiben will, u. brüstet sich vor einem sehr ordentlich klassificirten Register von Würmern, die er wohl gesäubert den Zuschauern praesentirt, und auf die Knaben zeigt, die er von ellenlangen Würmern befreit hat. Mitunter schimpft er auf seine Kollegen, und um den aufgaffenden Bauer bei gutem Mute zu erhalten, tanzt Hanswurst in komischen Sprüngen um ihn her, u. flickt Bonmots in die prunkreiche Deklamation ......

Die ganze Wielandsche Fabrike liefert artige Sächelchen, wie sie der Geschmack seines Publikums am liebsten hat: Etwas philosophischen Flitterstaat, wie er heuer Mode ist, um mitschwatzen zu können; empfindsame Schönpflästerchen von Sentiments, um der lieb-

äugelnden Minoderie einen Reiz zu geben, der freylich nur aufgeklebt wird u. nicht festhält, aber doch auch zum Modetone gehört; liefert Gaze u. Hemden für Oudinen, die ins Wasser gehn, von gewebter Luft, um Nacktheiten jedem lüsternen Auge anziehender zu machen, und dann — Blümchens, griechische Floskeln von einer guten teutschen Hand so glücklich verfertigt, wie ein junger Holländer, der einen französischen fast bis zum Erbarmen nachahmt.' (S. 122 bis 123.)

Wie aus dem hier mitgeteilten Brief ersichtlich, hatte Merck das 'Pasquill' doch in die Hand bekommen und in der Laune eines Morgens 'eine Rhapsodie zusammengefegt', unter der wir nichts anderes zu suchen haben als seinen im Aprilheft des *Teutschen Merkur* 1779 auf S. 25—36 veröffentlichten Aufsatz 'An den Herausgeber des T. Merkur', später von Wagner (auch K. Wolff, der den Aufsatz in seiner 'Auswahl von J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel', Leipzig 1909, Bd. I, S. 200—208 abdruckt, leider ohne die Anmerkung Wielands) überschrieben: 'Ueber den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehnd'.

Nur eine Stelle aus diesem prächtigen Aufsatz, nach Wielands Anmerkung 'Güldne Aepfel auf einer silbernen Schale', will ich hier folgen lassen:

'Wird wohl je die Anekdotensucht in einem Lande weiter getrieben als bey uns? Leute, die sich Einsicht und Beurtheilungskraft zuschreiben, hören mit Wollust den ersten Verläumder und Taugenichts an, der durch irgend eine Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden sucht, es sey mit dem Manne, dem man nun einmal so viele Talente anerkennen müsse, doch im Grunde schlecht beschaffen. Welcher edeldenkende Mensch wird nicht zum voraus dem Verläumder das Maul stopfen, sobald er ihm beweisen will, der ehrliche Mann sey ein Schurke? Denn gewisse Dinge müssen schlechterdings als unwahr verworfen werden, sobald es den Leumund eines anerkanntwürdigen Menschen angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.'

II.

Den vorliegenden Brief müssen wir als Antwort auf das Schreiben Wielands vom 17. Januar 1780 (vgl. Wagner, 'Briefe an Merck', Darmstadt 1835, S. 208 f.) betrachten. Im Herbst des Jahres 1779 hatten Goethe und Herzog Karl August in Begleitung des Oberforstmeisters von Wedel über Kassel und Frankfurt ihre bekannte Schweizerreise angetreten und bei Frau Aja zusammen mit Merck drei frohe Tage verlebt; Merck, der sie durchs Darmstädtische geleitete, traktierte die 'Voyageurs' in Eberstadt am Fuſse des Frankensteins mit

'altem Schweizerkäse und grofsen blauen Trauben' (vgl. den Brief Mercks an Wieland vom Oktober 1779; 'Im neuen Reich' 1877, Bd. 1, 899) und fügte seinem Bericht an Wieland die lakonischen Worte an: 'Nach Italien gehen sie gewifs nicht, sie müfsten denn sehr gelogen haben. Die Reise nach der Schweiz ward auch erst in Frankfurt projektiert, und also hatten sie leicht ein Geheimnis von etwas zu machen, das sie selbst nicht wufsten.'

Auf dem Rückweg nahmen die Reisenden längeren Aufenthalt am Hofe zu Darmstadt; wie die 'Continuation des vorigen Ceremonial Buchs (de anno 1739) 1764—1793, geführt von Kammerfourier' besagt, traf der Herzog Karl August am 28. Dezember (1779), Goethe am 30. in Darmstadt ein, besuchten in Begleitung Wedels und Schrautenbachs (nicht Balthasar von Schrautenbach, wie es bei Wagner, Zimmermann fälschlich heifst, sondern, um den vollständigen Namen, wie er sich mir aus den Nachlafsakten bietet, zu geben: Ludwig Karl von Weitolshausen, genannt Schrautenbach, zu Lindheim; er starb den 12. August 1783) vom 31. Dezember 1779 bis zum 1. Januar des neuen Jahres den Herrn von Groschlag zu Dieburg und reisten vom 2. bis 4. Januar nach Homburg vor der Höhe. 'Auch ist in jener Zeit im weifsen Saale an einer Fürstlichen Tafel zu 20 Couverts gespeist worden.' Am 4. Januar wurde vor den höchsten Herrschaften Komödie gespielt, während die Reisenden am 6. von Darmstadt nach Frankfurt weitergingen, wo sie zusammen mit Merck noch einige frohe Tage an Frau Ajas rundem Tisch in der Casa santa verbrachten. Wielands Brief an Merck vom 17. Januar 1780 meldet die glückliche Ankunft der Reisenden in Weimar.

Mercks 'Briefe über Maler und Malerei an eine Dame', deren im folgenden Erwähnung geschieht, waren im *Teutschen Merkur* 1779, 4. Teil (Oktoberheft S. 31—40 und Novemberheft S. 104—112) erschienen, wohl durch die Herzogin Amalia veranlafst, die auch (vgl. Wielands Brief vom 17. Januar 1780) um Fortsetzung gebeten hatte; dem unten veröffentlichten Briefe nach zu urteilen, scheint Merck eine Fortführung geplant, aber nicht beendet zu haben.

Die angekündigte 'Bilanz der Literatur des verwichenen Jahres' findet sich im Aprilheft des *Teutschen Merkurs* 1780 (S. 18—51), sein prächtiger Aufsatz 'Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunstliteratur' im Juliheft desselben Jahres (S. 1—14).

Ich lasse den Brief, der wahrscheinlich in den letzten Tagen des Januar 1780 geschrieben ist, ein herrliches Dokument für Mercks scharfe, knappe Urteilskraft, nach diesen erläuternden Bemerkungen folgen, wie er im Original vorliegt:

'Ich bin in Deiner grofsen Schuld Lieber Bruder für den Herrlichen Brief, den Dir die beste Laune über die glückliche Wiederkunft des lieben Reisenden *dictirt* hatte. Ich mufs gestehen, ich fürchtete mich am Ende vor mir selber, dafs ich ein Visionär geworden. Denn die 2 Menschen kamen mir so ganz vor, wie ich sie mir idealisieren möchte, und da war mirs leyd, es könne nicht wahr seyn, und drey Monate haben das nicht bewirken können. Und siehe da, Du kommst und verkündigst mir eben dasselbe, und es seye *vox populi,* und die Dinge geschähen bey Euch auf dem Markte, wie bei uns in der *Casa Santa.* Und Gott gebe sein Amen dazu. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie wir die letzte 14 Tage so gut zugebracht haben. Es klingt allzeit *avantageux* für einen Dritten, der nicht dabey gewesen ist. Aber es ist wahr, oder es müfste Alles lügen. Daraus ist aber zu ersehen Liebster Herr und Freund, dafs wir uns alle in W(eimar) oder E(ttersburg) mit Dingen gehezt haben, die nicht zu ändern sind, und was die Situation bey jedem Menschen vermag. Nimm Asmusen (Claudius) seine Armuth und der Kerl hat keine poetische Ader, und nimm diesen beyden braven Leuten den Gebrauch ihrer Souverainetät, oder verbirg die Gelegenheiten, wo sie sich fürchten, dafs Einer etwas haben will, so sinds Menschen gerade so gut wie die Kinder.

Ich habe G(oethe) wiedergefunden, wie ich ihn hoffen würde wiederzufinden, in einer Bauren Hütte mit dem Vorrath einiger Säcke ErdÄpfel, und einer Kuh im Stalle zu seiner ganzen Existenz.

Es war doch nicht der geringste Mifston, und hingegen bey Euch den vorigen Sommer über, beynahe kein einziger reiner Ton zwischen mir und ihm. Was mich an dem Ganzen kränkt, dafs Wedel zu schwach ist, sich allem seinem Unmuth überläfst, und als denn Dinge sagt, die Er nicht wieder zurücknehmen kann. Er ist eigentlich von allem choquiert, was die andern thun, und lebt doch mit ihnen. Er wird auch nach und nach die Näthe und Fleken des ganzen Epischen *operis* vielleicht sogar dem Kammer Präsidenten entdecken, zumal wenn es laut wird was die Reise gekostet hat.

Denn Bertuch war so klug und schrieb noch vor vier Wochen, er glaubte beynahe nicht, dafs sie mit 200 Carolin ausgekommen wären. — Diese scharfsinnige Calculatoren machen nachher bey Euch die Politici, und krächzen allen braven Kerls das Mark aus den Knochen.

Von dem Merkurius zu reden — so arbeite ich Dir an dem Brief übers Mahlerey Wesen, und ich mufs Dir sagen, ich werde mich von meiner Sünde bekehren, und künftig die Leute was lernen (!), wenns möglich ist, — aber dafs Du glaubst, ich seye betreten, daran irrstu Dich. Ich wünschte nur herzlich, Du fühltest meinen Sachen auf den Zahn. Kein Mensch weifs die Pudenda besser als ich selbst. Sodann schreib ich Dir wieder eine Bilanz. Das beste

aber ist ein Monument für Albrecht Dürern, wo ich hoffe, daſs die Welt Freude daran haben soll. Morgen geh ich nach Frankfurt, sehe wieder Frau Aja, und seze mich zu einem Schmauſse, der den Mahler Nothnagel *cum accidentiis* 1000 Thaler kostet, indem er Stadtfähndrich geworden ist. Von dem *Detail* schreib ich vielleicht etwas an die Herzogin, das Du zu sehen bekommen wirst.

Gehab Dich wohl mit den Deinen. Mir ist so ziemlich wohl, weils heiter ist. Ich wasche mich alle Tage von dem Scheitel bis an die Zehe in Eis kaltem Wasser, und bin nachher wie ein neugebohrner Mensch. Versuchs auch. Es wird Dich gewiſs nicht gereuen.

Adio. JHMerck.

III.

Inhofnung daſs des Herrn Bruders Lbdn mich biſsher nicht für besser gehalten haben, als ich bin, und mir also in Rüksicht dessen, verzeihen werden, komme ich als ein schamhafter reuiger Sünder vor dessen Angesicht, und bekenne daſs ich mit meinem langen Stillschweigen gröblich gefehlt und gesündigt habe. Wenn mich indessen Eins entschuldigt, so ist es dieſs; daſs ich während dieses ganzen ZeitRaums beynahe Gott u. Menschen vergessen, u. ledigl. an der todten Materie gehängt habe. Wenn es das Gold machen gälte, so könnte ich nicht tiefer darin seyn versunken gewesen, u. zwar galt es Etwas weniges von dem Vielen zu lernen, was ich nicht weiſs.

Die Hirnschädel verschiedener Aeser (!), die ich die Zeit über *praeparirt* habe, bezeugen das weitere. Gegenwärtiger Archäologisch-osteologischer Aufsaz ist etwas Resultat davon, u. in meinem Gehirne spukts von Dingen, die noch weit schlimmer sind, als dasjenige, was hierin vorkommt.

Neben dem nimmt mir eine Correspondenz, die ich zur Erlangung dieser Seltenheiten angelegt habe, benebst der Politik die dabey anzuwenden ist, diese Theure Reste den *Resp.* Politischen *Corporibus* zu entwenden, viele Zeit weg. Denn ich stehe eben mit einer groſsen Catholischen Gemeinde wegen eines schönen *Os sacrum* von einem Elephanten in Traktaten, worin sich nun aber der Beamte gemischt, u. den Vorfall nach Maynz an die Regierung berichtet hat. Ich hoffe aber die Domherrn sollen so wenig von der Cosmogonie als der Osteologie verstehen daſs mir doch diese theure *Reliquie* noch zu Theile wird.

Auſserdem habe ich in *Publicis* einen Auftrag gehabt, den mir meine Obern auferlegt haten, und der nun abgethan ist. Und in *privatis* war ich mit einem *Mesentorio* so beschäftigt, daſs mir meine Vormittage meist durch Nehmung einiger *Lavamentorum* zu Grunde gegangen sind.

Übrigens ist alles was noch gutes an mir ist, in *proposito,* u. wenn die besondre Genade auf mich würkt, so werde ich künftig klüger, brauchbarer, u. fleiſsiger seyn.

Dem Herrn Bruder wünsche ich zu Anfange dieses Neuen Jahrs allen Segen des Himmels, der aber nicht bestehen kan ohne Ausübung der Verzeihung gegen unsre Schuldigen, worunter meine Wenigkeit denn mit in begriffen ist.

Bey meiner Frau und Kindern stehts leidlich gut; und habe ich aufser dem bekannten *Antonius-Agathon* noch einen kleinen *Wilhelm* von 4 Monaten, der mir grofse Freude macht. Der Junge ist mir auch deswegen jezo viel merkwürdiger, weil ich jezo mehr von der *Physiologie* weifs, und Er mir einen deutlichen Beweifs von dem schnellen animalischen Wachsthum u. dem *Nisu assimilationis* abgiebt, wovon der berühmte *Blumenbachius* ein so gelehrtes Traktat geschrieben hat.

Unendl. hat michs doch gefreut, bey Gelegenheit des Bä Bä zu sehen, dafs der *Cl. Lichtenbergius* den Herrn Bruder mit Gnade angesehn, und nun einmal kurz und gut, für den Einzigen Dichter angegeben hat, dessen sich die Nation rühmen könne. Womit ich denn den HErrn Bruder, u. den *Cl. Lichtenbergium* von ganzem Herzen *embrassiere,* u. das Amen zu diesem Ausspruche mit wahrer Herzens Andacht hinzufüge.

den 18ten Januar. 1783. JHM.

Zu dem Brief, der uns mitten in Mercks Lieblingsbeschäftigung während der achtziger Jahre, die Osteologie vorweltlicher Tiere, führt — Camper, Sömmerring, Forster u. a. korrespondierten mit ihm, und Goethe dankte ihm wiederholt für die schönen Knochenbriefe —, ist wenig zu bemerken.

Der 'archäologisch-osteologische Aufsatz' steht im *Teutschen Merkur* 1783, März, S. 204—215: 'Nachtrag verschiedener Bemerkungen über merkwürdige ausgegrabene Tierknochen ...' (die Arbeit ist unterzeichnet J. G. (!) M.).

Sein vierter Sohn, Wilhelm Christian Jakob, ist geboren am 27. August 1782, starb am 25. November 1820.

IV.

Ich bin von meiner SchweizerReise vor einigen Wochen zurückgekommen, die ich theils der Wissenschaften theils meiner Familie zu lieb unternommen hatte. Und glaube ich es seye nicht unschikl. dem Herrn Bruder ein Zeichen des Lebens an seinen Merkur zu geben.

Eine meiner angenehmsten Begebenheiten, die mir in der Schweiz widerfuhr, war eine Stunde von Lausanne, wo ich an einer reich besezten Tafel, und zwar mit gescheuten Leuten reich besezt, ein Zeuge war, wie man die Apotheose des berühmten *Wieland* feyerte. Kein Mensch von der ganzen Gesellschaft verstand ein Wort Deutsch, sondern alle sahen durch den trüben Spiegel der Übersezung. Bey dem allen war es durchgängig so eine treuherzige Verehrung, und es

entstand eine so freudige Verwunderung, als sie von Meiner Wenigen Person hörten, daſs hier ein Mensch seye, der den berühmten Mann von Angesicht zu Angesicht kannte.

Dasselbige Vergnügen genoſs ich bey dem *Dr. Maty* dem *Antiquar* des Königs, der aber vollkommen deutsch versteht, u. der mich von Neuen überzeugte daſs der Stolz u. die Ehre der Nation von Nur wenigen Edlen Menschen erhalten wird.

Übrigens muſs ich sagen, daſs ich noch nie eine Reise gemacht habe, die so ganz ohne Zusaz von Unannehmlichkeiten gewesen seye. Ich sah die Menschen alle in einem höchst toleranten Lichte, und nicht mit der Lamentablen Stimmung des HE. *Prof. Meiners,* der sich so aufgeführt hat, daſs die klügsten u. aufgeklärtesten Genffer, wie *de Saussure* aussprachen seine Urtheile verdienten keine andere Beantwortung als eine Tracht Stokschläge.

Meine Familie ist vor 3 Monaten mit einem wohlgestalten Jungen vermehrt worden, der sich bey seiner Amme fürtreff lich befindet.

Meine Frau empfiehlt sich zum Besten Angedenken. Meine Tochter hab ich in die Schweiz geführt, u. nun ist meine ganze Familie zu 2 kleinen Bübgen heruntergeschmolzen.

Ich wünsche von dem Herrn Bruder bald mit ein paar Zeilen Antwort erfreut zu werden und bin ganz desselben

ergebenster Bruder
u. Diener
JHMerck.

Darmstadt den 3ten October
1786.

Dieser Brief, der auch in Goedeckes Grundriſs (IV, S. 300) als gedruckt zitiert wird (*Allgemeine Literatur-Zeitung*, Leipzig, Bd. I 3, S. 50—51, mitgeteilt von R. Boxberger), ist niemals in die Öffentlichkeit gedrungen, weil die Zeitschrift damals nicht weiter erschien.

Während der Monate Juli und August des Jahres 1786 weilte Merck in der Schweiz, wohin er seine Tochter Adelheid begleitet hatte; wir besitzen noch beider Eintrag in G. K. Pfeffels Stammbuch. Bei seinem Aufenthalt in Genf machte er auch die Bekanntschaft des Gelehrten de Saussure, und in Pratteln genoſs er die Gastfreundschaft J. Sarasins (vgl. Dr. Langmesser, J. Sarasin ..., Zürich 1899, S. 145; über die ganze Reise vgl. u. a. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise, S. 264—269).

Ich kann es — was vor allem aus dem folgenden Brief V hervorgeht — (vgl. auch meine Abhandlung: 'Einiges über J. H. Merck, mit besonderer Berücksichtigung seiner Wohnhäuser', *Darmstädter Tagblatt* 1909, Nr. 213 u. 214) schon vorwegnehmen, daſs sich Merck in der Schweiz in der Nähe von Morges, der Heimat seiner Gattin, angekauft hatte, und zwar in Vufflens(-le-Château). (Merck schreibt Wufflens, und Wagner druckt in Band 3 seiner Merck-Briefe auf S. 266 eine Briefstelle ab, ge-

schrieben in 'Waflens'; augenscheinlich ein Lesefehler.) Dorthin kehrte er alljährlich auf kurze Zeit zurück, wo ihm seine 'Reben' das Liebste waren. Forster z. B. schrieb ihm vor dieser Reise 1786: 'Um Ihre herrliche Schweizerreise und die Aussicht, einmal ganz den Wissenschaften dort zu leben, möcht' ich Sie fast beneiden.'

(Vgl. zu diesen Bemerkungen den als Anhang gedruckten Auszug aus einem bisher unveröffentlichten Briefe Mercks an P. Camper, den ihm eng befreundeten Naturforscher, vom 13. August 1786.)

Mercks jüngster Sohn, Karl Rudolf, ist geboren am 9. Juni 1786, gestorben am 2. Mai 1835.

V.

Darmstadt, den 19ten *Februar* 1788.

Ich habe geglaubt, es seye nöthig meinem Alten Freunde Bruder u. Gevatter wieder ein Zeichen des Lebens zu geben. Diese hier beygelegte Nachrichten sind mir von HE. *Hirt* mitgetheilt worden, u. *Tischbein* hat zugleich gebeten, daſs man seiner in einem Deutschen Journal wieder Einmal gedächte. Noch habe ich einige kleine Schnizzen hinzu gethan, um meinem würdigen Freunde, dem Sohne des berühmten *Camper* ein kleines Denkmal zu sezen, das nichts der Wahrheit entgegengeseztes enthält, u. das dem alten Manne ein groſser Trost seyn wird. Mir geschieht ein groſser Dienst, wenn Dieses Alles in einer Ecke des *Vacui* des *D. M.* Plaz finden kan; u. zwar bald.

Den Herzog habe ich neulich gesehen, u. in Ansehung seiner Geistes Stimmung viel besser gefunden, als seit langer Zeit. Ich wünsche seinem Lande, daſs es ihn nun auch so lange wenigstens besizen möge als die Chur Maynz.

Ich kan unmöglich sagen, wie sehr ich mich freue die Herzogin Mutter zu Anfang des Herbstes bey uns zu sehen. Es ist mir wie ein Traum, daſs es nicht viel weniger als 10 Jahre sind, daſs ich bey Euch in Weimar war. Also wären wir würklich um 10 Jahre älter, u. klüger! Ich war vorigen Herbst wieder in der Schweiz, u. habe nun förmlich in der Schweiz besiz genommen. An dem weitesten Busen des Genffer Sees *Thonon* gegenüber, u. *Evian, u. Ripaille,* besize ich ein Haus mit 7 Betten, das so meublirt ist, daſs ich nichts weiter mitzubringen habe, als meine Gabeln u. Löffeln. Jezo will ich mich auch zum Bürger in Rolle(s) einkauffen, damit meine Kinder Schweizer Rechte genieſsen.

Meine künftige gnädige Herrn *v. Bern* haben mir vor einigen Tagen ein wichtiges Geschenk gemacht, mit einem Ihrer gröſsten Bäre, der mir fein skeletirt beynahe ganz postfrey zugeschickt worden ist. Wenn sie ferner so fortfahren, meine Gnädige Herrn zu bleiben, so habe ich Nichts gegen sie einzuwenden.

Wenn es dem HErrn Bruder nicht unangenehm ist, so will ich nächstens dem *D. M.* eine fernere *Relation* meiner Entdeckungen fossiler Knochen einverleiben, von dem was mit mir vorgegangen ist von *ao* 1784 bifs auf die heutige Stunde.

Adio. JHMerck.

Die 'Auszüge aus Briefen von Rom' brachte der *T. M.* 1788 im Märzheft, S. 266—273. Die weiterhin erwähnte 'Relation', als Fortsetzung der im *T. M.* 1782 (Oktober, S. 48—57) und 1783 (März, S. 204—215) veröffentlichten Abhandlungen, ist leider im *Merkur* nicht mehr erschienen; die Schicksalsschläge des Jahres 1788 werden Merck, wie an so vielem, auch daran gehindert haben.

Die Stelle über den Ankauf in der Schweiz ist nach den voraufgegangenen Erläuterungen verständlich; das Bürgerrecht hat Merck, wie man mir von Rolle freundlichst bestätigte, nicht erworben, weder für sich noch seine Kinder.

Der Magistrat von Bern hatte ihm durch Wyttenbach (vgl. Wagner, Briefe von und an Merck, S. 273; Wyttenbachs Brief an Merck vom 11. Januar 1788) ein herrliches Bärenskelett als Geschenk übersandt.

Anhang.

Aus einem ungedruckten Briefe J. H. Mercks an P. Camper vom 13. August 1786.

à Wufflens dans le Canton de Bern près de Morges
le 13. d'aôut 1786.

Me voici établi ici, vis à vis du Lac Leman, du Mont blanc, et le portrait du celèbre Mr. Camper, que j'ai trouvé ici entre les mains de Madame de Mauclair, belle-sœur de l'Envoié d'Hollande à Hambourg. Tout le monde savait le cas infini, que je fais de Votre amitié, aussi cette dame s'y prit-elle très sollennement à me faire voir cette chère Silhouette, pour me préparer à lui rendre un service important dans mon pais, pour placer une dame de ses amies dans un Cour où j'ai quelque ascendente.

Aiant débuté par des grands objets, Vous Vous attendres Mr. que je que je ne dois pas baisser dans la suite de ma narration. Je ne finirais jamais dans les détails de ce que j'ai rencontré en choses rares, surtout dans ce qui regarde l'histoire physique du globe.

... En hommes rares qui se sont présentés à moi, je donne sans hésiter la préference à Mr. de Saussure de Genève, qui Vous ressemble un peu pour sa celébrité, beaucoup pour l'aisance qui règne dans sa maison, et beaucoup aussi pour la facilité d'acces, qu'il ne tarde pas d'accorder à tous ceux qui font semblent de vouloir s'appliquer.

J'ai eu la satisfaction de voir en nature tous les échantillons de pierre qui entrent dans la désciption de ses voyages de la Suisse, mais ce qui me fit le plus grand plaisir était la grande collection de productions volcaniques ramassés dans tous les pays de l'Europe par lui-même. Cette collection m'encourage beaucoup à poursuivre mes recherches sur les anciens volcans de l'Allemagne en me prouvant en même tems que les échantillons de la même nature trouvés chez nous, et sur les quels j'hésitais encore de prononcer, sont d'une origine volcanique indubitable.

Permettez moi Mr. de Vous demander si Vous avez reçu ma troisième lettre adressée à Mr. Forster (erschienen 1786 in Darmstadt) avec ces autres bagatelles?

Dans ce moment que Vous recevres cette lettre, c'est à dire 15 jours après sa datte, je compte d'être de retour chez moi et la première chose que je demanderai sera, s'il n'y a pas de lettres de Mr. Camper.'

J. H. Merck.

Der Brief befindet sich im Besitz der Königl. Universitätsbibliothek Amsterdam.

Gieſsen. Hermann Bräuning.

Zur Stoffgeschichte von Chamissos Künstlerlegende 'Das Kruzifix'.

Ein Künstler verzweifelt bei der plastischen Darstellung des sterbenden Christus daran, dem widerstrebenden Marmor den vollen Ausdruck echter Naturwahrheit zu verleihen. Als sich aber ein kunstbeflissener Jünger aus edelstem Antrieb erbietet, ihm Modell dazu zu stehen, durchzuckt den Meister der dämonische Gedanke, was er Grofses schaffen könnte, wenn er den sich willig darbietenden Jüngling zum Kreuzestod zwänge. Er bindet ihn an einem Holze fest, schlägt Nägel durch seine Hände, und während sein Opfer einen langsamen Märtyrertod erduldet, studiert er die verzerrten Züge des Todeskampfes, überträgt sie dem nun gefügigen Marmor und bringt ein Meisterwerk zustande. Das sagt uns die erste Terzinenreihe von Chamissos 'Kruzifix'. Im weiteren sind wir Zeugen der allgemeinen Bewunderung, welche dem in der Kirche aufgestellten Kunstwerk gezollt wird. Als indes eine Abordnung dem Schöpfer einen Lorbeerkranz überreichen will und in seine Werkstatt dringt, entdeckt man das Grausige. Der Schlufsteil des Gedichts führt aus, wie der Meister zur Richtstätte geführt wird und nun selbst den Vergeltungstod am Kreuz erleidet. Wenn auch zuzugeben ist, dafs der letzte Abschnitt den beiden vorhergehenden an künstlerischer Wirkung nachsteht und am Anfang Unklarheiten bietet, die erst durch die Feststellung der Vorlage mit Sicherheit beseitigt werden können, so liegt doch in dem Ganzen eine einheitliche, bedeutende und gewaltig fortreifsende Stimmung, die auf dem Grunde einer grandiosen Fabel, einer Nachahmung von Christi Kreuzestod, die Idee der unbedingtesten Hingabe an die Kunst, selbst wenn sie zum Verbrechen und zur Selbstzerstörung führt, verkörpert. Dieser ideelle Kernpunkt der Dichtung, der von Chamisso ohne Rücksicht auf die reale Möglichkeit der Fabel und ohne ästhetische Bedenken über das Gräfsliche des Motivs folgerecht durchgeführt wird, ist von Lenau, wenn auch mit subjektiver Überschwenglichkeit, doch kongenial nachempfunden worden. Als Lenau im Begriff stand, nach Amerika auszuwandern, um seine Phantasie in die grofsartige Natur des Urwaldes zu schicken und sich an einer ein-

facheren Kultur innerlich emporzurichten, schrieb er an seinen Freund Mayer (am 19. März 1832): 'Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemütes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst du dich des Gedichtes von Chamisso, wo der Maler (sic!) einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere in die Schanze schlägt, der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr.' Wie philisterhaft erscheint gegen diese begeisterte Zustimmung Wilhelm Neumanns krittelnde Äufserung in einer Rezension der Gedichte Chamissos! Er kann sich über die unermefslichen Qualen des ans Kreuz geschlagenen Jünglings nicht beruhigen und meint: 'Wäre so Gräfsliches in der Natur auch möglich, in der Poesie wenigstens müfst' es ewig unmöglich sein', denn für ihn ist 'weise Mafshaltung' die einzige Richtschnur der Beurteilung.[1] Was hätte er erst zu der neueren Bearbeitung des Stoffes von Zeyer gesagt!

Die unmittelbare Vorlage der 1830 entstandenen, ein Jahr später im *Berliner Musenalmanach* abgedruckten und dann in die *Gedichte* übergegangenen Terzinendichtung Chamissos[2] ist bis jetzt nicht festgestellt. Es wird eine alte kirchliche Künstlerlegende zugrunde liegen, deren Ursprung und Verbreitung, wie es scheint, noch nicht erforscht sind.[3] Die folgenden, stoffgeschichtlichen Ausführungen möchten einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Legende liefern. Mir sind eine deutsche, speziell Danziger, und eine slawische, in Prag lokalisierte Fassung bekannt geworden, die beide wiederum zu neueren Dichtungen Anlafs geboten haben. Chamisso wird vermutlich nicht nach einer ursprünglichen Legendenform, sondern nach einer bereits künstlerisch gestalteten Fassung gedichtet haben.

I. Die Danziger Legende bezieht sich auf ein noch heute vorhandenes Kruzifix in der Kapelle der 10000 Jungfrauen der

---

[1] Vgl. *Neumanns Schriften*, Leipzig 1835, II, 134.

[2] Vgl. meine *Chamisso*-Ausgabe (Bibliographisches Institut) I, 384, dazu I, 68* und II, 425.

[3] In gewissem Sinne analog ist eine Anekdote, die Vasari in seinen Künstlerbiographien von dem Veroneser Maler Francesco Monsignori erzählt. Dieser bediente sich für das Bild des heiligen Sebastians, der, an einem Pfahl gebunden, von Pfeilen getötet wird, eines Lastträgers in dieser Stellung als Modell; um den Ausdruck der Todesangst zu erzielen, drang der Auftraggeber des Malers unerwartet mit einer Armbrust auf den Gebundenen ein, um ihn anscheinend zu töten, während der Maler den Eindruck festzuhalten suchte. (In der deutschen Übersetzung von L. Schorn und E. Förster [Stuttgart und Tübingen, Cotta], 1832—49, Bd. III, Teil 2, p. 226.)

St. Marienkirche. Gotthilf Löschin erwähnt sie kurz in seiner *Geschichte Danzigs* (1822),[1] ohne dafs ersichtlich wird, ob er sich auf schriftliche oder mündliche Quellen stützt. Er bemerkt, dafs Michelangelo zwar nicht der Schöpfer des Werkes sein könne, wie es die Sage erzählt, sieht aber doch in dem Werke die Arbeit eines Meisters, der jenem an die Seite gestellt zu werden verdiene. J. C. Schulz findet in seinem Vortrage (1841)[2] in dieser Auffassung eine Überschätzung des Werkes, hält es aber immerhin für eine wertvolle, deutsche Arbeit, besonders im Hinblick auf den vollendeten Ausdruck des sterbenden Kopfes mit gesenkten Augenlidern. Die Sage selbst wird in ausgeführter Form von O. F. Karl in seinen *Danziger Sagen* (1843)[3] berichtet. Danach erzählt sie Th. Grässe in seinem *Sagenbuch des preufsischen Staates* (1871).[4] Auch F. A. Brandstätter bringt sie in seinem *Danziger Sagenbuch.*[5] Sie lautet im Auszuge: 'Ein Bildhauer hat vom Rat und den Vorstehern der Marienkirche den Auftrag erhalten, ein Bild des gekreuzigten Heilands anzufertigen. So sehr er sich auch bemüht, ein hervorragendes Werk zu schaffen, es will ihm nicht gelingen, und tiefe Schwermut befällt ihn, bis er auf ein furchtbares Auskunftsmittel gerät. Ein junger Maler, namens Friedrich, der sich eifrig um seine Tochter Rosa bewirbt, hatte bisher seiner Armut wegen keine Gnade vor seinen Augen gefunden. Jetzt begünstigt er ihn und willigt in eine Verlobung ein, aber er bringt ihm heimlich ein Gift bei, so dafs der kraftvolle Jüngling in der Blüte der Jahre dahinsiecht. Als er sich einst in des Meisters Werkstatt befindet, vernimmt Rosa Stöhnen und Röcheln und erhält auf ihre erregte Frage vom Vater die Antwort: "Schweige, Dirne! störe mich nicht bei meinem heiligen Werke! Dein Buhle stirbt den Tod des Heilandes." Sie fällt in eine Ohnmacht, aus der sie nicht wieder erwacht. Während der Jüngling stirbt, den Namen der Geliebten auf den Lippen, arbeitet der Künstler an seinem Werke; dann endet er, von Reue ergriffen, durch Selbstmord und wird in ungeweihter Erde am Zaune des Kirchhofes beerdigt. Der Jüngling und die Braut werden in derselben Gruft bestattet.

Diese Sage ist von Ed. Ludw. Garbe (*Danziger Sagen, poetisch bearbeitet,* Danzig 1872, S. 59) in einem neunstrophigen Gedicht im trochäischen Rhythmus balladenartig behandelt worden. Hier ist es der 'Böse', der dem Bildhauer den teuflischen

---

[1] Bd. I, S. 158 Anm.
[2] *Über die altertümlichen Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig* S. 37.
[3] Bd. I, Nr. 6. [4] Bd. II, S. 579, Nr. 602.
[5] *Gedanensia* II. Bd., 2. Aufl., Danzig 1883, S. 26.

Plan zuflüstert, und der Künstler ersticht sich nach der Tat in der Kirche vor seinem eigenen Werke und in Gegenwart der Leute.

Dieselbe Sage bildet auch den Ausgangspunkt eines kulturgeschichtlichen Romans *Meister Norden* (1882) von Hans von Zollern, unter welchem Pseudonym sich der Ostpreufse Friedrich Behrendt de Cuvry (1829—1886) verbirgt. Er verlegt die Sage und die Entstehung des Kruzifixes, ähnlich wie schon Löschin, in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, in die Glanzzeit der freistaatlichen Entwicklung Danzigs, wo es sich durch den sogenannten dreizehnjährigen Städtekrieg mit polnischer Unterstützung von der Herrschaft des Deutschen Ritterordens befreite. Die inneren und äufseren Kämpfe der Stadt bilden den Hintergrund der Erzählung: einerseits der Gegensatz zwischen den vornehmen, auf ihre Selbstherrlichkeit pochenden Ratsherren und den nach politischer Vertretung strebenden Bürgern, deren rührigster Teil in den Innungen der Gewerke vertreten ist, und anderseits die Verhandlungen der Stadt mit dem polnischen König Casimir und die Streitigkeiten mit den deutschen Ordensrittern um den Besitz der Marienburg. In diese politischen Verhältnisse ist auch der Held des Romans verwickelt. Meister Norden ist nicht nur Bildhauer, sondern auch als Aldermann eine einflufsreiche Persönlichkeit in den Innungen und in der Stadt und besitzt durch verwandtschaftliche Beziehungen Fühlung mit den Patrizierfamilien. Im ganzen ersten Bande und im Anfang des zweiten erfahren wir von dem Künstler Norden sehr wenig. Zwar wird des Auftrages Erwähnung getan, den der Meister vom Rat der Stadt zur Anfertigung des Kruzifixes erhalten hat, und eine Wahrsagerin macht sogar allerhand mystische Andeutungen über das tragische Geschick des Künstlers, aber die Vollendung des Kreuzes wird durch die Kriegswirren aufgeschoben. Norden erscheint überwiegend als besonnener und kluger Innungsführer, dem es gelingt, zwischen Rat und Bürgerschaft zu vermitteln, einen ausgebrochenen Aufstand zu schlichten und dem Rat politische Zugeständnisse an die Bürgerschaft abzuringen. Dazu kommt eine breit ausgesponnene Liebeshandlung. Die Tochter des Künstlers, Maria, hat zwei Bewerber, den temperamentvollen Bruno von Borkowski mit polnischem Blut in den Adern und den tiefer veranlagten deutschen Ritter Arnold von Franken, den Norden an Kindes Statt angenommen und zum Künstler ausgebildet hat. Da Maria Arnold bevorzugt, wird Bruno sein Todfeind, und er verleumdet Arnold, als dieser bei einer waghalsigen Unternehmung in die Gefangenschaft der Ordensritter gerät, bei dem Meister, und obwohl der zurückgekehrte Arnold Brunos hinterlistige Art entlarvt, versagt Norden, der inzwischen durch den Krieg verarmt

ist und seine Gattin durch den Tod verloren hat, seine Einwilligung zur Ehe Arnolds mit Maria. Aus dem klarsehenden und prüfenden Manne ist — etwas unvermittelt — ein jähzorniger, fremden Einflüsterungen leicht zugänglicher Mann geworden; eine solche Gestalt gebrauchte der Dichter aber für den Künstler Norden, den wir schon fast aus dem Auge verloren haben, um die alte Legende von ihm erzählen zu können. Er erfindet dazu eine neue, an sich gute Motivierung. Er läſst in Norden eine von Bruno geschürte Eifersucht gegen die künstlerischen Leistungen seines ehemaligen Schülers Arnold entstehen, der während seines unfreiwilligen Aufenthalts in Marienburg ein vielbewundertes Marienbild geschaffen hat. Nachdem Norden heimlich das Werk seines vermeintlichen Nebenbuhlers besichtigt und, ähnlich wie Francesco Francia in Chamissos gleichnamiger Dichtung von einem Bilde seines Schülers Raffael, einen überwältigenden Eindruck davon erhalten hat, quält ihn nur der eine Gedanke, sein Christuskruzifix zur gröſstmöglichsten Vollendung zu bringen. Es will ihm aber nicht gelingen, seinem Christuskopf den erstrebten Ausdruck der hinsterbenden Natur zugleich mit dem verklärten Ausdruck der Hoffnung auf ein ewiges Leben zu geben. Ahnungslos weist ihn einmal der ihm bekannte Küster von St.-Marien auf Arnold als Modell für den Christus. Nun fügt es sich, daſs dieser, Kriegsobrist geworden und im Besitz einer unerwarteten Erbschaft, den sonst gemiedenen Meister noch einmal aufsucht, zunächst um eine ihm anvertraute goldene Kette zurückzufordern, im Grunde, um noch einmal um Maria zu werben. Als der Meister die Kette nicht zurückgeben kann, da er sie in der Not des Krieges, wenn auch schweren Herzens, versetzt hat, und Arnold ihm deshalb ehrlosen Wortbruch vorwirft, sticht Norden ihm in aufwallendem Zorn den Dolch ins Herz und arbeitet die ganze Nacht daran, um die Züge des Dahingeschiedenen seinem Christuskopf einzufügen. Ein wonniges Schauergefühl, ein groſses Werk geschaffen und einen Rivalen übertroffen zu haben, erfaſst ihn, und nachdem er dem Rat der Stadt das Werk brieflich vermacht hat, verläſst er heimlich die Stadt als Pilger. Diese Katastrophe, die nur wenige kurze Kapitel des Romans umfaſst, würde uns weniger überraschen, wenn wir von vornherein mehr auf diesen Ausgang vorbereitet wären, wenn die Anlage des Romans und die Charakteristik des Meisters mehr diesem Endziele zustrebten. Anders als in der Legende, aber nicht glücklicher, ist der Schluſs der Geschichte. Es ist unwahrscheinlich, daſs die Obrigkeit der Stadt, die nun im rechtlichen Besitz des Kruzifixes ist, infolge des auffallenden Verschwindens des Meisters und Arnolds nicht Miſstrauen faſst und Nachforschungen anstellt. Ebenso merkwürdig ist, daſs des Meisters Diener Johann,

der Zeuge des ganzen Vorganges gewesen ist, durch die Äbtissin des Klosters, in dem sich Maria schon längere Zeit aufgehalten hatte, veranlafst wird, sein Geheimnis zu bewahren, nur damit das Kloster später als Erbnachfolgerin Marias in den Besitz der Güter Nordens gelangen kann. Besser gelungen ist die Motivierung, dafs gerade infolge der künstlerischen Vollendung des Werkes im Volksmunde die Meinung entsteht, es müsse nach einem wirklichen Ebenbilde geschaffen sein. Anziehend ist die Szene, in der Maria, die den Schleier genommen hat, zum erstenmal die Schöpfung des Vaters in der Kirche besichtigt und in dem Gekreuzigten die Züge des Geliebten wiedererkennt. In der Idee gut, in der Ausführung unzulänglich ist das letzte Kapitel, in dem Norden nach dem Typus der Heimkehrsagen nach langer Wanderung ahasvergleich unerkannt zurückkehrt und in der Kirche das bewundernde Lob der Menge über sein Werk vernimmt. Dafs er zu guter Letzt doch noch von Maria erkannt wird und unentdeckt im Klostergarten leben darf, ist eine ganz platte Erfindung. So vermischen sich in dem Roman gute Ansätze und unvollkommene Ausführungen und lassen kein klares, abgerundetes Ganze entstehen.

II. Die slawische Fassung der Legende findet sich in dem Tschechisch geschriebenen Buche *Prager Legenden und Sagen* (Prag 1883) von Josef Sládek S. 90: 'Der gekreuzigte Bettler'; die Herkunft derselben, ob sie etwa aus dem Lateinischen oder Deutschen stammt, ist nicht bekannt. Herr Camill Hoffmann in Wien, an den ich mich der gleich zu erwähnenden Zeyerschen Bearbeitung wegen wandte, hatte die Liebenswürdigkeit, mir die genannte Version nachzuweisen und die folgende Übersetzung anzufertigen. Sie lautet: 'In der Kapelle des erzbischöflichen Palais' auf dem Hradschin befindet sich auf einem Altare ein wunderbares Bild "Christus am Kreuz", von dem diese Sage erzählt wird: Einmal beauftragte der Prager Erzbischof einen italienischen Maler, für seine Kapelle ein Bild des Gekreuzigten zu malen. Der Maler war mit dem Bilde bereits fast fertig, nur den Ausdruck im Gesicht des sterbenden Christus konnte er nicht nach Wunsch vollenden. Und er lud einen der Bettler, die er auf der steinernen Brücke sitzen und um Almosen betteln zu sehen pflegte, ein, ihm als Modell zu seinem Gemälde zu dienen. In seiner Werkstatt band er ihn ans Kreuz und malte ihn, aber den wahren Ausdruck des Todes vermochte der Bettler in seinem Gesicht nicht auszudrücken. Der Maler war also auch jetzt mit seiner Arbeit nicht zufrieden, und in seinem Zorne schleuderte er seinen Dolch nach dem Bettler, so dafs dieser in wenigen Augenblicken an dem Kreuze endete, denn er war mitten ins Herz getroffen. Da offenbarte sich auch

in seinem Antlitz der Ausdruck des Sterbenden, den der Maler nunmehr meisterlich auf die Leinwand übertrug. Dann aber, entsetzt über den Mord, verwirrte sich sein Verstand, und er entfloh, wahnsinnig. Der Bettler ward begraben und das fertige Bild in der erzbischöflichen Kapelle auf dem Altare aufgestellt. — Nota: Auch in einer Königgrätzer Kirche wird ein Bild des Gekreuzigten gezeigt, das vom Künstler nur deshalb so ausdrucksvoll getroffen wurde, weil ihm ein ermordeter Mensch zum Modell diente.'

Der Unterschied zwischen dieser und der Danziger Legende liegt klar zutage. Diese geht von einer plastischen, jene von einer bildlichen Darstellung des sterbenden Christus aus. In dieser ist es ein italienischer, in jener ein deutscher Künstler, ihre Auftraggeber sind den Umständen nach verschieden. Der Geopferte ist einmal ein Bettler, im anderen Fall der Liebhaber der Tochter des Künstlers. Die Hinopferung des Modells ist jedesmal ein Gewaltakt des nach höchster Kunstvollendung strebenden, aber im Affekt der künstlerischen Produktion seiner Sinne nicht mehr mächtigen Künstlers. Er endet entweder im Wahnsinn oder durch Selbstmord. Auch das ist klar, daſs die der Dichtung Chamissos zugrunde liegende Fassung weit gröſsere Ähnlichkeit mit der Danziger als mit der Prager Sage hat, aber es fehlt nicht an Abweichungen, namentlich am Schluſs. Es lohnt nicht, in eine detaillierte Vergleichung einzutreten, da die Vorlage der Dichtung Chamissos zurzeit noch fehlt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs die erwähnte Prager Fassung der Novelle *Inultus. Prager Legende* von Julius Zeyer, die Camill Hoffmann in der Zeitschrift *Aus fremden Zungen* (1902, S. 127 f.) aus dem Tschechischen übersetzt hat, als Vorbild gedient hat. Ist diese Annahme richtig, so hätte der Dichter zunächst eine grundlegende, höchst eigenartige Änderung vorgenommen: es ist nicht ein Künstler, sondern eine Künstlerin, die einen exaltiert veranlagten Jüngling als Modell benutzt und hinschlachtet. Das Sexuelle ist indes kein Hauptmotiv der Novelle, denn die Künstlerin wird als ein kaltes, liebloses Wesen hingestellt, die aufgehört hat, menschlich zu empfinden. Der stärkste Antrieb für die verbrecherische Tat liegt in ihrem Trachten nach dem künstlerischen Ideal, das ähnlich wie bei Hans von Zollern durch Neid auf eine Nebenbuhlerin angestachelt wird, aber nichts weniger als christlich ist, denn die Künstlerin glaubt im Grunde weder an Gott noch an Christus, so sehr sie sich auch bemüht, das Christusideal künstlerisch zu bewältigen. Originell ist die Weiterbildung des Geopferten, des Bettlers der Legende. Nicht rohe Gewalt wie dort, nicht eigenes künstlerisches Streben, wie bei dem Jüngling in Chamissos Dichtung, sondern politische, volksbeglückende

Ideen führen den Unglücklichen in die Hände seines Mörders. Er glaubt nämlich — Zeyer läſst die Geschichte sich bald nach der Schlacht am Weiſsen Berge abspielen — durch seine Opferung die Grausamkeit des spanischen Machthabers in Böhmen mildern und dadurch sein unterdrücktes Volk erlösen zu können. Der Zusammenhang ist folgender. Die italienische, in Prag lebende Bildhauerin Flavia Santini aus Mediolanum trifft eines Abends den armen, träumerisch dreinschauenden Inultus, und gefesselt von seinem schönen, blassen Gesicht, lädt sie ihn in ihr Atelier zum Abendessen. Sie spricht ihm von ihrem Plan, ein Kreuzesbild vom sterbenden Christus zu vollenden, um damit den Ruhm ihrer Lehrerin, der berühmten Properzia de' Rossi aus Florenz, zu überflügeln. Sie spricht ihm von dem Auftraggeber des Kruzifixes, dem spanischen Statthalter Balthasar, und ihrer Absicht, ihn durch den Anblick des sterbenden Gottessohnes zu einer milderen Behandlung des Volkes zu bewegen. Dieser Grund trifft das Gemüt des Inultus, und er sagt: 'Bindet mich also ans Kreuz. Leget das ganze Leid dieses Landes, wie Ihr es in meinem Gesicht gelesen, in die Züge eines sterbenden Christus, und vielleicht ergreift der Anblick jenes steinerne Herz!' Inultus steht ihr nun mehrfach Modell, oft der Ohnmacht nahe, und träumt sich in die Märtyrerrolle hinein. Da ihr der Ausdruck des Todeskrampfes nicht gelingen will, läſst sie ihm einst die Stricke fester binden, drückt ihm die Dornenkrone aufs Haupt, stöſst ihm schlieſslich in blutlechzendem Wahnsinn den Dolch in die Brust und vollendet, scheinbar ruhig, ihr Werk. Der Mord bleibt zunächst unentdeckt, Balthasar empfängt das in Marmor ausgeführte Kruzifix, Flavia gelangt zu Ruhm und Ehre und erhält bei einem Fest einen goldenen Kranz. Trotz des äuſseren Erfolges verfolgt sie immer der Gedanke: 'Ich habe die Liebe gemordet', und sie erhängt sich selbst. Als die Sache ruchbar wird, verschwindet das Kruzifix aus dem Oratorium des spanischen Granden und erscheint in einer Kirche wieder; Inultus wird beerdigt und wie ein Heiliger verehrt. Im Vergleich zu der mutmaſslichen Vorlage ist die Bearbeitung eine hervorragend selbständige und individuell gestaltete, im einzelnen wäre wohl mehrfach eine eingehendere Motivierung erwünscht. Eine farbensatte Imaginationskraft erfüllt die Novelle vom ersten bis zum letzten Satze, aber sie schweift ins Grausige und Ekelerregende aus. Mitleid für das Elend der Armen und Bettler, und doch ein Verneigen und Sichberauschen an dem äuſseren Glanz der weltlichen und geistlichen Machthaber, ein schwärmerischer Christuskultus, der den Sohn Gottes besonders als Gott der Enterbten, der unteren Volksklassen auffaſst, und daneben ein ironisches Spötteln über die Religion vom Standpunkt einer

philosophischen Weltanschauung — dies bunte Nebeneinander ist charakteristisch für die echt slawische Novelle. —

So grundverschieden auch die drei gröfseren Bearbeitungen der Kruzifixlegende sind, das eine wird sich von ihnen sagen lassen: was der schwächsten von ihnen, derjenigen von Hans von Zollern, nicht gelingt, die Katastrophe als Ergebnis der vorhergehenden Entwicklung darzustellen, das erreichen in knapperer Form Chamissos Terzinen und Zeyers Novelle. Dafs im übrigen zwischen den beiden deutschen Erneuerungen einerseits und der tschechischen anderseits eine ungeheure Kluft liegt, ist klar; es ist fast der Gegensatz der abgeklärten germanischen und der im Gärungsprozefs befindlichen slawischen Kultur.

Bremen. Hermann Tardel.

Zur Quelle von Grillparzers 'Ein treuer Diener seines Herrn'.

Grillparzers Schauspiel 'Ein treuer Diener seines Herrn', das laut einer Notiz auf dem Manuskript am 10. März 1826 begonnen wurde, ist das erste Stück, bei dem man von bewufster Anlehnung des Dichters an Lope de Vega gesprochen hat. Farinelli in seinem Buche *Grillparzer und Lope de Vega* und August Sauer in seiner Einleitung zur Cottaschen Ausgabe (I, 82) und in dem *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* III, 23 haben auf Lopes Demetriusdrama 'El gran duque de Moscovia' hingewiesen. Dieses Stück ist von dem österreichischen Dichter selbst etwa um das Jahr 1850 in seinen *Studien zum spanischen Theater* (17, 122) besprochen und als 'höchst unbedeutend' bezeichnet worden. Es ist ein historisches Schauspiel und enthält die etwas bunte Geschichte 'vom verfolgten Grofsfürsten von Moskau', wie es am Schlusse des Stückes heifst.[1] Die letzte Szene des ersten Aktes und die erste des zweiten haben ausschliefslich die genannten Forscher veranlafst, dieses Lopesche Stück als eine Quelle für Grillparzer zu nennen. Am Schlusse des ersten Aktes wird geschildert, wie ein deutscher Ritter Lambert den jungen Thronfolger vor den vom Usurpator ausgesandten Mördern rettet, indem er ihnen als den gesuchten Demetrius seinen eigenen Sohn bezeichnet und diesen so aus Treue gegen den rechtmäfsigen König hinopfert. Im Beginn des zweiten Aktes, der zehn Jahre nach diesem Ereignisse spielt, wird berichtet, dafs Lambert bald darauf sein Hab und Gut eingebüfst habe, und dafs in dem Drange der Flucht sein Weib gestorben sei.

Sollte diese Übereinstimmung des 'Grofsherzogs von Moskau' mit dem 'Treuen Diener' nicht zu gering sein, um eine Abhängigkeit wahrscheinlich zu machen, besonders da wir nicht das geringste Anzeichen dafür haben, dafs Grillparzer Lopes Stück schon kannte, bevor er seinen 'Bancbanus' schrieb, d. h. vor 1826? Im Jahre 1824 bekennt er, erst zwölf Schauspiele des Lope de

[1] Es ist leicht in der Übersetzung zugänglich gemacht worden in der Ausgabe des *Spanischen Theaters* von Moritz Rapp (Bibliograph. Institut), Bd. 2, S. 307—417.

Vega gelesen zu haben (*Werke* 17, 45); er nennt sie fast alle, ohne den 'Gran duque de Moscovia' zu erwähnen.[1]

Sicherlich zeigt sich Grillparzers Kunst im 'Treuen Diener' von Lope befruchtet in der anschaulichen Fülle der Vorgänge und in der lebendig sprudelnden Charakteristik; aber die einzelne Episode des 'Gran duque', deren Thema, die Treue des Untertanen gegen den Fürsten, im spanischen Drama unendlich oft vorkommt, scheint mir zu wenig Gewicht zu haben, um die ganz besonders geartete Treue des Bancbanus nach sich ziehen zu können.

In diesem ungarischen Vasallen steht vor uns ein Mann, der von des Königs Gattin und des Königs Schwager in seiner Ehre gekränkt und um das Teuerste, was er besitzt, sein Weib, gebracht ist, und der doch, als sein Bruder und der seiner Gattin Rache nehmen wollen für all das Üble, das ihm angetan ist, das junge Königskind vor ihnen rettet, sie selbst aber als Meuterer behandelt und gefesselt vor seinen Fürsten bringt.

Das Eigenartige an dieser Treue ist das Verhalten des Bancbanus zu den nächsten Verwandten: sie gedachten seine Sache zu führen, indem sie mit Gewalt gegen den verbrecherischen Prinzen vorgehen, und sie werden von ihm als pflichtvergessene Empörer dem Könige ausgeliefert. — Dieses ganz besondere Motiv scheint mir nicht von der hundertfach im spanischen Drama vorkommenden Vasallentreue eines Ritters Lambert herzustammen.

Das Thema der unbedingten Ergebenheit des Untertanen war aber auch in England im nach-shaksperischen Drama ein beliebter Vorwurf. Unter Jakob I., der selbst mehrere Schriften 'über das göttliche Recht der Könige' veröffentlicht hat, wird auf der Bühne aufserordentlich häufig die Theorie des Absolutismus verherrlicht.[2] — Eines dieser Dramen fiel unserem Dichter in die Hände, verhältnismäfsig kurze Zeit bevor er den 'Treuen Diener' begann, und dieses Drama hat unzweifelhaft Fäden hinübergeschlungen zu dem Werke, das in ihm aufkeimte, als er bei dem Durchlesen der ungarischen Chronisten auf den Palatin Bancbanus geriet (*Werke* 19, 142).

Im Jahre 1825 machte er sich eine philologische oder vielmehr lexikalische Notiz. Bevor ich sie anführe, möchte ich einige Worte darüber sagen, wie ich mir ihre Entstehung denke. Grillparzer war ein so eifriger Leser Shaksperischer Stücke, dafs er vieles daraus auswendig konnte (Selbstbiographie, *Werke* 19, 163). Besonders aber scheint er von dem Monolog Hamlets *To be or*

[1] Da, wo sicherlich eine Anregung besteht, nämlich von Byrons 'Marino Faliero' her (vgl. L. Wyplel, *Euphorion* 10, 159 ff.), können wir auch Grillparzers Kenntnis des Stückes schon aus dem Jahre 1821 nachweisen (*Werke* 12, 85).

[2] Aronstein, *Die Moral des Beaumont-Fletcherschen Dramas* (*Anglia*, N. F. XIX, S. 148 ff.).

not to be begeistert gewesen zu sein, und manchmal, wenn ihm, dem gesetzestreuen und so warm österreichisch-gesinnten Manne, Beamte der Zensur oder böswillige Vorgesetzte das Leben sauer machten, hat er sich wohl die Worte vorgesagt, die seiner hypochondrischen Stimmung Ausdruck gaben:

For who would bear the whips and scorns of time,
The oppressor's wrong, the proud man's contumely,
The pangs of despised love, the law's delay,
The insolence of office,[1] *and the spurns*
That patient merit of the unworthy takes,
When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?

Das Wort *quietus* nun war ihm als etwas ganz Seltenes aufgefallen; und als er es in einem Stücke Fletchers, *The loyal subject,* fand, schrieb er sich folgendes auf (*Werke* 16, 175): *Beaumont und Fletcher haben das Wort quietus (Hamlets Monolog) ebenfalls. Im Loyal subject Akt 2 am Schlufs, wo Archas ironisch dem Herzoge dankt, ihn der Sorge der Aufbewahrung jenes geheimen Schatzes enthoben zu haben, sagt er:*

I humbly thank your highness;
You have done more, and nobler, eased mine age, sir,
And to this care a fair quietus given.

Der 'Treue Untertan' Fletchers — denn dieses Stück ist von Fletcher allein im Jahre 1618 geschrieben, nicht, wie Grillparzer annimmt, von Beaumont und Fletcher — hat eine vielverschlungene, abenteuerliche Handlung, bei der Verkleidungen eine grofse Rolle spielen. Ich hebe nur kurz den Inhalt heraus, soweit er für Grillparzers Stück in Frage kommt.

Der alte, verdiente General Archas wird von seinem jungen, bösen Einflüsterungen leicht zugänglichen Herrn, der soeben nach dem Tode seines Vaters den Thron in Moskau bestiegen hat, kurzerhand genötigt, den Dienst zu verlassen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Da gerät das Land in Not, die Tataren sind eingefallen: nach längerem Widerstreben zieht Archas mit seinen treuen Soldaten dem Feinde entgegen (Akt 1). — Der zurückgekehrte Retter seines Landes findet bei Hofe nur kalten Empfang: der mifstrauisch gemachte Herzog läfst sich zunächst gar nicht sehen, und als er seinen siegreichen Feldherrn später selbst aufsucht, bereitet er ihm die bittere Enttäuschung, dafs er ihm in seinem Argwohn den bisher geheimgehaltenen Schatz, der dem General von des Herzogs Vater für eine Zeit der Not

[1] Im Zusammenhang mit dem Bericht über die Kränkung, die ihm als Beamten widerfahren ist, führt er auch einige Worte des Monologs an (Selbstbiogr. 19, 105): *'Zugleich hat die immerwährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen nur gar zu gern ihre Autorität gegen mich geltend machten, mein Gemüt erbittert.'*

des Landes anvertraut worden war, entreißt. — Trotzdem findet sich in Archas' Herzen kaum eine Bitterkeit gegen seinen Herrn: *I'll serve your temper, though you try me far* (II, 6); ja, er sendet sogar auf dessen Geheiß seine beiden Töchter an den Hof, trotz der Gefahren, die ihnen dort drohen, unter dem Geleit seines Sohnes Theodore, dessen unhöfischen, gegen die Undankbarkeit des Fürsten gerichteten Worten er bisher mit strengen väterlichen Zurechtweisungen begegnet war. *You are drunk with your duty, sir* (III, 2) hat ihm sein Sohn sagen müssen.

Aber seine Treue gegen den Fürsten soll noch heller strahlen, als ihm das bitterste Leid angetan wird. Trotz der Warnungen seines Sohnes ist Archas einer Einladung des Fürsten gefolgt. Bei dem Gelage wird er verhaftet, angeblich weil er die Soldaten gegen den Fürsten aufgehetzt habe, und er wird von dem bösen Günstling zur Folterung abgeführt. Da brechen die Soldaten, die ihren General vergöttern, unter Führung Theodores ins Schloß, drohen, die Schwester des Herzogs zu töten und alles niederzubrennen, wenn man ihnen ihren geliebten Feldherrn nicht herausgäbe. In dieser Not erscheint Archas, noch von seinen Wunden blutend, und schilt heftig die, die gekommen sind, um ihn zu retten, weil sie sich gegen den Herzog empörten (IV, 7):

I charge ye, as ye are men, my men, my lovers,
As ye are honest faithful men, fair soldiers,
Let down your anger! Is not this our sovereign?
The head of mercy and of law? who dares, then,
But rebels scorning law, appear thus violent?
Is this a place for swords, for threatening fires?
The reverence of this house dares any touch,
But with obedient knees and pious duties?
Are we not all his subjects, all sworn to him?
Has not he power to punish our offences,
And do we not daily fall into 'em? Assure yourselves
I did offend, and highly, grievously;
This good sweet prince I offended, my life forfeited. ...
Ye are offenders, too, daily offenders;
Proud insolencies dwell in your hearts, and ye do 'em,
Do 'em against his peace, his law, his person:
Ye see he only sorrows for your sins,
And where his power might persecute, forgives ye.
For shame, put up your swords!

Und als nun Theodore und die Soldaten seinem Geheiß zunächst folgen, ruft er ihnen seinen Dank zu:

Soldiers, I thank ye all: and love me still,
But do not love me so you lose allegiance;
Love that above your lives.

Der Herzog erkennt zwar jetzt, wie sehr er dem alten Diener unrecht getan hat, und er setzt den verleumderischen Günstling ins Gefängnis; aber die Soldaten und Theodore sind,

wenn sie auch augenblicklich dem Geheiſs ihres Feldherrn gefolgt sind, noch voll Zorn im Herzen über die Behandlung, die ihnen und Archas zuteil geworden ist; sie planen, sich mit den Tataren gegen ihr Vaterland zu verbinden (V, 3). Es gelingt auch wohlmeinenden und angesehenen Leuten nicht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Da tritt ihnen während des Marsches der alte, schwache Feldherr entgegen; mit sarkastischen Worten, die seine Liebe und seine Traurigkeit verraten, bringt er sie zur Umkehr (V, 6):

This is too poor, too beggarly a body,
To bear the honour of a charge from me;
A sort of tatter'd rebels. — Go, provide gallowses. —
Ye are troubled with hot heads; I'll cool ye presently. —
These look like men that were my soldiers,
Now I behold 'em nearly and more narrowly,
My honest friends: where got they these fair figures?
Where did they steal these shapes?

In dieser sarkastischen Art, die einen tiefen Eindruck auf die Soldaten macht, geht es weiter, bis er, anscheinend zufällig, seinen Sohn erblickt:

What's he there?
Sure I have seen his face too: yes, most certain
I have a son (but I hope he is not here now)
Would much resemble this man, wondrous near him;
Just of his height and making too. ...
You seem a leader.
Theodore: *Good sir, do not shame me more; I know your anger,*
And less than death I look not for.
Archas: *You shall be my charge, sir: it seems you want foes,*
When you would make your friends your enemies:
A running blood ye have, but I shall cure ye.

Gefangen bringt er seinen Sohn vor seinen Fürsten, mit eigener Hand will er ihn vor den Augen des ganzen Hofes als einen Rebellen töten, und nur dem Zwange gehorchend läſst er ihm sein Leben. Dem einst Verfolgten aber wird jetzt der Trost, daſs sein Fürst ihm verkündet:

and he that can
Most honour Archas, is the noblest man.

So finden wir also ein wesentliches Motiv des Grillparzerschen Stückes bei Fletcher wieder: die Bewahrung der Vasallentreue trotz persönlicher Kränkung und die schroffe, ja fast blutige Zurückweisung der nächsten Verwandten und Freunde, die für diesen Untertanen gegen den rechtmäſsigen Fürsten das Schwert ziehen wollen.[1]

[1] Die Quelle des 'Loyal servant' von Fletcher ist noch nicht ermittelt. — Einen ähnlichen Gegenstand behandelt Thomas Heywood in seinem Drama 'The royal king and the loyal subject', und dafür ist die Quelle zu suchen in einer Novelle von Bandello, die in Painters 'Palace

Daſs dies aber kein Zufall ist, sondern der Niederschlag des Erinnerungsbildes, das sich Grillparzer von der Lektüre des 'Loyal subject' bewahrt hatte, glaube ich daraus entnehmen zu können, daſs er von der Chronik, die ihm die Geschichte des Bancbanus gab (*Werke* 19, 142), gerade in den Punkten abweicht, in denen er mit dem 'Loyal subject' übereinstimmt. — Die Geschichte des ungarischen Palatins ist leicht zugänglich in der Übersetzung des Hieronymus Boner, *Des Künigreiches inn Ungern warhafftige Chronick,* Basel 1545 (Kgl. Bibl. Se 726). Die betreffenden Stellen finden sich im VII. Buch des zweiten Teils Bl. 206[b]—207[b] und 210[a]. Der Chronist erzählt die Geschichte Bancbanus' in folgender Weise: König Andreas zieht ins gelobte Land, läſst B. als Statthalter zurück und empfiehlt seinem Schutze die Königin und ihre Kinder und den Frieden des Landes. Nun wird schon in der Chronik das Thema in novellistischer Weise angegeben: *'Diser Landtvogt Vice Rey unnd verwalter hat disen loblichen befelch | mit ritterlichem gemüt | angenommen und gedacht damit ursach und gegenwurff zu haben ettwas lobwirdigers auſszerichten | inndem doch das glück diesem theüren mann gehaſs gewesen | und jm sein eerlich fürnemmen gebrochen.'*

Der Bruder der Königin ist aus Deutschland gekommen, um die Schwester während der Abwesenheit ihres Gemahls zu trösten; er entbrennt hoffnungslos in Liebe zu der schönen, züchtigen Frau des Bancbanus und bringt sie mit Gewalt um ihre Ehre, als seine Schwester in kupplerischer Weise ihm dazu verholfen hat, mit ihr allein zu sein. Die Frau gesteht die ihr angetane Schmach ihrem Gatten, er tröstet die Unglückliche, weil sie schuldlos sei, und bittet sie, ihre gemeinsame Schmach geheimzuhalten, er wolle sich dafür bei gelegener Zeit schon rächen. Nun heiſst es wörtlich weiter: *'Da er sie nun beredt und befrydet | so hat er doch einen verdeckten grimmen nit wol zemmen moegen | und ist also auff dem nachgonden tag mit jren wenigen seiner gefertten zu der künigin inn jhr gemach kommen | und die mit dem dolchen, den er under seinem kleid verborgen gehept, durchstochen | und gleich das schwert auſs jhr*

---

of pleasure' übersetzt ist (II, 4). Aber Fletcher hat mit Heywood und dieser Novelle nur ganz wenig gemeinsam. E. Koeppel, *Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons, John Marstons und Beaumont und Fletchers,* Erlangen u. Leipzig 1895, S. 76, und Adèle Ott, *Die italienische Novelle im englischen Drama von 1600 bis zur Restauration,* Zürich 1904 (Dissert.), S. 52. — Ich vermute, daſs wir Fletchers Quelle in der spanischen Literatur zu suchen haben. Daſs der Schauplatz bei Fletcher auch der russische Hof ist, deutet nicht etwa auf irgendeine Beziehung zu Lope hin; Fletcher war, wie ich aus der neuesten Ausgabe seines Stückes entnehme (Beaumont and Fletcher, *Variorum edition,* London 1908, Bd. 3, S. 223—356), auf Ruſsland gekommen, weil sein Oheim, Dr. Giles Fletcher, ein Buch über dieses Land geschrieben hatte: *Of the Russe common wealth, or maner of governement by the Russe emperour,* London 1591.

zogen also bluttig erzeygt und gesagt | das er sie billich und von rechtswegen umbbracht | dieweil sie als ein hůrnwirthin sein aller liebste hausfrauw getrungen von jrem unkeüschen brůder gewalttiget zu werden. Ouch hat er das in aller empoerung frey bekant | er begert gar kein verzeyhung diser thatt halb | wann er wolt selbs dess nachgonden tags mit ettlichen Landtherrn selbs zum künig keren | biss gan Constantinopel | und sich daselbst under sein gericht und gwalt ergeben | mit disen worten ist die empoerung gestilt. | Bancbanus stellt sich in Konstantinopel seinem Fürsten, zeigt ihm das mit dem Blut der Königin befleckte Schwert und bittet, ihn entweder sofort mit demselben Schwerte zu töten oder in einer Gerichtssitzung ein freisprechendes Urteil über ihn zu fällen. *Dise unerhoerte verwegenheyt,* sagt der Chronist, *hat auch eine unerhoerte des fürsten gerechtigkeyt erlangt.* Mit 'standfestem und tapferm' Gemüt hat er den Bericht seines Statthalters angehört, ohne die Farbe zu wechseln. Er heisst ihn nach Hause zurückkehren und sein Amt getreulich weiter zu verwalten, er werde das Urteil sprechen, wenn er von der heiligen Fahrt nach Ungarn zurückkomme. Als dann die Beschreibung des Kreuzzuges zu Ende geführt ist, heisst es in der Chronik (Bl. 218[a] letzte Zeile): *es hat aber die gedechtnuss der künigin todt | den künig Andresen | sobald er in sein küniglich gemach kommen, angefochten | und ist doch auf seiner standvesti verharrt | und des nachgenden tages seinen statthalter Banckbanum in recht ervordert | und als er seiner gemahel anzeigt schuld verstanden | zů einem sondern exempel der weyblichen reinigkeyt erkant | das er sie von rechtswegen erschlagen | jhn damit ledig erkant.*

Gäbe man dieser Erzählung des Chronisten eine Überschrift, so würde sie lauten: 'Vom gerechten Fürsten'; erst durch die Verbindung, die sich in Grillparzers Seele zwischen ihr und dem Stoffe des 'Loyal subject' vollzog, ist daraus die Geschichte vom 'Treuen Diener' geworden.

Und nicht nur das hauptsächliche Motiv des 'Loyal subject', auch Einzelheiten des englischen Stückes sind wohl in dem Dichter vom 'Treuen Diener seines Herrn' noch lebendig gewesen, als er sein Stück schrieb. So glaube ich einen Nachklang der Szene, in der Archas zu dem meuternden Heere seines Sohnes kommt (V, 6), in dem fünften Akt zu finden, wo Bancbanus auf die von seinem Bruder Simon geführten aufrührerischen Soldaten stösst:

Du Schelm! Die Vorwacht hältst du? Und für wen?
Für jene Meuter, Friedensstörer? — Räuber,
Mein guter Schurke, stellen Kundschaft aus,
Nicht Vorwacht, so wie ehrlich wackere Krieger.

Und als sein Schwager ihn anruft, sagt er:

Das ist wohl gar eines Verräters Stimme?
Lauf, Peter, lauf! Du kommst wohl noch ans Ziel.
Pfui, über alle Schelmen!

Auch die Schnelligkeit der inneren Umkehr bei den herzensgütigen, wenn auch sarkastischen Worten des Scheltenden finden wir, wie dort bei dem Sohne des Archas, so hier beim Grafen Peter:

Daſs er recht hat!
Daſs ich mir's selbst in meinem Innern sage!
Ein Schurk' und ein Verräter! Groſser Gott!

Und wenn Archas den Fürsten als Quell der Gnade und des Rechts bezeichnet und sich selbst fälschlich eines Vergehens bezichtigt, für das er von jenem bestraft werden müsse (IV, 7), so sehen wir auch, wie Bancbanus im vierten Akt den aufgeregten Bürgern gegenüber andeutet, daſs seine ermordete Gattin sich vielleicht eines übereilten Fehltrittes schuldig gemacht habe:

Was sie versehn, und wie sie sich vergangen,
Ob man zu streng, zu hart an ihr getan,
Es wird sich weisen, kehrt der König wieder.
Und das soll bald, gemeldet ward's ihm schon.
Der wird nun sitzen mit dem Schwert des Rechts,
Wer rein, wer schuldig, wird sein Wort entscheiden.
Bis dahin haltet euch als ruh'ge Bürger,
Und meines Danks versichert, lebet wohl!

Auch die Szene, in der Archas seinen Sohn als Empörer gefangen vor seinen Fürsten bringt, findet ihr Gegenbild in dem deutschen Stück; nur ist sie in Grillparzersche Milde getaucht: während Fletchers Archas mit einer Brutalität, die auf die Spitze getrieben wird, seinen Sohn eigenhändig töten will, bittet Bancbanus um Gnade für die Aufrührer.

Knie nieder, Simon! — Simon, beug' dein Knie!
Es ist dein Herr, du kannst es ohne Schande. —
Mein königlicher Herr und mein Gebieter!
Wir nahen dir, die Bürger einer Stadt,
Die ihrer Pflicht vergaſs zu diesen Stunden;
Doch schnell zur Reu' und rasch zurückgekehrt,
Die Pforten öffnet, in den Staub sich beugt,
Zu deiner Gnad' und Ungnad' sich ergebend.
Ausliefert auch die Häupter der Empörung,
Hier, Grafen Simon, der mein Bruder war —
Nein ist, noch immer ist, mein teurer Bruder,
Und Grafen Peter, meiner armen Erny —
Den Bruder meines früh verblichenen Weibs.

Und später heiſst es dann:

Den ungestraften Trotz des Mörders sahn sie,
Da wich der gute Geist von ihnen und —
Sie taten, was nicht recht. S e i m i l d, o Herr!

Auch die letzten von mir angeführten Worte, die der Groſsherzog von Moskau in dem Stücke Fletchers äuſsert, um dem lange verkannten Feldherrn den verdienten Ehrenplatz zu geben, stellen sich in Parallele zu den Worten des ungarischen Königs:

Wie aber soll ich dir die Treue lohnen,
Zum Teile nur vergelten, was du tatst,
Was du erlittst im Dienste deines Herrn?
Der erste sei nach mir in meinem Reich,
Dein Wort dem Worte deines Königs gleich.

Aber auch hierbei beobachten wir eine echt Grillparzersche Änderung: während Archas sich nun sonnt in der Gnade seines Fürsten und sich mit neuen Kräften tätig seinem Dienste weiht, bittet Bancbanus seinen Herrn, ihn aller Ämter zu entheben:

Ich bin ein alter Mann, dem Tode reif!
Laſs ruhig sein mich harren!

Eine starke Einwirkung des Fletcherschen Stückes auf den 'Treuen Diener seines Herrn' wird man nicht abweisen können. Ich möchte für den 'Loyal servant' die Stelle beanspruchen, die man bisher dem 'Gran duque de Moscovia' eingeräumt hat. Wie bei der 'Ahnfrau' der Plan in Grillparzers Seele fertig war, als sich bei ihm der Gedanke an die Geschichte des französischen Räubers Jules Mandrin mit dem an ein Volksmärchen von der als Gespenst umwandelnden Urmutter eines alten Geschlechts begegnete (*Werke* 19, 62), so war der Grundriſs des Baues der Bancbanustragödie in des Dichters Haupt vollendet, als sich mit der Lektüre der ungarischen Chronik die Erinnerung an Fletchers 'Loyal subject' verband. Bei Einzelheiten der Ausführung mögen auch noch andere Reminiszenzen mitgewirkt haben: vor allem war wohl die Darstellung der Ehe Marino Falieris mit Angiolina in Byrons Stück nicht ohne Einfluſs auf das Verhältnis des Bancbanus zu seiner Gattin Erny.

Charlottenburg. **Felix Rosenberg.**

Three letters of 'The man of feeling'.

In the course of my researches into the life of Henry Mackenzie, I found the following letters mentioned in the 'Catalogue of additions to the mss. in the British Museum' (Engl. Sem.). A fellow-student, Herr Hans Sixtus, during a holiday in London, was kind enough to copy the originals, which have not yet been published, and those copies I afterwards had collated by Miss Mary Salmon of the British Museum. I gladly take the opportunity of printing the letters here not only in order to be able easily to refer to them in my forthcoming dissertation on the above subject, but in the belief that they will prove of some interest to general readers.

Mackenzie, the once-famous author of 'The man of feeling', by Scott called 'the Scottish Addison' through his periodicals 'The mirror' and 'The lounger', is of still more interest to German readers as the introducer of the dramas of Lessing, Goethe, and Schiller to the literary world of Great Britain through an address in 1788 to the Royal Society of Edinburgh. If, however, he had plunged into the compilation of the proposed History (see letter II), he might never have delivered this influential address, Scott might never have been incited to translate 'Götz', or write 'The lay of the last minstrel'. The letters are indeed rich in references to some of the most important literary men and movements of the day, which my notes may, I hope, make more lucid and interesting.

I.

Letter to the second Lord Hardwicke.[1]

(Addit. ms. 35615, fol. 249.)

My Lord,

There was lately communicated to me a note from your Lordship to Mr. Cadell[2] Bookseller in London, expressing your Wish to know the Author of a periodical paper published here intituled *The Mirror*, & at the same time, expressing a favourable Opinion both of the Execution &

---

[1] Philip Yorke, second Earl of Hardwicke (1720—1790), was the originator of and main contributor to the once-famous 'Athenian letters; or the epistolary correspondence of an agent of the King of Persia residing at Athens during the Peloponnesian war' (Lond. 1741). As the writer of an exact journal of the debates in the House of Commons from 1743 to 1745, as trustee of the British Museum, and as editor of several sets of political papers, from 1501 to 1726 (Lond. 1778), and 'Walpoliana' (*D. N. B.*), he was a likely person to be in possession of documents useful for the writing of such a history as Mackenzie in the second letter suggests undertaking.

[2] Thomas Cadell (1742—1802), publisher in the Strand, London, must be distinguished from the more celebrated Edinburgh publisher Robert Cadell (1788 to 1849). Thomas was a friend of Dr. Johnson and published works of Gibbon, Robertson, and Blackstone.

Tendency of that performance. To this Note Mr. Creech,[1] the publisher of the paper, to whom it was sent by Mr. Cadell, made answer, that from the Nature of this Work, & the Narrowness of this place, it had been thought absolutely necessary that the Author should be unknown, & that he himself only knew one gentleman concerned in it, who conducted the publication, & had desired his name to be strictly concealed.

This, my Lord, is the professional Answer, which Mr. Creech is obliged to make to such Enquiries; but I will fairly own that I found my vanity as Conductor of the Work in question, so much flattered by your Lordship's Suffrage, that I have ventured to disclose to you, if it may give your curiosity any Satisfaction, as much of the Matter as I am at liberty to disclose, that is, all that relates to myself.

The plan of a periodical paper in Edinburgh was suggested by some intimate Acquaintances of mine several years ago; it was not communicated to me till within a few months of its publication before which time they had associated themselves into a Society, & had written several papers. Cultivating Letters in the midst of Business, writing was to them, as to me, an Amusement only, which the publication of their Essays was to heighten.[2] I undertook the Charge of that Publication, and, from a readier Talent at Composition, which former practice had conferred on me, have written many, & revised most of the Papers.[3]

This is a brief History of *The Mirror*; none of the writers in it, myself excepted, ever before appeared in print; as to me, unknown & unpatronized, my Name will probably afford your Lordship no Information. So little indeed was the public acquainted with it, that a pretender to my little publications appeared at Bath;[4] & it was from the Epitaphs & Elegies on his Death, that I first knew the *Author of the Man of Feeling* to be a title of any Consequence. I wrote, I will not say without the Desire, but with a perfect Diffidence of Fame; my friends had early flattered me, that I possessed some Power over the passions, & I endeavoured to wake them only in the Cause of Virtue. In her Service, & that of the Manners of this Country, I willingly undertook a share in the paper which your Lordship is pleased to commend.

Even while I write this concluding Sentence, I am doubtfull as to the propriety of sending this Letter. If your Lordship should smile at it as an Egotism, you will allow it to be at least a venial one; & you must not be offended when I say, that tho' my Vanity may be flattered

[1] William Creech (1745—1815), the most famous Edinburgh publisher of his time, who issued the second edition of Burns' 'Poems', 'The mirror', 'The lounger', and most of Mackenzie's works.

[2] This sentence curiously enough is literally repeated in the last number of 'The mirror'.

[3] The actual originators of the scheme & members of the Club were William, afterwards Lord Craig, and six other Edinburgh gentlemen, mostly in the law. Mackenzie was added to the company later. These formed 'The tabernacle'; but when the project of publishing the essays was adopted, the name was altered to 'The mirror club'. The articles printed were contributed not only by the seven members of the club but also by correspondents, who included among their number Tytler, afterwards Lord Woodhouselee, the first translator of 'Die Räuber', and Dr. Beattie, author of 'The minstrel'. The 'Mirror' was the first Scottish periodical of the 'Spectator' class. It began on 23rd January, 1779, and ended with the 110th number on May 27th, 1780.

[4] In 1771 Mackenzie had published anonymously 'The man of feeling', his best known novel, and also a poem 'The pursuits of happiness'. The former proved so popular as to be claimed by the Rev. (!) Mr. Eccles of Bath. Though the fraud was exposed, the authorship seems, from what Mackenzie here says, to have to some extent at least clung to the wrong name.

by your Encomium, I have pride enough to value, in that Encomium, the Learning, the Taste, & the Worth of my Lord Hardwicke much above his Earldom. I have the Honour to be,

With great respect etc.,

Exchequeur Edinburgh **Henry Mackenzie.**
21st June, 1779.

II.

Letter to the second Lord Hardwicke.
(Addit. ms. 35625, fol. 68.)

Edinburgh, 15 May, 1787.

My Lord,

I have taken the Liberty, to desire Mr. Cadell to beg your Lordship's Acceptance of a Copy of *The lounger*,[1] a periodical Paper published here by the Authors of *The mirror*, a Performance which your Lordship was so kind as to think well of. They hope this second publication will not discredit the favor which your Lordship & the public were pleased to show the first. Whatever Judgement may be formed of this Execution, they are conscious of the same Merit with regard to the Intention of this Paper, to promote, or at least to afford an Amusement favorable to the Morals, the Manners, & the Taste of their Country.

I am tempted, my Lord, by this Opportunity, to mention a Request to which I am no otherwise entitled, than by a sense of your former Indulgence, & that sort of Claim to which every Department of Letters pretends with Characters like your Lordship's. Some literary Friends, to whose opinion, in any more impartial Circumstance, I should pay very great Deference, have suggested to me the Design of Continuing the History of England from the Period at which Mr. Hume leaves it off down to the Accession of the Hanover Family, which the lately published Work of Mr. Cunningham[2] rather seems to assist than to supersede. To a man of much superior Talents to mine there could be no other apology for attempting such a Work than having access to Papers containing some new & important Information on the Subject. Some such they have flattered me with the hopes of obtaining thro' other Channels. To one of your Lordship's distinguished knowledge in the Annals of your Country,[3] it was impossible not to look on the first Mention of such a Design. May I, therefore, take the Liberty of asking if your Lordship, in the Event of my engaging in this work, would have any objection to communicate to me such Papers in your Possession as you might judge to throw important Lights on that Period of our History. I trust your Lordship will give me Credit for a perfect Sense of the Delicacy of that Communication which I take the Liberty to request; if in that Request there is anything

[1] 'The lounger' was conducted by the same society of gentlemen as 'The mirror', and appeared on Saturdays from Febr. 6th, 1785 till Jan. 6th, 1787, price twopence. It is chiefly notable through the article for Dec. 9th, 1786, on the Kilmarnock edition of Burns' poems, which, written by Mackenzie in a vein of generous praise, was largely instrumental in inducing the literary coterie of Edinburgh to recognise the Ploughman Poet. 'The lounger' was republished immediately after its termination as a periodical, and it was in this form that Lord Hardwicke received it. (Chambers' *Lives of Dist. Scotsmen*, s. v. Henry Mackenzie).

[2] Alexander Cunningham (1654—1737), author of a Latin 'History of Great Britain from the revolution in 1688 to the accession of Geo. I.' which was translated and published in 1787 by William Thomson, L. L. D. It has a pronounced Whig bias, and it was probably with a view to correcting this that Mackenzie who was a Tory, proposed his plan. Nothing came of it.

[3] See note 1, letter 1.

improper, I entreat your Lordship's Forgiveness; & as the Design is yet only in Embryo, may I use the further freedom of begging your Lordship not to mention my having made it. I have the honour to be with the greatest Respect & Esteem, etc.,

Henry Mackenzie.

III.

Letter to J. Pinkerton,[1] 1806.
(Addit. ms. 29747, fol. 85.)

Tax Office, Edinburgh, Jan. 1806.

Dear Sir,

A variety of Causes & latterly a lameness in my right hand which prevented my writing private Letters & makes me write rather imperfectly still, prevented my sooner acknowledging your last favour regarding *Ossian*.[2] I am not surprized to hear, that the London public is not much interested in the Subject, & I am afraid this want of Interest will affect the Circulation of the proposed Publication of the Origls under the care of the Highland Society of London,[3] which certainly however will afford one of the surest Criteria for judging of the Genuineness or Falsity of the Poems. My opinion remains nearly the same as it always was, that there is a great deal of genuine Poetry, on which Macpherson grafted a great deal of Interpolation, though to what Extent & where is now very difficult to judge. Dr. Smith of Campbelton[4] would certainly both in point of Knowledge & Acuteness be the best assistant by much which the publishers of Ossian could employ, were it not that his own Publication the 'Sean Dana' has been so sharply attacked as an Imposture and that he has hitherto declined the public explanation of his Conduct with regard to that Book, which he was so strongly called upon

[1] John Pinkerton (1758—1826) was the writer of numerous historical and archaological works. He is now known only through his 'Select Scotish ballads' (1783) containing the spurions 'Hardy Knute' and through his 'Ancient Scotish poems never before in print' (1786). His researches into Scottish history entitled him to be regarded as something of an authority on Ossian. Which of his over-abundant publications is referred to near the end of the letter I cannot discover.

[2] Mackenzie's opinion about Ossian as stated in this letter, if somewhat too favourable to Macpherson, has been supported by posterity. (See Chambers' *Encyclopedia of Engl. Lit.*, 'Macpherson'.)

[3] The Highland Society of London had as its president Sir John Sinclair (1754—1835), an energetic Parliamentarian and prolific writer on multifarious subjects (v. Allibone's *Dict. of English Literature*). In 1807 this Society carried out the task which James Macpherson at his death had enjoined on his trustees, namely, to publish the Gaelic texts possessed by him, as a proof of the authenticity of Ossian. The volume was entitled 'The poems of Ossian, in the original Gaelic'. It contained a dissertation by Sir John Sinclair, as well as a new and literal translation printed page for page with Macpherson's to show how closely he had kept to the texts. Only three-fourths however of the first translation could be fitted with Gaelic from Macpherson's collection, so that the publication did not, even apparently, decide the matter.

[4] John Smith, D. D. (1747—1807), minister of Campbeltown in Scotland, was a fine Gaelic scholar and published 'Gaelic antiquities' (1780) purporting to contain several translations from Ossian, and 'Sean Dana; or ancient poems of Ossian, Orran, & Ullin' (1787), the originals of the former publication. They stand in the same category with regard to veracity as Macpherson's 'Ossian'. (Patrick Graham's *Essay on Authenticity of Ossian* 210—47. *Report of Highl. Soc. of Scotl.*, p. 109. Appendix 88—91.)

to make, & which I pressed him at the Desire of the Committee of the Highland Society of Scotland,[1] frankly to make. I have no doubt of his having used freedom which in collecting & translating such *mutilated* ancient Poetry I think it is fair enough, (perhaps unavoidable) to use; but I said to him what I think you & any other of his friends would have said, that a frank avowal of such additions & Alterations would have been favorable, not injurious, to his character both as a man & an author. Hitherto, however, he has kept to his resolution of an obstinate, & I think an ill-judged Silence.

But all Choice of person for assistance in this publication is precluded, as Sir John Sinclair informs me their Committee has already employed the rev^d Mr. Steuart of Mouline in Athol[2] in this capacity, who I believe is a very good Gaelic scholar & a Man of ability, but whether possessed of so much good antiquarian knowledge as you wish for in their Assistant I do not know.

I have heard of the Circumstance relating to Dr. Percy[3] which you mention; but he would account for the change of Opinion from another Circumstance, which I think you will recollect, when I mention it, namely his discovery of an Imposture practised upon him, as he believed, at Edinburgh by the Introduction of a young Student (I have been told he meant Sir John Macpherson[4] then resident in Edinburgh) who was tutored

---

[1] The Highland Society of Scotland had appointed a committee headed by Mackenzie to inquire into and report on the vexed question of the genuineness of Macpherson's 'Ossian'. In 1805 this report appeared with a mass of very important evidence tending to show that an Ossianic legend and poetry had certainly existed in the Scottish Highlands; that fragments of Macpherson's work could be fitted with passages from that poetry; but that he had largely interpolated and altered in order to make complete epics for which no originals existed. (*Report of the Committee of the High. Soc. of Scotl. on the Authenticity of Ossian:* Edinb. 1805. Bailey Saunders' *Life of James Macpherson,* 311, 312.)

[2] Rev. Mr. Steuart was chosen by the Committee to revise the Gaelic proofs of 'The poems of Ossian'. He had already proved his scholarship in this sphere by a Gaelic Grammar. Moulin is in the Scottish county of Perthshire, the western part of which belongs to the Highland district of Athole.

[3] Thomas Percy, D. D. (1728—1811), the famous editor of 'Reliques of ancient English poetry' (1765). The controversy is fully treated in John Small's *Biogr. sketch of professor Ferguson,* p. 33. See also Nicholl's *Illustr. of lit. history* VI, 567, 8, and Shaw's *Enquiry into the authenticy of Ossian* 2nd edit. appendix (London 1782). Shaw in this pamphlet against Macpherson had declared that the above-mentioned cheat had been put on Percy by Ferguson. The latter immediately (1781) published an advertisement in the newspapers giving the statement the lie. Percy then printed an advertisement to the effect that on the occasion of meeting Ferguson at Blair's house in Edinburgh, Ferguson had removed Percy's doubts on Ossian by introducing a Highland student who recited some Gaelic poetry. On this being translated, Percy had noticed a resemblance to one part of Macpherson's 'Ossian'. At Blair's request, Percy had given an account of this incident in the second edition (1767) of his 'Reliques', but doubts having been afterwards cast on the genuineness of the sources, the account was omitted from the third (1775) edition. (Mackenzie's mention of a 'change of opinion' probably refers to this.) Thereupon Ferguson published a letter from him to Percy stating that he never had been present at any such recitation of verses. He remembered giving Percy a scrap of Gaelic poetry but nothing more had taken place. Thus inconclusively ended an unimportant controversy.

[4] Sir John Macpherson (1745—1821), son of that Dr. John Macpherson of Sleat in Skye who helped James Macpherson during his journey through the Highlands to collect Gaelic fragments. Sir John succeeded Warren Hastings as Governor-General of India. (Bailey Saunders' *Life of James Macpherson,* 260.)

to deceive him by repeating Gaelic Poems forged to resemble those of Ossian. This Circumstance produced a Controversy between the Bishop & Dr. Adam Ferguson,[1] in which the latter wrote a very manly & convincing Letter to Dr. Blair,[2] which is preserved in one of the *two Volumes you were good enough to lend our Committee which I have now recovered & lodged with Mr. Constable*[3] *to wait your order.*

I fear the momentous situation[4] in which this Country will now be placed as to the public Concerns will drown the voice of the Muses, & allow no Interest or attention or at least those in a very abated degree to Subjects of Literature. I hope, however, your great Work on Scotland is nearly finished, which I have heard much of your very extensive Researches to accomplish.

This lends me to mention our friend Lord Woodhouselee[5] to whom I delivered your Message, & who begged me when I wrote, to offer his kind remembrances to you. He is occupied almost unceasingly, as all Lords of Session are, with Official reading, but I believe he steals an hour now & then for more agreeable Studies.

I believe I forgot to ask your opinion of my friend Walter Scott's 'Lay of the last Minstrel'[6] the notes to which you can judge of better than most Men.

Another young poet, whom I am not acquainted with (Campbell)[7] I am sorry to learn, is, by the common fate of Poets, living in your City in great Poverty with a Wife & Children. His friends are pushing a Subscription for a Vol. of Poems, to afford a temporary relief to his Necessities, which I hope the literary public of London will countenance as a tribute to Genius in distress.

With the best wishes etc., I remain, Henry Mackenzie.

---

[1] Hugh Blair, D. D. (1718—1800), Professor of Rhetoric in Edinburgh University. Author of 'Lectures on rhetoric and belle lettres' (1783). He was the principal instigator of Macpherson to the publication of Ossianic poetry, and for a long time his champion in the subsequent controversy.

[2] Adam Ferguson, L. L. D. (1724—1816), Professor of Moral Philosophy in Edinburgh University.

[3] Archibald Constable (1774—1827), celebrated Edinburgh publisher of the 'Edinburgh Review' and of many of Scott's works. It was Constable's bankruptcy in 1820 which involved Scott in ruin.

[4] In the previous month (Dec. 1805) the collapse of the coalition against France through the defeat of the Russians and Austrians at Austerlitz had left England alone in the fight with Napoleon.

[5] Alex. Fraser Tytler, Lord Woodhouselee (1747—1813) was a judge of the Scottish Court of Session, the author of 'Essay on the principles of translation' (1790), and first English translator, inspired by an address by Mackenzie on the German drama, of 'Die Räuber' (1792).

[6] 'The lay of the last minstrel', Scott's first important poetical effort, had been published in the preceding year with extraordinary success.

[7] Thomas Campbell, author of 'Ye mariners of England', 'The pleasures of hope', and 'Gertrude of Wyoming', was at this time only 28 years old and was keeping a wife and two children, his mother and sisters, on a pension from the government and the products of penny-a-lining. The subscription edition was supported by such men as Pitt, Fox, and Scott, and its success was a great boon to the poet. (Dr. Beattie's 'Life of Thomas Campbell', 1850; vol. 2, ch. 2—4.)

Berlin. John Falconer.

Pierce Egan und Dickens.

Mit der literarischen Bedeutung von Pierce Egan haben sich, soweit ich sehe, bisher nur zwei Autoren beschäftigt. Chandler (Literature of roguery, 1907; II 380 ff.) weist ihm mit beachtenswerten Ausführungen seinen Platz in der englischen Schelmenliteratur an. A. Berndt hat sich das interessantere Thema gewählt, Egans Beziehungen zu Dickens darzustellen (Entstehungsgeschichte der 'Pickwick Papers', Greifswalder Diss. 1908), hat auch Einiges richtig erkannt, Wichtigeres dagegen übersehen; vor allem fehlt seinen Ausführungen der Blick für die literarischen Zusammenhänge. Pierce Egan, so roh seine Kunst uns heute anmutet, ist ein nicht unwichtiges Glied in der Entwicklung des Abenteuerromans; er zeigt uns jene Stufe, auf der sich zur alten Maschinerie Fieldings und Smolletts Einflüsse der moralischen Wochenschriften und der sentimentalen Reise gesellen, wo sich mit dem bloſsen Humor sentimentale und pathetische Auffassungen des Lebens vereinen, wo die Atmosphäre entstanden ist, aus der heraus Dickens seine Skizzen und seine Pickwickier schreibt. Gerade der Umstand, daſs Egan ein schwächerer Geist ist, der ohne künstlerische Ideale sich von dem Geschmack der Menge tragen läſst, macht ihn zum deutlichen Exponenten des Jahrzehnts, in dem Dickens ein Knabe war und seine ersten literarischen Eindrücke empfing.

Egans (1772—1849) Lebensdaten verzeichnet das DNB. Er ist ein Londoner, also von Geburt an mit dem Cockney-Milieu verwachsen, das er zur Anschauung bringt. Er macht sich einen Namen durch eine Serie von Biographien berühmter Sportsmen: 'Boxiana or sketches of modern pugilism' (1818—24). Dies Werk kennzeichnet bereits den Interessenkreis des ganzen Mannes: Freude am Sport und an derben, oft vulgären, geräuschvollen Vergnügungen; 1824 setzen sich diese Interessen fort in einer Wochenschrift: Pierce Egan's 'Life in London and sporting guide', aus der später das berühmtere Sportjournal 'Bells life in London' hervorgeht. 1821 und in den folgenden Jahren schreibt er eine Sammlung von Londoner Skizzen unter dem Titel 'Life in London or the day and night scenes of Jerry Hawthorn, Esq., and Corinthian Tom, accompanied by Bob Logic, the Oxonian,

in their rambles and sprees through the metropolis'. Er appelliert darin an die starken animalischen Instinkte, wie sie sich in jedem Engländer finden. Dies Werk macht ihn zum Abgott der sportbegeisterten Menge, aller Cockneys mit vulgären Manieren und vulgärem Geschmack; es hat eine Flut von Dramatisierungen und Nachahmungen im Gefolge; selbst feinere Naturen wie (der damals noch sehr jugendliche) Thackeray haben sich diesem Zauber nicht entziehen können (Roundabout papers Nr. VIII: De juventute). 1828 folgt eine zweite Sammlung ähnlicher Skizzen: 'Finish to the adventures of Tom, Jerry and Logic in their pursuits through life in and out of London'; dazwischen steht 1824 ein Abenteuerroman, gleichfalls recht mäfsigen Kalibers: 'The life of an actor'. Aufserdem schreibt Egan Verbrecherbiographien und Sportpublikationen, deren Titel im DNB nachzuschlagen sind. Ein kleines Werkchen von ihm besitzt die Königliche Akademie zu Posen: 'The show folks ... to which is added a biographical sketch of the life of Mr. Theodore Lane.' London (1830), 16°, 59 pp. Es ist ein poetisch absolut wertloses komisches Heldengedicht in 42 kreuzweise gereimten septenarischen Strophen ($a^4 b^3 a^4 b^3$) auf die Theaterlaufbahn eines Maklersohnes Guy Billy, der zur Bühne geht und schliefslich Erfolg hat. Der Inhalt ist gleich Null; er besteht im wesentlichen aus Anspielungen auf kleine Züge aus der Londoner Theaterwelt, die für den Historiker der Bühne einigen Wert haben mögen, da sie in den Anmerkungen erklärt sind. Fast die Hälfte des Buches nimmt eine Biographie des frühverstorbenen Malers Theodore Lane ein, der auch die sehr hübschen Illustrationen aus dem Theaterleben geliefert hat, die allein dem Büchlein einen gewissen Wert verleihen.

Für die literarische Würdigung Egans kommen nur drei Werke in Betracht: 1) 'The life of an actor' (LA); ein von Pickering und Chatto veranstalteter Neudruck ist im Besitze der Kgl. Akademie zu Posen. 2) 'Life in London' (LL); eine Ausgabe (London, G. Virtue, s. a.) befindet sich in der Kgl. Bibliothek zu Dresden. 3) 'Finish to the adventures of Tom, Jerry and Logic', London, J. C. Hotten (Fin) s. a., in der Kgl. Bibliothek zu Bamberg. Alle drei Werke sind von Methuen 1907 mit den Illustrationen von Cruikshank, Alken, Rowlandson und Lane neugedruckt worden (je 3/6).

The life of an actor ist ein Abenteuerroman, dessen Handlungsmotive sich nahezu restlos in der Tradition, namentlich bei Smollett, nachweisen lassen. In herkömmlicher Weise beginnt der Roman mit des Helden Geburt — genauer mit der Schwangerschaft der Mutter (vgl. Per. Pickle, cap. V, VI). Der 'Held' Peregrinus Proteus — schon der Name deutet auf Wanderschaft und wechselvolle Schicksale, gleichzeitig auf Einflüsse

von Smollett her — wird in der Welt herumgewirbelt; er wird Schauspieler wie der Sohn des Vicar of Wakefield und hat fast die Laufbahn des typischen Smollettschen Glücksritters. Wie Roderick Random wird auch Proteus von den Bösen ausgenutzt; der Betrüger heifst hier Screw und ist ein Schauspieldirektor, der seine Leute in gemeinster Weise hinter das Licht führt und nachher nie um eine Ausrede verlegen ist. Proteus wird der Freund eines hohen Adligen (vgl. Count Fathom-Renaldo), dem er die Geliebte (Eliza) abspenstig macht, was Fathom mit Monimia wenigstens lange versucht. Aber Elizas Verschwendungssucht ruiniert ihn; schliefslich trennt er sich von ihr und sinkt mehr und mehr, bis er zuletzt im Schuldgefängnis landet, eins der beliebtesten Motive des Abenteuerromans. In tiefster Not bleibt ihm jedoch treu der gütige Freund Horatio Quill, auch das ein altes Motiv, vgl. Tom Jones und Partridge und namentlich Peregrine Pickle und Pipes. Im zweiten Teil des Romans beginnt — ganz wie im Roderick Random — eine Liebesaffäre die Handlung zu beherrschen; nach mancherlei Peripetien gelingt es dem Helden, Maria Mildmay zu entführen, und nun geht es schnell bergan: er versöhnt sich mit Marias Eltern, wird ein erfolgreicher Schauspieler und hat schliefslich sogar die Ehre, als Theaterdirektor den Prinzregenten in seinem Hause zu empfangen.

Der Typus des Abenteuerromans tritt deutlich hervor. Ganz abgesehen von den traditionellen Motiven, sind es die Konstruktionsmotive — Liebe und Erziehung des Helden —, die an die Schule Fieldings und Smolletts erinnern, ebenso das Wenige, was von Rollenverteilung zu berichten ist: der Held und sein Freund, die Geliebte, der Gönner, der — wie im Count Fathom — des Helden Gegner in der Liebe wird. Dasselbe gilt von der überaus losen Handlungsführung und der Charakteristik: der einzige einigermafsen deutlich hervortretende Charakter, der des Helden, erinnert in seiner Skrupellosigkeit, die dabei doch edel sein soll, an Peregrine Pickle. Typus des Abenteuerromans ist auch die ständische Satire Egans, die sich allerdings nur auf einen einzigen Beruf beschränkt, den der Schauspieler. Hier versucht Egan, und das gehört zu dem Wenigen, was an diesem Roman literarisch bemerkenswert ist — das Komische und das Pathetisch-Tragische des Berufes herauszuheben: komisch ist die schrankenlose Begeisterung des Helden, der es vor der Hand nur zum Setzerlehrling gebracht hat, für den idealen Beruf, den er in seinen Träumen ersehnt; tragisch und komisch zugleich ist die Ernüchterung, als er von seinem schwindelhaften Direktor betrogen wird, komisch ist das fortwährende Selbstlob und die krankhafte Eitelkeit der Mimen, tragisch ist das Los des alten Schauspielers, der es zu nichts Grofsem gebracht hat: er ist innerlich gebrochen; ohne Geld und ohne Hoffnungen lebt er

dahin, ein Sklave des Publikums — nicht einmal lachen und weinen kann er, wenn er dazu gestimmt ist, nicht einmal krank sein darf er, wenn er sich elend fühlt — auch über sein Inneres hat das Publikum zu gebieten (S. 49). (Das Schauspielerthema wird um diese Zeit beliebt: 1828 schildert Hook im Gervase Skinner die Picaro-Laufbahnen von Kekewich und Mrs. Fuggleston, 1839 bringt Dickens im Nicholas Nickleby Crummles und sein 'infant phenomenon'.) Das ist eine Mischung von tragischen und komischen Effekten, die literarhistorisch bemerkenswert ist. Schon Fielding und dann namentlich Smollett stellt in demselben Milieu — dem Gefängnis — das Pathetische und Rührende unmittelbar neben das Komische. Seit Fieldings Pfarrer Adams sind tragikomische Charaktere überaus beliebt; namentlich Sterne verhilft ihnen durch seinen 'Tristram Shandy' zur Geltung; Maria Edgeworth mit ihren Iren, Walter Scott mit seinen Puritanern schliefsen ganze tragikomische Milieus auf, und die unmittelbaren Vorgänger von Dickens, Marryat und Hook (die allerdings schon gleichzeitig, z. T. später als Egan schreiben) steigern das Tragikomische geradezu bis zur Unmöglichkeit.[1] Egan ist also deutlich der Repräsentant einer allgemeinen Zeitströmung. Er ist es noch in einem anderen Sinne: die ständische Satire des Abenteuerromans war bei Fielding und Smollett Beiwerk des Romans, sie ist unterdessen zur Hauptsache geworden. Tom Jones und Peregrine Pickle interessieren um ihrer selbst willen; die Geistlichen, Aristokraten, Plebejer usw., denen sie begegnen, sind zwar interessant, aber kein Hauptstück der Handlung. Die weitere Entwicklung des Abenteuerromans geht nun dahin, die ständische Satire und damit das Milieu immer stärker hervortreten zu lassen. In den Irengeschichten von Mifs Edgeworth (Ennui, Absentee, Ormond) und bei Walter Scott (Waverley, 1814, usw.) ist sie durchaus die Hauptsache. Bei Pierce Egan sieht man deutlich das Schwanken zwischen der alten und der neuen Tradition. So stark ist seine Abhängigkeit von Smollett, dafs die blofsen Picaro-Abenteuer des Helden noch einen breiten Raum einnehmen; aber statt der sehr verschiedenartigen Milieus, durch die Peregrine Pickle und Tom Jones schreiten, haben wir hier nur ein einziges, das der Schauspieler und verwandter Kreise (Literaten, Amateure). Das Milieu erhält bei ihm auch dadurch erhöhten Wert, dafs der Held nicht wie die Helden Smolletts und Fieldings als Unbeteiligter durch die Kreise zieht, die sein Autor beschreibt, sondern selbst zu ihnen gehört; er selbst ist Schauspieler. Durch die Einbeziehung des Helden in das Milieu erhält das letztere natürlich eine sehr viel gröfsere

---

[1] Vgl. W. Dibelius, Englische Romankunst (Palaestra Bd. 92, 98). Berlin 1910, Kap. XI.

Wichtigkeit. Der Entwicklungsprozeſs, den Pierce Egan veranschaulicht, ist einige Jahre später vollendet. Von 1829 ab schildern Marryats Abenteuerromane nur ein Milieu, und zwar das, zu dem der Held selbst gehört, das Leben zur See, und dasselbe gilt von den Schilderungen der Londoner Verbrecherwelt bei Bulwer (Paul Clifford, 1830), und Dickens (Oliver Twist, 1838); — beide Helden sind — wenn sie auch aus anderen Kreisen stammen — in dem Milieu aufgewachsen, das der Dichter beschreibt. Der Roman kehrt damit zurück zum Standpunkt des alten Milieuromans, den Defoes 'Moll Flanders' und 'Colonel Jack' repräsentieren. Gleichzeitig hatte die Entwicklung von Richardson her die gleiche Richtung genommen: auch in Jane Austens Romanen wird stets ein einziges Milieu, das der Landaristokratie, aufgeschlossen, und die Heldin pflegt die Charaktereigenschaften ihres Kreises, wenn auch in abgeschwächtem Maſse, zu teilen.

In noch höherem Grade als 'The life of an actor' spiegeln *Life in London* und *Finish to the adventures of Tom, Jerry and Logic* zeitgenössische Strömungen wider. Laurence Sterne hatte die Form des Abenteuerromans in seinen beiden Werken als Vehikel benutzt, um die verschiedenartigsten Einzelszenen, Komisches, Sentimentales und Tragisches, aneinanderzureihen. Er hatte damit ein Gebilde geschaffen, das — ganz abgesehen von allen Exzentrizitäten im einzelnen — eine wunderliche Mischung der Gattungen darstellte: die Reihe der zusammenhanglosen Einzelszenen und die Buntheit der psychologischen Wirkungen — im 'Tristram Shandy' dazu auch die hauptsächlichsten Charaktere — erinnerten an die moralische Wochenschrift, das Gerippe der 'Handlung', und manche Einzelmotive an den Abenteuerroman.[1] Ähnliches gilt von Egans Werken. Er gibt den äuſseren Aufbau eines Abenteuerromans: Mehrere 'Helden' durchziehen die Welt und erleben sonderbare Abenteuer. Sie nehmen — wie Peregrine Pickle und die übrigen Helden Smolletts — teil an den Vergnügungen der eleganten Welt, knüpfen Beziehungen zu einer Wahrsagerin an (vgl. die Cadwallader Crabtree-Episode, Per. Pickl. cap. LXXXII ff.), fallen Räubern in die Hände, kommen ins Gefängnis, treffen dort unter den zum Tode Verurteilten einen alten Freund wieder, der seine Geschichte erzählt, wie es im Abenteuerroman üblich ist; die verschiedenartigsten Szenen des vornehmsten und des niedrigsten Lebens ziehen an ihnen vorüber. Noch deutlicher sind die Motive des Abenteuerromans in 'Finish': Egan bringt allerhand recht komische Abenteuer des gelehrten Bob Logic: wie bei Smollett die Pedanten stets gehänselt werden und in die schlimmsten Situationen kommen,[2] so geht es auch ihm: er ist kurz-

[1] Engl. Romankunst I 239 ff. [2] Engl. Romankunst I 172 f., 179 f.

sichtig, bricht bei seinen Sportabenteuern auf dem Eise ein, seine Flinte geht los und trifft ein Bauernhaus (cap. I); des Nachts, wo er ohne Brille hilflos ist, dringt ein Schlafwandler bei ihm ein (cap. II). Ein wohlbeleibter country-squire, von dem gleich noch die Rede sein wird, Sir John Blubber, wird zu ähnlichen practical jokes des Autors benutzt. Der zweite Freund, Jerry, hat Liebesabenteuer mit einer verheirateten Frau wie Smolletts und Fieldings Helden; auch der Ort seiner galanten Erlebnisse ist traditionell (cap. IV, IX). Es fehlen nicht die Bekenntnisse einer edlen Dirne, wie sie im Roderick Random vorkamen (cap. X—XIII); Gefängnisszenen (cap. XIII), Rettung der Geliebten (hier einer anderen edlen Dirne) aus Todesgefahr (cap. XIV) und Heirat des Haupthelden mit einem tugendhaften Mädchen, Mary Rosebud, am Schlufs (cap. XV).

Das alles ist deutlich Material des Abenteuerromans; aber ebenso deutlich tritt der Grundplan der moralischen Wochenschrift hervor. Nicht ein Held durchzieht die Welt, sondern vier, die einander koordiniert und gleichzeitig differenziert sind: ein Gelehrter (Bob Logic), ein Landjunker (Blubber) und zwei junge Helden vom Tom-Jones-Typus (Jerry Hawthorn und Corinthian Tom); ihre Abenteuer sind für die Wirkung Nebensache, wichtig sind nur die verschiedenartigen Szenen, die an ihnen vorbeiziehen, die interessanten Milieus, mit denen sie zusammenkommen. Das ist die Maschinerie des Spectator und des Tristram Shandy, nur dafs — entsprechend dem niedrigen Geschmack, für den Egan schreibt — alles Feine und Geistige des Spectators niedrig und roh geworden ist, dafs nicht von Gefühlen und Ansichten die Rede ist, sondern von Abenteuern meist recht grober Art. Aber — und darin besteht der Hauptfortschritt gegenüber beiden Ausgangspunkten, dem Abenteuerroman einerseits und der Linie Addison-Sterne anderseits: die Abenteuer und die bald komischen, bald pathetischen Einzelszenen stammen — nicht sämtlich, aber ganz überwiegend — aus einem Milieu, das sie möglichst umfassend und gleichzeitig detailliert zur Anschauung bringen sollen, London. London ist des Studiums wert; ja, es ist für den Gentleman geradezu notwendig, die Hauptstadt zu kennen, denn *only in London are the finishing touches of character to be obtained.* Egan achtet bereits, wie später Dickens, auf die grofsen Gegensätze des hauptstädtischen Lebens: da ist angestrengtester Fleifs und tatenlosester Müfsiggang zu finden, gröfster Geiz und sorglose Verachtung des Geldes, gröfste Frömmigkeit und die schlimmsten Verbrechen; *the metropolis is a complete cyclopedia; (every street) is a large or small volume of intelligence, abounding with anecdote, incident and peculiarities; even the poorest cellar contains some trait or other* [der festgehalten zu werden verdient; LL 20—23].

Egan verfolgt dasselbe Ziel wie gleichzeitig Charles Lamb: der erste der 'Essays of Elia', in denen neben manchen anderen Dingen zuerst das Leben der Hauptstadt künstlerisch gewertet wurde, erscheint August 1820, ein Jahr vor Egans 'Life' (Vorrede datiert Juli 1821), die gesammelte Ausgabe 1823. Ich brauche nicht zu sagen, um wieviel der Künstler Lamb feiner, durchgeistigter und philosophischer ist als der niedrige Scharwerker Egan. Aber gleich Lamb ist er der Fortsetzer einer literarischen Tradition, die mit Addison und Sterne beginnt und bei Dickens ihren Höhepunkt erreicht. 1836 erscheinen die 'Sketches', deren zweiter Teil das Leben Londons nach seinen komischen und seinen tragischen Seiten zu erschöpfen sucht. Gewiſs ist Dickens darin ganz wesentlich der Schüler von Lamb und dessen literarischen Vorgängern; aber auch Egan ist unter den literarischen Ahnherren der Sketches zu nennen. Lamb mit seinen philosophischen Meditationen über die verschiedenartigsten Dinge repräsentiert einen Zweig der Entwicklung, der dem Spectator noch nahesteht, in dem der reflektierende Beobachter noch deutlich hervortritt. Dickens dagegen ist weit objektiver, ihn interessiert im wesentlichen nur das Thema mit seinen mancherlei verschiedenen Seiten. Lamb freut sich vorwiegend an seltsamen Charakteren; er beschreibt den sanguinischen Phlegmatiker Cousin James[1] (83 ff.), den Romantiker der Armut Captain Jackson (222 ff.), den ältlichen Buchhalter (226) usw; er stellt Betrachtungen an über die Stimmung von Gebäuden (South Sea House 1) und Örtlichkeiten (Temple 97 ff.), und damit hat er zweifellos Dickens ebenfalls beeinfluſst; aber gerade die hier in Betracht kommenden 'Scenes' (Teil II der 'Sketches') haben doch einen anderen Charakter. Sie behandeln das Leben bestimmter, meist niederer Klassen der Bevölkerung, geben also ständische, nicht menschliche Typen (Scotland-yard, Seven dials, Pawnbroker's shop) und schildern mit besonderer Freude die Vergnügungen Londons (London recreations, The river, Ashley's, Greenwich fair) und die Nachtseiten der Groſsstadt (The pawnbroker's shop, Criminal courts, Visit to Newgate); das sind nicht die Themata Lambs, sondern die Egans, der unter anderem behandelt Bartholomew fair (Fin. cap. V), Dock yard (VI), das Fleetgefängnis, die Rennen von Ascot (VII), einen Maskenball, Bordellszenen (VIII), das Bogenschieſsen und den Zoologischen Garten (XI), Ruder- und Taubensport (XII) usw., oder in LL: das Covent Garden-Theater (cap. II), die Fecht- und Boxschule (III), Tattersalls', die Wahrsagerin (IV), Newgate, die Verbrecherkeller in Ostlondon (V), Hahnenkampf, Karneval, Drury Lane, Oper, Docks (VI), Vauxhall usw. (VII). Deutlich ist also Egan ein Glied

[1] Essays of Elia. Everyman's Library.

der Entwicklung, die von Addison und Sterne zu Dickens hinführt.

Kurz zu erwähnen ist neben dem Abenteuerroman und den moralischen Wochenschriften noch ein drittes Moment des Grundplans. Die eingeschobenen Darstellungen von Verbrechertricks (vgl. Fin. 199) und die Freude am Diebsslang (LL 228) und an Szenen in niedrigen Spelunken deuten auf die Tradition der *Conny-catching pamphlets* und der *Anatomies of Roguery,* worüber Chandlers Darstellung zu vergleichen ist.

Egans Charakterkunst steht recht niedrig. Die Charakterisierung ist ganz kunstlos, fast immer direkt, und die Charaktere selbst sind alte Typen. Von Bob Logic, dem Smollettschen Pedanten, war bereits S. 310 f. die Rede; Corinthian Tom ist ein Peregrine Pickle, der, genau wie sein Ahnherr, edel erscheinen soll, aber es nicht ist; er ist 'kein Joseph Andrews, kein Cato und kein Rousseau', aber ein Feind jeder Heuchelei: Miſs Byron würde er verlacht haben, aber Clementina hätte sein Herz gerührt. *A man's a man for a' that* ist sein Grundsatz; er hat Freude an jedem Sport, auch am Glücksspiel, jedoch nicht des Gewinnes, nur des Vergnügens wegen; er ist der erklärte Liebhaber aller Damen, gewandt, freundlich und vornehm (Fin. 184 ff.). Sein Freund Jerry Hawthorn gehört zur gleichen Kategorie, bei ihm kommt schlieſslich noch eine Art von Erziehungsmotiv zum Vorschein; er geht in sich, heiratet ein edles Mädchen und wird ein edler Mann.

Der einzige künstlerisch einigermaſsen gelungene und auch literarhistorisch interessanteste Charakter des Romans ist der fröhliche alte Knabe Sir John Blubber, eine deutliche Zwischenstufe zwischen Addisons Sir Roger de Coverley und Dickens' Pickwick. Er ist zunächst der exzentrische Junggeselle in Roger de Coverleys Art, stets fröhlich und herzlich, ritterlich gegen alle Armen und Niedrigstehenden; seine Börse ist stets offen, und lieber läſst er sich betrügen, als daſs man ihn hartherzig nennen dürfte (Fin. p. 60). Er liebt es weiter, ganz wie jener, im Lande umherzuwandern und komische Menschentypen zu beobachten; er ist, wie sein Ahnherr bei Addison, zwar Junggeselle geblieben, aber doch spielen die Frauen in seinem Leben eine Rolle, nur — bezeichnend genug für die Vergröberung des Ganzen — er trauert nicht einer hartherzigen Witwe nach, sondern er schlägt Krach, als ihn ein Wachmann daran verhindern will, ein Bordell zu besuchen (Fin. 195). Diese niederen Neigungen hindern ihn aber nicht, gegenüber den alten Jungfern in Hawthorn Hall den feingewandten, ritterlichen Schwerenöter zu spielen (241), ganz wie später Pickwick bei den Wardles. Aber John Blubber ist nicht nur ein vergröberter Roger de Coverley, er zeichnet sich auch aus

durch gewaltige Korpulenz, und ein solches Motiv muſs natürlich zu allerhand practical jokes ausgenutzt werden. Vielleicht haben wir auch hier etwas Traditionelles. Blubber ist allerdings kein Landjunker, sondern ein reichgewordener und später geadelter Kaufmann. Aber vom typischen — gewöhnlich auch korpulenten — Landjunker des Lustspiels[1] hat er wohl die Rolle geerbt, beständig anderen zur Zielscheibe ihrer Späſse zu dienen. Wo er sich an einem Sport beteiligt, hat er das Nachsehen: beim Rudern fällt er über Bord (Fin. 265), beim Ballschlagen auf den Rücken (155); als im Zoologischen Garten das Känguruh ausbricht, wird er natürlich im Gedränge zu Boden gerissen (253), beim Schieſsen trifft er vorbei (252 f.), ein Obstweib nimmt ihn auf ihre Schultern und trägt ihn zur Begeisterung aller Zuschauer auf dem Markte umher (248 ff.), in der Tür der Postkutsche bleibt er stecken (46 f.); mit seiner Korpulenz und ebenso als Mitglied des exzentrischen Büffelklubs (120) ist er ein Vorfahr seines gröſseren Nachkommen Samuel Pickwick.

Mit Grundplan und Charakterkunst sind aber die typischen Elemente bei Pierce Egan noch nicht erschöpft. Er arbeitet mit redenden Namen[2] wie Fielding und Smollett: ein Kutscher heiſst Put 'em along (LL 98), ein Farmer Stubble (LL 122), ein Buchhändler Quarto (LA) usw.; er liebt typische Bezeichnungen, die immer wiederholt werden. Fielding und Sterne (vgl. Onkel Tobys Lillibullero) liebten es, dieselben komischen Eigentümlichkeiten ihrer Personen wieder und wieder in fast formelhafter Weise hervorzuheben;[3] Egan begnügt sich mit dem billigeren Trick, seinen John Blubber ständig mit zwei Ausdrücken zu bezeichnen, die untereinander wechseln: entweder heiſst er *the fat knight* (Fin. 48, 60, 194) oder *the uncommonly big gentleman* (Fin. 49, 61, 120, 193 ff., 239 u. ö.), auch da, wo ein einfaches Pronomen zur Bezeichnung der Persönlichkeit genügen würde. Von Egan scheint dieser Witz sich vererbt zu haben: Hook und Marryat lieben ihn,[4] und Dickens verwendet ihn in seinen ersten Schriften mit Vorliebe. In der Skizze von *Miss Evans and the Eagle* (Sketches III 4) heiſsen die Hauptpersonen andauernd *Miss J'mima Ivins* (statt Evans), *Miss J'mima Ivins's friend, Miss J'mima Ivins's friend's young man* und *the gentleman with the whiskers*; in der Geschichte *'The mistaken milliner'* (ebd. III 8) spielen dieselbe Rolle *the ornamental painter and decorators' journeyman, the young ladies in service* und *Miss Amelia Martin,* in der Weihnachtsszene bei den Wardles (Pickw. I, cap. XXVIII) sind die Hauptpersonen *the black eyed young lady* mit ihren *Boots with*

[1] Vgl. Engl. Romankunst I 108 f. [2] Ebd. 153, 206. [3] Ebd. 149.
[4] Ebd. II, 274 ff., 317 ff.

fur round the top, der *hard-headed gentleman* und die *poor relations.* Die Freude an langen Aufzählungen von Substantiven, wobei er aufserdem darin schwelgt, möglichst viele Synonyma zusammenzubringen (LL 159, 222, 239, 243, 352), hat Egan offenbar von Sterne geerbt, den er in einer pomphaften pseudoheroischen Invocatio mit Fielding und Smollett, Sheridan und den Romantikern vom Don-Juan- und Lalla-Rookh-Typus als seinen Vorgänger nennt. Auch die unerträglich häufigen Wortspiele Egans sind Sternesche Tradition, die sich ebenfalls bei Hook und Marryat nicht minder breit macht wie bei dem jungen Dickens.

Aber auch das Persönlichste in einem Kunstwerk, die Auffassung des Stoffes, ist bei Egan durch und durch konventionell. Dem Zeitgeschmack zuliebe hat er einem absolut komischen Stoff tragische und sentimentale Wirkungen aufgesetzt. Die derben Abenteuer von Egans würdigen Helden sind ein komischer, ja burlesker Stoff, und nur da ist der Autor einigermafsen erträglich, wo er mit Blubber oder Logic seine Narrenspossen treibt. Aber der Zeitgeschmack verlangt in den zwanziger Jahren schon mehr als blofse Abenteuer. Seine typischen Diener, Marryat und Hook, geben sich krampfhafte Mühe, sentimentale und pathetische Wirkungen anzubringen, wo es nur irgend möglich ist — offenbar unter Einflufs von Sterne —, und dasselbe tut schon vorher Egan. Ein braver Droschkenkutscher verklagt eine Dirne wegen des nichtgezahlten Fahrpreises: aber von ihrer traurigen Geschichte gerührt, begnügt er sich nicht nur mit einem kleinen Teil des Geldes, sondern will sie auch noch umsonst nach Hause fahren (LL 184 ff.). Das ist das Feingefühl von Sternes Korporal Trim und seinem vornehmen französischen Bettler. Wo ein überliefertes Motiv des Abenteuerromans sentimentale Wirkungen gestattet, werden sie sicher angebracht und durch faustdicke Didaxis noch verstärkt; namentlich im Finish. Eingehend werden geschildert die Schicksale der traditionellen[1] 'edlen Dirne' Corinthian Kate: sie wird Tom untreu, gerät aus einer Hand in die andere und schliefslich aufs Pflaster; zuletzt begeht sie in einsamer Dachkammer Selbstmord, um nicht Hungers zu sterben (Fin. 275). Eine andere Dirne, Ellen Prettyflower, entgeht im Freudenhause mit genauer Not dem Schicksal, mit ihrem Galan zu verbrennen; sie rettet ihm das Leben, und er bringt sie voll Dankbarkeit in einem Magdalenenstift unter. Ein typisches Motiv[2] ist es, dafs der Held einen Bekannten im Gefängnis wiedertrifft — Egan übertrumpft es, indem der gefangene Freund gerade zur Hinrichtung geführt wird. Auch Familienszenen, wie sie bisher

[1] Vgl. Engl. Romankunst I 110, 177. [2] Ebd. I 197.

nur Mifs Austen in irgendwie bedeutsamem Umfange zu geben wagte, wie sie aber namentlich bei Smollett und Fielding kaum vorkommen, bringt Egan unter starker Betonung des Gemütvollen und Sentimentalen: am Schlusse von Finish mufs Jerry Hawthorn seine alten Eltern wiedersehen (63); ihr Haus, Hawthorn Hall, wird mit starkem britischen und modernen Selbstgefühl laut gepriesen: da finden sich zwar keine griechischen Sofas und *Lolling tête-à-têtes,* aber Reinlichkeit und Einfachheit; seine *'antique jovial fire-side'* läfst alle Herzen höher schlagen, die sich ihr nahen, und die lustigen Familienszenen mit ihren Pfänderspielen und den komischen Verwicklungen, die sich um den guten dicken alten Junggesellen Blubber konzentrieren, sind deutliche Hinweise auf die Zukunft, auf die Weihnachtsfeier Pickwicks in Wardles Haus.

In doppelter Beziehung ist Egan wichtig für unsere Kenntnis der Anfänge von Dickens. Zunächst hat er dem jungen Anfänger manche Anregungen gegeben. Dickens geht aus von der Idee eines Klubs von Sportleuten, die zwar sogleich aufgegeben wird, aber in den unglücklichen Abenteuern Pickwicks und seiner Genossen noch nachlebt — die ursprüngliche Idee ist sichtlich von Egans sportliebendem Vierblatt beeinflufst. Bei der Zeichnung von Pickwick haben dann weiter aufser Sir Roger de Coverley und Pfarrer Adams auch Reminiszenzen an zwei Figuren Egans nachgewirkt, Erinnerungen an Bob Logic und John Blubber. Ersterer ist der gutherzige, bebrillte, ein wenig exzentrische und sanguinische Gelehrte, der überall eine unglückliche Figur spielt; sein Abenteuer auf dem Eise wird auf Pickwick übertragen (Pw. [Tauchnitz] II, p. 10 = Fin. cap. I), wie sein Mifsgeschick mit der Flinte in Winkles ähnlichem Abenteuer nachlebt (Tauchn. I 87 ff. = Fin. cap. I). Gleichzeitig aber ist Pickwick ein Nachkomme des jovialen, liebenswürdigen Schwerenöters Blubber, dessen Korpulenz ebenso wie die seines Nachkommen zu allerhand derben Späfsen Anlafs gibt. Dafs mit den literarischen Erinnerungen sich persönliche an einen John Forster verbanden, wie Chapman will (Forster I 139), ist natürlich a priori durchaus wahrscheinlich. Und auch der Name des Helden ist bereits bei Egan zu belegen: John Blubber und seine Freunde kommen auf der Reise nach Bath durch Pickwick, zwischen Newbury und Bath Easton (Fin. 55); dafs nach dem Ort ein Kutscher und Fuhrherr seinen Namen hatte, den Dickens kannte, ist allerdings wahr; aber trotzdem bleibt die Übereinstimmung auffällig. Auch an die S. 314 genannten stilistischen Elemente sei noch einmal erinnert; freilich sind sie nicht für Egan allein charakteristisch.

Wichtiger als diese Einzelheiten ist der ganze Charakter von Egans Produktion. Da haben wir komische Ereignisse als Grundstock des Ganzen, darüber eine dünne Schicht von Pathos

und Sentimentalität und Abenteuer, die nicht mehr in ganz England spielen, sondern das Londoner Leben darstellen wollen. Das letztere Moment hat die Sketches entscheidend beeinflufst, die Mischung von Komik, Pathos und Sentimentalität aufserdem die Pickwick Papers. Wenn ein blofser Geschäfts- und Modeschriftsteller wie Egan derartiges schrieb, so mufste das Publikum danach verlangen, und der Riesenerfolg seiner Machwerke gab ihm recht. Und wenn wir sehen, dafs dieselbe Mischung sich bei den anderen beiden Mode- und Geschäftsautoren, bei Marryat und Hook, findet, so bestätigt das den Eindruck, dafs die Kombination von Elementen aus Fieldings, Addisons, Smolletts und Sternes Schule der Modestimmung entsprach. Das erklärt die Begeisterung, mit der die Sketches und Pickwick Papers aufgenommen wurden, und hilft Dickens selbst erklären. In seinen Anfängen liefs er sich tragen von der Mode des Tages, von der er sich zuerst im 'Oliver Twist' mit seiner nicht romantischen, sondern realistischen Verbrecherschilderung energisch abwandte — um allerdings später mehr als einmal ihr verhängnisvolle Zugeständnisse zu machen.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Scarroniana[1]

(Zu Paul Scarrons Geburtstag, der anfangs Juli 1910 zum 300. Mal wiederkehrt)

I.

Wie wurde P. Scarron ein burlesker Dichter?

Wenn man heute Scarrons Werke liest, erinnert man sich unwillkürlich an einen Ausspruch Jean Pauls: die Produkte der Vernunftehe eines Schriftstellers mit dem Publikum seien ein Menschenalter später kalt wie Leichen. P. Scarron,[2] der anderen die Anwartschaft auf die Unsterblichkeit durch seine Verse förmlich tarifmäfsig feilbietet,[3] hätte es selbst nicht über ein der Gunst des Augenblicks verdanktes Aufleuchten eines Eintags- und Modepoeten gebracht, wenn nicht ganz aufserhalb seiner literarischen Bedeutung gelegene Umstände sein Andenken verewigt hätten. Wieviel abgequälte, frostige Witzeleien mufs der Leser seiner Schriften für einen gelungenen Einfall mit in den Kauf nehmen, wieviel flache, öde Langweile für eine originelle Wendung! Wie oft mufs die geschickte Mache, der geschulten Ideenarmut liebstes Kind, für das Fehlen urwüchsigen Humors entschädigen, wie oft die bequeme Verständlichkeit der

---

[1] Aus Raumrücksichten unterlasse ich es, die gesamte Scarron-Literatur anzuführen, und beschränke mich darauf, die neueren Werke namhaft zu machen, die ich bei meiner Arbeit besonders benutzt habe, und aus denen das ganze Quellen- und Hilfsschriftenmaterial mühelos herausgezogen werden kann:

Chardon, H., *Scarron inconnu,* 2 Bände, Le Mans 1903.

Revue des deux mondes, Bd. 79, S. 362—398.

Revue des questions littér., Bd. 54 u. 56 (mit Boisliles vielfach grundlegenden Aufsätzen *Paul Scarron et Françoise d'Aubigné* und *La veuve Scarron*).

Magne, E., *Scarron et son milieu,* Paris 1905.

Romanische Forschungen, Bd. XXI, mit einem Aufsatz von H. Heifs: *Studien über die burleske Modedichtung Frankreichs im 17. Jahrhundert.*

Andere benutzte Werke werde ich am betreffenden Orte besonders erwähnen. Die Zitate aus den Werken Scarrons beziehen sich auf die Pariser Ausgabe in 7 Bänden bei J. Fr. Bastien 1786.

[2] Er wäre höchstens, wie ein geistreicher Feuilletonist von Ponsard sagte, *'immortel pendant toute sa vie'* geblieben.

[3] So z. B. dem Mr. d'Orléans und seinen Hintermännern (Scarron, *Œuvres* I, S. 166) und seiner Braut (vgl. La Beaumelle, *Lettres et mémoires de Mme de Maintenon,* A la Haye et à Leide 1757, Bd. I, S. 99). Naiv unverschämt sagt er auch einmal Mazarin, für ein paar Taler hätte er unsterblich sein können!

flüssigen Phrase für den Mangel an innerem Gehalt und an Gemütstiefe! Das Höchste, was man Scarron zuerkennen kann, wäre, daſs 'sein Genre zwar nicht groſs war, er aber groſs in seinem Genre', daſs er die nicht von ihm geschaffene[1] burleske Dichtung durch Ausnutzung aller in und auſser ihm gelegenen günstigen Vorbedingungen zum Siege geführt hat.

Das burleske Genre[2] gehört dem Gebiete der niederen Komik an. Ohne hier in die feineren Distinktionen von verwandten Dichtungsarten näher einzugehen, sei nur bemerkt, dessen Wesen bestehe zumeist darin, daſs das Erhabene zur Folie von allerhand possenhaften Scherzen gemacht wird. Wenn eine trockene, skeptische Natur sich eine Weile einer überwältigenden Einwirkung überlassen hat, so tritt nicht selten als ernüchternder Rückschlag eine ärgerliche Stimmung darüber ein, daſs man sich von der Wucht fremder Gröſse habe imponieren lassen, und es wird infolgedessen rasch eine abkühlende, ironisierende Tendenz ausgelöst. Mancher übermütige Junge, der sich bei seiner Deklamation eines 'getragenen' Gedichtes seiner Selbstergriffenheit schämt, weil er in ihr ein Zeichen unmännlicher Schwäche erblickt, begeht gern die Ungezogenheit, am Ende seines Vortrages das Pathos rasch mit einem kreischenden Miſston und einer häſslichen Grimasse abzudrehen.[3] Es ist eben nicht menschliche und am wenigsten jugendliche Art, lange auf dem Berge der Verklärung verweilen zu können.

Mit diesem Instinkt rechnet der burleske Dichter, wenn er bei den im Volksbewuſstsein als Heroen eingewurzelten Gestalten ihre menschlichen, allzu menschlichen Eigenschaften in den Vordergrund rückt, die naturalistische Technik auf einen Stoff anwendet, der eine pathetisch-epische Behandlung erheischt und ihn dadurch seines idealen Nimbus beraubt. Der burleske Dichter läſst, wie jeder Komiker, die Auswüchse und Zufälligkeiten der

[1] E. Magne sagt von Scarron mit Unrecht (l. c. S. 375): *'il inventa le burlesque'*, denn auſser anderen hatte z. B. Marc Antoine de Gérard eine ähnliche Richtung vor Scarron eingeschlagen. Der eigentliche Begründer des Genres in Frankreich ist wohl St-Amant.

[2] Hierüber vgl. H. Schneegans, *Gesch. des grotesken Stils* S. 461 ff.; Th. Gautier, *Les grotesques,* und den etwas breit angelegten, aber gründlichen, obenerwähnten Aufsatz von H. Heiſs. Sehr befremdet hat mich nur, daſs Heiſs bei seiner Behandlung Scarrons die Arbeiten Boisliles, Chardons und Magnes gar nicht erwähnt. — Der Ausdruck *'burlesque'* soll übrigens in der *Satyre Ménippée* zum erstenmal in der französischen Literatur vorkommen.

[3] So erklären sich psychologisch die sogenannten Vexiergedichte Scarrons, die ja für Heine so charakteristisch sind (mit dem überhaupt Scarron sehr viele Analogien aufweist). Solche Vexiergedichte sind die *Sonnets* (*Œuvres* VII, S. 329 ff.). Doch sind gerade die zwei bekannten und oft zitierten Sonette dieser Gattung als Kopien aus dem Spanischen angesehen (vgl. H. Heiſs l. c.).

Objekte scharf hervortreten,[1] er sieht in echt philiströser Weise mißgünstig im Großen nur das Kleine, während der Geniale selbst im Kleinsten noch das Große herausfindet. Aber noch öfter als scheeler Neid leitet ihn die Tendenz, einen wohlfeilen Lacherfolg einzuheimsen (vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ja nur ein Schritt!) und als poetischer Parasit an den hehren Gebilden fremder Schaffenskraft seine fragliche Kunst[2] auszuüben. Der burleske Dichter (und hierfür bietet Scarron geradezu ein Schulbeispiel)[3] lehnt sich eben öfter im Bewußtsein seiner unzulänglichen Erfindungsgabe und poetischen Schwäche an andere Dichter an. Wenn Schopenhauer einmal sagt, Bosheit werde allenthalben nur geübt zur Linderung unerträglicher innerer Qualen, so wird man auch diese psychologische Motivierung auf den burlesken Dichter Scarron besonders anwendbar finden. Auch ein Diktum Chamforts, der Witz sei der Ersatz der unmöglichen Glückseligkeit, gleichsam ein kleines Prozent, womit die bankerotte Natur sich für die nicht honorierte Schuld des größten Gutes abfindet, läßt in das Seelenleben des burlesken Dichters einen tiefen Einblick tun. Nie aber wird man darüber die bequeme Zugänglichkeit zum burlesken Genre und die gebotene Möglichkeit, selbst bei geringem Talent durch dasselbe leichte und breite, wenn auch nicht tiefe und anhaltende Wirkungen hervorzurufen, außer acht lassen dürfen.

Wie alle komischen Dichtungsarten, hat auch die Burleske schon darum eine Berechtigung,[4] weil sie unsere Heiterkeit erregt und das Lachen zu den besten Menschenrechten gehört, Solange sie nur in harmloser Weise unterhalten will und nicht zur Spekulation der Gemeinheit des Dichters auf die Gemeinheit

---

[1] Es ist eine ganz hübsche Bemerkung, daß die Pointen und Concetti der Preziösen den bizarren Details und Zöpfchen entsprechen, die die Burlesken ihren Figuren anhängen (H. Heiß l. c.).

[2] Scarron selbst sagt (*Œuvres* I, S. 254): *'Après les mauvaises haleines et les mauvais plaisans je ne connois point de plus grande incommodité que les vers burlesques'*, und bekennt gegenüber dem das Genre bekämpfenden P. Valvasseur, daß er selbst diese Bestrebungen des Jesuitenpaters für verdienstlich halte. Freilich schreibt er die Hauptschuld seinen schlechten Nachahmern zu, die die Burleske in Verruf gebracht haben.

[3] Von seinen zahlreichen Entlehnungen aus dem Spanischen (wie sie damals bei den französischen Schriftstellern allgemein üblich waren) verdient folgende besondere Hervorhebung. Wie nämlich H. Chardon zuerst entdeckte, ist die Novelle *Précaution inutile* Scarrons eine bloße Übersetzung der vierten Novelle in der Sammlung der Marie de Zayas. Scarron hat dies nicht nur verschwiegen, sondern er schrieb sogar (gelegentlich der Veröffentlichung der *Hypocrites*), daß diese Novelle sein vollkommener Eigenbau sei (vgl. Chardon l. c.).

[4] Zu hart scheint mir darum das Urteil E. Lintilhacs. Dieser sagt von Dassoucy (*Litt. franç.* Bd. II, S. 28): ... *'qui s'intitulait «l'empereur du burlesque» et ne fut que «le singe de Scarron», c'est à dire le singe d'un singe.'*

des Publikums herabsinkt, kann man sie immerhin gelten lassen. Sie wird dann das Kunstwerk, welches sie in der Form der Parodie oder Travestie ausnutzt, nicht herabsetzen,[1] sondern nur noch populärer machen. Es ist sogar sehr erwünscht, wenn der Burleske in wirksamer Weise einen Dichter, der mit Truthahnpathos auf dem an den Fuſs geschnallten Kothurn herumschlorrt, auf die Diele setzt und der heuchlerischen Tünche angeschminkter Worte eine einfache, ja derbe, aber natürliche Sprache entgegenstellt.[2] Schaden richtet er dagegen an, wenn er ernst genommen werden will, wenn er den Poeten, der der Welt im schönen Scheine zeigt, was ihn menschlich erfüllt, verhöhnt und die banal-veristische Art, alles vom grämlichen Ufer der Alltäglichkeit zu betrachten, in der ganzen Dichtung zur Norm machen will, wenn er die wichtigste Aufgabe der Kunst: die Auswahl und Reinigung, die überlegene Kombination von Elementen der Wirklichkeit durch die Phantasie, herabwürdigen will.

Alles vereinigte sich nun, um Scarron der burlesken Manier in die Arme zu treiben. Schon das elterliche Haus bot für seine natürliche, zweifellos sarkastische Geistesanlage einen trefflichen Nährboden. Eine bösartige Stiefmutter, die den frühverwaisten Knaben zu heimtückischer Feindseligkeit reizte, ein pedantischer, frömmelnder, nur seiner Bequemlichkeit und seinem Vergnügen lebender Vater[3] lieſsen den Jungen in liebloser Herzensdürre sittlich und geistig verwahrlosen. Er verbrachte auch einige Jahre seiner Jugendzeit in der Fremde, wo nicht nur die verkehrte Mitteilung unverständiger Lehrer ihm einen Widerwillen gegen jede ernstere geistige Arbeit und besonders eine starke Pietätlosigkeit gegen die Antike einflöſste, sondern auch allerhand Schädlinge sein Inneres schon sehr früh bodenlos aushöhlten und entsittlichten. Hierauf trat er ohne jeden inneren Beruf in den priesterlichen Stand[4] und nahm das *petit collet,* das allerdings seinen Träger zu keinerlei strengen Observanzen verpflichtete. Man kennt diese

---

[1] Vielleicht darf man hier auch daran erinnern, daſs der geschmacklose, parodistische Roman des Aufklärers Christian Tomasius, in dem Aristoteles dem Gelächter preisgegeben werden sollte, dem groſsen Lehrer des Mittelalters nichts weniger als geschadet hat.

[2] Gegenüber den Schäfern Racans und Théophiles und nicht minder den salbungsvollen Phrasen Balzacs gegenüber betraten die Hauptvertreter des realistischen Romans, Sorel, Scarron und Furetière, die realistische Richtung mit ihrer Verneinung von Schönseligkeit und Hochherzigkeit und ihrem Spotte gegen alle die, die von solchen Dingen träumen. Von Scarron heiſst es bei Petit de Juleville (*Hist. de la litt. fr.* Bd. IV, S. 48): ... *'à la Carte de tendre il substituait une Carte de l'empire du Burlesque, où Gaillardise et Ripaille remplaçaient Billet doux et Petits Soins.'*

[3] Der 'Apostel'.

[4] La Beaumelle (l. c. S. 91) sagt treffend: *'L'indolence l'a fait ecclésiastique: l'ennui le fit Auteur unique'.*

schöngeistigen Alkovenabbés jener Zeit, denen, wie etwa heute dem gebildeten Soldaten, jede Gesellschaft offenstand, und denen man jeden noch so petulanten Witz, jeden noch so korrupten Einfall, jeden noch so losen Streich gut auslegte. Nie hatten auf Scarrons Seele die keusche Scheu, die hilflose Zartheit, der herbe Seelenstolz des ewig Weiblichen ihren geheimnisvollen Zauber ausgeübt. Er sah in solchen Regungen nur widerwärtige Schöntuerei falscher Sentimentalität,[1] denn er hatte nur Frauen kennen gelernt, deren noch so fest verschlossene Herzenspforte ein goldener Schlüssel immer öffnet, und in deren Busen List und Schmeichelei selbst das härteste Eis zum Schmelzen bringt. Wir finden ihn in dem damals eleganten Maraisviertel mitten unter den Lebemännern und Roués, in den Salons der glänzendsten Vertreterinnen ihres Metiers, einer Marion de Lorme und einer Ninon de Lenclos,[2] der hohen Schule für den Typus des *belhomme,* der sich frühzeitig ruiniert.

Aber auch seine baldige Berührung mit dem Theater erweckte in ihm weniger die Ahnung einer weihevollen Kunst, als ihn das Treiben hinter den Kulissen in den den Männern und Frauen gemeinsamen Garderoben interessierte, ‘wo die Komödie aufhört und die Liebe anfängt, wo die Aktrice und die Kurtisane ihre Rollen wechseln, wo der fünffüſsige Jambus in die vierfüſsige Unzucht übergeht’. Auch in den angrenzenden Kabaretten fand er sich mit jener Poetenkrapule zusammen, für die das Leben der Sinne den einzigen Sinn des Lebens bildete, denen nur kannibalisch wohl wurde, wenn der Trog gefüllt, der Koben gestreut war,[3] mit jenen Biersuffen und Weinschwelgern, die unter Becherschwingen und Gläserklingen in zweideutigem Verkehr mit der Muse Lieder dichteten, in denen sogar das Speien[4] verherrlicht wird, mit jenen Poetastern, die den dichterischen Lorbeer entweihten und aus dem Rausche und Kopfweh nicht herauskamen. Die in anrüchigen Lokalen angebrochenen Nächte fanden gewöhnlich ihren würdigen Abschluſs auf der Foire-Saint-Germain,

---

[1] Scarron spricht öfters seine Abneigung aus gegen die *pousseurs de beaux sentiments,* so in einem Briefe an Sarrazin (Vict. Cousin, *La société franç. au 17e siècle,* t. II app. S. 366).

[2] *Les plaisirs étoient la grande affaire de ces sociétés: et les arts en étoient le délassement. Chapelle, St-Evremond, Voiture, Sarrazin, esprits faciles et brillants s'étoient formés à cette école. Ce fut le séminaire de l'abbé Scarron* (La Beaumelle l. c. I, S. 90).

[3] *J'aime mieux comme un pourceau, me remplir jusqu'à la gorge*
De friands morceaux. (Scarron, *Œuvres* VII, S. 321).

O cher ami Potel, je suis pour la mangeaille,
Il n'est rien tel qu'être glouton
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 310).

[4] *Aussi bien chez nous vomir est une chose fort honnête*
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 312).

wo sich Scarron mitten unter lichtscheuem Gesindel, immer hinter den Schnelläuferinnen der Liebe her, herumtrieb.[1]

Als Kanonikus des Domkapitels von St-Julien in Mans[2] war Scarron durch sein lebhaftes, geistsprühendes Naturell rasch mit den vornehmsten Kreisen in Berührung gekommen. Er verkehrte daselbst mit dem als Gönner der Dichter und Schauspieler wie als leidenschaftlicher Jäger berühmten François d'Averton, Grafen von Belin;[3] mit der ebenso gefall- und männersüchtigen wie theaternärrischen Schloſsherrin von Bonnetable, der Gräfin von Soissons; mit dem zu Scarrons jüngerer Schwester Françoise vielleicht schon damals in intimen Beziehungen stehenden Grafen von Tresmes; mit der leichtsinnigen Gräfin von Pezé und ganz besonders mit den Mitgliedern des angesehensten Geschlechts von Mans, den Beaumanoir-Lavardins, dem auch sein Bischof angehörte. Inmitten dieser Gesellschaft von Venus- und Bacchusknechten wütete Scarron auf seine Gesundheit los. Als sich Charles von Beaumanoir, der Bischof von Mans, als Mitglied einer vom Erzbischof von Lyon geführten diplomatischen Gesandtschaft nach Rom[4] begab, begleitete ihn Scarron dahin. Auch hier bildete er mit dem Neffen des Bischofs, dem Abbé von Lavardin, und dem im Gefolge des französischen Botschafters befindlichen Dichter Maynard ein liederliches Kleeblatt, für welches Wein, Weib und Gesang das Um und Auf des Lebens ausmachte. Die ernste Gröſse und historische Vergangenheit der ewigen Stadt konnte Scarrons kleine, nichtige Seele nur bedrücken, nicht erheben. Im Zusammentreffen mit dem idealistischen Maler Le Poussin scheint allerdings einen Augenblick der

---

[1] *Foire, où-l'on vend moins d'affiquels*
Que l'on vend de chair humain
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 239).

[2] Scarron ergriff von seinem Kanonikat in Mans am 28. Dezember 1636 Besitz. Ein solcher Kanonikus war damals eine Art Bischofsattaché und das Amt eine Sinekure für Schriftsteller bei kunstsinnigen Prälaten. Auf dem Dekret war auch der Sekretär des Bischofs, Denizot, unterschrieben, der mit dem *Ragotin* des *Roman comique* identisch ist.

[3] Diesem zuliebe verunglimpfte Scarron P. Corneille in dem Cidstreite in einem anonymen Pasquill. Erst Armand Gasté hat Scarron als dessen Verfasser nachgewiesen. Scarron suchte dieses meuchlerische Attentat, dieses 'Beiſsen unter dem Zaune her' durch eine im *Roman comique* II, 18 Corneilles *Nicomède* gespendete groſse Eloge wieder vergessen zu machen (vgl. Chardon l. c. S. 102 u. 103). Und doch hatte dieser Scarron die Stirn, eine Satire zu schreiben: *Contre ceux qui font passer leurs Libelles diffamatoires sous le nom d'autrui* (Scarron, *Œuvres* VII, S. 178).

[4] Ganz ähnliche Empfindungen, wie sie Scarron (*Œuvres, Sonnet*, VII, S. 330) hierüber äuſsert, erfüllten aus gleichem Anlasse den ihm so wahlverwandten St-Amant, wie man aus des letzteren *Rome ridicule* ersieht. Scarron schlieſst sein Sonett mit dem sublimen Gedanken, er dürfe sich nicht wundern, wenn mit der Zeit sein Wams reiſse, da auch die Mauern Roms nicht ewig standhalten.

Hauch von des Künstlers Genius Scarron gestreift zu haben, aber seine niedrige Gesinnung kam bald wieder zum Vorschein, so dafs ihn Le Poussin als *nouvel Erostrate* bezeichnete.[1]

So hatte Scarron seine Jugendzeit in einer Gesellschaft vergeudet, deren Üppigkeit ihm die Seele welken und deren Ausschweifungen ihm das Mark in den Knochen verdorren liefsen, und es gelang ihm nie mehr, die Schlacken dieser seiner Entwicklung abzustofsen. Er war einer von den Frühzeitigen und Schnellebigen gewesen, deren Leben schon aufhört, da es erst anfangen soll. Das Schlimmste war, dafs er in einem Alter, in welchem das Schwärmen so liebenswürdig, das Träumen so schön ist, bereits zu einem übernüchternen Menschen ohne Wahn, ohne Ideal geworden war. Da überfiel ihn, als er gerade 'im Zenit seines Fettes stand', jene furchtbare Krankheit, von der er nicht mehr genesen sollte. Diese liefs sein wenn auch einseitiges, so doch bedeutendes satirisches Talent recht eigentlich nicht mehr zur vollen Entfaltung kommen, und man kann trotz Scarrons späterer Vielschreiberei auf ihn ein Gleichnis Montesquieus anwenden, er habe wie mancher Krämer den Markt verlassen müssen, bevor er recht ausgepackt hatte.

Die Erfahrung lehrt allerdings, dafs nicht blofs glückliche Leute von einer vierschrötigen Gesundheit gottbegnadete Dichter sein können. Vielmehr kann auch schweres Unglück den Menschen zum Dichter machen, wenn ihm ein Gott zu sagen verlieh, was er leide, während andere Menschen in ihrer Qual verstummen. Auch aus ihrem Geleise geworfene, körperlich gehemmte Menschen können sich aus dem äufseren Zusammenbruche ein geläutertes Herz und grofse Gedanken retten. Der Kampf mit gewaltigen Leidenschaften adelt selbst dann, wenn wir darin unterlagen und schuldig wurden. Der echte Dichter vermag durch Anknüpfung des Einzellebens an grofse, ewige Ordnungen die schwankenden Zufälligkeiten zu überwinden. Ihn verläfst selbst inmitten der Verzweiflung, die sein Herz sprengen möchte, nie ganz das ungeahnte Glücksgefühl des blofsen Daseins. Aber selbst wer für sein Mifsgeschick nur den klassischen Ausdruck nicht der Erlösung, sondern des persönlichen Unterganges gefunden hat, darf als Dichter zur ganzen Menschheit sprechen. So ist es zu verstehen, wenn Goethe das einemal sagt:

> Mir will das kranke Zeug nicht munden,
> Autoren sollen zuerst gesunden,

und ein andermal ausruft:

> Jeder Dichter, Gottes Wunder,
> Mufs seine Schmerzen haben;
> So ein durch und durch gesunder
> Lasse sich nur begraben.

---

[1] Das Nähere hierüber vgl. E. Magne l. c. S. 66 ff. und S. 353.

Dem so frühzeitig entnervten Scarron fehlte aber die sittliche Kraft, mit dem Leide zu ringen, bis daſs es ihn segnete gleich dem Engel des Herrn, und das gigantische Schicksal, das ihn zermalmte, hat ihn nicht einmal erhoben. Zwar fehlte auch diesem Weltkinde nicht ganz die Seite, die nach dem Himmlischen deutet, und auch er hatte Anwandlungen von Trauer[1] darüber, daſs die ernste Muse sich trotz all seines Bittens und Beschwörens nicht mehr von ihm bannen lieſs. Er empfindet es schmerzlich, daſs er zumeist geduckt und flügelhängend wie ein kranker Vogel in seinem grauen Krankensessel sitzen und auf die äuſseren Eindrücke und Erlebnisse, die seiner poetischen Individualität Anregung, Stimmung und Stärkung einbringen könnten, verzichten[2] muſs, daſs er anstatt eines schöpferischen Dichters ein phantasiearmer Reimschmied sein und bleiben muſste. Aber seinem Genius waren einmal die Flügelsehnen durchschnitten. Er konnte nicht mehr verjüngen, was schlechte Gesellschaft ermattet und abgenutzt hatte. Selbst edle Frauen brachten ihm nicht mehr aus dem Sinn, was von verderblichem Einflusse sich festgesetzt hatte.[3]

Nicht minder aber, als die verfallene Lehmwand von Scarrons morschem Körper auf sein ewig Teil drückte, hat auch die ununterbrochene Geldverlegenheit seine poetische Schwung-

---

[1] *Une veritable douleur*
De n'avoir vécu qu'en canaille
Qui ne fit rien jamais
Qui vaille. (Scarron, *Œuvres* VII, S. 251.)

[2] *Depuis le temps que perclus de mes membres*
Pour moi Paris est réduit à deux chambres
Je ne sais rien que par relation.
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 168.)

[3] Chardon und Magne haben allerdings der Hautefort und Françoise d'Aubigné auf den Dichter Scarron einen so sittigenden, veredelnden Einfluſs zugeschrieben, als habe er seit seinem Verkehr mit ihnen gedichtet, wie wenn ihm ein Engel diktierte und eine Jungfrau die Feder führte. Man braucht nur den Schluſs des zur Vermählung der Hautefort gedichteten *Epithalame* zu lesen (Scarron, *Œuvres* VII, S. 204) oder seine Gratulation zu ihrer Erlangung des 'tabouret' (*Œuvres* VII, S. 257), um diese Behauptung ungerechtfertigt zu finden. Sein an Françoise d'Aubigné während ihres Brautstandes gerichtetes Poem *Tandis que la cuisse étendue* etc. (Scarron, *Œuvres* I, S. 180) zeigt alles eher als einen dezenten Ton. Daſs sie auch als seine Frau seinen inneren Menschen nicht umgestülpt hat, beweist die Nachricht, daſs sie, wenn er mit seinen Freunden die gewisse Glocke zu rühren begann, die man nicht zur Andacht läutet, jedesmal das Zimmer verlieſs. Die Behauptung H. Heiſs', daſs Scarron öfters derb, aber nicht obszön sei, widerlegt sich meiner Ansicht nach schon durch eine briefliche Bemerkung seines Freundes Sarrazin, daſs das anständige Fräulein Viger aus Bordeaux Scarrons Werke nur mit Zittern in die Hand nehme und ganze Seiten überspringe, aus Furcht, in ihrem Schamgefühl verletzt zu werden (vgl. Cousin, *La société française au XVIIe siècle,* t. II, app. S. 366). Vgl. übrigens auch E. Magne l. c. S. 248 A. 1.

kraft gelähmt. Auch ihm dünkt Armut die gröſste Plage, und sie lastet auf ihm, wenn man ihm glauben darf, noch schwerer als seine schreckliche Krankheit. Nicht als ob er keine beträchtlichen Einkünfte gehabt hätte! Wenn ihm auch die Erträgnisse seines Kanonikats von Mans arg zugestutzt waren, weil er die *résidence rigoreuse* nie eingehalten hatte und auch seinen sonstigen geistlichen Obliegenheiten nicht nachgekommen war (er wollte einmal nur eine solche Pfründe, die lediglich den Glauben an Gott voraussetzte!), so waren sie doch nicht unbeträchtlich. Auch sein *Marquisat de Quinet* (so nannte er die Bezüge von seinem in allen Künsten der Reklame wohlbewanderten Verleger Quinet) brachte ihm ziemlich viel ein, solange er während der herrschenden Burleskomanie ein in der Wolle des Gelingens sitzender Meister gewesen war. Besonders aber verstand er es, die Schwäche der groſsen Herren auszunutzen, die, wie die Ameisen eines Ziegenmelkers, eines Schmeichlers bedurften. Er ist eine wahre Klette an ihrem Kleide und weiſs sie unter den fadenscheinigsten Verhüllungen um Almosen anzubetteln. Seine lyrischen Gedichte sind eigentlich nichts anderes als versifizierte Bettelbriefe voll wimmernder Selbsterniedrigung und gemeiner Lobhudelei. War doch seine 'Mazarinade', dieser Pesthauch des Hasses, nichts als zum Teil ein an Mazarin ausgeübter Erpressungsversuch, zum Teil eine Revanche dafür, daſs dieser seine Widmung des 'Typhon' nicht gehörig honoriert hatte.[1] Er belästigt Fouquet sogar auf einer Dienstreise.[2] Den Unfug der Widmungen trieb er so arg, daſs er, um nur recht viel Geld herauszuschlagen, jeden Gesang seiner gröſseren Werke einem anderen Herrn dedizierte. Er bettelte nicht nur unaufhörlich,[3] sondern um alles mögliche: um Bargeld nnd Anlehen, um Schmucksachen und Möbel, um Brennholz und Viktualien, um Bücher, um Maultiere und kleine Hunde. Er lebte aber weit über seine Mittel und besaſs jene löcherigen Hände, die nichts behalten können. Er ist nicht nur sehr gefräſsig, sondern auch genäschig[4] und hält

---

[1] Tallemant erzählt, daſs er in einer Widmung an den Koadjutor von Retz einmal (ganz wie unsere Photographen) sagte: *'Tenez-vous bien, je m'en vais vous louer'*.

[2] Scarron wurde, da er durch seine Diener im Schatzamte immer wieder Vorschüsse verlangte, sogar mit der Bastonade bedroht.

[3] Und dieser Mann sprach über die schmarotzenden Dichter das Anathema (*Œuvres* I, S. 158) mit den Worten: *'Maudit-soit le poëte, tant poëte soit-il, qui s'est servi le premier des productions de son esprit comme d'un hameçon'* etc. etc.

[4] *Que je suis friand qu'un chat*
A cause que je suis malade. (*Œuvres* VII, S. 240.)

Über die historisch so berühmt gewordenen Kapaunen von Mans und das 1657 bei Scarron gehaltene Symposion berichtet uns ein erhaltener Brief Pinchesnes (Chardon l. c. I, S. 286 ff.). Die Hauptlieferanten waren Costar, Mlle de Hautefort und Mlle d'Ecars, ihre Schwester.

viel auf eine exquisite Schüssel. Noch mehr Geld verschlingen seine immer wieder erneuten Kurversuche und seine Badereisen. Hatte er doch gegen Ende seines Lebens flüssiges Gold als Medikament versucht! Dazu kam noch sein ebenso für seine Gutmütigkeit wie für seine Liederlichkeit zeugender Leichtsinn in Geldsachen, der ihn, den ewig Bedürftigen, öfters an Verwandte ansehnliche Geschenke[1] machen liefs. Wiederholt hören wir daher seine Klagen, dafs er (und später auch seine Frau) einen Besuch unterlassen[2] müfsten, weil sie nichts anzuziehen hätten, und dafs sie frieren müfsten, weil es an Heizmaterial fehlte.[3] So war für seine spätere Wohnung in Hôtel de Troyes die Bezeichnung als eines 'Hôtel de l'impécuniosité' sehr zutreffend, obgleich seine Lebensführung eines gewissen äufseren Aufwandes nicht entbehrte. Um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen,[4] stürzte er sich sogar zuletzt in weitausgreifende Geschäftsunternehmungen, deren Durchführung die ganze Rüstigkeit eines körperlich ungeschwächten, aufrechten Mannes erfordert hätte: er wollte sich an überseeischen Expeditionen persönlich beteiligen, er trat als Gründer von Transport-[5] und Kreditgesellschaften auf, ja er wollte (wie wenigstens Segrais berichtet) ein wohlassortiertes Bordell halten.[6]

Diese ewigen Geldkalamitäten liefsen selbstverständlich bei Scarron eine ruhige Sammlung zu ernstem poetischen Schaffen nicht aufkommen. Er kann nicht warten, bis über ihn die Stunde der Inspiration gekommen ist, um dann schaffensfreudig an die Arbeit zu gehen, sondern mufs seinen Geist täglich anzapfen, selbst wenn seine Quellen zu versiegen drohen. Er mufs ja täglich eine gewisse Anzahl burlesker Verse fertigbringen, wie die Näherin Stiche,[7] damit sein Haushaltungsdefizit nicht allzu-

---

[1] Er bereute später diese *donations entre vifs* so sehr, dafs er sogar (in seinem *Virg. trav.*) den Vater Äneas beglückwünschte, dafs er nie eine solche gemacht habe.

[2] Feuillet de Conches in seinen *Causeries d'un curieux*, t. II, S. 404—05. Seine Frau wollte das Fräulein von Mancini in Brouage besuchen (Scarron, *Œuvres* I, S. 264).

[3] *'Nous n'avons plus de buches dans notre cave'* etc. (*Epître à M. Pelisson*, Scarron, *Œuvres* VII, S. 89).

[4] Vgl. E. Magne l. c. S. 372.

[5] Scarron, *Œuvres* I, S. 227.

[6] Tallemant: *Historiettes* und die *Menagiana*.

[7] *Le sansonnet tache a siffler*
Plutôt pour manger que pour plaire
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 56).

Faire de vers à la journée
C'est une rude destinée etc. etc.
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 148).

Les écus sont toujours écus,
Les vers deviennent torche-cus
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 55).

sehr wachse. Er muſs fleiſsig literarisches Heu machen, solange ihn die Sonne des Modegeschmacks bescheint. Durch seine Vielschreiberei hetzte er aber das einzige von ihm beherrschte und gepflegte Genre der Burleske auch zu Tode, und seine Verse wurden immer flacher und nur gereimte Prosa. Sie fanden auch dann noch Absatz, wie ja auch auf Medizinflaschen abgezogenes Brunnenwasser noch Käufer findet. Scarron arbeitete eben nicht so sehr für den Lorbeer[1] als für den Braten und will keiner noch so berühmten Unsterblichkeit entgegenhungern. Er hat keine Anlage zu dem ebenso undankbaren wie unbeliebten Metier der Nacht-, Grab- und Zerrissenheitsdichter. Ihm fehlt auch der sittliche Ernst des Satirikers, der mit dem ehrlichen Ingrimm und den schneidenden Farben eines Juvenal die schwindelnden Abgründe tiefsten sittlichen Verfalls ausmalt. Er verfügt weder über den sonnigen Humor, über den man sich gesund lachen kann, noch über jenen, der sich, aus Leid und Tränen gewoben, wie ein Regenbogen über einer ungeheuren Resignation der Seele aufbaut. Er versteht es nicht, auf der grauen Untermalung des Welt- und Menschenwehs seinen poetischen Farbenschmelz aufzutragen und die freche Welt der Prosa und den inneren Widerspruch der Empfindungen zu überwinden. Er hat nur jenen Galgenhumor, dessen grimassierendes Lachen nichts anderes ist als der schmerzliche Ausdruck eines Menschen, der nicht weinen kann, und der himmelweit verschieden ist von dem heiligen Frohsinn, der wirklichen Kraft des Lebens. Allezeit des Frevels eingedenk, den die Natur an ihm verübt hat, indem sie seinen wohlgestalteten Körper verstümmelte und verkrüppelte, bleibt diesem Menschenwrack nur noch die einzige Freude der Schadenfreude. Er predigt die Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit aller Dinge[2] und betätigt die Fertigkeit, die Schwächen besserer Menschen herauszufinden: zwei der gefährlichsten und unfruchtbarsten Geschäfte, auf die man überhaupt verfallen kann. Alles nimmt bei ihm den Charakter des Persönlichen an. So wie er in seinen Gedichten uns immer wieder mit einer gewissen Beflissenheit alle seine eigenen Leiden detailliert unter die Augen rückt, muſs er auch immer den Ruf eines vermeintlichen oder wirklichen Gegners zwischen die Zähne seiner Satire bekommen, wie man zahnenden Kindern etwas in den Mund steckt, woran sie ihren Schmerz verbeiſsen können.

---

[1] *Mais la rigueur de Messire Apollon*
M'a défendu jusqu'au violon,
Il ne ma fait que poëte à la sornette,
Dont l'instrument n'est qu'une castagnette
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 68).

[2] Cyrano (in seiner *Lettre contre Ronscar*) nennt ihn '.. '*ce Renard à qui semblent trop verts les mûres, où il ne peut atteindre*'.

In seiner moralischen Verkommenheit fehlt ihm der Glaube an vornehme Menschen und die Möglichkeit, sich an ihrer Gröſse aufzurichten und aufzuerbauen, fehlt ihm die Fähigkeit der Götter- und Heldenverehrung. Weil in dieser Welt allenthalben etwas lottert, will er glauben machen, es sei alles nichts.[1] Sein Herz gleicht einem Spiegel, der einen Sprung bekommen hat und alles verzerrt zeigt. Kurz, er wird der König der Burleske,[2] dessen Wesen Zoilo-Tersites bei Goethe treffend charakterisiert:

Doch, wo Rühmliches gelingt,
Es mich sogleich in Harnisch bringt,
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Es läge nun nahe, die Lichtseiten von Scarrons Begabung hervorzuheben: die anmutige Beweglichkeit seines Geistes[3] und den Naivitätsscharm seiner Plaudereien, die seinen Werken einen nur von ihm geführten, für andere unnachahmlichen Stempel aufdrücken. Es wären besonders die Vorzüge seines trotz des Mangels an jeder straffen Komposition schon als kulturhistorisches und literarisches Dokument bedeutenden *Roman comique*[4] zu schildern sowie einzelne wirklich rührende, weil von ihm selbst tief empfundene Verse seiner *Épîtres chagrines* und seiner *Légendes de Bourbon* anzuführen. Aber alles dies fällt auſserhalb des Rahmens dieser Studie, ebenso wie die hohe Bedeutung seiner Komödien für die Entwicklung des französischen Lustspiels. Aus demselben Grunde muſs auch davon abgesehen werden, hier nach den oben angedeuteten groſsen sittlichen Gebrechen seines

---

[1] *Faisons la guerre à tout le genre humain,*
Et ce n'est pas une maligne envie
Qui m'ait causé cette misanthropie.
Je hais ce vice et ne suis point de ceux
Qui ne sauroient souffrir un homme heureux
Mais, qui, grand Dieu, pour peu qu'il sache écrire
Peut s'empecher de faire satire.

Qui s'excuse s'accuse!

[2] Wie man Voiture einmal die *vivante incarnation de la préciosité* genannt hat, so verbreitet Scarron auf fünfzehn Jahre hinaus den Sieg der trotz ihrer geringen Bedeutung nicht spurlos verschwundenen Burleske, obzwar er (wie schon oben erwähnt) nicht ihr Begründer war.

[3] '*... il avait d'ailleurs peu d'idées, assez peu de savoir, mais beaucoup d'esprit naturel et de gaieté*' (Petit de Juleville, *Hist. de la litt. fr.* Bd. IV, S. 48). Tallemant sagt treffend: 'Scarron hat manchmal gute Einfälle, aber nicht oft; er will immer witzig sein, und da ist man es nicht oft!'

[4] Es fehlt ihm die strenge spannende Handlung und darum auch der Abschluſs. — La Beaumelle sagt von ihm (l. c. S. 94): *'le seul de ses livres qui ne mourra jamais'* und merkt an, jemand habe diesem Werke nachgerühmt: '*Canescet saeclis innumerabilibus*'.

Charakters auch die schwerwiegenden, mildernden Umstände geltend zu machen und besonders auf seine trotz all seines Schmähens und Fluchens nicht zu verkennende Gutmütigkeit[1] wie auf seine freimütige Aufrichtigkeit und ehrliche Selbsteinschätzung[2] nachdrücklich hinzuweisen. Ich wollte an dieser Stelle ja nur zeigen, wie Paul Scarron durch seine Individualität und durch seinen ganzen Werdegang zum Oberhaupt der burlesken Dichtung förmlich prädestiniert war, wobei man allerdings nicht übersehen darf, dafs der so kongeniale Charakter der 'Fronde' der Blüte dieses Genres ebenfalls sehr zupafs kam. Es kam mir besonders darauf an, zu zeigen, wie seine Erkrankung und seine damit zusammenhängenden ewigen Geldkalamitäten für die Entwicklung und Gestaltung seiner poetischen Eigenart geradezu ausschlaggebend geworden sind. Dies zeigt sich auch rein äufserlich darin, dafs er vor dem Ausbruch seiner Krankheit aufser einigen kaum nennenswerten poetischen Kleinigkeiten so gut wie nichts geschrieben hatte,[3] während er danach eine unheimliche, förmlich springflutartige Produktivität entwickelte. So grausam und roh man also auch die von dem draufgängerischen Cyrano de Bergerac gewählte Form gegenüber dem so bemitleidenswerten Scarron immer finden mag, so wird man ihm inhaltlich doch beistimmen müssen, wenn er sagt,

---

[1] Diese zeigt sich z. B. in den *Imprécations contre celui qui lui a pris son Juvenal* (Scarron, *Œuvres* VII, S. 192), wo er dem Diebe zuerst alles erdenkliche Böse an den Hals wünscht und mit dem Fluche schliefst:

Enfin s'il étoit comme moi!

Aber diese letzte, schlimmste Verwünschung bereut er sogleich als zu arg, und er ruft sofort:

Mais ce seroit trop, sur ma foi,
Et cette dernière pensée,
A toute ma haine chassée.
Qu'il garde dont mon Juvenal etc.

[2] *Moi d'esprit et de corps malsain*
Qui ne sais point toucher la lyre
Et n'ai point Phébus dans le sein.
(Scarron, *Œuvres* VII, S. 212).

— — — — — — que n'étant
Qu'un très-humble et petit poëte
Né seulement à la sornette. (Ibid. S. 146).

Moi divin, je suis moins que bête etc. (Ibid. S. 96).

Je barbouille bien du papier etc. (Ibid. S. 113).

Hélas, je n'ai pour toute muse
Qu'une malheureuse camuse etc. (Ibid. S. 159).

[3] Bis 1641 hat Scarron nur einige Madrigale, ein Epigramm, einige Trinklieder, sein anonymes Pamphlet gegen Corneille und einige einleitende Verse zu Georges de Scudérys Tragikomödie *Lygdamon et Lydias* geschrieben.

Scarron 'leide an der Mauldiarrhöe',[1] und er wäre, wenn er nicht erkrankt wäre, ein Dummkopf geblieben! Zweifellos hat Paul Scarron durch seine merkwürdige Krankheit ein über seine Bedeutung als Dichter weit hinausgehendes und anhaltendes Interesse erweckt, nicht minder wie durch seine spätere Heirat der Françoise d'Aubigné, der zukünftigen Mme de Maintenon.[2] Es wird also gerechtfertigt erscheinen, diese beiden Ereignisse im folgenden näher zu beleuchten.

---

[1] ... *'Après cela vous me demanderez le jugement que je fais de cet homme qui, sans rien dire, parle sans cesse? Hélas, Monsieur, rien, sinon, qu'il faut que son mal soit bien enraciné, de n'en être pas encore guéri depuis plus de quinze ans qu'il a le flux de bouche'* (Cyrano, *Lettre contre Ronscar*). Vgl. auch Chardon l. c. I, S. 87 A. 1.

[2] Auch Bruzzen de la Martinière nennt (Scarron, *Œuvres* I, S. 91) die Bekanntschaft Scarrons mit Françoise d'Aubigné *'le principal événement de sa vie'*.

Wien-Hietzing. Josef Frank.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen und Zusätze zum portugiesischen Teil von Körtings Lateinisch-romanischem Wörterbuch.

Erschöpfend zu sein, ist natürlich meine Absicht nicht, oder doch höchstens in den Berichtigungen; die Zusätze haben vor allem den Zweck, den Nutzen eines vielgebrauchten Hilfsmittels zu erhöhen für die, welche in den Kreis ihrer romanischen Sprachstudien auch das Portugiesische hineinziehen. Dafs ich mich oft bemühe, die portugiesischen Wörter bis zu ihrem ersten Auftreten zurückzuverfolgen, wird hoffentlich Dank verdienen; dagegen kann ich den reichen Schatz der heutigen Mundarten nur in einzelnen Fällen heranziehen, schon weil es nicht in meiner Absicht liegt, 'auf das Buch ein Buch' zu pfropfen. Von Zitaten gebe ich nur die notwendigen;[1] die altportugiesischen, aus diplomatischen Abdrucken gezogenen gebe ich in uniformierter Schreibung, um sie lesbar zu machen.

Ich folge der 3. Auflage von Körtings *Wörterbuch* (Paderborn 1907) und führe zunächst stets Nummer und Artikel an, woran ich meine Bemerkungen knüpfe.

8) ăb-ăntĕ ... ptg. *ventajem.* — Statt dessen l. *vantagem.* Aufserdem findet sich aptg. *avan* (*CV* 1080, 28 *o arçon d'avan*), das Verb *avantar* (= fördern, fortschreiten *CV* 576, 10; 882, 3; *CM* 57, 1; 175, 12; 267, 15;

---

[1] Die benutzten Abkürzungen sind folgende: *Alvaro de Azeredo* = Apontamentos sobre a linguagem popular de Baião (Separ. da *Rev. Lus.* XI, n°s 3 e 4), Lisboa 1909; *Apostilas* = A. R. Gonçálvez Viana, *Apostilas aos dicionários portugueses*, Lisboa 1906; *Blut.* = Bluteau, *Vocabulario portuguez e latino*, Coimbra-Lisboa 1712—1728; *CA* = C. Michaëlis de Vasconcellos, *Cancioneiro da Ajuda*, Halle a. S. 1904; *CB* = Molteni, *Il canzoniere portoghese Colocci-Brancuti*, Halle a. S. 1880; *CD* = H. Lang, *Das Liederbuch des Königs Denis von Portugal*, Halle a. S. 1894; *CM* = *Cantigas de Santa María de Don Alfonso el Sabio*, Madrid 1889; *Coelho* = F. Adolpho Coelho, *Diccionario manual etymologico da lingua portugueza* (5° milhar), Lisboa, s. a.; *Cornu* = Gröbers *Grundrifs* I², p. 916—1037; *Cortesão* = *Subsidios para um diccionário completo da língua portuguêsa,* Coimbra 1900; *CV* = Monaci, *Il canzoniere portoghese della Biblioteca Vaticana*, Halle a. S. 1875; *Eluc.* = Viterbo, *Elucidario*, Lisboa 1798; *F. M. Pinto* = *Peregrinação de Fernão Mendez Pinto*, Lisboa 1829; *Guilhade* = Nobiling, *As cantigas de D. Joan Garcia de Guilhade*, Erlangen 1907; *J. Moreira* = *Estudos de lingua portuguesa* I, Lisboa 1907; *Rev. Lus.* = *Revista Lusitana.* — Insbesondere ist noch hinzuweisen auf die inhaltsreichen und sehr lesenswerten *Contribuições para o futuro diccionário etimológico das línguas Hispánicas* von Carolina Michaëlis de Vasconcellos in der 'Revista Lusitana', vol. XI (1908), Nr. 1 und 2. — Noch andere Titel finden sich weiterhin in Fufsnoten angeführt.

336, 12) und die Substantive *avantada* (= Vorrang *CV* 1202, 21) und ***avantalha*** (gleiche Bedeutung *CM* 178, 8). Die ganze Sippe wird aus Frankreich eingewandert sein; *avan* ist es sicher.

31) **ăb-hŏrrĕo** und 32) **ăb-hŏrrēsco.** — Ptg. *aborrir* und *aborrecer* sind nicht die lautlich regelrechten Entwicklungen. Diese liegen vor in dem aptg. *avorrecer* (= verabscheuen, unpersönlich = es widersteht mir *CM*[1] 237, 1; 331, 4) und in dem aptg. Adjektiv *avorrido* (= ekelhaft *CM* 222, 5). Gleichzeitig kommt aber auch schon *aborrecer* vor (*CM* 217, 1).

41a) **ăbŏrtīvus** ... ptg. *aborsivo.* — Doch auch *abortivo.*

48) **ăbs-cŏndo** ... ptg. *escondre.* — Statt dessen l. *esconder,* dafür aptg. (*CV, CM*) noch *asconder* und ebenso das Part. *ascuso* (*CM* 305, 10) neben gleichzeitigem *escuso.*

50) **ăbsens** und 51) **ăbsĕntĭa.** — *Ausente, ausentarsi* (dafür l. *ausentarse*) und *ausencia* sind ebensowohl ptg. wie span., nur dafs ptg. *ausentar-se* geschrieben wird.

53) **absis** ... ptg. (*ausía*), 'nome archaico da capella-môr'. — L.: capella-mór. Im *Eluc.* findet sich belegt *ousia* und das latinisierte *ausidua, Blut.* hat *ousia* und *oussia.*

54) **ăb-sŏlvo** ... ptg. ... *absoluto.* — Das ist ein gelehrtes Adj., kein Part. Dagegen findet sich das Part. *assolto* im 16. Jahrh. bei *F. M. Pinto* II, 62.

63) **ăb-ŭndo.** — Füge hinzu: Aptg. *avondar* (= überfliefsen machen, überschütten mit, reich beschenken *CV* 1115, 7; *CM*) und die Subst. *avondo* (*CM*) und *avondança* (*CM* 9, 15); daneben *avundar* (*CM* 386, 7). Die modernen *abundar, abundancia* usw. sind natürlich gelehrt.

69) ***ăc-cădĭsco** ... ptg. *acaecer.* — Nur aptg.

73a) ***acathartium** und 5266a) griech. ***katarsion.** — Füge hinzu: ptg. *cadarço.*

78) ***ă[c]-căpto** ... ptg. *achatar* (veraltet). — Das Wort findet sich zwar im *Eluc.* belegt; doch scheint es nur ungenaue Schreibung für das bekannte *acatar* (= respektieren, ehren). Dies, Span. wie Ptg., mit einer Reihe von Ableitungen, hätte hier (und nicht blofs 1904) erwähnt werden sollen, da es auf ein **ac-captare* zurückgehen, freilich auch Neubildung von *catar,* mit differenzierter Bedeutung, sein kann.

85) **ăccĕndo.** — Füge hinzu: ptg. *accender,* Part. *acceso* neben *ac-cendido.*

101) ***ăc-cŏntĭngĕsco,** 102) ***ăc-cŏntĭngo** und 2466) **cŏntĭngo.** — Die hier erwähnten span. und ptg. Wörter, wozu ich das aptg. Perf. *conteu contiu* (*CM*) hinzufüge, müssen Neubildungen sein, wobei vermutlich von dem lat. Perf. *contĭgit* auszugehen ist. So führt auch J. J. Nunes, *Chrestomathia archaica* (Lisboa 1906), p. XXVI, *acontecer* auf **contigescere* zurück.

---

[1] Die *Cantigas de Santa Maria* rechne ich zum Aptg., da wir zwischen Galizisch und Portugiesisch im 13. Jahrhundert meiner Meinung nach nicht zu unterscheiden imstande sind. Zwar bestehen zwischen jenen *Cantigas* und den *Trobadores* des *CV*, *CB* und *CA* sprachliche Unterschiede; aber sie als galizische Eigentümlichkeiten zu bezeichnen, haben wir schon deshalb kein Recht, weil es ja unter den *Trobadores* an Galiziern nicht fehlt.

110) ***ăc-cŭrso.** — Füge hinzu: ptg. *acossar*, mit derselben Bedeutung wie span. *acosar* und vielleicht daher entlehnt.

111) ***ăc-cŭtĭo** ... davon nach *Dz* 443 *cudir*, span. ptg. *acudir*, zu Hilfe eilen. ... Den starken Bedeutungswandel ... hat Diez l. l. wohl hinreichend erklärt — und 7855) **rĕcŭtĭo** ... zurückprallen machen, aufrütteln; span. ptg. *recudir*, zurückspringen, in Bewegung gesetzt werden, herbeieilen, beistehen, altspan. *recodir*, zurückkehren. Vgl. *Dz* 443 *cudir*. Die Ableitung erscheint als wenig glaubhaft. — Es darf bezweifelt werden, ob Körting Diez richtig verstanden hat; denn dieser geht gerade von der Bedeutung von *recudir* aus, und in der Tat besteht bei diesem Wort kaum irgendwelche Schwierigkeit. Denn aptg. *recodir* oder *recudir* heiſst zunächst 'erwidern' und 'zurückkehren' (*CM* 5, 7; 64, 17), daneben scheint es 'Vergeltung üben', 'seine Zuflucht nehmen' und 'zu Hilfe kommen, helfen' zu bedeuten (*CM* 184, 2; 223, 2; 244, 3; 257, 3; 317, 5; 349, 1; 399, 1). Dies alles läſst sich sehr wohl auseinander ableiten; aber bei den letzterwähnten Bedeutungen liegt doch schon eine entschiedene Annäherung an die von *recurrere* vor. Eine solche scheint wirklich stattgefunden zu haben, und noch deutlicher ist, daſs *accutere* sich mit *accurrere* vermengt hat, wozu einerseits das Part. Perf. (*accŭrsum* > *accŭssum*, vgl. 110) den Anlaſs geben konnte, anderseits die Bedeutung, insofern 'stoſsen, treiben' in einer Art kausativem Verhältnis zu 'laufen' steht.

112a) ***acedula** ... ptg. *axeta*. — Nicht *axeta*, sondern *azeda* heiſst das Wort, oder als Plur. *azedas*, gesprochen *azêda(s)*.[1] Es ist nichts anderes als das Fem. des ptg. Adj. *azedo* = sauer, der regelrechten Fortsetzung von lat. *ăcētum*, die darum unter 120 hätte Erwähnung finden müssen.

118) ***ăcĕrŭla** ... span. *acerola*, ptg. *azarola*. — Die Ableitung wird durch die Betonung im Span. und Ptg. widerlegt. Die ptg. Form ist *azaróla* oder *azeróla*.

145) ***ăcūcŭlio, -are** ... span. *aguijar*; ptg. *aguillar*. — Das ptg. Wort existiert nicht, wohl aber *agulhar*, ptg. Ableitung von *agulha*, und *aguilhoar*, von *aguilhon*, der älteren Form für *aguilhão*. Übrigens paſst das angesetzte Etymon auch zu dem span. Wort durchaus nicht.

146) ***ăcucūlĭo, -onem** ... span. *aguijon*; ptg. *aguilhão*. — Dieses span.-ptg. Wort, in dem das *u* stumm ist, ist von *aguja agulha* anscheinend zu trennen.

147) **ăcūmen** ... span. *gumia*, ptg. *agomia*, *gomia*, Dolch, geht schwerlich auf *acumen* bzw. *acumina* zurück ..., vgl. *Dz* 45 (l. 457!) *gumia*, doch ist immerhin die Möglichkeit nicht durchaus in Abrede zu stellen. — Sie ist es schon darum, weil die Betonung *gumía*, *(a)gomía* ist. *'Arma de mouros'* erklärt schon *Blut.* das Wort.

168a) **ădbăttuo** ... — Füge hinzu: span. *abatir*, ptg. *abater*.

170) **ăd bŏnăm fīdēm**; davon durch Zusammenziehung aus *á boa fé* die aptg. Versicherungspartikel *bofé*. — Aus der Redensart *á boa fé* leitet

[1] *ê ô* bezeichnen in ptg. Schreibung bekanntlich die geschlossenen, *é ó* dagegen die offenen Laute. (Doch beobachtet *Blut.* diese Scheidung noch nicht.)

Diez das Wort ab; hingegen gehört die Zurückführung auf das Lat. Körting an. Allein da ptg. *á* = *a a*, so würde *ad illam bonam fidem* das Entsprechende sein. Anderseits werden ähnliche Betonungsformeln auch ohne Präposition und Artikel gebildet (vgl. *fé que devedes* im *CD*), und somit dürfte einfach *boa fé* zugrunde liegen.

171) ***ăd-bŏno** ... span. ptg. *abonar* (ptg. wohl nur das Pt. P. P. gebräuchlich). — Das ptg. Verb ist ganz gebräuchlich, aber freilich wohl ursprünglich nicht einheimisch.

173) arab. **aʿd-ʿdaiʿah** ... ptg. *aldéa.* — Die ptg. Form ist *aldeia*, daneben älter und dialektisch auch *aldêa.*

179) **ăd + dē + mănu[s]**; diese Wortverbindung scheint die Grundlage des span. ptg. Substantivs *ademan m.*, Haltung, Gebärde, zu sein. ... Span. *desman m.*, Unordnung, dürfte aus *de ex manu* entstanden sein; ptg. ist das Verb *desmanar*, verwirren, vorhanden. — Ich bemerke dazu, daſs die älteste Form des ersterwähnten Wortes im Ptg. (*CM* 66, 8; 245, 15; 401, 7) *adaman* ist, und daſs *desman* allem Anschein nach richtig von Diez aus prov. *desman*, dem Gegensatz von *man* (zu *mandar*) abgeleitet worden ist; denn im Ptg. entspricht ziemlich genau *desmando. Desmanar* dagegen (das auch span. existiert) heiſst eigentlich *'desviar da manada'* und hat schwerlich etwas damit zu tun.

183a) ***ăd-dĕxtro** ... — Man mag hinzufügen: span. ptg. *adestrar* (= anlernen, abrichten), obgleich das Verb sicher neuerer Bildung ist: es heiſst span. auch *adiestrar.*

188. — Das span. ptg. Adv. *adrede* wird man sicher besser mit Diez von prov. *adreit* als mit Körting von einem lat. *ad-directe* ableiten; nur muſs man annehmen, daſs es zunächst ins Span. eindrang, welches prov. *ei* durch *e* ersetzt, und von da ins Ptg.

192) **ăd-dūco** ... ptg. *aducir*, Metall weich und biegsam machen (in der alten Spr. Pf. 3. Sg. *adusse*, Pt. *aducho*, vgl. Diez, *Gr.* II 196). — Das ist ein Irrtum Körtings; Diez gibt a. a. O. richtig den Inf. *aduzir*, das neben *aduzer* (*CV* 485, 32; *CM*) aptg. gebräuchlich ist und 'bringen, herbeiführen' bedeutet. Körtings *aducir* dagegen ist offenbar das von *Blut.* als *termo de ourives* geführte und ganz richtig vom franz. *adoucir* abgeleitete Wort.

194) **ăd dūrŭm**; das altspan. *adur*, Adv., schwer, kaum. — Das Wort kommt auch aptg. vor und in beiden Sprachen daneben *de-dur* (*CM*), weshalb vielleicht besser *a dur, de dur* geschrieben wird. Übrigens scheint *dur* dem Prov. entlehnt.

237) ***ăd-mĭnātĭātor** ... span. *amenazador*, und 238) ***ăd-mĭnĭtĭo** ... altcat. *amenassar*; span. *amenazar.* — Unter 6175 ist cat. *menassar* so gut wie span. *amenazar* und ptg. *ameaçar*, sowie die Subst. cat. *menassa*, span. *amenaza*, ptg. *ameaça* (und damit natürlich auch alle Ableitungen) richtig auf lat. **mĭnācĭă* zurückgeführt. Was das Präfix *a-* betrifft, so ist es sicherlich hier wie in zahllosen anderen Wörtern — namentlich Verben — erst in den romanischen Sprachen angefügt: *CM* p. 579, 6 liest man noch *meaçar.*

247. — Statt ptg. *amortiçar* l. *amortizar,* das übrigens als blofs handelsrechtlicher Ausdruck sicher neuerer Bildung ist.

250) **ăd-nŏctem** ... — Daraus mag man afranz. *anuit* und span. *anoche* ableiten, nicht aber ptg. *hontem,* da nicht einzusehen ist, wie in einer so durchsichtigen Redensart wie *a noite* jemals das *n* wie ein mitten im Wort stehendes behandelt werden konnte. Anders steht es natürlich mit **ha nocte,* das, wie *hodie* gebildet, auch dasselbe Schicksal wie dieses haben mufste. Der Bedeutungswandel ist dem von *vespera* (ptg. = Vorabend) entsprechend und datiert bis in die Zeit zurück, wo man aufhörte, die Nacht als zum folgenden Tage gehörig zu betrachten.

257) **ăd + pŏst.** — Füge hinzu: aptg. *a pos* (*CM* 233, 2), das neben *pos* (*CM*), *de pos* oder *de pus* (*CV* 685, 20), *en pos* (*CM* 326, 9) als Präposition begegnet, ebenso wie nptg. *após,* welches letztere indessen schwerlich aus alter Zeit erhaltenes Erbwort, sondern eher gelehrte Erneuerung ist. Hingegen ist noch heute *apôs* volkstümlich in Alandroal: s. *Rev. Lus.* IV, p. 42 und 56.

267) **ăd + sătis** ... altspan. altptg. *asax, assax.* — Beide sind aus dem Prov. entlehnt.

286) **ăd-vĕnĭo** ... — Füge hinzu: span. *avenir,* ptg. *avir* (= ins Einvernehmen setzen; alt auch = geschehen).

291) ***ăd-vērĭfĭco** ... span. *averiguar.* — Das Wort ist auch ptg. Wenn aber Körting es lieber als span. Neubildung auffassen möchte, so ist dazu — abgesehen von dem Präfix *a-* — kein Grund vorhanden. Das Adj. *vero* ist ja im Span.-Ptg. nicht lebendig geblieben, und die meisten Verben auf *-iguar* stammen sicher aus dem Lat., wenn ihre Bildung auch nicht dem allerältesten Span.-Ptg. angehört. Man hat vielleicht von den stammbetonten Formen auszugehen: *sanctificat* > **santivga* > *santígua,* wie *fabrica* > **fravga* > *frágua* (auch *fragoa* geschrieben).

299) **ădvŏcātus** ... — Füge hinzu: span. *abogado,* ptg. *advogado,* dessen ältere Form *avogado* war neben *vogado* (*CV* 910, 5; Fem. *vogada CM* 268, 10).

310. — Es geht wirklich nicht an, span. (und ptg.) *axiago* auf **aegyptiacus* zurückzuführen, ohne für die ganz abnorme Entwicklung eine Erklärung zu geben oder nachzuweisen.

346. — Warum ist neben span. *ahijado* nicht das gleichbedeutende ptg. *afilhado* erwähnt?

347) ***ăf-fīlo** ... ptg. *afilar.* — Das ist ein Lehnwort; das entsprechende Erbwort ist *afiar* (= schleifen).

358) **āfrĭcus** ... span. *ábrego.* — Auch aptg. existierte, wie J. Moreira p. 188 erwähnt, *abrego, avrego* und *avegro* in der Bedeutung 'Süden' wie auch *aguion* (< *aquilone*) = 'Norden'. Er belegt *avegro* und *aguion* urkundlich und führt auch den Ortsnamen *Penaguião,* d. i. Nordfelsen,[1] an.

363) ***ăg-gĕnŭcŭlo** ... ptg. *agoelhar,* jetzt *ajoelhar.* — Statt *agoelhar* l. *ageolhar,* genauer *agĕolhar* (*CM* p. 604, LXXVI, 6).

[1] *Pena* ist die regelrechte ältere Form für das heutige, dem Span. entlehnte *penha.* Von Ableitungen sind *penhasco, despenhar* ursprünglich spanisch, *penedo* und das alte *espenar* (*CM* = *despenhar*) echt portugiesisch.

370) **ăgnus.** — Ptg. Schreibung ist nicht *año*, sondern *anho*.

377) ***ăgūrĭŭm.** — Span. *agüero*, ptg. *agouro* (älter *agoiro*) sind nicht gelehrten Ursprungs, wie Körting anzunehmen scheint, sondern lautlich regelrechte Fortsetzungen, allerdings nicht von *agūrium*, sondern von *agŭrium*.

381) arab. **a'hlas** ... — Füge hinzu: ptg. *alazão*.

389) **ālă** ... ptg. *ala*. — Dies ist Lehnwort; das Erbwort *aa* findet sich im Aptg. (*CM* 142, 3 [a]aa dreisilbig).

392) **ălămănnŭs** ... ptg. *allemã, allemão*. — Die Formen sind umzustellen, da *allemã* das Fem. ist. Indes ist die ältere Form des Mask. *aleman*, wie noch der Plur. *alemães* beweist, und aptg. findet sich *aleiman* (*CM* 149, Überschrift[1]), Fem. *aleimana* (ob zu lesen *aleimãa*? *CM* 136, 4). Das Wort ist sicher aus dem Franz. ins Span. und Ptg. gedrungen.

391) arab. **al-anbîq** ... ptg. *lambique*. — Gebräuchlicher ist *alambique*.

427) arab. **al-chill.** — Warum span. *alfiler* oder *alfilel* an *filo* angebildet sein sollen, wie Körting vermutet, ist unerfindlich.

433) arab. **al-fâris** ... Mittelbar gehören hierher ... span. ptg. *atférez*. — Dafür l. *alférez*. Aber warum 'mittelbar'?

441) pers.-arab. **al-ǵauhar** ... ptg. *aljofre*. — Daneben *aljôfar*.

446) arab. **al-'haǵah** ... — Statt *alfaga, alfajate, alfajata* l. *alfaia, alfaiate, alfaiata*.

495) **ăl-lēvo** ... ptg. *anafar*, reinigen. — Die Bedeutung ist nicht richtig angegeben. Coelho erklärt es durch *'engordar; tornar luxidio pela alimentação'*. *Blut.* gibt nur *anafado*, übersetzt es mit *pinguis et nitidus* und fügt hinzu: *'Diz-se do cavallo, ou besta, que não só é gorda, mas tem o pelo muito limpo, e luxidio'*. Die Ableitung von *allēvare* ist sehr zweifelhaft.

506) **ăl-lūdĭo, -āre** ... ptg. *aluir*. — Dieses *alludiare* — das Körting für das Diezsche *alludere* eingesetzt hat — ist doch wohl Druckfehler für *alludire*?

507) ***ăl-lūmĭno** ... ptg. *al(l)uminar* (volkstümlich *alumiar*). — Dafür lese man: ptg. *alumiar* (neben dem gelehrten *illuminar*).

524) ***ălmŏsĭnă** ... (ptg. *esmola*) — und

3222) **ĕlĕēmŏsўnă** ... ptg. *esmola* (aus *elmosa*). — Das letztere, obgleich aus Diez entnommen, ist nicht richtig. Aptg. läſst sich belegen *esmolna* mit den Ableitungen *esmolnador, esmolneira* (*Cortesão* p. 78; *CM*); *ln* assimilierte sich dann (daher die Schreibungen *esmolla, esmollar, esmolleira* *CV* 991, 18; 1088, 31; *CB* 420, 3). *Esmolna* seinerseits ist natürlich aus **elmosna* umgestellt.

534) arab. **al-qaçar** ... span. *alcázar*, Schloſs, Kastell; ptg. ebenso. — Die richtige ptg. Form ist nicht *alcázar* — trotz Diez und *Blut.*, der sie nennt, aber nicht belegt —, sondern *alcáçar* oder *alcácer*, das allerdings veraltet und nur noch in Ortsnamen gebräuchlich ist.

538) arab. **al-qanaç** ... davon span. ptg. *alcance* ..., dazu das Vb. *acalzar* u. *alcanzar*. — Diez leitet nur *alcance* und *alcanzar* (wofür ptg.

---

[1] Ob auch *CB* 370, 11?

alcançar) aus dem Arab. ab, und auch diese nur zögernd, und weil er sie für Jagdausdrücke hält. Aber *alcance* muſs seiner ganzen Bedeutung nach vom Verbum abgeleitet sein, und dieses läſst sich von dem ganz gleichbedeutenden aspan. *acalzar*, aptg. *acalçar* (*CM*) unmöglich trennen, ebensowenig wie das letztere von der Nebenform *encalçar* oder dies vom prov. *encaussar*. Die schon von Diez angegebene Ableitung aus dem Lat. dürfte das richtige sein.

541) **arab. al-qauvâd** ... ptg. *alcayote*. — Dafür schreibt man heute *alcaiote*, wozu ein Fem. *alcaiota* existiert, ferner die Nebenformen *alcovêto, -a*, wovon das Verb *alcovitar*, wovon die Subst. *alcoviteiro, -a* heute die gebräuchlichsten Wörter für 'Kuppler, -in'.

542) **arab. al-qobbah**, Gewölke, Zelt ... span. ptg. *alcoba*. — Statt 'Gewölke' l. 'Gewölbe'. Die gebräuchlichere Form ist ptg. *alcova*.

545) **arab. al-ʿtabl** ... ptg. *atabale*. — Das ist keine einheimische Form; eine solche haben wir im aptg. *tabal* (*CM* 165, 13).

547) **ăltārĭum** ... ptg. ... *oteiro*. — Dafür l. *outeiro*.

554. — Statt *anthontem* l. besser *antehontem*.

580. — Daſs prov.-franz. *ambedui, amedui* (neben *amdui, andui*) in Wahrheit auf *ambo* (oder *ambi*) *et dui* zurückgeht, beweisen, zusammen mit der Lautlehre, der ital. Ausdruck *tutti e due*[1] und der ptg. *ambos e dous*, der in der alten Sprache nicht selten ist (*CM* 218, 2; 328, 4; Urkunde von 1273, *Rev. Lus.* IX, 270) und auch in modernen Dialekten noch fortlebt (bezeugt von Julio Moreira, *Rev. Lus.* IX, 326; ebenda X, 124 in einer Vierzeile aus Villareal; und von Alvaro de Azeredo p. 3).

581) **ambiens**. — *Ambiente* ist so gut ptg. wie ital. und span., doch überall nur gelehrt.

602) **arab. amîr** ... ptg. *almirante*. — Aptg. Formen sind *almiral, armiral, almiralho* (*CM* 35, 14 u. 17; 85, 8).

620) **ămȳlŭm** ... ptg. *ámido*. — Vielmehr *amído*.

629) **arab. ʿanbar** ... span. ptg. *ambar, alambar*. — Man akzentuiere *ámbar, alámbar*.

656) **ăngŭstŭs** ... ptg. *angosto*. — Nur aptg., belegt von *Cortesão* s. v.

666) ... **ānnŭcŭlŭs** ... [span. *añojo*, Kalb von einem Jahr; ptg. *annojo*, Kalb von einem Jahr] —

und 669) ***ănnōtĭcus** ... span. *añojo*; ptg. *annojo*. — Das span.-ptg. Wort ist hier falsch eingereiht und sollte unter 666 nicht in Klammern stehen, da *-ojo* die regelrechte span. Fortsetzung von *-ŭcŭlu* ist. Im Ptg. ist das Wort allerdings nicht einheimisch, wohl aber (als Nebenform des gleichfalls aus dem Span. stammenden *annejo*) ein älteres *annelho* < *annĭcŭlu* (belegt von *Cortesão* s. v.; ferner *CM* 273, 8, wo es 'alt' bedeutet: anscheinend ursprünglich ein Winzerausdruck, vom Wein gebraucht).

697) **ănt(ĕ) ŏcŭlŭm** ... span. ptg. (*antolho*) *antogo* ..., dazu das Vb. span. ptg. *antojar*. — Statt *antogo* l. *antojo*. Verb und Subst. sind im Ptg. natürlich, wie Diez sehr wohl gesehen hat, Lehnwörter. Übrigens ist

[1] [Vgl. indessen Schuchardt im *Literaturblatt*, 1891, S. 413. H. M.]

das Verb sicherlich das zuerst gebildete und bedeutet eigentlich — ebenso wie das echt ptg. *antolhar* — 'vor Augen bringen, vor dem (geistigen) Auge auftauchen lassen', dann 'ein Gelüste erwecken nach', refl. 'es gelüstet (mich) nach'. Daher dann erst das Subst. im Sinne von 'Gelüst'.

703) ***ăntīcŭs, ăntīquŭs** ... im Rom. nur als gel. Wort erhalten. — Es werden dann sard., genues., venez., lomb. und afranz. Formen ausgenommen; es sind aber auch span. *antiguo* und ptg. *antigo* Erbwörter: nur hat im Span. das regelrechte Fem. *antīgua* (< *antīqua*) das Mask., im Ptg. umgekehrt das regelrechte Mask. (< *antīcu*) das Fem. zu sich herübergezogen. Ebenso ist es sowohl im Span. wie Ptg. mit allen volkstümlichen Adj. auf *-io* (< *-īvu*) gegangen — aufser *vivo*, das auch durch das Verbum gehalten wurde —: das Suffix konnte sein (jedenfalls noch bilabiales) *v* zunächst nur vor dem *u* (*o*) des Mask. verlieren, nach welchem dann das Fem. umgebildet wurde.

722) **ăpĕrī ŏcŭlŭm.** — Das span. *abrojo*, ptg. *abrolho* heifst auch 'Untiefe, Klippe', ist übrigens selbstverständlich rom., nicht lat. Bildung.

733) **ăplūdă** ..., Abfall, Spreu. — Was damit span. ptg. *pua*, das 'Stachel, Spitze, Bohrer', auch 'Pfropfreis' bedeutet, zu tun haben kann, ist mir unklar.

754) ***ăp-pausănto** ... span. ptg. *aposentar*. — Die Bildung des Wortes ist natürlich erst romanisch — so auch Diez —, und zwar spanisch, da die echt ptg. Form *apousentar* heifsen würde.[1] Es ist übrigens nicht nötig, Beeinflussung durch *sentar* anzunehmen, da die Suffixe *-antar* und *-entar* verschiedentlich miteinander wechseln: so heifst das Kausativum von *mamar* span. *amamantar*, ptg. *amamentar*.

760) **ăp-plĭco.** — Als ptg. Erbwort ist hier *achegar* zu nennen, das vermutlich nicht erst aus *chegar* weitergebildet ist, sondern diesem selbst zugrunde liegt. Noch heute sagt man neben *chegar* auch *chegar-se* und *achegar-se* im Sinne von 'herankommen, sich nähern'. Damit vergleiche man die bei Georges zitierten Wendungen *se ad arborem, ad flammam applicare*. Bei der grofsen Anzahl von nebeneinander bestehenden Verben mit und ohne Präfix *a-* erklärt sich die Form *chegar* ebenso leicht wie aus dem reflexiven Gebrauch der intransitive. Allerdings ist intransitives *chegar* schon sehr früh belegt, nicht nur im *CD*, sondern von *Cortesão* in latinisierter Form aus Urkunden der Jahre 960 und 1086; anderseits wird transitives *achegar* früh schon bildlich gebraucht (*CM* 262, 1 = zuwege bringen, fördern) und bildet ein altes Verbalsubst. *achega*.

783) **ăquăgĭŭm** ... span. ptg. *aogagem*. — Dafür l. span. *aguaje*, ptg. *aguagem*.

788) **ăquĭlă.** — Füge hinzu: span. *águila*, ptg. *aguia*.

802) ***ărbŏrētum.** — Füge hinzu: ptg. *arvoredo*.

805) ***ărbŏro.** — Füge hinzu: ptg. *arvorar*.

---

[1] Dieser entspricht tatsächlich das Subst. Plur. *apoisentes*, das in der Volksmundart von Alandroal (Alem-Tejo) vorkommt, nach Leite de Vasconcellos, *Rev. Lus.* IV, p. 56.

816) **ărchĭtrīclīnŭs.** — Füge hinzu: aptg. (*CM*) *archetecrinho.* Freilich scheint das Wort hier fälschlich für einen Eigennamen gehalten zu werden; es stammt aus dem Evang. Joh. 2, 8. 9.

820) **ardălĭo.** — Das von Körting angeführte ptg. Verb *alrotar* heifst (nach dem Zitat im *Eluc.*, Supplem.) wohl ursprünglich 'müfsig gehen'. Aptg. kommt *arlota* = 'Müfsiggängerin' vor (*Guilhade* 283) und die Ableitungen *arloton* = 'Betrüger' und *arlotía* = 'Betrug' (*CM*).

829) **ărēnă** ... ptg. *area.* — Schr. *areia* (älter und dialektisch auch *arêa*).

835) ***ărgănum** ... span. *arganel.* — Füge hinzu: ptg. *arganel* und *arganéo* (*Blut.*): eine Doppelform, die auf das Franz. als Quelle des Wortes hinweist.

836) **ărgĕntĕŭs** ... altptg. *arenzo.* — So im *Eluc.*; doch ist das jedenfalls als *arenço* aufzufassen, da die Unterscheidung zwischen *ç* (stimmlos) und *z* (stimmhaft) nicht gleich von Anfang an feststand. Übrigens können *arenço* sowenig wie das aptg. *arento, arente* = 'Silber' (*CV* 826, 52; *CM*) einheimische Wörter, sondern müssen aus Spanien importiert sein, so gut wie das gleichfalls aptg. *argen, argente* = 'Geld' (*CM*) aus Frankreich.

854) **ărmĭlla** ... span. ptg. *armilla, -ila, lilha.* — Was soll das heifsen? Das Span. hat *armella, armilla,* das Ptg. *armilla,* wofür *armila* nur eine andere, phonetischere Schreibung ist.

866) ***ăr-rādīco** ... span. *arraigar.* — Das Wort ist auch ptg.

870) **Arras.** — Auch span. *aguarrás,* ptg. *agua-raz* = 'Terpentinöl', scheint den Namen der Stadt Arras zu enthalten.

872) ***ar-rēdo** ... ptg. *arreiar.* — Das ist fehlerhafte Schreibung für *arrear.*

876) ***ăr-rēsto** ... ptg. *arrestar.* — Das ptg. Subst. *arésto* = 'gerichtliche Entscheidung, Urteilsspruch' ist wohl sicher, wie auch *Blut.* angibt, aus dem Franz. entlehnt, die Form *arresto* erst neueren Datums, denn sie steht im *Blut.* noch nicht, und *arrestar* erst von diesem abgeleitet.

925) arab. **asch-schaʿtreng** ... ptg. *xedrex, enxedrex.* — Dafür l. *xadrex, enxadrex.*

945) arab. **as-safaʿte** ... ptg. *axafate.* — Vielmehr *açafate.*

949) arab. **ăs-sāniya.** — Füge hinzu: *acenha, axenha,* worüber vgl. Apostilas I, 10.

954) ***ăs-sĕcto.** — Dies ist mit Diez als Etymon für span. *asechar,* aptg. *asseitar* (*CV* 1160, 10; 1193, 25; *CM* 251, 8; *Cortesão* s. v. *Aseitar,* dazu im *Addit.*) anzusetzen; ein *ad + circulare* könnte höchstens für span. *acechar,* falls man dieses von jenen trennen will, in Frage kommen.

960) arab. **al-selqa** ... ptg. *acelja, selga.* — Dafür l. *acelga, celga.*

986) **ăs-sŭmmo** ... ptg. ... *assomarre.* — Dafür l. *assomar-se.*

988) arab. **as-sûsan** ... span. *axucena, acucena.* — Statt dessen l. span. *azucena,* ptg. *açucena.* Dazu sehe man noch 9287!

992) ***ăstĭllă** ... ptg. *astella,* Schiene, u. *(h)astea,* Stumpf. — Das erstere, gespr. *astéla,* ist schon von Coelho ganz richtig auf *hastella,* Dimin. von *hasta,* zurückgeführt worden (worauf übrigens auch span. *astilla* ganz regelrecht zurückgehen würde), und *hástea* — wofür die modernere Form

haste — ist gleichfalls zweifelsohne eine Ableitung von *hasta* (s. *Cornu* 122). Das ptg. *estilha,* auch *astilha* = Splitter (wovon das gleichbedeutende *estilhaço*) scheint neueren Ursprungs und dürfte aus dem Span. stammen.

1039) **auca** ... Das lat. *anser* ist also aus dem gesamten roman. Sprachgebiete verdrängt worden. — Das ist nicht ganz richtig: span. und aptg. kommt *ánsar* vor (bei *Cortesão* belegt; ferner *CM* 308, 7) und aptg. auch ein Subst. *ansarĩo* (*CM* 389, 6). Das von Diez und Körting angeführte *oca* ist natürlich im Ptg. Fremdwort; vgl. *Blut.* s. v.: *É o nome de um jogo que veio de Italia.*

1079. — Die angeführten span. *avecica, avecita, avecilla,* ptg. *avezinha* lassen sich weder an *auspicium* noch an *avispicium* irgendwie anknüpfen; denn es sind neugebildete Dimin. von dem in beiden Sprachen fortlebenden — nicht, wie es 1099 heifst, blofs aspan. und aptg. — *ave* = Vogel.

1085/1086. Zwischen diesen ist einzuschieben **auxilium**, das allem Anschein nach noch heute dialektisch in Portugal als Erbwort fortlebt. *Rev. Lus.* II, p. 251 verzeichnet A. Alfredo Alves als in seinem Heimatdorf Santa Margarida (Beira-Baixa) gebräuchlich *ousío* in der Redensart *dar ousio* = dar attenção, apoiar qualquer pessoa. Folglich = *dare auxilium.*

1097) ***ăvĭŏlŭs, -a** ... ptg. *avó.* — Dafür l.: *avô,* Fem. *avó.*

1112) **āxŭngĭă** ... span. *exundia,* ... ebenso ptg. — Dafür l.: span. *enjundia,* ptg. *enxundia.*

1122) ***baba** ... ptg. *bava, bavar.* — Dafür l. *baba, babar.*

1130) **bacar** ... span. ptg. *pichel,* Weinkrug, Topf. — Schon aptg. findet sich *pichel* im Reim auf *bel,* also mit offenem *e* (*CM* CLV, 5 ff.), in der Bedeutung 'Gefäfs zum Wasserschöpfen'. Es scheint — wie engl. *pitcher* — Lehnwort aus dem Franz. zu sein.

1131) ***bacassa** ... ptg. *bagaza.* — Dafür l. *bagaxa,* wie unter 1140 richtig gedruckt steht.

1136) ***bac(c)īnum** ... ptg. *bacin-eta* u. *bacin-ica* (daneben *bacia*). — Gerade das in Klammern eingeschlossene *bacía* ist, neben dem bei K. fehlenden *bacío,* die regelrechte Fortsetzung von **baccīnum,* während *bacineta* und *bacinica,* ebenso wie die gleichfalls existierenden *bacinete* und *bacinico,* sicherlich Lehnwörter teils aus dem Franz., teils aus dem Span. sind.

1142) engl. **backbord** — und

9040 [ags. **steórbord,**] skand. **styrbord** ... span. *estribord*; ptg. *estibordo.* — Warum fehlen ital. *babordo* und *tribordo,* span. *babor,* das freilich ebenso wie *estribor* (dies dürfte die bessere Schreibung sein) die Entlehnung aus dem Franz. deutlich an der Stirn trägt, und ptg. *bombordo*? Das letztere scheint volksetymologisch an *boim* angeglichen.

1144) **băcŭlŭm** ... (ptg. *bacillo*) — und

1145) ***bacus** ... ptg. *bago,* Bischofsstab (kann aber unmittelbar auf *baculus* zurückgehen, vgl. jedoch Gröber, *ALL* VI, 378). — Die hier zitierte Stelle kann ich nicht einsehen; doch da auch ptg. *baculo* = 'Bischofsstab' existiert, so begreife ich nicht recht, was gegen Coelho, der *bago* als *fórma popular de baculo* erklärt, und Cornu, der (Gröbers *Gr.*[2] I, p. 1001) *bago* = *bagoo baculum* ansetzt, eingewendet werden kann.

1148) **bădĭŭs.** — Füge hinzu: ptg. *baio,* das anscheinend schon *CD* v. 1921 u. 1927 vorkommt.

1154) Stamm **bag** ... ital. *bagaglio* dem Franz. entlehnt mit Suffixvertauschung ..., ebenso sind span. *bagage,* ptg. *bagagem* Lehnworte. — Man versteht natürlich — was auch jedenfalls richtig — 'Lehnworte aus dem Franz.'; unverständlicherweise fährt aber K. fort: 'Vielleicht darf man mit Eg. y Yang. p. 329 u. Lammens p. 37 Entlehnung aus dem arab. *bagache* annehmen.' Soll etwa ernstlich das span. und ptg. Wort von dem franz. *bagage* getrennt werden? Oder sollen die Franzosen das Wort aus dem Arabischen geschöpft und nach Spanien und Portugal exportiert haben? Oder soll das Wort mit der echt französischen Endung aus der Pyrenäischen Halbinsel nach Frankreich gewandert sein?

1166) **bālaena** ... ptg. *baléa.* — Statt dessen mufs es heifsen *baleia* (ältere Schreibung *balêa*).

1172) **bălaustĭŭm** ... span. *balaústre.* — So auch ptg., woneben die ältere Form (so *Blut.*) *balauste* lautet.

1187) **băllistă** ... ptg. *besta.* — Man schreibe und spreche *bésta* (mit offenem *e*) < *beesta* < *baesta* (so *CM* LI, 7). Die ptg. Form setzt ein lat. **balĭsta* voraus.

1188) **băllistărĭŭs.** — Füge hinzu: ptg. *bésteiro* (das *é* bedeutet offene Aussprache, nicht Betonung[1]) < *baesteiro* (*CM* LI, 6) < **balĭstarĭu.*

1209) ***bandio** ... ptg. *bandir.* — So noch *Blut.*; doch heute nur *banir,* während sich das Subst. *bandido* erhalten hat.

1210) ***band-o.** — In noch nicht aufgeklärtem Verhältnis zu franz. *à bandon* steht aspan. und aptg. *a baldon,* auch *en baldon.* Zwar erklärt Schuchardt (ZRPh. XXXII, 470) aspan. *en baldon,* dem er die Bedeutung 'ohne Entgelt' zuerteilt, aus Vermischung von *de balde* und *en don* und gründet sich dabei wohl auf Berceo, aus dessen *Miraglos* Lanchetas[2] zitiert: *Espendie sos averes, dabalos en baldon.* Aber im Glossar zu den *CM* finde ich auch aus der *María Egipcíaca* zitiert: *Yo he buen cuerpo: este les daré á gran baldon* (übersetzt mit *pródigamente*), wo offenbar Schuchardts Erklärung nicht mehr ausreicht, sowie *baldonar* im Sinne von 'preisgeben'. Dazu vgl. *CM* CCLXV, 7—8 *que o leixou entrar a baldon en sa casa*; *CV* 575, 16 f. *por dar i tanto rico don, caval' e armas a baldon*; ferner als Beispiele für das Verb *CM* LV, 13, wo es von der Mutter Gottes heifst: *aos que ela ama por lh'errar non abaldõa,* und CCXXXVII, 3, wo von einer Frau ähnlich der Maria Aegyptiaca der Ausdruck gebraucht wird: *seu corp' abaldonar.* Die aspan.-aptg. Wörter lassen sich offenbar von den gleichbedeutenden französischen nicht trennen und werden aus dem Franz. abgeleitet sein, so gut wie das ältere *rolda* und *roldar,* das neben *ronda* und *rondar* steht, oder *de roldão* und *de rondão,* die dem afranz. *de*

---

[1] Man schreibt daher neuerdings auch, und besser, *bèsteiro.*

[2] Gramática y vocabulario de las obras de Gonzalo de Berceo, Madrid 1900, s. v. *Baldon.*

randon entsprechen. Das moderne *abandonar* übrigens erklärt noch *Blut.* (i. J. 1712) für ein ganz neues und überflüssiges Wort.

1243) **bāro** ... span. *varon*; ptg. *varão*: in den pyrenäischen Spr. wird das Wort vorwiegend in der Bedeutung 'Mann' schlechthin oder 'tüchtiger Mann' gebraucht u. dient nur im Span. gleichzeitig auch als Adelsprädikat. — Hierbei ist aufser acht gelassen, dafs im Ptg. auch *barão* existiert und diese Nebenform in der Neuzeit die Bedeutung eines Titels allmählich allein und ausschliefslich jeder anderen übernommen hat; aber noch bei Camões (*Lus.* I, 1) sind die *barões assinalados* ausgezeichnete Männer. Aptg. bedeutet *baron* wie *varon* 'Mann': so im Testament Affonsos II. vom Jahre 1214 *filho baron*; in den *CM* CCXXXVI, 3 *baron nen molher*, CCXLVI, 5 *molher nen baron*, CCCV, 14 *molheres e barões*; ähnlich *CV* 1113, 21; 1177, 21; daneben vereinzelt *varões* (geschr. *uarões*) *CM* CCCXIII, 9. Als Titulatur ist das Wort indessen auch schon im Mittelalter gebraucht worden, sicher seit Affonso V.: s. *Blut.* und Viterbo[1] s. v. *Baram.*

1302) ... span. ptg. *becerro.* — Ptg. heifst es *bezerro.*

1310) ***bĕllītŭs** ... altspan. altptg. *bel(l)ido.* — Diez gibt richtig aspan. *belido*, aptg. *velido* an.

1311) ***bĕllo, -ere** (f. *vello*) ...; davon abgeleitet ... ptg. *belliscar, esbelto, esbeltarse* — und

6997) [***pĕllĭcĭo** ...; vermutlich ebenfalls auf *pellis*, bezw. auf ein **pĕllisco, -āre* zurückzuführen sind span. *pellizar*, ptg. *bellizcar*]. — Die span. Form heifst richtig *pellizcar*, die ptg. *beliscar*; will man beides an *vellĕre* anknüpfen, so wird man am besten von *vellicare* ausgehen und Suffixvertauschung annehmen, aufserdem fürs Ptg. Einflufs der Aussprache Nordportugals, die *b* und *v* verwechselt, und fürs Span. Beeinflussung durch die zahlreichen Ableitungen von *pellis.* — Anderseits geht ptg. *esbelto*, das bei *Blut.* noch *esvelto* lautet und als *termo da pintura* bezeichnet wird, sicher auf ital. *svelto* zurück, ebenso wie das nichterwähnte span. *esbelto.*

1316) **bĕnĕdīco.** — Fürs Ptg. war aufser *bemdizer*, das Neubildung ist, zu erwähnen *benzer* < *bẽẽzer* (*bẽezeu* *CM* CCCXLVIII, 10) < *bẽeyzer* (*CM* öfter) < **bĕnĕdīcĕre*; dazu das Part. *bento* < *bẽẽto* < *bẽeyto* (*CM*) < *bĕnĕdĭctu*; endlich das Subst. *benção* (moderne Aussprache mit zurückgezogenem Akzent) < *bẽẽção* < *bẽeyçon* (*CM* CXLV, 9) < *bĕnĕdĭctĭōne.*

1349) **bēstĭă** ... ptg. *bicha*, Wurm, Blutegel, Schlange, u. *biche*, Wurm, Insekt, Laus. — Statt *biche* ist zu lesen *bicho*, das übrigens auch im allgemeineren Sinne von 'Tier' gebraucht wird. Um den immer wieder auftauchenden Zweifeln, ob die ptg. Wörter wirklich von *bestia* stammen, ein Ende zu machen, wird es gut sein, auf ältere Formen hinzuweisen: *CM bescha* neben *bestia* (LII), ferner die Ableitung *bischoco*, was auf die Aussprache ['bestʃa] und [bis'tʃoko] hinweist.

1351) ***bēstĭcŭlŭm** ... span. *vestiglo.* — Füge hinzu: aptg. *bestigoo* (*CM* CCXXV, 5 *bestigo' astroso*). Übrigens ist lat. **bēstĭcŭlŭm* anzusetzen.

---

[1] Elucidario das palavras, termos, e frases, que em Portugal antiguamente se usárão, Lisboa 1798.

1358) ***bĭbĕrātĭcŭm.** — Hinzuzufügen ist ptg. *beberagem,* älter auch *beveragem* (Moraes [1]), das mit span. *brebaje* aus dem Franz. stammt.

1360) ***bĭbĭtĭa** ... ptg. *bebedice,* Trunkenheit. — Unmögliche Etymologie. Das ptg. Wort ist aus dem Adj. *bêbedo* mit dem bekannten Suffix *-ice* abgeleitet; *bêbedo,* wofür heute gebräuchlicher *bêbado,* aptg. *bevedo,* span. *bebdo, beodo, beudo,* ist das lat. Part. *bĭbĭtu.*

1385) **bĭlanx.** — Füge hinzu: ptg. *balança.*

1389) **ahd. binda.** — Füge hinzu: ptg. *venda.*

1399) **birrus** ... ptg. *birreto, bareta.* — Statt des letzteren mufs es heifsen *barrête.* Neben diesem Mask. mag das Fem. *barreta* früher vorgekommen sein; *bareta* aber, das Moraes belegt, beruht sicher nur auf ungenauer Schreibung.

1412. — Statt ptg. *vesquear* l. *vesguear,* das natürlich erst von *vesgo* abgeleitet ist, statt span. *bisco* l. *bizco.*

1439) altn. **biti** ... span. cat. *bita* (davon wohl auch span. *bitácora,* ptg. *bitacola,* Kompafskasten, ptg. *bitola,* Eichmafs). — Span. *bitácora,* ptg. *bitácola* oder *bitácula* werden von Moraes und Coelho sehr gut mit dem gleichbedeutenden franz. *habitacle* zusammengebracht; ptg. *bitóla* könnte allenfalls eine Ableitung von *bita* sein, wenn nur die Bedeutung besser pafste. Sicher ist, dafs *bitola* = span. *vitola* 'Mefsstange' und im Ptg. nicht sehr alt ist: *Blut.* verzeichnet das Wort erst im Supplement als *termo do povo* und gibt als einziges Beispiel: *Governase pela sua Bitola, id est, pelo seu parecer.*

1456) **blăndŭs.** — Unverständlich ist mir, warum nach K. das span. *blando* weniger volkstümlich sein soll als das ptg. *brando.*

1500) ***bŏnācia** ... ptg. *bonança.* — Die aptg. Form war *bõaça,* wie hervorgeht aus *CV* 1004, 6, wo das Wort (*boança* geschrieben) mit mehreren Wörtern auf *-aça* reimt, und aus *CM* XXXV, 9 *bonaça.*

1503) ***bŏnīna.** — Das ptg. *bonina* stammt natürlich aus dem Span.

1510) gr. **βόρβορος** ... ptg. *borbolhar.* — Daneben das gebräuchlichere *barbulhar,* wovon das Subst. *borbulha* = Blase, Knospe.

1511) **germ. bord-** ... span. *bordar* ... span. *bordear.* — Beides auch ptg., neben dem letzteren gebräuchlicher *bordejar.*

1515) **bŏrĕās** ... span. ptg. *borrasco.* — Dafür l. *borrasca.*

1535) ***brāc(h)ĭo, -āre.** — Warum sind zu franz. *embrasser* nicht auch span. *abrazar* und ptg. *abraçar* erwähnt?

1539) kelt. Stamm **brag-.** — Hier hat natürlich das ptg. *bradar* nichts zu suchen, um so weniger, als es schon unter 1466 nach Meyer-Lübke von *blaterare* abgeleitet worden war. Vgl. noch Baist in der ZRPh. XXXII, 424.

1540) gr. *βραγός,* Sumpf ... ptg. *brejo,* Sumpf, *breo* [man schreibt heute *breu*], Teer. — Das ptg. *brejo* verhält sich zu *βραγός* genau wie *Tejo* zu *Tagus.* Man hat darauf aufmerksam gemacht, dafs dieser Flufsname nicht die regelrechte Entwicklung aufweist. Doch sind solche Betrachtungen deshalb müfsig, weil das gesamte Flufsbecken durch jahrhunderte-

[1] *Diccionario da lingua portugueza* 5, Lisboa 1844.

lange Maurenherrschaft hindurchgegangen ist; was für eine Mundart aber unter dieser die Romanen gesprochen haben, können wir heute nicht wissen, da durch die Rückeroberung jedes der christlichen Reiche seine eigene Sprache nach Süden ausgebreitet hat: die heutigen Grenzen der romanischen Hauptmundarten, die in der Pyrenäischen Halbinsel sämtlich von Norden nach Süden verlaufen, sind in der Hinsicht zu beredt, um Zweifel zu gestatten. Natürlich aber konnte die einheimische Form eines Flufsnamens oder einer lokal umschränkten Ortsbezeichnung sich trotzdem sehr wohl halten, weshalb man vermuten darf, dafs der Ausdruck *brejo* ursprünglich dem Süden oder Zentrum Portugals angehört.

1560) kelt. Stamm **brenno-**. — Wohl aus dem Afranz. oder Prov. stammt das Wort *bren* = 'Kleie' im Aspan. (Berceo) und Aptg. (*CM*).

1572) kelt. Stamm **brîgâ-** ... span. *brioso*. — Ich weifs nicht, aus welchem Grunde das span. ptg. *brio*, von welchem in beiden Sprachen *brioso* erst abgeleitet ist, hier fehlt.

1587) ndl. **brosekîn**. — Hinzuzufügen ist (und wegen des *z* bemerkenswert) ptg. *borzegui* oder *borzeguim*.

1588) altndd. **brot**. — Hinzuzufügen ptg. *brotar*.

1604) kelt. Stamm **bruxn-, broxn-, brossn-**. — Ptg. *broça*, auch *brossa* geschrieben, ist als technischer Ausdruck des Buchdrucks und Pferdestalls sicher fremden, vermutlich französischen Ursprungs.

1619. — Ptg. *bucha* = 'Gewehrpfropf, Holzpflock, um ein Leck zu stopfen' u. dgl., erklärt sich am leichtesten, wenn man mit Coelho ein Verb **buchar* annimmt, das unmittelbar von franz. *boucher* käme.

1623) **būcĭna** u. **bŭccĭna**. — Hinzuzufügen ist — mit Cornu, Gröbers Grundr.[2] I, p. 992 — ptg. *búzio* = 'Trompetenschnecke', während *buzina* = 'Blashorn' schwerlich einheimisches Erbwort ist.

1643) **bŭllĭo**. — Warum an zwei verschiedenen Stellen ptg. *bolir* und ptg. *bulir* genannt sind, weifs ich nicht: es ist dasselbe Wort.

1657) **bŭrră**. — Ital. *borraccia* = 'Weinschlauch' ist erwähnt, nicht aber das gleichbedeutende span. ptg. *borracha*, das eine ganze Reihe Ableitungen erzeugt hat, so das Adj. *borracho* = 'ein Weinschlauch' d. i. betrunken. Im Ptg. ist der Name *borracha* von dem ledernen auf den Schlauch aus Kautschuk übergegangen und schliefslich zur Bezeichnung des Kautschuks selbst geworden.

1657a und 1659. — Franz. *bourrique* stammt sicher aus dem Span. oder Ptg.; ptg. *burrico* aber ist natürlich von span. ptg. *burro* abzuleiten. So Diez, der, anscheinend mit Recht, auch span. ptg. *borro* = 'junges Schaf' und ihre Ableitungen heranzieht und alles auf lat. *burra* = 'Flocke, Zotte' zurückführt.

1660) **bŭrsa** ... span. ptg. *bolsa* (dazu span. *bolsillo*). — Das letztere ist selbst nur abgeleitet aus dem span. ptg. *bolso*.

(Fortsetzung folgt.)

S. Paulo (Brasilien). O. Nobiling.

Kleinere Mitteilungen.

Matthias Claudius und Darmstadt.

Die älteste Nachricht, die zurzeit über eine Berufung des Matthias Claudius nach Darmstadt vorliegt, ist in einem Briefe des Dichters an Herder, datiert vom 2. August 1775, zu lesen. Es geht aus ihr hervor, daſs kurz vorher durch Herders Vermittelung von dem hessen-darmstädtischen Minister Friedrich Karl von Moser dem 'Wandsbecker Boten' eine Stelle als 'Geheimer Kanzleisekretär' angeboten worden war. Claudius 'möchte nach seiner Neigung lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderen milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspektor, Vogt eines Dorfes usw. werden, dabei er Zeit hätte, seinen Grillen nachzuhängen'. Er will darüber mit Herder noch vor Winter reden. Doch ist er jetzt schon entschlossen, nach Darmstadt zu gehen, 'erkennt es mit Dank an, daſs der Herr Präsident von Moser ihn zum geheimen Kanzleisecretär machen will', und nimmt bereits in Aussicht, im Frühling 1776 nach Darmstadt überzusiedeln, wenn die zu erwartende Niederkunft seiner Frau vorüber sei.

Aus der Berufung zum 'geheimen Kanzleisekretär' ward nichts. Dafür ward Claudius im November 1775 eine Berufung 'zur Landcommission in Darmstadt', zum Amt eines 'Oberlandkommissarius' angeboten. Am 18. November 1775 teilt Claudius seinem Freunde Herder mit, daſs er 'mit Freuden' die ihm angebotene Stelle in Darmstadt annehme; am 3. Dezember 1775 bedankt er sich bei Minister von Moser in einem Schreiben, das durch Vermittelung Herders am 11. Dezember an den Minister abging. In einem amtlichen Bericht vom 21. Dezember 1775 wird bereits von 'dem dem Vernehmen nach an die fürstl. Landcommission berufenen Claudius' und in einem amtlichen Bericht vom 3. Januar 1776 'von dem zur Landcommission beruffenen und den Ruf würcklich angenommenen Mr. Claudius' geredet. Die offizielle Berufung ist wohl im Dezember 1775 vollzogen worden.

Im Dezember 1775 wurde Claudius, ehe er nach Darmstadt übergesiedelt war, noch für eine zweite Kommission in Aussicht genommen und dazu auch am 3. Januar 1776 berufen. Die Akten dieser Berufung liegen noch vor; ich teile folgendes daraus mit:

Im Anfang Dezember 1775 wurde der Regierungsrat Stockhausen, der bisher Mitglied der Darmstädter Invalidenkommission gewesen war, von diesem Amte entbunden, damit er 'so wenig als möglich von denen ihm obliegenden ordentlichen Dienst-Geschäfften

abgehalten und zerstreuet werden möge'. Um seine Stelle in der Invalidenkommission zu ersetzen, erging an diese am 12. Dezember der Befehl, 'an seiner Statt ein anderes Subiectum in Vorschlag zu bringen, wobey der Dienst bey den Collegien nicht leide'. Daraufhin erstattete Oberhofprediger Kraemer als Vertreter der Invalidenkommission am 21. Dezember einen 'unterthänigsten Bericht'. Er glaubt, daſs es 'nicht nothwendig sey, grade ein Membrum aus einem der höheren fürstl. Collegien zu nehmen, sondern ein jeder in der praktischen Haushaltungskunst geübter und erfahrner Mann, dabei aber denkender Kopf, welcher ein warmes Herz und wahre Thätigkeit zeiget, würde vollkommen dahin passen und mehr ausrichten als ein jeder andere, welcher schon an ein gewisses Normal der Geschäffte zu viel gewohnt ist, und solches dahin übertragen wollte'. Nach diesen einleitenden Bemerkungen fährt Kraemer fort: 'Unter den wenigen Männern, welche ich kennen lernen, und deren sonstige Arbeiten es erlauben, einen Anspruch auf sie zu machen, schienen mir folgende eine Rücksicht zu verdienen, nämlich 1) der Obristleutnant Pfaff, 2) Kriegrath Merk und 3) der dem Vernehmen nach an die fürstliche Landcommission berufene Claudius. Bei dem ersten habe ich viele Einsichten und Neigung für das oekonomische Fach bemerkt, welche bei mehrerer Thätigkeit und Anwendung eher zu- als abnehmen werden. Der zweite hat nebst mancherlei nützlichen Beobachtungen auf Reisen durch eignes Nachdenken und Belesenheit sich mit ungemein vielen Kenntnissen bereichert, welche, wenn die Ausübung dazu kommt, hoffen lassen, daſs etwas mehr als alltägliches daraus entstehen werde. Von dem dritten reden seine vor den Augen des Publikums liegende Schriften als einem Mann, der gleichsam in alle Sättel gerecht zu seyn scheinet. Auſserdem aber hätte er dieses vor den übrigen zum Voraus, daſs ihm sein künftiges Amt tausendfachen Stoff darbietet, mit einem jeden Tage in dem oekonomischen Fache fester zu werden. Es würde demselben dieses Departement neben seinen Haupt-Geschäfften so wenig ein Hinderniſs werden, daſs es ihm vielmehr zur wahren Belustigung dienen müſste, wöchentlich eine oder zwo Stunden auf einen so wohlthätigen und angenehmen Gegenstand zu verwenden, vorausgesetzt, daſs die ganze Einrichtung so gemacht wäre, wie sie seyn muſs, wenn das Institut merkliche Schritte zurücklegen soll. Einer höchsterleuchteten Einsicht stelle unterthänigst anheim, ob und wer etwa am fähigsten und tüchtigsten seyn möchte, die höchste landesvätterliche Intention zu erreichen.'

Nach diesem interessanten Bericht kamen für die Stelle in der Invalidenkommission Oberstleutnant Pfaff, der berühmte Kriegsrat Johann Heinrich Merck und Claudius in Betracht. Letzterer erhielt sie. Am 3. Januar 1776 verfügte das Ministerium 'ex speciali commissione Serenissimi' an Kraemer: 'Wir haben uns vortragen lassen, was Ihr wegen Bestellung eines anderweiten Commissarii an die Invaliden- und Soldaten-Waisen-Anstalt unterm 23ten vorigen Monats

und Jahres unterthänigst berichtet und deshalben vor Vorschläge gethan habt. Nachdem wir nun den zu Unserer Land Commission beruffenen und den Ruf würcklich angenommenen Mr. Claudius zu Hamburg als Commissarium zu diesem Institut, in Ansehung dessen hierzu besitzenden vorzüglichen Eigenschaften, gnädigst erwehlet haben, und ihm demnächst deſsfalls das nöthige zugehen lassen werden; Als ohnverhalten Wir Euch solches zur Nachricht, mit dem gnädigsten Befehl, daſs Ihr biſs zu dessen Ankunft in der Euch ohnehin obliegenden beständigen Communication mit Unserm Präsidenten Freyherrn von Moser, das erforderliche besten Vermögens besorget.'

Damit war der Oberlandkommissarius Claudius gleichzeitig Mitglied der Invalidenkommission geworden und der Weg dafür gebahnt, daſs der Dichter in Darmstadt zu seiner bekannten amtlichen literarischen Betätigung überhaupt kommen konnte. Darüber nämlich kann gar kein Zweifel sein: als Mitglied der Landkommission hatte Claudius mit den literarischen Unternehmungen, die die hessische Regierung damals aufnahm, absolut nichts zu tun. Wohl aber als Mitglied der Invalidenkommission, denn zu deren vornehmsten Pflichten gehörten gerade diese literarischen Unternehmungen, besonders auch die Herausgabe der *Hessen-Darmstädtischen Landzeitung*.

Am 16. April 1776 kam Claudius mit seiner Familie in Darmstadt an. Er trat alsbald sein 'Hauptgeschäft' als Oberlandkommissarius an. Darüber, was er in diesem Berufe getan hat, sind wir zurzeit noch ganz ungenügend orientiert. Wir wissen nur, daſs er gar bald schon mit seinem direkten Vorgesetzten, dem Direktor der Landkommission, Kammerrat Eymes, einem sehr merkwürdigen Herrn, hintereinandergeriet. 'Gegen mich hat der Herr Landkammerrat Eimes', schreibt Claudius im Anfang März 1777 an Minister von Moser, 'von Anfang an gehandelt, als wenn ich ein Narr oder er einer wäre.' Die Reibereien mit diesem Manne führten auch schlieſslich dazu, daſs Claudius im März 1777 seinen Abschied nahm, 'angeeckelt', wie Moser schreibt, 'von allem, was Land Kommission heiſst'. Über die Einzelheiten dieses Vorganges liegen interessante Nachrichten vor, die hoffentlich bald von Herrn cand. phil. Bräuning, der sie gefunden hat, veröffentlicht werden. Sie sind, wie ich aus ihnen ersehe, so charakteristisch für die Person des Matthias Claudius, daſs ihre Veröffentlichung dringend zu wünschen ist.

Genauere Nachrichten wie hierüber liegen über einen Teil von der Tätigkeit des 'Wandsbecker Boten' in der Invalidenkommission vor, die Schriftleitung der *Darmstädter Zeitung* (*Hessen-Darmstädtischen Landzeitung*). Als im Dezember 1776 die Verhandlungen wegen Herausgabe dieses Blattes zum Abschluſs gekommen waren, wurde Claudius zum Redakteur bestimmt. In Nr. 1 des ersten Jahrgangs (1777) lesen wir: 'Hier wird mit Anfang dieses Jahres eine so genannte Landzeitung herausgegeben. Einige Leute wissen nicht recht, was sie davon erwarten und denken sollen; andre aber wissen es wohl und halten sie für eine Anstalt, die hauptsächlich für die Einwohner

des hiesigen Landes, sehr nützlich und unterhaltend werden kann, sonderlich wenn ein jeder seines Orts fleisig ist, Materialien zu sammeln und einzuschicken. Man muſs nun sehen. Heute ist das erste Stück heraus gekommen. In den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* ist schon so vorläufig gesagt worden, daſs ein gewisser Herr Claudius diese Landzeitung schreiben werde. Es will hier auch verlauten.' — In dieser ersten Nummer stoſsen wir gleich am Eingang auf den ersten Beitrag aus der Feder von Claudius. Es ist 'Des alten lahmen Invaliden Görgel sein Neujahrswunsch', ein Gedicht, das auch in die gesammelten Werke des Dichters Aufnahme gefunden hat. Weitere Beiträge von ihm sind in Nr. 2 (Görgel vom Wildpret), 4 ('Billetdoux von Görgel', betr. den vielen Schnee), 12 (Görgel über ein schönes Sterben), 15 (Görgel über die Vermählung des Erbprinzen), 18 ('Postscript von Görgel', betr. Tabakanpflanzung), 19 (Notiz, betr. eine Lufterscheinung) enthalten. Die weiteren 'Görgeliana' des Blattes stammen wohl nicht von Claudius (vgl. z. B. Nr. 35, 44, 54, 87), da sie in die Zeit nach seiner Abreise fallen, auch nicht das Gepräge seines Geistes tragen.

Im März 1777 legte Claudius mit seinem Amt als Oberlandkommissarius die Redaktion der Landzeitung nieder. 'Die Land Zeitung,' schreibt er an Moser, 'findet, wie ich höre, überall Beyfall, und es ist mir darum lieb, damit ich Ew. Excellence Gnade für mich vor dem hiesigen publico wenigstens durch etwas gerechtfertigt habe, und ich gehe mit einem Verdruſs weniger zurück. Denn engagieren kann ich mich zum Landzeitungsschreiber nicht. Ich bin hergekommen, nicht ehrlich und schön zu schreiben, sondern ehrlich und schön zu handeln.' — Den Austritt des Dichters aus der Redaktion berichtet Nummer 34 vom 26. April mit den Worten: 'Der bisherige Ober-Land-Commissarius Claudius, welcher in den ersten Wochen dieses Jahres die Verfassung dieser Land Zeitung besorgt, ist wegen Unbehaglichkeit in der hiesigen Luft, nach überstandener schweren Krankheit mit Begebung des hiesigen Dienstes Anfangs dieser Woche wieder ins Holsteinische zurück gereist.' Daſs Claudius eine schwere Krankheit hinter sich hatte, als er, vermutlich am 20. April, abzog, ist richtig. Ebenso, daſs ihm die Luft unbehaglich war; schon am 10. August 1776 klagt er Herder, daſs 'ihm die Luft in Darmstadt nicht conveniere'. Weggetrieben haben ihn aber weder Krankheit noch Luft, sondern seine amtlichen Wirren.

Darmstadt. Diehl.

Zum ersten englischen Melodrama.

Am 13. November 1802 wurde am Covent Garden Theatre Thomas Holcrofts 'Tale of mystery' aufgeführt, ein Stück, das Genest (*Some account of the English stage* VII, 578) als das erste englische Melodrama bezeichnet. Es ist eine Bearbeitung, zum Teil eine wörtliche Übersetzung von Guilbert de Pixérécourts 'Cœlina ou l'enfant du mystère' (1800). Holcroft schreibt im Vorwort des ersten Druckes

von 1802: *I cannot forget the aid I received from the French drama, from which the principal incidents, many of the thoughts, and much of the manner of telling the story, are derived.*

In der Tat hat er nur wenig und nur äuſserlich geändert. Die Dialoge sind stark gekürzt, einige Szenen werden nur pantomimisch dargestellt, und der Schluſs ist noch rührseliger geworden. Die Personen haben statt französischer Namen italienische bekommen, sind aber ebenso farblos, typenhaft geblieben wie im französischen Stück. Holcroft läſst sogar einen schwach charakterisierenden Zug fallen: der Vater Stephanos ist kein hypochondrischer Greis wie bei Pixérécourt. Ich lasse die Personenliste folgen.

Cœlina ou l'enfant du mystère.	Tale of mystery.
Dufour, vieillard goutteux et infirme, père de Stephany,	Bonamo
Truguelin, oncle de Cœlina,	Romaldi [Bruder des Francisco]
Francisque, pauvre homme, muet,	Francisco
Cœlina, crue nièce de Dufour,	Selina
Stephany, fils de Dufour et amant de Cœlina,	Stephano
Andrevon, médecin,	Montano [Freund des Bonamo]
Tienette, ancienne gouvernante de Dufour,	Fiametta
Faribole, domestique de Dufour,	Piero
Michaud, meunier,	Michelli
Germain, domestique et confident de Truguelin,	Malvoglio
Un Exempt de maréchaussée Cavaliers de maréchaussée	[stumme Personen]
Paysans et Paysannes.	1st Gardener 2nd Gardener

Inhaltsvergleichung.

Akt I. Truguelin hat sich bei Dufour zum Besuch angesagt, um für seinen Sohn um Cœlina, die reiche Erbin, zu werben. Cœlina liebt ihren anderen Vetter, Stephany, aber dessen Vater will von einem Verlöbnis nichts wissen, um nicht in den Verdacht zu kommen, daſs er auf die reiche Mitgift spekuliere.

Romaldi ist nicht mit Selina verwandt.

Dufour will den stummen Bettler Francisque, den Tienette vor acht Tagen aufgenommen hat, aus dem Hause entfernen. Tienette klagt ihn der Grausamkeit an und erzählt ihm, wie sie vor acht Jahren im Walde Zeuge war, wie zwei Männer Francisque zu ermorden versuchten und ihn der Sprache beraubten.

Francisque bestätigt durch Zeichen Tienettes Erzählung, seine Feinde seien Dufour bekannt.

Truguelin betritt das Zimmer, er und Francisque zeigen Entsetzen, als sie sich erblicken; Francisque flieht aus dem Zimmer.

Cœlina bringt einen Brief von Francisque, den Truguelin ihr vergebens zu entreiſsen versucht. Francisque teilt mit, daſs er das Haus verlassen würde, um dessen Frieden nicht zu stören. Er soll aber wenigstens die Nacht noch bleiben.

Der Arzt Andrevon besucht Dufour; als er Truguelin bei ihm findet, den er zu kennen scheint, verläſst er in Hast das Haus.	Der Freund Bonamos, Montano.
Cœlina belauscht Truguelin und seinen schurkischen Diener, die einen Mordanschlag auf Francisque planen. Sie warnt ihn.	
Truguelin will Francisque mit Geld bestechen, das Haus zu verlassen. Als er sich weigert, versucht er, ihn zu erstechen. In der Notwehr schieſst Francisque, ohne zu treffen. Cœlina hat die Hausbewohner zur Hilfe herbeigerufen. Truguelin gibt vor, zuerst angegriffen worden zu sein. Cœlina aber enthüllt die Wahrheit. Truguelin muſs das Haus verlassen; er droht, sich zu rächen.	Francisco schieſst nicht.
Akt II. Tanz der Bauern bei dem Verlobungsfest von Cœlina und Stephany.	
Dufour erfährt durch einen Brief von Truguelin, daſs Cœlina nicht die Tochter seines Bruders sei. Ein beiliegender Taufschein bestätigt, daſs sie die am 11. Mai 1754 geborene Tochter von Francisque Humbert ist. Dufour jagt Vater und Tochter aus dem Hause. Andrevon kehrt zurück und erzählt, daſs die Häscher auf seine Anzeige hin nach Truguelin suchen, sein Diener sei schon festgenommen. Vor acht Jahren hat Andrevon zwei erschöpfte, blutbedeckte Männer bei sich aufgenommen und erst später erfahren, daſs sie wahrscheinlich das Verbrechen an Francisque begangen haben. Bei Dufour hat er Truguelin sofort wiedererkannt.	11. Mai 1584. Francisco Bianchi. Montano weiſs auch, daſs Selina Franciscos legitime Tochter ist. Da sein Bruder seiner Gemahlin nachstellte, vertraute er sie seinem Freunde, Bonamos Bruder, an, als dessen Gemahlin und Tochter sie und Selina galten. Der Tod des Freundes und das plötzliche Verschwinden Franciscos verhinderten die Aufklärung.
Akt III. Michaud nimmt den fliehenden Truguelin, den er nicht kennt, bei sich auf. Francisque und Cœlina kommen auch zur Mühle und erkennen Truguelin. Michaud eilt fort, um die Häscher herbeizurufen. Truguelin schieſst auf Francisque, ohne ihn zu treffen. Dann versucht er zu entfliehen, aber die Häscher verstellen ihm den Weg. Francisque bittet um Gnade für ihn, aber Michaud rät ihm, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Mit den Häschern sind alle übrigen Personen herbeigekommen. Sie vereinen sich zu einem Schluſstableau. Die Aufklärung, die das englische Stück schon Akt II, Szene 9 bringt, erfolgt erst hier durch eine Aufzeichnung Francisques. — Zum Schluſs singt der Müller ein lustiges Lied, das die Moral des Stückes enthält. (!)	Nur noch pantomimisch. Romaldi wird begnadigt.

Da die Musik für das höhere Wort aufzukommen hat, wird ihr in den Bühnenanweisungen sehr viel zugemutet. So heiſst es Akt I, Szene 1: Music, to express discontent and alarm. Szene 3: Music, to express chattering contention. Szene 11: Music loud and discordant at the moment the eye of Montano catches the figure of Romaldi. Szene 14: Soft music, but expressing first pain and alarm, then the successive feelings of the scene. Akt III, Szene 2: Music of painful remorse; then changes to the cheerful pastorale, u. ö.

Der Aufnahme des Stückes hatten offenbar die Schreckensromane am meisten vorgearbeitet. Durch diese waren die krassen Charaktere vorgezeichnet, die sich leicht pantomimisch darstellen lieſsen, und die erregten Situationen, die keine Gedanken, nur Empfindungen hervorrufen konnten. Wenn der Engländer die Handlung, die bei dem Franzosen in der Halbvergangenheit spielt, ein paar Jahrhunderte zurücksetzt, ins 16. Jahrhundert, so ist dies vielleicht durch einen leichten Einfluſs von Shakespeare zu erklären.

Friedenau. H. Lohmann.

Ungedruckte Briefe von Madame de Staël an Fauriel.

Die auf den folgenden Seiten abgedruckten zehn Briefe und Billette liegen auf der Nationalbibliothek zu Paris, woselbst sie die Signatur *nouvelles acquisitions françaises 10395* tragen. Sie wurden der Bibliothek von Herrn Otmar Mohl [1] geschenkt (Geschenk Nr. 3890); diese Angabe, von der Hand des damaligen Generaladministrators der Nationalbibliothek, Léopold Delisle, ist datiert vom 6. Juli 1903.

Folgende Zeilen von Mary Clarke, der langjährigen Freundin Fauriels, [2] die seine Erbin wurde und später den Orientalisten Jules Mohl heiratete, leiten diese Briefe ein:

Mon cher Monsieur,

Ayant appris que vous désirez des lettres de Madame de Staël, je vous en envoie quelques unes que j'ai trouvées parmi les papiers de Monsieur Fauriel. Je vous prie d'agréer l'expression de mes sentiments distingués.

Dimanche soir. Mary Clarke.

Wem Mary Clarke diesen Brief schrieb, entzieht sich meiner Kenntnis.

Die chronologische Folge ist in dem Faszikel, in dem diese Briefe und Billette auf Blättern aufgeklebt sind, bei den datierten Stücken nicht berücksichtigt resp. bei den undatierten nicht festzustellen unternommen worden. Ich habe versucht, es zu tun, wenn auch in verschiedenen Fällen mir dies nur approximativ und in etwas hypothetischer Reihenfolge möglich war.

---

[1] Ottmar von Mohl, Neffe und Erbe des Orientalisten Jules Mohl.

[2] Cf. 'Revue des Deux Mondes', Lieferung vom 1. Dez. 1908, p. 551 ff. ‚*Le Roman de Claude Fauriel et de Mary Clarke*'.

Die Graphie von Madame de Staël behalte ich bei. Dagegen habe ich es für richtiger gehalten, hinsichtlich der Interpunktion nachzuhelfen, da sie fast gänzlich fehlt.[1]

Sainte-Beuve hat den einen oder anderen dieser Briefe gekannt und in seiner schönen Studie — von März 1846 — über Fauriel[2] daraus verschiedenes erwähnt.[3] Dem neuesten Fauriel-Biographen, J.-B. Galley,[4] der die Fauriel-Bestände der *Bibliothèque de l'Institut de France* hat benutzen können, sind sie unbekannt geblieben.

Diese kleine Gruppe Briefe fällt, mit einer Ausnahme, wohl in den Winter 1801/02, in die Zeit, da Madame de Staël und Fauriel sehr befreundet waren, bis dann im Frühjahr 1802, als Fauriel mit Madame de Condorcet einen freien Bund fürs Leben einging, die zwei Freunde sich voneinander entfernten, ohne daſs es jedoch zu einem vollen Bruch gekommen wäre.[5]

---

[1] Bei den Eigennamen und am Anfang eines Satzes setze ich groſsen Anfangsbuchstaben. — Einige Abkürzungen (*ps* = *pas*; *pr* = *pour*; *vs* = *vous*) schreibe ich aus. — Die Daten sind umgerechnet nach Lacoine, 'Table de concordance des dates des calendriers', Paris 1891. — Die Eigentümlichkeit, in ihrer Korrespondenz von Interpunktion fast ganz abzusehen und statt dessen nur von Zeit zu Zeit einen Gedankenstrich zu setzen, ferner mit der Graphie der Namen ihrer Korrespondenten sehr frei umzugehen, weist Madame de Staël auch in späteren Jahren auf. Cf. 'Gazette de Lausanne', im Supplementblatt vom 22. Dezember 1909, die Ankündigung, für die Nummer vom 1. Januar 1910 der 'Bibliothèque Universelle' (Lausanne), der Korrespondenz aus den Jahren 1815—16 zwischen Madame de Staël und dem waadtländischen Landammann Pidou.

[2] 'Portraits contemporains, IV, nouv. éd. revue, corrigée et très augmentée.' Paris 1889, p. 125—272.

[3] l. c., p. 150, die Bemerkung über Chateaubriands Kapiteltitel: cf. Brief IX, Schluſs; p. 153 *'on s'écrivait en courant au moment de partir pour une loge aux Bouffons, au moment d'aller à la Lodoiska de Chérubini'*. Cf. Brief V und VII.

[4] J.-B. Galley, 'Claude Fauriel, membre de l'Institut. 1772—1813'. Saint-Etienne (und Paris) 1909. 8°. XXIV, 512 S.

[5] Ich weiſs nicht, worauf Lady Blennerhassett ('Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur', 3 Bände, Berlin 1887—89) ihre Angabe, II, p. 388, stützt: 'Die für November festgesetzte Rückkehr nach Paris erfolgte erst im März 1802. Frau von Staël, obwohl nicht persönlich bedroht, hielt es für angezeigt, den Winter in Coppet vorübergehen zu lassen.' Dieser Annahme, die von Albert Sorel ('Mme de Staël' [Les Grands Écrivains Français], Paris 1907, 4. Aufl., p. 90) und von Charles Joret, 'Revue d'histoire littéraire de la France', 1908, p. 616, wiederholt wird, widersprechen Mitteilungen von Madame de Staël und anderen. Sie schreibt in 'Dix années d'exil', erster Teil, Kap. VIII: *'Je retardai mon retour à Paris, pour ne pas être témoin de la grande fête de la paix.'* Mit dem Friedensfest ist der *XVIII brumaire* (9. November 1801) gemeint, der in diesem Jahre wegen der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien mit England ein auſserordentliches Gepräge haben sollte. Cf. Thiers, 'Histoire du Consulat et de l'Empire', Paris 1845, III, p. 281. — Cf. ferner im Brief X, wo sie von ihrer Abreise von Paris spricht, die Bemerkung: *'Je pars avec M. de St*[*aël*]. *Aucun voyage ne m'a paru si triste, et cependant le départ me coute peu. . . . Je ne conserve d'ailleurs de cet hyver que des souvenirs pénibles.'* Dies scheint auf einen Pariser Winter zu deuten. — Madame de Gérando (P. Gautier, 'Mme de Staël et Napoléon',

Viel Neues können wir aus diesen Briefen über die Beziehungen zwischen Madame de Staël und Fauriel nicht lernen. Was man bisher indirekt — aus einem Briefe Benjamin Constants [1] — vermutete, geht daraus hervor: daſs nämlich Frau von Staël Fauriels Entfernung als eine Art Untreue schmerzlich empfand. Ihre zwei längeren Briefe (IX und X) bilden wohl einen nützlichen kleinen Beitrag zu unserer Kenntnis ihrer Stimmungen und Ansichten, als sie im Frühjahr 1802 sich anschickte, nach dem stürmischen Pariser Winter mit ihrem Mann nach Coppet zu reisen.

I.

La Grange. [2]

Benjamin prétend que vous m'avez écrit, mais je n'ai pas reçu une ligne de vous et j'en étais affligée. Je trouvais que vos adieux ne m'annoncaient pas votre silence et je n'aime pas que les sentiments ne se succèdent pas dans leur ordre, et s'il se peut dans leur progression.

Je suis en route pour la Suisse. J'arriverai le 5 prairial a Copet. Vous ne dites pas si vous viendrez m'y voir et je commence à en douter. [3] Je voudrais me tromper, je vous recevrais avec une extrême joye.

Mille amitiés.

ce 30 floréal. [20. Mai 1801.]

Pour Mr Fauriel. [4]

II. [5]

J'ai accepté une invitation à diner pour aujourd'hui, mon cher Faurielle. Dedomagez moi demain. Je crois que Benjamin est sans engagement, vous devriez diner ensemble.

Mille amitiés.

Pour le cit[oyen] Faurielle.

III.

J'ai été bien fachée de ce que vous n'êtes pas entré chez moi hier matin. Que faites vous ce matin et dinez vous chez moi demain?

ce 12 [frimaire oder nivôse, d. h. 3. Dezember 1801 oder 2. Januar 1802].

A Monsieur Fauriel.

Paris 1903, p. 69) schreibt am 29. November 1801: *'Nous avions à déjeuner … Mme de Staël.'* — Da die Tagung des Tribunats, in dem Benjamin Constant eines der tätigsten Mitglieder der Opposition war, am 22. November begann, ist es wahrscheinlich, daſs Frau von Staël kurz nach dem Friedensfest vom 9. November in Paris eintraf.

[1] Cf. Galley, l. c., p. 108. Constants Brief gehört übrigens in die ersten Tage *floréal*, d. h. Ende April 1802, und nicht *germinal*.

[2] In den für die Reiseroute in Betracht kommenden Départements finden sich zahlreiche Orte namens *La Grange*, so z. B. in *Saône-et-Loire* und in *Ain*. Cf. 'Dictionnaire des Postes', s. v. *Grange*.

[3] Im Frühling und Sommer 1801 unternahm Fauriel aus Gesundheitsrücksichten eine Reise nach der Provence. Die zwei Freunde schrieben sich wiederholt in dieser Zeit. Cf. Sainte-Beuve, l. c., p. 147 ff.

[4] Die Adresse lasse ich jeweilen auf das Schriftstück folgen.

[5] Der heitere, ungetrübte Ton der Nummern II bis IV läſst vermuten, daſs diese kleinen Billette in die ersten Monate des Winters fallen.

IV.

Faites moi le plaisir, mon cher Fauriel, de m'envoyer la conspiration de Bareuth[1] et le papier anglais où se trouve la discussion du Parlement.[2] Je ne vous verrai que demain si vous ne venez pas me voir aujourd'hui.

Pour Mr Faurielle.

V.

Benjamin dine en ville. J'aurais voulu diner seule[3] avec vous, mais le tems est passé où vous auriez préféré à tout cette proposition. Si vous la refusez, venez au moins me prendre a six heures et demie, car j'ai quelque idée d'aller aux Bouffes seulement avec vous, et il est décidé que je n'aurai point d'autre homme que vous pour me conduire. Adieu. Vous avez quitté avant hier le premier ce même sallon où vous restiez le dernier l'année dernière. Adieu.

Pour Mr Faurielle.

VI.

Faites moi le plaisir, mon cher Faurielle, de m'apporter le duplicata de la surveillance.[4] Mille amitiés.

Si vous êtes ennuyé de cette course au spectacle,[5] renoncez y.

A Monsieur
Fauriel a[u] Ministere de la Police.

VII.

Voulez vous venir diner chez moi seule (sic) avec moi aujourd'hui. Je vais de bonne heure à Lodoiska de Chérubini, ainsi vous devriez venir a 5h. Nous causerions, s'il vous reste quelque gout pour causer.

Pour Monsieur Vauriel. ce 6 pluviose [26. Januar 1802].

VIII.

Je désire aussi une explication, car j'ai besoin de conserver pour vous la même amitié. Voulez vous dîner avec moi le 4? Je serai seule et je vous dirai ce qui me donne le triste droit de douter de votre amitié.

Pour Mr Faurielle. 2.[6]

---

[1] Was damit gemeint ist, weiß ich nicht. *Bareuth* kann die französische Form von Baireuth sein.

[2] Der Vertrag mit Rußland veranlaßte im Parlament am 7. und 8. Dezember 1801 heftige Diskussionen, an denen sich auch Benjamin Constant als Mitglied des Tribunats beteiligte. — Im Januar 1802 — während der Abwesenheit des *Premier Consul* in Lyon — wurde dem Tribunat nichts vorgelegt. — Ende Januar wurde Constant aus dem Tribunat eliminiert. Cf. Thiers, l. c., III, p. 339 ff.; p. 407 ff.

[3] Von Madame de Staël unterstrichen.

[4] Die aus den Emigrantenlisten Gestrichenen durften Frankreichs Boden wieder betreten, wurden aber unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Man nannte dies *obtenir des surveillances.* Cf. Thiers, l. c., I, p. 168. — Frau von Staël konnte wiederholt, mit Hilfe Fauriels, der von Herbst 1799 bis Frühjahr 1802 Vertrauensbeamter des Polizeiministers Fouché war, ihren Freunden dabei behilflich sein. Cf. Galley, l. c., p. 88 und Anm. 5, ferner p. 89.

[5] Bezieht sich vielleicht auf den Vorschlag von Nummer V.

[6] Vielleicht *2 germinal an X,* d. h. 23. März 1802, oder eher *2 ventôse an X,* d. h. 21. Februar 1802.

IX.

ce 25 [*germinal an X*, d. h. 15. April 1802].

Mr de Chateaubriand me charge de vous envoyer son livre,[1] mon cher Faurielle. Vous en serez surpris en mal et en bien. C'est du moins l'effet qu'il a produit sur moi.

Mandez moi dans quel temps vous comptez revenir. Si vous hâtiez et que je retardasse, peut-être vous reverrais-je encore une fois. Adieu. Etes vous heureux dans votre retraite?[2] Nous ne le sommes pas ici.

Mes compliments à Mad. de Condorcet. Benjamin veut vous aller voir, mais comme je pars sans lui,[3] peut être retardera t'il jusques a mon départ.

On va donner une amnistie aux émigrés, moins une liste selon l'ancien projet de F[ouché].[4] Il se répand des bruits inquiétants pour Saint-Domingue,[5] mais il n'y a rien encore de confirmé. Adieu. De Bray, Meunier, Castellane et Alex[andre] de La Meth seront prefets. Voila tout ce que je sais en nouvelles. En sentiments il n'y a rien a dire à ceux qui se passent de nous, et c'est bien ce que vous faites. Adieu encor, mon cher Faurielle. Je donne a diner a Holcraft[6] en votre honneur. Cela peut bien s'appeller s'ennuyer pour son saint.

Mr de Chateaubriand a un chapitre intitulé examen de la virginité sous les rapports poétiques.[7] N'est ce pas trop compter, même dans ces temps malheureux, sur le sérieux des lecteurs?

A Mr
Mr Faurielle.

X.

ce 4 floréal [24. April 1802].

Je pars le 14 floréal,[8] à cinq heures du matin, mon cher Faurielle. Ne vous verrai je point avant ce tems? Les adieux peuvent se renouveller quand l'abscence est volontaire. Si vous ne venez pas me voir, mon cœur ne s'y trompera pas. Je vous dis à tout hasard qu'il faut m'écrire à Mlle Olive Euginet à Versoix,[9] dep. du Léman. Je ne veux de vous

[1] 'Le Génie du christianisme', das auf Ostern 1802 (18. April) im Buchhandel erschien.

[2] Das Landhaus *La Maisonnette*, in Meulan bei Paris; Besitztum der Madame de Condorcet, mit der zusammen Fauriel anfangs Frühjahr 1802 sich dort niederliefs. Cf. Galley, l. c. p. 108.

[3] Schliefslich folgte er ihr doch auf ihrer Reise, in einer gewissen Entfernung. Cf. Brief X und Constants Brief, Galley, l. c., p. 109.

[4] Diese Amnestie wurde am 16. April im Staatsrat besprochen und am 26. April vom Senat angenommen. Cf. Thiers, l. c., III, p. 454 ff.

[5] Wohin Napoleon im Dezember 1801 seinen Schwager, den General Leclerc, mit einer Kriegsflotte und Truppen gesandt hatte, um im gegebenen Augenblick Frankreichs frühere Kolonie den Negern abzunehmen. Cf. Thiers, l. c., III, p. 366 ff.

[6] Vielleicht Thomas Holcroft, englischer Dramatiker und Romanschriftsteller, der aus dem Französischen und Deutschen verschiedenes übersetzte.

[7] In der mir hier zugänglichen Ausgabe des 'Génie du christianisme' von 1852 finde ich kein Kapitel, das die von Madame de Staël unterstrichenen Worte als Titel trüge. Dagegen ist das erwähnte Sujet behandelt in Teil I, Buch I, Kapitel IX: *'Sur le sacrement d'ordre'*.

[8] In letzter Stunde mufs die Abreise noch beschleunigt worden sein, da, als Madame de Staëls Mann am 9. floréal (29. April) an den Folgen eines Schlaganfalls unterwegs starb, die Reisenden sich bereits in Poligny (Jura) befanden.

[9] Dorf am Genfer See, zwischen Genf und Coppet, heute zum Kanton Genf gehörig.

que ce service, mais je serais affligée si votre bonheur allait jusqu'à l'oubli de tout ce qui n'est pas auprès de vous.

Je remettrai votre lettre à Mr de Chateaubriand. Il part pour Rome; on l'a nommé secrétaire de légation auprès du pape. N'est ce pas de l'à propos?

Je pars avec Mr de St[aël]. Aucun voyage ne m'a paru si triste, et cependant le départ me coute peu. J'espère que Benj[amin] va me rejoindre. Je ne conserve d'ailleurs de cet hyver que des souvenirs pénibles. Peut être le suivant compensera t'il un peu les peines de celui-ci. Nous avons un professeur à Geneve qui croit à cette balance; si cela est, j'ai bien du bonheur à espérer.

Je ferai imprimer mon roman[1] à Genève. Je vais tâcher de mettre beaucoup d'intéret à ma gloire d'auteur. L'amour propre ne guérit il pas de l'amour de la patrie, etc.?

Adieu, mon cher Faurielle. C'est mal si vous ne venez pas. Quoi qu'il en soit, adieu.

A Monsieur
Monsieur Fauriel chez Mad. de Condorcet.
à Meulan.

à Meulan
Dép. de Seine et Oise.

Frankfurt a. M. Andreas C. Ott.

Zum präpositionalen Akkusativ im Spanischen.

Zu der freundlichen Besprechung meiner Programmarbeit durch Herrn Prof. Dr. S. Gräfenberg (*Archiv* CXXIII, 450) mögen mir einige Bemerkungen gestattet sein.

1. Ich habe nicht im allgemeinen behaupten wollen, dafs Zahlen ungefähre — ungenaue — Angaben usw. sind, sondern S. 11 und 22 gesagt, dafs vor Zahlen — ohne nähere Bestimmung — gewöhnlich kein *á* gebraucht wird, insofern sie ungefähre — runde — Angaben usw. sind.

2. Dem Satze: *Una curiosidad intensa devoraba | mi alma* (Pérez Galdós: *Cádiz*, 332) geht drei Zeilen vorher: *Me consumía en mi profundo dolor;* das scheint mir deutlicher zu erhellen, dafs der Schriftsteller nicht durch blofse 'Neugier' die ganze Person 'verzehren' lassen wollte.

3. Bei den Namen von Tieren habe ich gleich anfangs hervorgehoben (S. 24 f.): 'besonders sofern diese als bestimmte, dem Menschen näherstehende oder -tretende Lebewesen aufzufassen sind', und das trifft doch vor allem auf die Haustiere zu, ohne jedoch darauf beschränkt zu sein; deshalb habe ich die von Benot (*Arquitectura de las lenguas* II, 83) gegebene und ausdrücklich von mir (S. 25) zitierte Regel: '*Cuando se trata de animales domésticos y de estimación*' als 'zu enge Einschränkung' bezeichnet. Damit sind aber die Haustiere doch nicht ausgeschlossen, wenn sie auch nicht als besondere Gruppe behandelt sind. In dem Satze des *Dicc. encicl: Tenían los indios la costumbre de esquilar á las vicuñas* dürfte des-

[1] 'Delphine' erschien im November 1802 in Genf.

halb meine Erklärung, dafs es sich hier handelt um 'die als Haustiere im Besitze der Indianer befindlichen bestimmten Tiere' (der Hauptton liegt auf den letzten Worten = *á sus vicuñas!*), nicht ganz verfehlt sein. Ich kann hierfür (im Vergleich mit dem anderen Satze: *Los indios rara vez se sirven de las armas de fuego para matar | las vicuñas,* wo doch nur wilde Tiere gemeint sein können!) das Prädikat 'unterschiedslos' nicht für berechtigt halten, und ich berufe mich auf das Zeugnis Benots, der a. a. O. sagt: '*Pero aun en esto caben distinciones, según que los objetos se consideren en un momento como cosas, y como personas en otros: ¿Vendiste | el loro? — ¿Quieres mucho á tu perrita?*'

Immerhin dürfte der von Munthe (*Studier i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm,* I; Uppsala 1898, p. 39) zitierte Ausspruch des Herrn Pedro de Mugica (*Maraña del idioma,* Oviedo 1894) mitunter nicht ganz unrecht sein:

'*Con la preposición á de acusativo juegan los autores á la pelota.*'

Hamburg. Julius Brauns.

Berichtigungen

zu dem Aufsatz: Sprachgeograph. Untersuchungen V. Franz. *aune* 'Erle'. (*Archiv* CXXIV, 83—108.)

Der Umstand, dafs ich die Abhandlung des Herrn J. Jud erst nach Abschlufs des Drucks einsehen konnte, hat leider einige Mifsverständnisse verschuldet, die ich, im Einvernehmen mit dem Verfasser, sofort an dieser Stelle berichtigen möchte.

Seite 94 Zeile 29. Statt **agrina* lies **agrīn*...

Seite 95 Zeile 8. Es wurde dabei vorausgesetzt, dafs ir. *coire* und kymr. *pair*, wie H. Pedersen annimmt, auf **k̯̈erįo-* zurückzuführen seien, in welchem Fall das gleichmäfsig bezeugte *a* der galloromanischen Stammsilbe Bedenken erregte. Doch gestatten die inselkeltischen Formen wohl auch die Zurückführung auf urkelt. **kuarįo-*[1] (aus **k̯̈r̥įo-*), so dafs sich von dieser Seite ein Einwand gegen die Keltizität von *parium* nicht entnehmen läfst.

Seite 104 Zeile 21 ff. Der Absatz bedarf, ohne dafs die weiteren Ausführungen des Verfassers (Seite 105 Zeile 10 ff.) hierdurch irgend berührt würden, in der ersten Hälfte einer Umgestaltung, etwa wie folgt: 'Was die inselkeltischen Vertreter von *vern*[betrifft, so scheint air. *ferna* (gl. *alnos*) als Fem. Plur. aufzufassen, da die sekundäre Endung *-a* des Neutr. Plur. der substantivischen *o*-Stämme meines Wissens durch kein sicheres Beispiel aus den Philargyriusglossen bezeugt ist. Diesem urir. **u̯ernā* steht nun im Kymrischen ein Femininum *gwern* (aus **u̯ernā*) mit kollektivischer Funktion gegenüber ('Erlengebüsch, Sumpf', als Plural 'Erlen'), und ganz entsprechend werden auch kymr. *bedw*[2] und *derw* (aus **betu̯ā* und **deru̯ā*) als Fem. Sing. in kollektivischem Sinne angewendet' usw. Im folgenden streiche (Zeile 12) gall. und lies (Zeile 24 vor **betullum*) statt gall. vielmehr gallorom.

Zürich, Mai 1910. E. Kleinhans.

[1] Vgl. etwa air. *Cothraige?* [2] *Zeitsch. f. kelt. Phil.* VII, 51 (*i'r fedw gadeiriog*).

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Frank Fischer, Die Lehnwörter des Altwestnordischen. (Palaestra LXXXV.) Berlin, Mayer & Müller, 1909. VI, 533 S. 8.

Die awn. Lehnwörter waren bisher nicht zusammenfassend behandelt worden, und man stand ihnen mit höchst ungleichen Gesichtspunkten gegenüber. Finnur Jónsson benutzte junge Fremdwörter zur Altersbestimmung und Interpolationskritik. Bugge witterte verkappte Fremdlinge auf Schritt und Tritt, um seine Kulturentlehnungen stützen zu können. Während ein hervorragender Sprachforscher wie A. Kock dem Verdacht der Entlehnung leicht Raum gab, quälten andere sich ab, Typen wie *frakka* (Petersson, *Idg. Forsch.* 24, 38. 275) oder *þéna* (Falk-Torp, *Et. ordb.* 2, 367) durch lautgeschichtliche Manipulationen als Erbwörter zu erweisen.

Fischer ist sich darüber klar, dafs Einseitigkeiten wie die letztgenannten nicht zum Ziele führen können. Er sucht der lautlichen Seite der Frage gerecht zu werden, behandelt diese aber doch grundsätzlich als eine kultur- und literaturgeschichtliche Frage. Dieser Standpunkt ist grundsätzlich zu billigen. Ohne ständige Rücksicht auf die Rolle, die das einzelne Wort im an. Schrifttum spielt, kann man die an. Lehnwörter weder als Gesamterscheinung verstehen noch die Fälle einigermafsen sicher beurteilen. Man darf dem Verf. richtigen Blick und gesundes Urteil nachrühmen. Wenn er in seinem I., lexikalischen Teil nach der Regel zu verfahren scheint, lieber zuviel als zuwenig aufzunehmen, so wird man das um so eher gutheifsen, als er sich öfters begnügt, statt selbst endgültig zu entscheiden, dem Leser das Material zur Beurteilung zurechtzurücken. Dabei entwickelt er tüchtige Literaturkenntnis. Der II. Teil, der die einzelnen Denkmäler behandelt, beruht auf Durcharbeitung einer sehr umfänglichen Textreihe und ist ein achtenswertes documentum diligentiae, trotz einer gewissen Lückenhaftigkeit (S. 97). Das interessanteste Ergebnis dieser Untersuchung ist die Feststellung, dafs öfters die verschiedenen Rezensionen einer Saga im Gebrauch von Lehnwörtern erheblich differieren. Von den Eddaliedern hat die *Rígþsula* bei weitem die meisten Lehnwörter (S. 193). Auch hier drängt sich der Verf. mit seinem Urteil nirgends vor. Naheliegende polemische Folgerungen werden meist unterdrückt (nur S. 107 ein kurzes gutes Wort über Finnur Jónssons Sagakritik).

Was das Einzelne betrifft, so beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen. Gegen Entlehnung von *verǫld* (S. 7) spricht Freys Beiwort *veraldargođ*, in dem die Grundbedeutung 'Männernachwuchs' zu stecken scheint. — *Loddari* (S. 23) beurteile ich wie F., doch fehlt der Stamm sonst nicht: er liegt in *Loddfáfnir* vor. Dieses ist jedoch m. E. nichts anderes als mhd. *loterphaffe*, eine Auffassung, die in den Loddfánfismál selbst manche Stütze fände (vgl. dazu auch *Beitr.* 33, 36); und mufs dieses Denkmal als Ganzes vor die Zeit mnd. Entlehnungen fallen? — Über *orkosta* (S. 193) hat uns neuerdings Bj. Ólsen aufgeklärt (*Festskrift til Ludv. F. A. Wimmer* S. 159).

Fischers Buch wirkt durch seine Betrachtungsweise fördernd auf die Lehnwörterfrage, wird als Nachschlagebuch seinen Wert behalten und gibt einen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik der wichtigsten altnordischen Literaturwerke.

Breslau. Gustav Neckel.

Josef Nadler, Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte.

Prag, Bellmann, 1908. (Prager Deutsche Studien, hg. von C. v. Kraus und Aug. Sauer, H. 10.) 242 S. M. 6.

Diese ganz vortreffliche Arbeit fördert nicht nur das Verständnis Eichendorffs wesentlich, sondern ist von allgemeiner Bedeutung für Wesen und Entwicklung der Lyrik. Ihre Grundlage findet sie in jener physiologisch-psychologischen Einzelbeobachtung, wie sie in neuerer Zeit mit Glück wiederholt gerade an Romantikern (wie Tieck und Hoffmann) geübt worden ist. N. weiſs sie mit besonderer Feinheit anzuwenden und nicht nur für die Periodenbildung, sondern auch für die Abhängigkeiten fruchtbar zu machen: die Dichtung Eichendorffs trägt eine Zeitlang die blaue Livree Hardenbergs (S. 136), dann die grüne Tiecks (S. 142) und verbindet beide Farben eigentümlich (S. 20). Vor allem aber — der Verf. weiſs solche Einzelbeobachtungen zum Ausgangspunkt tiefergehender Beobachtungen über die innere Form der Dichtung zu machen. So handelt er erst (S. 22 f.) über die Lichtempfindungen, dann (S. 39 f.) über die Tonempfindungen. Dort ist es die Führung der Lichteindrücke, denen die Farbenempfindungen untergeordnet bleiben (S. 25, 27), hier der Fortschritt zu künstlerischer Zusammenfassung, zu leiseren Einzeltönen (S. 36) und groſsen Akkorden (ebd.), was für Eichendorffs dichterische Naturauffassung bezeichnend ist. Es handelt sich ganz eigentlich um eine 'Bearbeitung' der Sichtbarkeit, wie sie für den Künstler unentbehrlich und in ihrer jeweiligen Art charakteristisch ist (wofür ich auf die eben erschienene gute Darstellung von C. Fiedlers Kunsttheorie durch Kunerth [München, Müller, 1910] hinweisen möchte). Aus diesen künstlerischen Dispositionen ergeben sich auch spezifische Standpunkte, und der von N. trefflich beobachtete 'Blick von oben' (S. 51; selten z. B. bei Karl Mayer S. 213), der übrigens nach Mabilleaus trefflicher Darstellung auch bei Victor Hugo sehr beliebt ist: er bringt die Beseitigung der Perspektive zustande, die für zwei so verschiedenartig primitive Naturen bezeichnend ist. Überhaupt handelt N. (S. 44 f.) über die 'Situation' ungemein lehrreich; der Wechsel des Standpunktes (S. 51) wird als technisches Mittel der Variation aufgedeckt, so daſs sich (S. 53) die Formel ergibt: 'typisches Landschaftsbild mit wechselnder Beleuchtung'.

Der wichtigste Abschnitt aber ist der über den 'lyrischen Rhythmus' (S. 95). Ich habe in meiner Stilistik (S. 117 f.) zwei Methoden der inhaltlichen Entwicklung unterschieden: die geradlinige und die gewundene, und wiederum bei der ersten Akkumulation und Amplifikation. Analog unterscheidet N. für den Gang der lyrischen Bewegung drei Typen: den stehenden mit Variation und Analyse (meine 'Amplifikation'), den fortschreitenden (meine 'Akkumulation'), den gebrochenen (meine 'gewundene Entwicklung'). Bei der Lyrik, wo sie viel schwerer zu beobachten sind als bei der Erzählung, beleuchtet er sie und führt als wichtiges Kennzeichen den Gegensatz von künstlichem und natürlichem Höhepunkt (S. 112) ein. Erst sekundär wird der Vers betrachtet, der 'vom Rhythmus aus' gebaut ist — wobei aber (S. 115) die Gleichstellung Eichendorffs mit Brentano und Heine seiner metrischen Monotonie doch etwas zuviel Ehre antut.

Durchaus geht N. auf klare Periodisierung aus (vgl. S. 70) und findet um 1808 (S. 153) einen wichtigen Einschnitt; für die Gesamtentwicklung des Dichters aber sieht er in der Abkehr von der passiven Romantik

(S. 88 vgl. 155) die entscheidende Wendung. Sie ist mehr von innen als von aufsen bedingt; doch unterschätzt N. wohl auch in seiner Konfrontierung Eichendorffs mit anderen Lyrikern deren Einflüsse, die der Schwaben (S. 173) ausgenommen. Er ist gegen Novalis (S. 136) entschieden ungerecht und hält ihn aus dieser Beurteilung heraus (trotz zugegebener Reminiszenzen S. 142) fast nur für einen theoretischen Vorläufer Eichendorffs, wogegen Tieck (S. 145 f.) und Arnim (S. 186) praktisch eingewirkt haben. Die Bedeutsamkeit des Volksliedes (S. 171) schlägt der Verf. wohl zu gering an: sie liegt weniger in Einzelheiten als in der simplifizierenden antiliterarischen Tendenz (vgl. S. 77). — Die Blüte Eichendorffs (S. 199 f.) wird dann in einem durchaus selbständigen Vergleich mit Uhland (S. 201 f.), Kerner (S. 208), W. Müller (S. 220), Mörike und Chamisso (S. 227), Heine (S. 230) in ihrer Eigenart erläutert und dabei auch das schiefe Verhältnis des alten Goethe zur Romantik (S. 216) ruhig und würdig beurteilt. Doch diese Abschnitte hätte manch anderer schreiben können — Pissins Übertreibung von Loebens Einflufs (vgl. S. 155 Anm., 156) hat ja nur kurze Zeit den Blick geblendet; jene Untersuchungen aber über die lyrische Technik, über die Entwicklung des eigenen Stils (S. 61) bei Eichendorff, über seine Art zu sehen, zu hören, zu tönen, erheben die etwas trocken geschriebene Arbeit auf eine Höhe, die wir gerade vor einer Bearbeitung Eichendorffs besonders gern erreicht sehen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hanns Wegener, Eichendorffs 'Ahnung und Gegenwart'. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger, 1909. 77 S. M. 1,50.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1910. 1. Jahrgang. Regensburg, J. Habbel. 164 S. mit 5 Bilderbeilagen u. 2 Faksimiles. Geb. M. 1,20.

Die Eichendorff-Literatur beginnt nachgerade ins Kraut zu schiefsen. Neben einem in Anpassung an berühmtere Muster herausgegebenen Eichendorff-Kalender liegt eine neue Schrift über 'Ahnung und Gegenwart' vor. Zu welchem Ende? Ist ein Grund vorhanden, 'den Versuch einer zusammenfassenden Behandlung der wichtigsten Fragen, welche sich an den ersten Roman des jungen Eichendorff knüpfen', zu machen, wie Wegener in einer Vorbemerkung seine Schrift charakterisiert? Meinem Dafürhalten nach nicht. Die Dinge haben sich, seitdem Weichbergers Dissertation erschien, nicht so labyrinthisch verwickelt, dafs wir eines neuen Wegweisers durch sie nötig hätten. Und wozu weiter die vagpathetische Offenbarungsgebärde in jener Vorbemerkung, die sich überdies an ein seltsam geteiltes Publikum wendet: 'Meine Absicht war, die Aufmerksamkeit sowohl des ästhetisch veranlagten als auch des wissenschaftlich durchgebildeten Lehrers auf einen Roman hinzulenken, dessen echtromantisches Gepräge trotz des Mangels an psychologischer Tiefbohrung auch uns Menschen einer so schnellebigen Zeit doch mehr anzuheimeln vermag, als man gemeinhin glaubt; auf ein Werk, das für die Entwicklung seines Schöpfers höchst bedeutungsvoll ist, und das durch die historische Betrachtung ein ganz neues Aussehen gewinnt, da es sich überraschend in die geistige Atmosphäre jener Epoche einreiht, in der es entstanden ist'! Was 'die gesamte in Betracht kommende Literatur', deren gewissenhafte Verwertung Wegener versichert, gesagt hat, erschöpft doch wohl den Gegenstand im allgemeinen. Und man sollte sich solches Aufwands solcher Worte, wie ihn Wegener in der zitierten Stelle treibt, enthalten, wenn man nicht ins Besondere, d. h. hier in die Ästhetik der Prosatechnik Eichendorffs (als Gegenstück zu Nadlers Arbeit über Technik und Geschichte seiner Lyrik), ausführlich eingeht, sondern, auf den allerletzten Seiten bei diesem Thema angelangt, sich auf 'einige Haupterscheinungen beschränkt'! Wohin soll es auf dem wissenschaftlichen Büchermarkt kommen, wenn

jeweils ein paar Einfälle und Beobachtungen durch paraphrasierende Beigaben von vielerlei Bekanntem zu einem Buche aufgeschwellt werden? Freilich scheint Wegeners Beschäftigung mit wissenschaftlichen Werken nicht sehr ausgedehnt gediehen zu sein. Ihm hätte mehr von wissenschaftlichem Stil sonst überkommen sein müssen. Er hätte nicht so oft zwischen Angabe und Nichtangabe der Autoren (diese in ein 'man' verkleidet), deren Forschungsergebnisse er übernimmt, gewechselt. Ein Umstand, den auch der 'ästhetisch veranlagte Leser', der hier allerwege vergeblich in neuen Schläuchen den alten Wein sucht, nicht als Stil ansprechen wird. Nun zu dem Wenigen, das dem Leser dieser Zeitschrift zu berichten ist. Geordnet ist Wegeners Schrift in die Abschnitte 'Entstehungsgeschichte', 'Literarische Vorbilder und Gestaltung eigener Erlebnisse', 'Tendenz des Romans', 'Charakteristik der Personen', 'Örtlichkeit', 'Lyrische Einlagen', 'Technisches', 'Beurteilung'. Die fünf ersten Abschitte sind zumeist ein relata referre. Neu ist, soweit ich sehe, das Anziehen von des Fürsten Ligne Salon (bei Besprechung der Gesellschaftsschilderungen des Romans), die Vermutung, für den Thyrsusschwinger habe Loebens Freund Friedrich Straufs Modell gestanden, während die Gestaltung Fabers vielleicht unter dem Eindruck, den Eichendorff persönlich von Gries gehabt habe, bestimmt worden sei, d. h. ohne durch das Medium Fabers gegangen zu sein; endlich die: dem Minister P. habe neben Metternich auch wohl Hardenberg Züge geliehen. Meine Vermutung, bei Rudolf habe das jener Onkel des Dichters, der selbst ein menschenscheuer Sonderling war, getan, wird von Wegener, der sonst so fleifsig die Annahmen der anderen verwertet, unberücksichtigt gelassen. Auch die ersten von mir gegebenen Hinweise auf die Selbstplagiierung Eichendorffs erwähnt er nicht, obgleich er vier Seiten der fünf den Abschnitt 'Technisches' ausmachenden der Erscheinung, bei gleicher Benennung, widmet, den Hinweis, den ich unter den Anmerkungen zu 'Ahnung und Gegenwart' dabei gebe, gleichfalls macht und überhaupt nach meiner Ausgabe zitiert. Das wären Nebensachen, wenn nur die notwendige Forderung einer so allgemein betitelten Arbeit — eine präzise Charakterisierung des Ästhetischen und Technischen — erfüllt sein würde, für die K. Jahns knappe Skizze (Deutsche Literaturzeitung Bd. 23, Sp. 728) dem Verfasser hätte dienen können. Zu S. 14 sei schliefslich noch berichtigt, dafs eine Begegnung Eichendorffs und Heinrich von Kleists nicht behauptet werden darf, solange nicht kräftigerer Anhalt als jene unbestimmte Notiz der Tagebücher dafür gegeben ist — die, wenn sie wirklich auf Kleist den Dichter sich bezieht, von wichtiger Bedeutung vor allem für die Kleist-Forschung ist; denn sie würde den ersten Lichtschimmer in einen bislang immer noch gänzlich im Dunkel liegenden Abschnitt seines Lebens werfen, worauf ich auch an anderer Stelle schon hingewiesen habe. Alles in allem: Wegener hat zween Herrn dienen wollen. Dem einen dient er unzulänglich, dem anderen überhaupt nicht.

Der 'Eichendorff-Kalender' will, nach dem Vorgang der Goethe-, Hebbel-, Wagner-, Brahms-Kalender, der Verehrung für den Künstler 'eine volkstümliche Heimstätte schaffen'. Seine Anlage entspricht im allgemeinen der Absicht. Nur dürfte sich empfehlen, in folgenden Jahrgängen die zu den Monaten gewählten Gedichte gleich im eigentlichen Kalendarium, nicht in einer Sonderabteilung zu bringen, ferner die biographischen Notizen um einige recht nebensächliche zu verringern. Aus den noch nicht an anderer Stelle bereits gedruckten Beiträgen hebe ich den hübschen Aufsatz Marie Speyers, 'Heimatklänge in Eichendorffs Dichtung' hervor, der Lamartines Dichtung vergleichend hervorzieht, wie A. Nowacks Zusammenstellungen über Eichendorffs Aufenthalte in Johannesberg. Der Verlag hat alles getan, vom äufseren Kleid freundliche Wirkung ausgehen zu lassen.

Berlin. **Ludwig Krähe.**

Marie Speyer, Raabes 'Hollunderblüte'. Eine Studie. (Deutsche Quellen und Studien hg. von W. Kosch. Erstes Heft.) Regensburg, J. Habbel, 1908. 126 S. 8.

Offen gestanden: Raabes 'Hollunderblüte' war mir bisher unbekannt. Erst die vorliegende Untersuchung machte mich auf die kleine Novelle aufmerksam, die zuerst 1863 in 'Über Land und Meer' erschien, zwei Jahre später mit der 'Schwarzen Galeere', der 'Grabrede aus dem Jahre 1609' und dem 'Letzten Recht' in die 'Fernen Stimmen' Eingang fand und dann unverändert im ersten Bande der 'Gesammelten Erzählungen' (1895) wieder abgedruckt wurde. Ich deute mit wenigen Worten den Inhalt an.

Ein Kranz von Hollunderblüten weckt in einem bejahrten Arzte die Erinnerung an eine schmerzvolle Episode seines sonst leidlich geruhigen Daseins. Als Jüngling hat er in Prag, der tollen, feierlichen Stadt, ein seltsam anmutiges Judenmädchen kennen gelernt und ihr seine Liebe gestanden — auf dem alten romantischen Friedhof, den die Juden Beth Chaim, das Haus des Lebens, nennen. Es war im Herbst gewesen, und die Hollunderbüsche, die das ganze Totenfeld überzogen, hatten längst ihre Blüten verloren. Er war dann von ihr gegangen, um in eifrigen Studien Vergessenheit zu suchen. Als der Frühling naht, packt ihn die Sehnsucht: er eilt nach Prag zurück in der Hoffnung, nun die Geliebte zu gewinnen. Doch ach! Er findet sie nicht mehr am Leben. Alles war gekommen, wie sie in banger Ahnung vorausgesagt hatte: wenn die Hollunderbüsche im nächsten Frühling ihre Blüten einander über die Gräber entgegenreichen, dann werde sie so ruhig unter ihrem Stein liegen wie die leichtfüſsige, feingliedrige Mahalath, die mit der groſsmächtigen Kaiserin Maria Theresia in dem gleichen Jahre starb und auf Beth Chaim eingesenkt wurde ...

Ich bin nicht blind für die Reize der kleinen Erzählung, aber so überschwenglich wie die Verfasserin möchte ich über sie nicht urteilen. Weder kann ich mich davon überzeugen, daſs sie, rein technisch betrachtet, zu den am höchsten stehenden Dichtungen Raabes gehöre (S. 98), noch daſs sie 'vielleicht die schönste' in seinem Schaffen sei (S. 119). Viel zu wenig hat die Verf. den Zusammenhang beachtet, in dem die 'Hollunderblüte' auftritt: die Sammlung 'Ferne Stimmen' enthält durchweg Stücke, die den g a n z e n Raabe nicht erkennen lassen, und man muſs doch die Frage aufwerfen, ob es gerechtfertigt war, eine so ausführliche Untersuchung just einer Dichtung zu widmen, die keineswegs zu den charakteristischsten ihres Urhebers zu zählen ist. Hätte Raabe die 'Holunderblüte' nicht geschrieben, so würde sich seine literarische Physiognomie so wenig ändern wie sich etwa Conrad Ferdinand Meyers literarische Physiognomie ändern würde, wenn er 'Gustav Adolfs Page' nicht verfaſst hätte. Die 'Hollunderblüte' ist l e i c h t e r a u f n e h m b a r als die meisten anderen Novellen Raabes. Aber das hängt, wie ich meine, gerade mit ihren Schwächen zusammen. Die 'Hollunderblüte' ist mehr der Entwurf zu einer Erzählung als eine Erzählung selber; sie ist im Skizzenhaften steckengeblieben. Schöne Einzelheiten, die ich nicht leugnen will, können den Mangel an Fülle nicht aufwiegen. Die Begebenheiten huschen mit Windeseile an uns vorüber, den Hauptpersonen gebricht es an einer gewissen Körperlichkeit, die Charakteristik ist wenig differenziert, die Komposition eher gekünstelt als künstlerisch. Die Verf. sieht in alledem keine Fehler, sondern Vorzüge, und selbst den gehörigen Einschlag von Sentimentalität, den die Geschichte aufweist, wagt sie nur ganz zaghaft anzudeuten (S. 100).

Aber trotz diesen Bedenken scheint mir ihre Arbeit doch Anerkennung zu verdienen. Sie bietet nicht bloſs eine ungemein feinfühlig eindringende

Analyse der 'Hollunderblüte', sondern läfst allenthalben Streiflichter fallen auf Raabes gesamte Produktion, lehrt uns seine dichterische Eigenart besser kennen und zeigt, welche Fäden ihn mit früheren und gleichzeitigen Poeten verbinden. Nur die Disposition der Untersuchung hätte straffer und übersichtlicher sein können.

Vortrefflich hat Marie Speyer die romantischen Elemente der 'Hollunderblüte' herausgearbeitet. Das Grundmotiv, die Liebe, erscheint darin in durchaus romantischer Auffassung als ein Zauber, ein Wunder, ein Traum (S. 14 ff.). Beziehungen zwischen der Raabeschen Erzählung und Immermanns 'Epigonen' werden festgestellt (S. 33 ff.), auch andere romantische Erzeugnisse, z. B. Tiecks 'Blonder Ekbert', zum Vergleich herangezogen und der Einflufs des Novalis erörtert (S. 52 f. u. ö.). Mit Recht weist die Verf. auf die Vorliebe der Romantiker und Raabes für den 'Sommernachtstraum' hin (S. 16 ff.), wobei ihr nur die bezeichnenden Ausführungen über die Shakespearische Dichtung und die Mendelssohnsche Musik in der echt Krähenfelder Geschichte 'Vom alten Proteus' entgangen sind.

Besonders bemerkenswert ist dann der Hinweis darauf (S. 12 f.), dafs Raabe einer stimmunggebenden Atmosphäre bedarf, die ihm für seine Dichtungen als eine Art Symbol dient. Dies erregende Moment ist für ihn nicht selten der Schauplatz seiner Erzählungen: Magdeburg für 'Unsers Herrgotts Kanzlei', die Spreegasse in Berlin für die 'Chronik der Sperlingsgasse', die Gartenvorstadt in Braunschweig für die 'Akten des Vogelsangs', Prag und der Beth Chaim für die 'Hollunderblüte'.

Anderer Art ist das Symbol des 'Schüdderump', der sonst manche Ähnlichkeiten mit der 'Hollunderblüte' aufweist: Marie Speyer nennt ihn, etwas übertreibend, 'eine Entfaltung des seelischen Problems in der Hollunderblüte' (S. 22 f.). Welche Charaktere und Motive auf den 'Schüdderump' hindeuten, hat sie fein herausgefunden (S. 27 ff., 41 f., 45 f.). Dagegen hätten die 'Leute aus dem Walde', die in demselben Jahre wie die 'Hollunderblüte' erschienen sind, erheblich stärkere Beachtung erheischt: schon 'das kleine Fräulein unter den Hollunderblüten' im 14. Kapitel des ersten Bandes der 'Leute aus dem Walde' zeigt eine analoge Situation. Dieser Roman bietet dann auch reichliche Zeugnisse dafür, dafs Raabes Lebensgefühl, mindestens in dieser Periode, nicht kurzweg pessimistisch genannt werden darf und mit Schopenhauers desperaten Grillen, wie Marie Speyer zeigt (S. 42 ff.), im Grunde wenig gemein hat. Raabe versteht unter Glück nicht das Freisein von Schmerz, sondern Freud' und Leid verschmelzen sich nach seiner Auffassung und bilden eine unlösliche Einheit. Ähnlich hat Conrad Ferdinand Meyer empfunden:

> Merke dir's, du blondes Haar:
> Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
> Unzertrennlich beide —
> Geh und lieb' und leide!

Und wenn der Sternseher Heinrich Ulex in den 'Leuten aus dem Walde' betont, 'dafs auch hinter der Entsagung das Glück liegen kann', wem fiele da nicht Fontanes Sprüchlein ein:

> Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
> Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
> Lern' überwinden, lern' entsagen,
> Und ungeahnt erblüht es dir!

Auch sonst kann man bei Raabe und Fontane Uebereinstimmendes finden: so ist es beider Meinung, dafs die kleinen Dinge über die grofsen gehen (wie Fontanes Cécile sagt), oder dafs es nichts ist mit dem Heroentum in dieser Werkeltagswelt (wie ein Wort Raabes in den 'Akten des

Vogelsangs' lautet). Gleichwohl sind die Gegensätze in den beiden Dichtern unverkennbar und kommen besonders handgreiflich auch im Nebensächlichen zum Ausdruck, wofür ich zum Schluſs noch ein Beispiel anführen möchte.

Marie Speyer bemüht sich (S. 35 f.), Raabes Namengebung zu verteidigen und hebt eine Stelle aus 'Des Reiches Krone' hervor, wo es heiſst: 'Mathildis, das ist Heldin, mächtige Kämpferin, und es ist kein anderer Name unter den Menschen, der für mich einen so edlen Klang hat als dieser!' Für Fontane bezeichnet der Name Mathilde lediglich den Inbegriff aller hausfraulichen Tugenden: seine Cécile hört dabei nur das Schlüsselbund klirren, und sein Gordon sieht die Speisekammer und den Quersack, darin in seiner Mutter Hause die Backpflaumen hingen. 'Ja, dergleichen ist mehr als Spielerei', fügt er hinzu, 'die Namen haben eine Bedeutung.' Was denn freilich auch die Ansicht Raabes ist, der ausdrücklich erklärt, daſs viel, sehr viel in der Charakterentwicklung seiner Cleophea (im 'Hungerpastor') aus diesem Namen und der Opposition dagegen abzuleiten sei.

Berlin. Hermann Michel.

Karl Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in 'Des Knaben Wunderhorn'. (Palaestra LXXVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1909. IV, 807 S. 8.

Wenn auf das umfangreiche Buch von Ferd. Rieser 'Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen' (1908), 560 Seiten stark, im folgenden Jahre das noch umfangreichere von K. Bode 'Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn', bei gedrängterem Druck 807 Seiten stark, folgen konnte, so wird man sich einer gewissen Beklemmung nicht erwehren können bei dem Gedanken, was daraus werden solle, wenn womöglich in Bälde noch tüchtigere Recken mit noch stattlicheren Bänden dem rätselreichen Wunderhorn zu Leibe gehen wollten. Aber die Sorge, mit der man Bodes Werk zur Hand nimmt, ist schnell behoben, da man hier den Ödipus erkennt, der diese Sphinx enträtselt hat.

Riesers Arbeit hat auch ihr Verdienst und ihre Vorzüge, sie bietet auch unter Ausschluſs allein der Kinderlieder die ganze, groſse Masse von Gedichten in Hinsicht auf Quellen oder Vorlagen sorgfältig untersucht und wohlgeordnet; dennoch berühren sich die beiden verwandten Arbeiten wenig, die spätere bleibt von der früheren unabhängig und bietet ungemein viel Neues und Eigenes — ein Beweis für die Reichhaltigkeit und Fülle der Aufgabe.

Rieser behandelt vom Wh. den ersten Teil für sich besonders, den zweiten und dritten Teil zusammen. Innerhalb dieser beiden Hauptabschnitte gibt er, beide Male nach derselben Einteilung, eine 'Aufzählung der Lieder nach den Quellen', eine 'Übersicht der Dichtungsgattungen', wobei 'Gedichte des 15. bis 17. Jahrhunderts' und 'Neuere Gedichte' unterschieden werden, eine 'Übersicht der Bearbeitung der Gedichte' und sodann 'Die einzelnen Gedichte', wieder in solche des 15. bis 17. Jahrhunderts und neuere gesondert und hier innerhalb dieser beiden Reihen wieder nach den Gattungen unterschieden 'Höfische Lieder', 'Historische Volkslieder' usw.

Bode hat sich einer einfacheren und folgerichtigeren Anordnung bedient. Nachdem er auf den ersten 146 Seiten zuerst über 'Entstehung und Kritik', sodann über 'Quellen' übersichtlich und eingehend gehandelt hat, unterscheidet er im dritten Teil, worin er, dem Titel seines Buches entsprechend, als eigentliches und hauptsächliches Thema 'Die Bearbeitung der Vorlagen' darstellt, fünf Typen, die er genau wägend und vorsichtig abstufend vom unveränderten Abdruck der Vorlagen durch Zwischenglieder und Steigerungen weitergehen läſst bis auf eigene Gedichte der Herausgeber. Erst vermöge dieser zunächst seltsam anmutenden, aber mit groſsem

Geschick durchgeführten Einteilung, wobei man freilich für jedes Gedicht die darauf bezüglichen Bemerkungen an mehreren Stellen suchen mufs — was übrigens bei Rieser mit seinen sich wiederholenden und kreuzenden Dispositionsnormen erst recht nötig ist —, erhält man Klarheit darüber, aus welchen ursprünglichen und nachträglichen Bestandteilen das Wunderhorn zusammengesetzt ist; und wenn dieser Hauptzweck der Arbeit als genügend wichtig unzweifelhaft gelten mufs und vollkommen erreicht ist, so wird man auch die Verteilung und Anordnung des Ganzen als gelungen und zweckmässig anerkennen müssen.

In der Ausführung beweist B. viel Fleifs, Kenntnis, Umsicht, Geschmack und Urteil; die vielgestaltige und weitschichtige Stoffmasse führt er in gutem Zusammenhang und anschaulicher Gliederung vor; er weifs den Ästhetiker durch seine gefällige Darstellungsweise zu fesseln und bietet ihm durch seine feinsinnigen Beobachtungen Genufs, während er den Literarhistoriker, Kritiker und Volksliedforscher durch die reichhaltigen Ergebnisse seiner genauen, gründlichen und vielseitigen Untersuchung erfreut.

Die Bemerkungen über manche Gedichte wachsen sich zu ganzen Abhandlungen aus, und mancher Exkurs liefert schönen Ertrag, worüber man Abschweifungen oder Umschweife gern vergifst. Für das eine Bremberger-Gedicht 'Mit Urlaub, Frau' (das andere 'Meiner Frauen roter Mund' S. 210) macht Bode S. 425—31 so ganz nebenbei den Versuch einer kritischen Rekonstruktion im Anschlufs an meine 'Bremberger-Gedichte' (1908 erschienen). Zu dieser unvermutet und angenehm überraschenden Beigabe mag es nicht unangebracht sein, hier meinerseits einen Nachtrag zu liefern, der mir durch einen kürzlich erst geglückten Fund eines amerikanischen Forschers ermöglicht wird. Ch. A. Williams aus Iowa City hat in seiner Heidelberger sehr gediegenen Doktordissertation 'Zur Liederpoesie in Fischarts Gargantua' (1909) auf die bisher kaum noch beachteten, dabei recht bedeutenden Vorräte deutscher Lieder in der Palatinischen, d. h. aus Heidelberg stammenden Abteilung der Vatikanischen Bibliothek hingewiesen und viel Neues daraus für seine Arbeit geschöpft (vgl. auch seinen Aufsatz über 'Zwei deutsche Liederbücher des 16. Jahrhunderts im Vatikan' in: The journal of English and German philology 8, 1909, S. 489—500). Eine Durchsicht nun von E. Stevensons 'Inventario dei libri stampati Palatino-Vaticani' ergibt wie zu vielen anderen Liedern aus derselben Quelle auch ein paar belangreiche Beiträge zum Bremberger-Stoff:

Stevenson II 2 (1891) S. 81 Nr. 2268 p 'Drey Schöner Lieder, Das erst, Ich erfrew mich eins' Magdeburg, P. Kempff. — Vgl. Bremberger-Gedichte S. 10 Ye 505 'Drey Schöner Lieder' Magdeburg, J. Wald. —

II 2 S. 84 Nr. 2288 kk 'Zwen newe Bremberger' Nürnberg, V. Neuber. — S. 84 Nr. 2290 mm 'Ein schöner Bremberger' Nürnberg, V. Neuber. Vgl. Bremberger-Ged. S. 61 Yd 9748 'Ein schöner Bremberger' Nürnberg, V. Neuber. — S. 87 Nr. 2306 ccc Nürnberg, F. Gutknecht. Vgl. Bremberger-Ged. S. 29 Yd 9890 Nürnberg, V. Neuber. — S. 92 Nr. 2337 iiii Nürnberg, F. Gutknecht. Vgl. Bremberger-Ged. S. 58. — S. 92 Nr. 2338 kkkk 'Ein Schöner Bremberger, Wach auff hertz lieb' Nürnberg, V. Neuber. = Yd 8581 (s. Bremberger-Ged. S. 51). — S. 94 Nr. 2348 uuuu 'Drey hübscher Lieder' Regenspurg, H. Khol. Vgl. Bremberger-Ged. S. 39. —

II 2 S. 102 Nr. 2393 mm 'Von des Brembergers endt und todt' o. O. u. J. = London, Brit. Mus. 11522 df 17 (s. Bremberger-Ged. S. 47). — Von diesem Heftchen, das Bode für die Vorlage des Wh. hält, kennen wir nun also zwei Exemplare, das eine zu London, das andere zu Rom. Woher schöpften die Herausgeber des Wh?

Solche kleinen Zusätze liefsen sich gewifs mit Leichtigkeit in grofser Zahl herbeisuchen, das kann aber nicht hindern, B.s Werk als nach Menschenmöglichkeit erschöpfend und abschliefsend zu betrachten.

Marburg i. H. A. Kopp.

Deutsche Unterrichtsbücher.

1. J. G. Sprengel, Die Notlage des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, insbesondere auf dem humanistischen Gymnasium. Vortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Vereins für Schulreform zu Berlin am 4. April 1909. Berlin, O. Salle, 1909. 35 S. M. 0,50.
2. R. Lehmann, Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten. 3., neu bearbeitete Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909. XX, 428 S. M. 9.
3. K. F. Kummer, Deutsche Schulgrammatik. 7., durchgesehene Auflage. Wien, F. Tempsky, 1906. VI, 250 S. 2 K. 10 h.
4. K. Tumlirz, Deutsche Schulgrammatik. 4. umgearbeitete Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1903. VII, 232 S. M. 3.
5. K. Tumlirz, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Wien, F. Tempsky, 1906. VI, 145 S. 1 K. 50 h.
6. R. Lippert, Lehrbuch der deutschen Sprache für Lehrerbildungsanstalten mit ihren Vorbereitungsklassen, sowie für sonstige Schulen mit höheren Lehrzielen. Leipzig, G. Freytag, 1906. I. Teil: Satz- und Wortlehre. 148 S. M. 2. II. Teil: Lautlehre, Mundarten, Bedeutungswandel, geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache. 101 S. M. 1,50.
7. A. Helmsdörfer, Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Leipzig u. Wien, G. Freytag u. F. Tempsky, 1908. 85 S. M. 1,20.
8. F. Schmidt, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren Klassen höherer Lehranstalten. Hanau, M. Alberti, 1909. IV, 162 S.
9. K. Nerger, Dr. Karl Krauses Deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität, mit besonderer Rücksicht auf ausländische Institute in Deutschland und deutsche Institute im Auslande neu bearbeitet. 6. verbesserte Auflage. Breslau, J. U. Kern, 1908. VIII, 276 S.
10. H. Schelle, Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer. Leipzig, Rengersche Buchandlung, 1903. IV, 272 S.
11. O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 2., verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1906. XIII, 211 S. M. 2.
12. O. Weise, Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. 2., vermehrte Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1905. VI, 166 S.
13. W. Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. VIII, 196 S.
14. M. Henschke, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt. Mit 4 Abbildungen auf Tafeln. 2. Auflage. Leipzig u. Berlin, Th. Hofmann, 1905. XV, 423 S. M. 3.

15. **W. Viëtor, Deutsches Lesebuch in Lautschrift.** Als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben. Leipzig, B. G. Teubner. Teil 1: Fibel und erstes Lesebuch. 2., durchgesehene Auflage. 1904. XII, 158 Seiten. Teil 2: Zweites Lesebuch. 1902. VI, 139 S.

16. **H. Hense, Deutsche Aufsätze für die oberen Klassen der höheren Mädchenschule und das Lehrerinnenseminar.** Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. 3. Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. I: Literarisch-ästhetische und pädagogische Stoffe. XVIII, 134 S. M. 2,20. II: Vaterländische, religiös-sittliche Stoffe; Stoffe aus verschiedenen Gebieten, aus dem praktischen Leben. VI, 103 S. M. 1,60.

17. **A. Wohlthat, Die klassischen Schuldramen nach Inhalt und Aufbau.** 2. (verbesserte) Auflage in neuer Rechtschreibung. Leipzig u. Wien, Freytag u. Tempsky, 1905. X, 192 S. M. 2.

18. **L. Hornung: Eduard Mörike. Mozart auf der Reise nach Prag.** Novelle. Für den Schulgebrauch herausgeg. Mit 1 Titelbild. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig u. Wien, Freytag u. Tempsky, 1910. 166 S. M. 0,70.

Sprengels Ziel ist die Reform des deutschen Unterrichts (Nr. 1). Er schildert die Notlage dieses Faches, zumal auf dem Gymnasium, wo in den mittleren Klassen (den Tertien mit je zwei Wochenstunden) die Stundenzahl des Nebenfaches erreicht sei. Er weist auf die Wirkungen des unzulänglichen Uuterrichts hin und steht nicht an zu erklären: 'Die Zahl der Gebildeten, die klar und fliefsend zu sprechen, einfach, natürlich und richtig zu schreiben verstehen, ist in Deutschland erschreckend gering. Auch die Gelehrtesten besitzen nicht allzuoft die Kunst, klares Deutsch zu schreiben.' Wenn es so schlimm stände und unsere Muttersprache derartig grofse Anforderungen stellte, so müfste man an einer Besserung der Verhältnisse fast verzweifeln. Allein Sprengel hat guten Mut. Er sieht im deutschen Unterricht nicht blofs, wie so viele, theoretisch den Mittelpunkt alles erziehlichen Unterrichts, sondern er möchte ihn auch praktisch dazu machen. Er findet, die dem deutschen Unterricht zugewiesene Stundenzahl stehe in einem Mifsverhältnis zu dieser grofsen Aufgabe. Er fordert durchgehends fünf, er will sich für die Tertien, weil mehr Zeit kaum verfügbar, mit vier Stunden wöchentlich zufrieden geben. Er gewinnt diesen Zuwachs durch Abstriche am Lateinunterricht. Er ist der Meinung, dafs die überragende Anzahl der Lateinstunden auf der Unter- und Mittelstufe den deutschen Unterricht nicht fördre, sondern hemme. Er gibt auch an, wie die gewonnene Zeit nutzbringend zu verwenden sei. Er verspricht sich viel von der zusammenhängenden Lektüre umfangreicher prosaischer Schriften, wie Hauffs Lichtenstein, Storms Pole Poppenspäler, Mörikes Hutzelmännlein. Diese Lektüre gebe dem Tertianer Gelegenheit, ein Ganzes überblicken und durchdringen zu lernen, sich in dem mündlichen Gebrauch der Muttersprache zu üben und zu vervollkommnen. Sie diene als formale und stoffliche Propädeutik, denn sie bereite die reichlich und rationell zu betreibende Privatlektüre der Oberstufe vor, welche vor allem der Einführung in das Schrifttum des 19. Jahrhunderts gewidmet sein müsse. Sprengel befürwortet K. F. Meyer und Raabe, Storm und Keller, weist aber die 'theoretische Literaturgeschichte' weit von sich. Es ist bei vielen allmählich ein unverrückbarer Grundsatz geworden: Nur keine Literaturgeschichte! Und wo man Vertiefung in die Literatur und ihre Schätze fordert, da tritt nicht selten alsbald die Literaturgeschichte als drohendes Schreckgespenst auf, dem man vorsichtig ausweichen müsse. So auch

hier die 'theoretische' Literaturgeschichte, freilich ein Begriff, der nicht ohne weiteres klar ist. Die Literaturgeschichte ist an und für sich theoretisch, wie jede andere geschichtliche Wissenschaft auch; und es wäre Aufgabe des Lehrers, das gründliche Studium dieser so glänzend vertretenen theoretischen Literaturgeschichte für den Schulunterricht praktisch zu verwerten. Was man an dieser Wissenschaft meist abschreckend findet und fast fürchtet, das ist oder kann doch nur sein das öde Weitergeben von Namen und Zahlen, das schnöde Nachsprechen fremder Urteile. Aufserdem ist sie aber doch auch die Darstellung unseres geistigen Wesens und Lebens, und sie ermöglicht jedem, der lesen mag, eine Nachprüfung in gewissen Grenzen, da ja die Werke, z. B. aus der Zeit 1750—1850, leicht zugänglich sind. Der Lehrer wird also nicht nachsprechen, denn er braucht es schlechterdings nicht zu tun; und was er selber nicht tut, wird er auch von dem Schüler fernzuhalten wissen.

Lehmanns verdientes und bewährtes Buch (Nr. 2) erscheint in dritter Auflage mit den durch den Fortschritt der Zeit bedingten Zusätzen und Veränderungen. Nachdem zwanzig Jahre seit dem ersten Erscheinen verstrichen sind und das Buch seitdem ein nicht zu missender Bestandteil der pädagogischen Literatur geworden ist, erübrigt es sich, auf die allgemeinen Grundgedanken einzugehen. Es sei nur festgestellt, dafs Lehmann zu neueren und neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts das Wort ergriffen und seine Meinung unumwunden geäufsert hat.

Zunächst zu der Frage der künstlerischen Erziehung, die ja den deutschen Unterricht besonders nahe berührt. Diese Frage ist längst beantwortet. Der Dichter braucht Einbildungskraft, die Gestalten schafft, und einen Kunstverstand, der organisierend tätig ist; der Leser oder Hörer mufs nachfühlen und nachdenken. Der ästhetische Genufs, vornehmlich derjenige der Klassiker, setzt auch verstandesmäfsige Tätigkeit voraus. Er verlangt nicht blofs Einfühlen und Stimmung, sondern auch geistige Arbeit. Erregung von Phantasie und Gefühl ohne regelnden Verstand und Willen mag für den Ästheten wünschenswert, kann aber kein Zielpunkt für die Schule sein. Lehmann hat von Anfang an die anschauliche Auffassung dichterischer Werke als das Grundlegende bezeichnet, aber auch der verstandesmäfsigen Verarbeitung ihr Recht zu wahren gewufst.

Das Zweite betrifft den Umkreis der Lektüre und ihre Wertung. Lehmann (auch Sprengel) findet, dafs Lessing 'uns unverkennbar allmählich in die Ferne rücke'. Er will dem Laokoon und der Dramaturgie allerdings ihr historisches Recht lassen, aber 'der Wert dessen, was sie der Gegenwart und dem Schüler unmittelbar bieten, wird immer zweifelhafter'. Es wäre zwecklos, gegen eine so mafsvoll hervortretende Empfindung eines einzelnen oder mehrerer anzukämpfen. Aber es wird nicht jedem leicht eingehen, dafs diese lebhaften, feurig andringenden und dabei so verstandesklaren und scharfsinnigen Schriften Lessings nur noch als 'Dokumente der geschichtlichen Entwicklung' anzusehen seien. Jeder Jüngling, dem ein geistiges Dasein aufgegangen, dem der Widerstreit der Dinge und Ideen zum Bewufstsein gekommen, dem kühner Kampf um Gedanken, um Ideale ein Lebenselement geworden ist — er lebt mit seinem Lessing, er streitet und siegt an seiner Seite; er findet in ihm, was der Geist an Anregung, Bewegung und Zielen fordert. Lessing lebt ihm. Und wenn er dann auch in Lessings Erscheinung das historisch Bedingte anzuerkennen genötigt wird, so wird er deshalb die unbedingte Einwirkung Lessings auf sein eigenes geistiges Dasein nicht verkennen. Hier ist mehr als Literaturgeschichte. Und wenn die Schule den ernstlichen Versuch nicht machen will, diesen Schriftsteller über die geschichtliche Würdigung hinaus geistig wiedererstehen zu lassen und damit Lust am Denken, Freude an dem Spiel geistiger Kräfte zu erregen, ihm Gegenwartswert zu

geben, so wird sie Lessing nicht gerecht. Auch für die Schule steht der produktive Kritiker Lessing im Vordergrunde des Interesses. Lehmann hat übrigens das formale Interesse, das die Lessingsche Kritik auch heute noch erregt, voll anerkannt, doch scheint mir seine Besprechung der Dramaturgie und des Laokoon verhältnismäfsig zu viel des Historischen zu bieten.

Drittens kann man Lehmann nur beipflichten, wenn er dafür eintritt, dafs die Romantik eingehender gewürdigt werde, wenn er wünscht, der Lehrer möchte für die Zeit von 1830—70 oder 80 einen Überblick geben. Richtlinien sollen gezogen, reihenbildende Übersichten müssen entworfen werden. Auch für diese Literaturgeschichte mufs Objektivität wenigstens ein Ziel des Strebens sein. Der einzelne Dichter mufs ruhig gewertet werden. Der Lehrer ist nicht Geschmacksrichter. Mit Recht rät Lehmann, zumal für die Betrachtung des 19. Jahrhunderts, Behutsamkeit an, indem er darauf hinweist, wie schwankend die Urteile seien und wie recht oft erst in Aktion und Reaktion, nach übermäfsigem Lob und ausschweifendem Tadel ein gesichertes mafsvolles Urteil sich bilde.

Neu hinzugekommen sind einige Erwägungen zur freieren Ausgestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe, zunächst im Rahmen des gegenwärtigen Betriebes. Lehmann vertritt die Ansicht, man möchte interessierten, begabten Schülern gröfsere Arbeiten zuweisen (anstatt der vier im Semester üblichen zwei umfassendere Aufsätze). Im Zusammenhange hiermit macht er dann den weitergehenden Vorschlag, alle bisher als Hausaufgaben gestellten gröfseren Arbeiten aller Fächer in Klausurarbeiten zu verwandeln, also z. B. für das Deutsche an Stelle der häuslichen Aufsätze Klassenaufsätze treten zu lassen. Letzteres berührt einen Wunsch, der schon manchem aufgestiegen ist, nicht blofs weil in seiner Erfüllung die Leistung des Schülers klarer hervorträte und sicherer zu bewerten wäre, sondern vor allem weil die Zielleistung in der Reifeprüfung gleichfalls eine Klausur ist, Klassenaufsätze demnach eine bessere Vorbereitung sein würden. Von gröfseren (häuslichen) Arbeiten würde jeder Schüler in jedem Quartal nur eine anzufertigen haben; das Fach, dem sie angehören soll, würde er selbst bestimmen. — Ferner gibt Lehmann einen Entwurf zur Behandlung von Goethes Faust in Prima, ein Gegenstück zu seiner auf Untersekunda berechneten Egmont-Lehrprobe. Dagegen ist das Kapitel über philosophische Propädeutik weggelassen, weil selbst die bescheidenen Forderungen, die es erhob, einstweilen keine Aussicht auf Erfüllung hätten.

Grofs ist die Zahl der vorliegenden Grammatiken (Nr. 3—10). Die Kummersche (Nr. 3) ist in 7. Auflage erschienen. Sie hat sich bereits bewährt. Sie beruht auf gründlichen Studien und verarbeitet die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft. Dabei sucht sie überall durch Beispiele und Belege praktisch zu fördern. Flexions-, Satz- und Wortbildungslehre werden mit gleicher Ausführlichkeit vorgetragen und jeweils erläutert. Es sei etwa auf die graphischen Satzanalysen hingewiesen oder auf die wertvolle alphabetische Zusammenstellung der gebräuchlichsten Lehnwörter. Der Anhang behandelt Prosodik und Metrik. Kummers Buch ist durch Ministerialerlafs als für österreichische Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten allgemein zulässig erklärt. Man hätte nun, vielleicht in einer Vorrede, gern erfahren, ob und für welche Schulen es in Österreich eingeführt ist und in welcher Weise man die Stoffmasse dort bewältigt hat. Aber auch ohne das möchte man wünschen, es könnte ein so eindringendes und umfangreiches Lehrbuch in unseren den österreichischen Mittelschulen entsprechenden höheren Schulen Verwendung finden. Freilich müfste vorher die oben berührte Erhöhung der Stundenzahl des deutschen Unterrichts erreicht sein, die gewifs auch aus dem Gesichtspunkte intensiverer Pflege der muttersprachlichen Grammatik, nicht blofs

der Lektüre wünschenswert erscheinen dürfte. — Von Tumlirz liegt ein Buch gleichen Titels vor (Nr. 4). Es ist auch gleichartig, aber nicht so ausführlich angelegt. Zugleich ist es umfassender; denn es behandelt die Rechtschreibung (im Anschlufs an die Lautlehre) und die Interpunktionslehre (im Zusammenhang mit der Satzlehre). Ein besonderer Abschnitt setzt die wesentlichsten stilistischen Anforderungen und, in ganz knappem Umrifs, die Aufsatzlehre auseinander. — Tumlirz hat dann seine eigene Schulgrammatik kürzer gefafst (Nr. 5) und sie ausdrücklich für die Zwecke der österreichischen Mittelschulen eingerichtet und umgestaltet. — Helmsdörfer (Nr. 7) verfolgt denselben Zweck. Er geht aber von den Lauten und Wörtern sogleich zu den Satzgliedern und Wortarten über, denen er die eingehendere Behandlung des Satzes anschliefst. In eigenen Abschnitten spricht er von Stellung und Betonung, von Tropen und Figuren, von der Interpunktion.

Mit einem Hilfsbuch für den deutschen Unterricht tritt Schmidt (Nr 8) hervor, von dem Gedanken ausgehend, dafs 'die Betrachtung der Muttersprache die Grundlage für die gesamte sprachliche Belehrung des Schülers bilden müsse und dafs alles, was man von der Beschäftigung mit fremden Sprachen erwartet, von der Muttersprache geleistet werden könne'. Diese Ansicht wird vielfach nicht geteilt werden; denn sie stellt letzten Endes den Betrieb der Fremdsprachen in Frage, der doch um sprachlicher und geistiger Schulung willen eingeführt ist. Das Buch Schmidts zerfällt nach der Zahl der unteren Klassen, für die es bestimmt ist, in drei Teile. Der Verfasser gliedert den darzubietenden Stoff meist dreifach: er bildet bestimmte, seinen Zwecken entsprechende Sätze; er gewinnt aus ihnen die betreffenden grammatischen Bezeichnungen, Beziehungen und Gesetze; er sucht diese Dinge durch Übungen praktisch geläufig zu machen und sicher einzuprägen. Er verfährt induktiv. Er dringt von der Erscheinung zu dem Grunde vor. Er leitet viel her, auch manches Selbstverständliche, das freilich dem Sextaner schwer genug eingehen mag. Er beginnt mit der Aufzählung dessen, was wir durch die fünf Sinne wahrnehmen; er erklärt die Worte 'Vorstellung' und 'Gedanke'; er läfst späterhin die Arten der Dinge begrifflich bestimmen und möchte Wirkung und Ursache, Grund und Folge, Absicht und Zweck scharf unterscheiden lehren. Er glaubt damit die erste Grundlage für eine philosophische Propädeutik zu legen. Sehr zahlreich sind die Übungen zur Befestigung des Gelernten. In der Metrik sind einige poetische Beispiele für die Quarta wohl etwas zu hoch. — Der Verfasser hat mit seiner Methode gewifs Erfolge erzielt; er hat in ihrer Befolgung Freude erregt und selbst gehabt. Er veröffentlicht dieses Hilfsbuch, das ihm schon geholfen hat, um nun anderen damit zu helfen. Hoffentlich wird, was bei ihm Methode, Geist und Leben war, bei dem Benutzer nicht blofses Schema, toter Buchstabe und glatte Nachahmung. Das Buch wird manchem Anfänger nützen, manchem Vorgeschrittenen Winke geben, aber die rechte Bedeutung für den Unterricht wird es nur dort haben, wo es von Lehrern gehandhabt wird, die es selbständig durchdringen und aus dem Eigenen hinzutun können.

Lippert (Nr. 6) weifs rechte gelegentliche Belehrungen wohl zu schätzen, aber er tritt dennoch für einen besonderen Unterricht in der deutschen Grammatik ein, und zwar nicht blofs für Lehrerbildungsanstalten, denen sein Buch in erster Linie dienen soll und hinsichtlich deren die Forderung selbstverständlich ist. Freilich soll dieser Unterricht die Sprachgesetze nicht dogmatisch überliefern, sondern er soll sie entwickelnd und übend an mustergültigem Sprachstoff erarbeiten lehren. Dementsprechend bietet Lippert fast durchgehends zunächst Übungsaufgaben, um später die daraus zu gewinnenden Unterrichtsergebnisse übersichtlich zusammenzustellen. Er bevorzugt diese räumliche Trennung von Sprachstoff und Sprachgesetz,

denn er fürchtet mit Recht, wenn eins unmittelbar dem anderen folgte, würde die Unterrichtsarbeit gestört und erschwert, indem der Schüler alsdann während der Erarbeitung des Sprachgesetzes aus dem Übungsstoff das unten formulierte Gesetz vorwegnehmen könnte. Aber es drängt sich die Frage auf, ob dieser Übelstand nicht besser vermieden würde, wenn die Beispiele in einem und die daraus abzuziehenden Lehren in dem anderen Bande des Werkes untergebracht würden.

Angefügt seien zwei grammatische Lehrbücher, die einem besonderen Zwecke dienen, der Einführung von Ausländern in die deutsche Sprache: das alte, zuerst 1867 erschienene, von Krause verfaſste und seit der dritten Auflage von Nerger bearbeitete (Nr. 9) und das von Schelle (Nr. 10). Beide erscheinen brauchbar; es fragt sich nur, ob Schelle etwa Krause-Nerger benutzt hat und seine Brauchbarkeit diesem wenigstens teilweise verdankt. Nerger gibt Beispiele, Schelle auſserdem prosaische und poetische Leseproben.

Anders geartet ist die Sprach- und Stillehre Weises (Nr. 11). Für ihn handelt es sich nicht um die Bedürfnisse der Schule, sondern um das Bildungsstreben des groſsen Publikums, dem er in gemeinverständlicher Schreibart entgegenkommt. Er überliefert kein grammatisches System mit Gesetzen und Regeln, sondern er betrachtet die deutsche Sprache vornehmlich unter dem geschichtlichen Gesichtspunkte. Auch bei ihm finden wir die grammatischen Kategorien, aber nicht in der Beharrung ruhenden Seins, sondern in der Bewegung stetigen Werdens. Überall gewinnen wir Einblick in die Geschichte unserer Sprache, und es überkommt uns freudiges Staunen, wenn wir sehen, wie festgefügt die zarten geistigen Formen der Sprache einherschreiten, wie stark die Überlieferung auch auf dem Gebiete dieser leichten und scheinbar flüchtigen Gebilde wirksam ist, wie wir selbst mit unserem Denken und Fühlen in den Kreis dieser übersinnlichen Mächte gebannt sind. Die Stillehre Weises zerfällt in Stilregeln und Stilgattungen, sucht aber ihren Hauptwert in den Stilproben, die als Muster erzählender, philosophischer und rednerischer Prosa hingestellt sind und von knappen, aber sehr lehrreichen Erläuterungen begleitet werden. Neben unseren Klassikern, neben Gellert, Kant, Arndt, Körner, Jahn und Jakob Grimm treten hier die groſsen Historiker hervor (Ranke, Mommsen, Curtius, Treitschke), aber auch ihre Helden (Bismarck, Moltke, Friedrich der Groſse, Königin Luise). Scheffel und der Naturschilderer Masius gehen in der Reihe mit. — Bunter ist der Reigen der Schriftsteller, den Weise in seinen 'Musterstücken' (Nr. 12) gebildet hat. Er denkt sich dieses Buch als Ergänzung des vorigen; doch haben ihm bei der Abfassung auch die Schüler der Mittel- und Oberklassen als Leser vor Augen gestanden. Daraus erklärt sich die Wahl der Stoffe, die in vielen Fällen Gegenstände des Schulunterrichts behandeln. Zu den oben Genannten treten Schriftsteller und Gelehrte wie Lübke, Ribbeck, Hehn, Giesebrecht, Freytag, Lamprecht, Gregorovius, W. von Humboldt, W. H. Riehl, Paulsen, E. Schmidt. Auch von anderen ist manches Vortreffliche zum Abdruck gebracht. Es sind groſse Gegenstände und Charaktere, groſse, schön gefügte und edel geformte Gedanken, die den Leser fesseln. die ihn erheben und läutern; und Weise versteht es, Anordnung der Gedanken und Verwendung der Stilmittel ins Licht zu rücken.

Schwierig und heikel wird freilich die Auswahl der Stücke immer bleiben, wenn es sich nicht um eine besonders geartete Aufgabe handelt, wie sie z. B. Paszkowski (Nr. 13) zu lösen oblag. Es galt ein deutsches Lesebuch für an der Berliner Universität studierende Ausländer herzustellen. Da kam die deutsche Wissenschaft zuerst in Frage (II: Zum deutschen Geistesleben), und bei der Bedeutung der Berliner Universität war es möglich, vielfach Angehörige dieser gelehrten Körperschaft als weithin anerkannte Vertreter der allgemeinen und Bildungswissenschaften

zu Worte kommen zu lassen. Vorher geht (unter I) eine Kennzeichnung des deutschen Landes und Volkes, wofür Ratzel, P. D. Fischer, Kutzen, Hans Meyer (Deutsches Volkstum) und Sach die einzelnen Stücke geliefert haben. Paszkowskis Buch hat sich durchaus bewährt; es wird in den für Ausländer an der Berliner Universität eingerichteten Übungen mit Erfolg benutzt. — Von einem glücklichen Gedanken wird M. Henschke (Nr. 14) geleitet, wenn sie bestrebt ist, nur abgerundete, völlig in sich abgeschlossene Lesestücke zu bieten, und zu diesem Zwecke Reden und Essays auswählt. Sie ordnet nach den Gruppen: Geschichte, Literatur, Kunst, Naturerkenntnis und -betrachtung, Volkswirtschaftslehre, Philosophie und Pädagogik. Wir freuen uns, dem gehaltvollen Aufsatz Adolf Trendelenburgs 'Zum Gedächtnis Friedrichs des Grofsen' zu begegnen. Auch Karl Justis ausführliche Würdigung der Raffaelischen Verklärung Christi, Otto Gildemeisters Essay vom Reichtum, Roschers Abhandlung über den Luxus erwähnen wir gern besonders. Wir bedauern anderseits, dafs Scherers Geibelrede der Franzosschen Gedächtnisrede auf C. F. Meyer hat weichen müssen. Charlotte Duncker ist mit Abschnitten aus 'Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches' (Das Haus; Enthusiasmus) vertreten. Hiermit erscheint der leitende Gedanke aufgegeben; es ist das auch sonst geschehen, z. B. bei Mommsens Kimbern, bei Herder, dessen Humanitätsbriefe stückweise benutzt sind. — Viëtor (Nr. 15) verwendet die Lautschrift in einem Lesebuch nebst Fibel, dessen Zweck die Anleitung zu mustergültiger Aussprache ist. Mafsgebend ist die Bühnenaussprache. Freilich rechnet Viëtor zunächst nicht auf unsere öffentlichen Schulen; er denkt an den Einzelgebrauch und an das Ausland. Es sind vortreffliche Stückchen, die er unter hübschen Überschriften (Bei Scherz und Spiel; Bei der Arbeit; In Haus und Hof; In Garten und Wiese, Heide und Feld; Im Walde) zusammenstellt, in Lautschrift wiedergibt und erläutert.

H. Hense (Nr. 16) vereinigt teils Entwürfe und Dispositionen, teils ausgeführte Themata. Das erste Bändchen bringt in zwei Stoffgruppen 150, das andere in vier Stoffgruppen 128 Aufgaben. Innerhalb der einzelnen Gruppen sind recht verschiedenartige Themata zusammengebracht, nicht blofs hinsichtlich des Grades der Schwierigkeit (dieser wird durch Beifügungen wie I, d. h. erste Klasse, und 3. Sem., d. h. 3. Seminarklasse, angedeutet), sondern auch bezüglich des Inhalts und der Anschauung. Es ist augenscheinlich die Arbeit langer Jahre, die hier ihren Niederschlag gefunden hat. So mag es geschehen sein, dafs sich fruchtbare Anregungen anderer und glückliches eigenes Nachdenken mit den Früchten mischten, welche die herbe Not des Augenblicks zeitigte. Die Sammlung ist nicht recht ausgeglichen. Es treten z. B. unter den literarischen und ästhetischen Stoffen Themata auf, die man willkommen heifst, vielleicht gerade wegen ihrer Kühnheit: Robinson und die Robinsonaden; das evangelische Kirchenlied (bei letzterem macht die Verfasserin selbst eine Einschränkung). Bedenklich mutet 'die dramatische Literatur des Mittelalters' an; aber man beruhigt sich in etwas, wenn man aus der Disposition ersieht, dafs es sich nur um die Passionsspiele handelt. Weiterhin wird Lessings 'Wer wird nicht einen Klopstock loben! Doch wird ihn jeder lesen? Nein!' auf ein heutiges Publikum angewendet, das literarhistorisch veranlafst sei, ihm Preis und Lob zuzuerkennen, aber dem eigenen Geschmack zufolge seine Dichtungen ruhen lasse. Als ob Klopstock in diesem Falle für Lessing nicht der Schriftsteller und Dichter schlechthin wäre; als ob Lessing nicht gerade hätte betonen wollen, selbst ein so viel gerühmter und viel gelesener Dichter werde immer noch zuviel gerühmt und zuwenig gelesen. 'Drei Wäscherinnen' ordnet die königlichen Wäscherinnen, Nausikaa, welche die Aufsicht führt, und Gudrun, die zwangsweise wäscht, neben die alte Waschfrau Chamissos, die dem Verdienste

lebt. Unter 'Der Schlaf, eine ästhetische Studie' ist auch eine Behandlung des Notturnos (von Chopin, Field) vorgesehen, weil es den Schlaf musikalisch darstelle!

Wohlthat (Nr. 17) geht mit der löblichen Absicht um, den deutschen Unterricht zu entlasten. Er gibt Dispositionen der wichtigsten Schuldramen, die er zugleich in das dramentechnische Schema einfügt. Er will der deutschen Stunde eine Verstandesarbeit ersparen, 'die nicht zu umgehende logische Betrachtung' abkürzen und erleichtern. Er will mehr Raum schaffen für ästhetische Betrachtung, für Fruktifizierung des Gefühls und für Willenseinwirkungen. 'Die lebendige Erfassung der Dichterpersönlichkeit und der im Drama auftretenden Personen (Charaktere), die psychologische Vertiefung und das Aufsuchen der poetischen, hier besonders der tragischen Motive (denn mit Tragödien haben wir es vorzugsweise zu tun), ist ohne Frage die wichtigste Aufgabe der Dramenlektüre.' Es ist auch die schwierigere Aufgabe für Lehrer wie Schüler; und beiden Teilen würde mit Anregungen, Kennzeichnungen, Formulierungen und Zusammenstellungen in dieser Richtung besser gedient sein, wenn denn einmal geholfen sein soll. Wohlthat ist selbst der Meinung: 'Jeder einigermaſsen geschickte Lehrer wird bei der Klassenlektüre dramatischer Dichtungen seine Schüler und Schülerinnen unfehlbar zu der gewünschten Erkenntnis der gedanklichen Anordnung und des dramatischen Aufbaues führen; und das ist vielleicht der Grund, weshalb man diese Seite des Unterrichts mit besonderer Vorliebe zu behandeln pflegt.' Wenn es sich so verhält, wäre es gut, dem Lehrer dieses Feld sicherer, erfolgreicher Wirksamkeit auch weiterhin zu lassen und ihn nicht auf ein anderes zu verweisen, wo er Miſserfolg ernten könnte, weil die schöneren Früchte schwieriger zu ziehen sind. Was jeder einigermaſsen kann, das überlasse man ihm selbst zu tun, zumal wenn es eine conditio sine qua non ist. Unterstützen sollte man Lehrer und Schüler nur, wo schwere Aufgaben zu lösen, subtile Gegenstände zu behandeln sind. Es kommt dazu, daſs Götz und Egmont, Tell und Jungfrau von Orleans, Zriny und Ernst von Schwaben vielfach auf Klassenstufen gelesen werden, wo die logische Betrachtung ein ganz wesentliches Stück des Unterrichts bildet, daſs für diese Fälle dem Lehrer mehr als die Hälfte seiner Tätigkeit vorweggenommen würde. Und dabei ist immer vorausgesetzt, daſs der Lehrer in jeder Beziehung mit dem Lehrbuch übereinstimmt, worauf durchaus nicht zu rechnen ist.

Wenn man Mörikes Novelle 'Mozart auf der Reise nach Prag' zum Gegenstand der Schullektüre machen will, so wird man Hornungs Ausgabe (Nr. 18) mit Nutzen zugrunde legen können. Sie gibt in einer Einleitung das Wichtigste über Mörikes Leben und Dichten (nach dem neuesten Stande der Literaturforschung) sowie einen Lebensabriſs Mozarts, dazu in Anmerkungen eine Anzahl von Erklärungen und Erläuterungen, die vielleicht manchmal, z. B. in Erklärung französischer Fremdwörter, etwas zu weit gehen.

Charlottenburg. **Erich Bleich.**

Guido Manacorda, Germania filologica. **Guida bibliografica per gli studiosi e per gli insegnanti di lingua e letteratura tedesca con circa 20.000 indicazioni. Prem. Stabilimento d'arti grafiche Ditta Pietro Fezzi, Cremona 1910. IX, 280 S. 8. L. 10.**

In drei Abschnitten bewältigt der Verf. seinen Stoff. Der erste, '*Generalità*', verzeichnet die enzyklopädischen und bibliographischen Werke sowie die allgemein biographische Literatur, widmet groſse Sorgfalt den Istituti di Cultura durch ein ausführliches Verzeichnis der deutschen Bibliotheken und Universitäten mit knappen historischen Daten und reichlichen

Literaturangaben, behandelt weiter Schrift- und Bücherwesen und schliefst mit einem Register der wichtigeren Zeitschriften. Der Begriff der germanischen Philologie ist überall so weit als möglich genommen: es haben alle Disziplinen Berücksichtigung gefunden, die für sie als Hilfswissenschaften in Betracht kommen können.

Das zweite Kapitel, *'Linguistica'*, gibt ein vergleichsweise sehr knapp gehaltenes Verzeichnis von Wörterbüchern und Grammatiken; auch Metrik und Stilistik werden hier berücksichtigt. Ausführlicher verzeichnet der dritte Abschnitt, *'Letteratura'*, Gesamtwerke, Sammlungen und Monographien zur Literaturgeschichte. Den Beschlufs macht ein *'Dizionario bibliografico per singoli testi ed autori'*; auf nahezu 100 Seiten verzeichnet es in alphabetischer Anordnung für die wichtigsten Werke und Autoren der alten und neueren deutschen Literatur die bedeutenderen Ausgaben und Monographien.

Der Verf. leitet nicht nur die einzelnen Gruppen seiner Bibliographie durch allgemein orientierende Bemerkungen ein, er fügt häufig auch den wichtigeren Werken eine kurze Charakteristik bei. Es ist begreiflich, dafs man gegen die Art, wie er dies schwierige Unterfangen gelöst hat, nicht selten Einwendungen zu erheben hat, und zwar öfter auch objektiver Art, wie denn beispielsweise S. 113 die Bemerkungen über die mhd. Wörterbücher dem Lernenden sowenig eine ausreichende Orientierung über ihr Wesen geben wie ebenda die Geschichte des Grimmschen Wörterbuches genügend dargestellt wird. Auch gegen die Anordnung erheben sich öfter Bedenken, und es sollte nirgend ein so ungeordneter Haufe begegnen wie S. 133, wo Syntax, Stilistik und Phonetik bunt durcheinandergehen. Man findet wohl auch im einzelnen eine Reihe kleinerer Versehen in Namen und Zahlen und vermifst da und dort die Anführung von teilweise wichtigen Werken: es hat sich mir da bei aufmerksamer Durchsicht eine ziemliche Liste ergeben, mit der ich den Leser hier nicht behelligen will. Es wäre auch unrecht, dem Verf. einen Vorwurf daraus zu machen, und man hätte eher Ursache, über die Vollständigkeit des Werkes erstaunt zu sein, das unter schwierigen Umständen von einem Ausländer im Auslande gearbeitet wurde mit grofser Umsicht und auffallend guter Kenntnis der weitschichtigen Literatur. Das vorzüglich ausgestattete Buch, *sorgente nei primi ed ancora fievoli albori degli studi germanistici in Italia,* wie die Vorrede besagt, wird diesen Studien, von deren Aufblühen jüngst auch die Begründung von Fasolas Zeitschrift erfreuliche Kunde brachte, entschiedene Förderung bringen. Auch der deutsche Jünger der germanischen Philologie wird es in manchen Abschnitten mit Vorteil benutzen.

Frankfurt a. M. Friedrich Panzer.

Adolf Herrmann, Colley Cibber's tragicomedy 'Ximena or the heroick daughter' und ihr Verhältnis zu Corneilles 'Cid'. Kieler Inauguraldissertation. Kiel 1908. 116 S. 8.

Seit Guillen de Castro und Pierre Corneille hat die Geschichte des spanischen Nationalhelden den Dramatikern der romanischen und germanischen Nationen dankbare Stoffe geliefert. Mannigfache Fäden spinnen sich kreuz und quer, und der Übersetzungen, Umarbeitungen und mehr oder minder freien Nachbildungen ist schier kein Ende. Eine zusammenfassende Darstellung und Klassifizierung der gesamten Cid-Dramatik wäre ein vielversprechendes Thema der vergleichenden Literaturgeschichte, und Schreiber dieser Zeilen ist seit längerer Zeit mit der Sammlung und Sichtung des umfangreichen und zum Teil schwer zugänglichen Materials zu einer derartigen Studie beschäftigt. Die Zahl der Einzeluntersuchungen für dieses spezielle Gebiet ist, so unermeſslich die übrige, besonders rein

historische Literatur über den Cid bereits angeschwollen ist, noch recht bescheiden, und um so freudiger wären Spezialstudien von der Art der vorliegenden zu begrüfsen — nur müfsten sie viel, viel sorgfältiger angestellt werden.

A. Herrmann hat es sich in seiner Dissertation zur Aufgabe gemacht, die Abhängigkeit des englischen Cid-Dramas Colley Cibber's (1671—1757) von der bekannten Tragödie Pierre Corneilles zu untersuchen. Ist das Thema einer Vergleichung von nur zwei Dramen an sich schon etwas bescheiden für eine Veröffentlichung in Buchform, so kommt in unserem Falle noch verschlimmernd hinzu, dafs der Dichter bereits selbst die Hauptsachen in einem erklärenden Vorwort *To the reader* vorweggenommen hat. Die Folge davon war, dafs der Verfasser der Abhandlung dieselbe inhaltlich auf jede mögliche Weise zu strecken versuchte und auf diesem Wege dazu kam, sich mit Fragen zu beschäftigen, die mit dem Thema in gar keinem Zusammenhange stehen. Anderseits blieben natürlich, wie das bei Erstlingsarbeiten die Regel zu sein pflegt, einzelne Partien, die umfassende und zeitraubende Vorstudien verlangt hätten, in ihrer Ausführung weit hinter den bescheidensten Anforderungen zurück.

Die Studie baut sich nach folgendem Plane auf: Kap. 1: Einleitung. a) Der Cid in der Literatur; b) Cibbers Leben und literarische Bedeutung. Kap. 2: Quellen. Kap. 3: Gang der Handlung. Kap. 4: Komposition. Kap. 5: Charaktere. Kap. 6: Sprachliches und Metrisches.

Der wissenschaftliche und praktische Wert des ersten Kapitels ist gleich Null. Herrmanns Erwähnung einiger Cid-Dramen — er nennt das pompös 'der Cid in der Literatur' — gibt ein gänzlich schiefes und falsches Bild von der Verbreitung des Cidstoffes im Drama. Herrmann begnügt sich, aus Marty-Laveaux' grofser Corneille-Ausgabe den vielumstrittenen *Honrador de su padre* von Diamante zu zitieren, aus Parfaict die Titel einiger älterer Bearbeitungen, die auf Corneille folgten (Chevreau, Desfontaines), abzuschreiben; der Artikel W. Bormanns (Zeitschrift f. vgl. Lit. VI) liefert ihm die Titel der Dramen von Lope de Vega (Bormann schreibt versehentlich *Nazañas del Cid* statt *Hazañas*, was Herrmann nichtsahnend kopiert), von Rödel, von Wehl und von Lebrun; aus Riemanns Opernlexikon schliefslich, das man jedoch in der Liste der benutzten Werke vergeblich suchen würde, entnimmt er etwa ein Dutzend Titel von Opern, die den Cidstoff behandeln. Und das soll eine Idee vom 'Cid in der Literatur' geben! Von der unermüdlich steten Wiederaufnahme des Stoffes durch die spanischen Dichter, die doch in erster Linie zu erwähnen waren, weifs H. nichts zu sagen; kein Sterbenswörtchen hören wir von Arnao, Breton de los Herreros, Cancer, Concha, Fernandez y Gonzalez, Galvez Amandi, Velarde, um nur kurz einige der geläufigsten zu nennen, aber auch keines von Delavigne, Labarre, Lucas oder gar von unseren deutschen Collin, Cornelius, Greflinger, Neeb, Ortlepp, Wagner und wie sie noch alle heifsen. Was uns Herrmann sodann über das erste Auftauchen des Cidstoffes in der englischen Literatur zu sagen hat, stammt ausschliefslich, grofsenteils sogar wortwörtlich aus A. Mulert,[1] und zwar ohne Anführungszeichen oder Quellenangabe. Einige Gegenüberstellungen mögen das illustrieren.

Mulert S. 1:	Herrmann S. 5:
Die geschichtliche Entwicklung hat es gewollt, dafs P. Corneille auf der englischen Bühne des 17. Jahrhunderts ungewöhnlich früh eine Stätte gefunden hat.	Auch auf der englischen Bühne hat der Cid sehr früh eine Stätte gefunden.

[1] Pierre Corneille auf der engl. Bühne etc. Leipzig 1900.

Ib. S. 2:

... wie die verwandtschaftlichen und politischen Beziehungen, welche damals zwischen den beiden Königshäusern der Stuarts und der Bourbons bestanden, das spätere Abhängigkeitsverhältnis des englischen Geschmacks von dem französischen schon anbahnten ... Aber selbst in Anbetracht der soeben angedeuteten Beziehungen bleibt es eine höchst merkwürdige und leider nicht genügend aufzuhellende Tatsache, daſs das erste epochemachende Drama Corneilles, le Cid, sehr früh in der englischen Übersetzungsliteratur und auf der englischen Bühne erscheint.

Aus dem einfachen Vergleich der Daten ergibt sich nämlich, daſs der Cid in Paris und eine englische Übersetzung in Blankversen von Joseph Rutter in London ungefähr gleichzeitig aufgeführt und gedruckt worden sind.

Ib. S. 5:

Die politischen und verwandtschaftlichen Beziehungen, welche im 17. Jahrhundert zwischen den beiden Königshäusern der Stuarts und der Bourbonen bestanden, bahnten bereits das spätere Abhängigkeitsverhältnis der englischen Literatur von der französischen an ... Immerhin bleibt es, trotz der eben angedeuteten Beziehungen, eine höchst merkwürdige und leider nicht genügend aufzuhellende Tatsache, daſs der Cid so früh in der englischen Übersetzungsliteratur und auf der englischen Bühne erscheint.

Aus dem einfachen Vergleich der Daten ergibt sich nämlich, daſs der Cid in Paris und eine englische Übersetzung desselben von Joseph Rutter in London fast gleichzeitig aufgeführt wurden.

Mulert S. 4:

Wenn wir ferner erwägen, daſs die französische Gemahlin Karls I., Henrietta Maria, das gröſste Interesse daran hatte, die schönsten Früchte des heimatlichen Theaters auch auf fremdem Boden zu genieſsen, so ist eine Erklärung für das gleichzeitige Auftreten von Corneilles Cid in Frankreich und England damit wenigstens nahegelegt.

Herrmann S. 6:

Es ist allerdings zu erwägen, daſs die französische Gemahlin Karls I., Henrietta Maria, daſs gröſste Interesse daran hatte, die epochemachenden Schöpfungen von Dichtern ihrer eigenen Heimat auch auf fremdem Boden kennen zu lernen, wodurch das fast gleichzeitige Erscheinen des Cid in Frankreich und England immerhin eine gewisse Erklärung findet.

Ebenso stammen die von Herrmann in Anmerkungen gegebenen genaueren Daten über Privileg- und Druckvermerke der einzelnen Dramen buchstäblich aus Mulert. Um so sonderbarer wirkt es, wenn er dem letzteren (S. 7, Anm. 2) vorwirft, seine ‘sämtlichen Angaben’ seien aus Langbaine[1] geschöpft, den natürlich Herrmann selbst in seiner Liste der benutzten Literatur zu zitieren nicht versäumt, obwohl er ihn kaum auch nur von auſsen je gesehen hat.

War der erste Abschnitt der Einleitung absolut notwendig und nur in der Ausführung gänzlich verfehlt, so konnte dagegen der zweite Absatz ‘Cibbers Leben und literarische Bedeutung’ bei einem so speziellen Thema ruhig fortbleiben. Niemandem wäre es eingefallen, vom Verfasser etwas Neues über Cibbers Leben zu verlangen, dagegen hätte man aber auch gern auf die Wiederholung der Biographie des Dichters nach Ward und dem ‘Dictionary of National Biography’ verzichtet; der Hinweis auf ein paar Handbücher hätte genügt. Auch seine unzulängliche Charakterisierung der damaligen Literaturperiode in England hätte sich Herrmann besser geschenkt. Man weiſs, daſs sich das englische Drama der Zeit Karls II. nicht in zwei Zeilen charakterisieren läſst; trotzdem begnügt sich H. mit einigen starken Schlagwörtern aus Prölſs, nennt das Drama jener Epoche naiv ein ‘Mittel zur Befriedigung der Sinneslust’ und geberdet sich, als ob man bei den damaligen Dramatikern, Dryden voran,

[1] An account of the English dramatic poets. Oxford 1591.

vor 'unverhüllten Unsittlichkeiten und Lastern' überhaupt nicht mehr zur Besinnung komme. Dafs auch damals schon Drama und Bühne zweierlei waren, entgeht seinem puritanischen Eifer vollständig.

In Kapitel 2 beschäftigt sich H. sodann mit den Quellen des Cibberschen Dramas und kommt dabei zu dem Ergebnisse, dafs als einzig sichere Quelle der Cid von Corneille zu gelten habe. Die beiden englischen Übersetzungen des letzteren von Rutter und von Popple können seiner Ansicht nach als Quellen nicht in Betracht kommen. Hierzu ist folgendes zu bemerken. Dafs 'von Popple's Übersetzung als einer möglichen Quelle Cibbers abzusehen ist', das ist zweifellos; aber der Grund, den Herrmann dafür angibt, genügt nicht. Die Übersetzung, meint er, 'wurde überhaupt wenig bekannt, vielleicht weil der Verfasser ein bescheidener Kaufmann war'. Das ist eine recht müfsige Bemerkung. Aus dem von ihm an anderer Stelle so fleifsig benutzten Mulert (S. 10) hätte Herrmann entnehmen können, warum diese Übersetzung so wenig bekannt wurde: sie kam nämlich, wie alle übrigen dichterischen Arbeiten des Verfassers, gar nicht in Druck, sondern ist nur handschriftlich erhalten (Brit. Mus. Add. 8888 CXXXVII, E. F.). Tatsächlich bringt auch der 'Catalogue of Printed' Books des Brit. Mus. von diesem W. Popple, der schon 1708 starb, kein einziges gedrucktes Werk zum Vortrag. Die zweitgenannte Übersetzung, die von J. Rutter, hat Herrmann, wie er S. 15 selbst gesteht, nie zu Gesicht bekommen; er begnügte sich mit einer Vergleichung beider Drucke von befreundeter Seite, die nicht zu unterschätzende Übereinstimmungen zwischen Rutter und Cibber ergab. Hierüber sucht sich nun H. mit dem lächerlichen Grunde wegzutäuschen, dafs sich 'Anklänge an die Sprache Rutters bei Cibber nicht finden', als ob es dem geübten Verseschmied nicht ein leichtes gewesen wäre, etwaige 'Anklänge' zu vermeiden. Meiner Ansicht nach ist der Einflufs Rutters auf Cibber viel zu gering veranschlagt; Herrmann hätte sich unter allen Umständen eine Ausgabe der betr. Übersetzung verschaffen müssen. Kennt er denn das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken nicht? oder weifs er nicht, dafs, falls dieses ausnahmsweise einmal versagen sollte, London genug Leute beherbergt, die gegen Entgelt solche Dinge tadellos kopieren? Gar zu leicht darf man sich die Sache denn doch nicht machen!

Wir kommen nun zu den innerlich zusammengehörigen Abschnitten 3, 4, 5 der Abhandlung, die sich mit Inhalt, Aufbau und Charakterzeichnung beschäftigen. Die Inhaltsangabe des Cibberschen Stückes, das Beste an der ganzen Arbeit, umfafst Seite 17 bis 70, also nicht ganz die Hälfte des Gesamtumfanges, und kann für inhaltliche Studien ganz gut die Lektüre des Originals ersetzen. Herrmann teilt dabei das Stück geschickt in Szenen ein (eine solche Teilung fehlt bekanntlich bei Cibber), was vom praktischen Standpunkt aus nur zu loben ist. Dagegen hätte er bei seiner Inhaltsangabe die auf Corneille bezüglichen vergleichenden Bemerkungen nicht planlos bald hier anflicken, bald in den folgenden Abschnitt, der den Titel 'Komposition' führt, verweisen sollen. Entweder das eine oder das andere, aber dann konsequent!

In dem genannten Kapitel über die Komposition des Stückes handelt der Verfasser der Reihe nach von der Zahl der Personen, der Streichung der Rolle Urraquas, dem äufseren und inneren Aufbau, der Lösung des Konflikts und den drei Einheiten. Dafs er dabei nicht selten nur über das zu referieren hat, was Cibber bereits selbst in seiner Vorrede genügend erklärt und gerechtfertigt hat, ist nicht seine Schuld. Eine üble Folge davon ist nur, dafs er, in dem Bestreben, um jeden Preis etwas Eigenes zu bringen, dann und wann ein wenig zu weit geht. So z. B. darin, dafs er (S. 83) auf Cibbers Ciddrama die Theorie des Dreiecks anwendet, 'dessen Basis durch den beginnenden Konflikt und die Katastrophe bestimmt wird', während 'die beiden Schenkel dieses Dreiecks, dargestellt durch die

Linie der aufsteigenden bzw. absteigenden Handlung, gleich sind'. Das ist Schulweisheit, die nicht in eine Studie zur vergleichenden Literaturgeschichte hineingehört. Zudem ist es ganz verfehlt, einem Drama 'innere Harmonie des Aufbaues' abzusprechen, nur weil es sich nicht in das Schema des gleichschenkeligen Dreiecks zwängen läſst.

Das Kapitel über die Charaktere schildert S. 96 bis 104 die Hauptpersonen des Dramas in ihren für die Handlung wichtigen Eigenschaften. Cibber hat dabei wenig Eigenes geleistet, so daſs Herrmann nur bei Gormaz (= Corneilles Gomez) eine Wandlung feststellen konnte. Im übrigen war, bei der Masse des über Corneilles Cid schon Geschriebenen, etwas Neues nicht leicht zutage zu fördern.

Damit sollte nun die Arbeit eigentlich abschlieſsen. Statt einiger resümierenden Schluſsbemerkungen jedoch, die man in solchen Studien ungern vermiſst, fügt der Verfasser ein sechstes Kapitel 'Sprachliches und Metrisches' an. Was diese zehn Seiten lange Zusammenstellung von Alliterationen und ähnlichen rein metrischen Dingen mit dem Titel und dem übrigen Inhalt der ganzen Studie zu tun hat, sieht man nicht recht ein. Derartige fragmentarische Sammlungen von Belegstellen haben überdies absolut keinen Wert. Sie nehmen nur dem, der sich einmal im Zusammenhang mit Cibbers Sprache beschäftigen will, Einzelheiten vorweg, ohne ihn der Mühe zu entheben, den gemachten Weg noch einmal zurückzulegen, und das soll vermieden werden!

Zum Schluſs noch einige Kleinigkeiten, die das unerfreuliche Bild dieser gänzlich miſslungenen Arbeit vervollständigen mögen. Auf S. 16 lesen wir zweimal in Anführungszeichen 'restutition' statt des französischen 'restitution'. Kann man das noch als bloſsen Druckfehler passieren lassen? Das gleiche fragt man sich bei den schon erwähnten 'Nazañas' statt 'Hazañas'. Ebensowenig dürfte es die Schuld des Setzers sein, wenn S. 2 und S. 6 der Verfasser der Geschichte des neueren Dramas jedesmal 'Pröhlſs' statt 'Prölſs' heiſst. Der Autor der Dissertation 'The tragic heroines of P. Corneille' heiſst nicht 'Ayr' sondern 'Ayer', und der Ausdruck 'Fontenelle in s e i n e m »Vie de Corneille«' ist und bleibt ein Lapsus.

Damit genug. Der Leser wird sich bereits ein Bild von dieser in ihrer Anlage zur Hälfte, in ihrer Ausführung gänzlich verfehlten Studie gemacht haben. Sie ist in ihrer armseligen Ergebnislosigkeit höchstens wieder ein Beweis dafür, daſs Themen aus der vergleichenden Literaturgeschichte für Erstlingsarbeiten eine recht gewagte Sache sind.

München. Ludwig Pfandl.

A. Ernoult, Les éléments dialectaux du vocabulaire latin. (Collection linguistique p. p. la société de linguistique de Paris, III.) Paris, Champion, 1909. 253 S. 8.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daſs auch für die Beurteilung der älteren Sprachperioden die Ansicht allmählich zum Durchbruch gelangt, daſs der Wortschatz wohl jedes Volkes ein bunt zusammengesetzter ist; daſs man also nicht allein die lautlichen Verhältnisse berücksichtigen, namentlich nicht gar zu viele Regeln und Antiregeln aufstellen darf, vielmehr in der engeren und weiteren Umgebung sich umzusehen hat, wo auch nach dem Bedeutungskreise, dem sie angehören, die einzelnen Wörter bodenständig sein können oder sein müssen. Die Entstehung und Entwicklung des römischen Staates macht es von vornherein wahrscheinlich, daſs mancherlei dialektische Ausdrücke in die römische Umgangs- und Schriftsprache gedrungen sind, und es verlohnt sich wohl der Mühe, das einmal zusammenzustellen. In klarer, zum Teil fesselnder Darstellung stellt der Verf. die für die Aufnahme fremder Elemente in Betracht kommenden kulturellen Verhältnisse dar, stellt dann die lautlichen Charakte-

ristika fest, die uns die Entlehnung erkennen lassen, und gibt im Anschluſs daran dann eine alphabetische Liste der Wörter, die er für entlehnt hält. Es wäre wohl ein dankenswertes Unternehmen, dazu nun noch hinzuzufügen, was die romanischen Sprachen gewähren. Der Verf. hat es nicht getan; er kennt zwar die einschlägigen romanistischen Arbeiten, weist aber nur darauf hin, und vollends eigene Forschungen auf diesem Gebiete zu machen, lag ihm fern. Die Frage namentlich, wie weit ein *f* im Wortinnern Zeuge nichtlateinischer Provenienz sei, ist durch die erst kürzlich erschienene, mancherlei Neues bringende, aber auch bei mancherlei Altem die Beweiskraft erschütternde Studie von F. Ribezzo, 'Reliquie italiche nei dialetti dell'Italia meridionale' (Atti della r. accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli, neue Serie I) in ein neues Stadium getreten. Ich will darauf nicht eingehen, glaube aber aus der alten Überlieferung doch noch eines nachtragen zu können, nämlich *pullus* 'locker', von dem Columella X, 10, 18 ausdrücklich sagt *putre solum quod Campani p u l l u m v o c a n t*, also wie *secula* ein kampanisches Wort, das, wie ich schon 'Zeitschrift f. österr. Gymn.' 1891, 774 bemerkt habe, in tarent. *puḍḍu* 'weich' weiterlebt.

Anderseits möchte ich einige Streichungen vornehmen. In den Placidus-Glossen C. Gl. L. V, 116, 17 wird *manubrium, quod rustici manicum dicunt* angeführt. Aber irgendein Grund, *manicum* für nicht lateinisch zu halten, liegt nicht vor, *rusticum* besagt nur, daſs die feinere Stadtsprache das Wort nicht gebrauchte. In anderen Fällen beweist der lautliche Habitus nicht das, was ihn der Verf. beweisen läſst. Es ist vom wortgeschichtlichen Standpunkt aus wenig wahrscheinlich, daſs *alid* neben oder statt *aliud* mundartlich sei; daſs es in der weiteren Umgestaltung *ali(m)* gerade in Frankreich (afrz. *al, el*) weiterlebt, ist der Auffassung auch nicht günstig, und wenn man der Erklärung von Skutsch ('Glotta' II, 154), daſs *alid* durch *aliquid*, mit dem es oft verbunden wird, bestimmt worden sei, beipflichtet, bleibt man auch innerhalb des Lateinischen. Für ital. *veggia* ein dialektisches *veges* anzusetzen, ist, wo osk. *veïa* überliefert ist, nicht nötig.

Zu den Fragen, bei denen der Romanist mitzureden hat, gehört die nach dem Verhältnis von *au* und *o*. In einer Reihe von Wörtern erscheint die *au*-Form als die der klassischen Schriftsprache, die *o*-Form ist aber daneben sehr gut bezeugt und mehrfach auch von denjenigen romanischen Sprachen gefordert, die *au* bis heute bewahren. Während nun Havet und Thurneysen zumeist *ō* als ursprünglich und *au* als umgekehrte Schreibung betrachten, J. Schmidt *au* — *ō* als Ablautsformen zu erweisen suchte, ist Ernout geneigt, *au* überall als stadtrömisch, *ō* als daraus entstanden und also dialektisch zu betrachten. Wenn wir das Material unbefangen überblicken, so ergibt sich folgendes. Die Wörter mit altem *au* setzen auch im Romanischen *au* voraus, ja bewahren es in manchen Gegenden bis heute, selbst wenn in römischer Zeit *o*-Formen überliefert sind, wie namentlich *aurum* beweist; die Wörter mit *o* und *au*, die etymologisch durchsichtig sind und von Haus aus *o* haben,[1] und die etymologisch undurchsichtigen setzen *o* voraus. Das spricht also eher zugunsten der ältesten Auffassung, allenfalls auch der zweiten, aber gegen die jüngste. Vom lateinischen Standpunkt aus ist natürlich nicht immer zu sagen, ob *au* oder *ō* älter ist. Bei *claudus* spricht prov. *clau* für *au*, das von dem Verf. angeführte *clod* besteht nicht. Wenn nun schon bei Schriftstellern alter Zeit, nicht nur in der Appendix Probi, *auris oricula, caulis coliculus* neben-

[1] Zu den etymologisch sicheren rechne ich *coda*, das ich schon 1886 zu lit. *kūdas* 'Schopf' gestellt habe (Gröbers 'Grundr.' I¹ 361), eine Zusammenstellung, die später auch von anderen vorgenommen worden ist, wie man aus Walde entnehmen kann.

einanderstehen, so käme auch die Frage nach verschiedener Entwicklung je nach der Tonstellung in Betracht.

Für den Romanisten wichtig ist die Bemerkung, *acus aceris* sei dialektisch, weil die anderen Neutra auf *-cus -gus -o-* zeigen. 'Le vocalisme en *o* s'explique très bien puisqu'il a pour effet de maintenir le caractère velaire de la gutturale.' Danach wäre die Spaltung von *k* in *k* und *k'* noch in vorlateinischer Zeit schon so weit gediehen gewesen, daſs man *koris* vor *k'eris* bevorzugte. Das halte ich für unvereinbar mit allen anderen Zeugnissen, die wir für die Entwicklung von *ke* haben, zudem ist doch wenig geholfen: weshalb *litus litoris* neben *latus lateris*, soll auch letzteres dialektisch sein? Sachlich würde *aceris* als Dialektform allerdings zu *speca* passen, und sein Weiterleben in abruzz. *ačęrę* wäre mit sabellischem Ursprung auch vereinbar.

Ich schlieſse noch Bemerkungen zu einzelnen Wörtern an.

anate ist nach dem Verf. Dialektform, neben der nur geringe Spuren von *anite* im republikanischen Latein vorkommen. Das Romanische kennt, wie mir scheint, nur jene. Der Verf. irrt, wenn er in berg. *auedra*, kat. *anek*, prov. *anedo*, afrz. *ane* Fortsetzer von *anite* sieht. Alle diese Wörter können oder müssen auf *anate* beruhen.

bruscus 'Frosch' bei Papias würde ich überhaupt nicht aufnehmen. Die Stelle lautet *rubeta, ranae genus, bruscus dicitur vulgo*, d. h. Papias kennt aus der Vulgärsprache seiner Zeit *brosco*, das uns ja auch bei Bonvesin überliefert ist. Aber das braucht nicht ein altes italisches Wort zu sein, stellt sich uns viel eher, wenn wir die verschiedenen Bezeichnungen der Kröte überblicken, als eine Kreuzung von *rospo* und *brusc-* dar.

cuntellus in der Appendix Probi und *muntu* auf einer pompejanischen Inschrift stellt Ernout zusammen mit sizilianisch *nt* aus *lt*. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daſs ein Zusammenhang besteht. Mit *cuntellus* vergleicht sich zunächst einerseits aquil. *kuntiellę*, obw. *kunti*, anderseits breton. *kontel*. Zwischen den drei modernen *n*-Formen liegen breite *colt-*, *cort-*, *cout*-Gebiete, so daſs man eben sagen wird: in lat. *cultellus* ist an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten *l-ll* zu *n-ll*, an anderen zu *r-l*, an anderen gar nicht dissimiliert worden. Wer die Appendix Probi in Italien lokalisiert, kann immerhin in dem *kuntiellę* einen Fortsetzer von *cuntellus* sehen. Wenn Ernout diese Auffassung ablehnt und, Grammont folgend, eine lautphysiologische Erklärung von *l* zu *n* gibt, so verwechselt er Lautgeschichte und Lautphysiologie. In *muntu* möchte ich Assimilation an den Nasalen im Wortanlaut sehen, wie sie auch im Romanischen begegnet.

fenum erweist sich durch *f* und *ē* als umbrisch, da die italische Grundform *ghainom* war. Ist das richtig, so würde das Wort im Oskischen *fainum* gelautet haben, und daraus wäre *faenum*, ital. *fieno* entstanden, wogegen die umbrische Form die in die Provinzen exportierte ist: frz. *foin*, sp. *heno*.

medulla wird zwar nicht eigentlich als Dialektform angeführt, aber als eine durch Volksetymologie bedingte Umgestaltung von älterem **merulla*, vgl. ir. *smiur*. Wenn dem so ist, so kann man die ursprüngliche Form in piac. parm. *marolla*, bol. *amrolla*, tosk. *mirollo*, umbr., röm., kors., nordsard. *merolla* sehen.

nurus statt **norus* soll dialektisch sein. Man erwartet Gen. **nori*, doch ist statt dessen nach *socrus*, *-us* auch *nurus* eingetreten. 'Mais ce passage aux thèmes en *-us* s'est fait à un moment où, pour des raisons d'analogie faciles à saisir, la quatrième déclinaison latine était en grande partie absorbée par la flexion des thèmes féminines en *-ā-*, et des formes comme *nurus* ne voyaient le jour que pour mourir presque aussitôt après leur naissance, on peut même douter que dans la langue populaire parlée elles aient réellement existé. L'Appendix Probi enseigne *nurus* non *nura*,

socrus non *socra.*' Dafs das *o* der romanischen Formen nicht sekundär nach *socra, soror novia* entstanden sei, sondern ganz eigentlich die urlateinische Form darstellt, wird auch von Sommer, 'Idg. Forsch.' XI, 326 angenommen und neuerdings vielfach wiederholt. Bedenken erregt mir vor allem sard. *nura,* da das Sardische doch sonst das Altertümliche bewahrt, vgl. auch piem. *nura.* Sodann ist **norus* keineswegs so kurzlebig, wie Ernout meint. Rum. *noră,* nicht **noară* zeigt, dafs das *ă* erst recht spät an Stelle von *-u* getreten ist, in der Tat findet man in der älteren Sprache *noru,* und noch heute sagt man in Verbindung mit dem Possessivum *norumea*; vgl. noch *nyura* in Città di Castello aus **nuoru* neben *nora,* 'It. Gr.' § 25. Dafs die Appendix Probi *nura,* nicht *nora* sagt, spricht nicht gerade dafür, dafs **nora* eine urlateinische und neben *nurus* immer übliche Form gewesen sei.

olere. Die Bemerkung 'l'espagnol *olor* ne remonte pas directement à *olor,* mais doit son *l* à l'influence de *oler*' ist mir nicht verständlich. Ich weifs nicht, ob dabei Gröbers Äufserung, dafs 'die *olor* verwendenden Sprachen *olere* besitzen, das ihnen *olore* neu zu bilden gestattete ('Arch. Lat. Lex.' IV, 412), vorschwebt, habe übrigens meine Bedenken gegen diese Beurteilung des rom. *olore.*

secula kampanisch 'Sichel' c'est l'ancêtre de l'italien *segolo.* Das ist nicht so ganz einfach. Das *e* des italienischen Wortes ist geschlossen, setzt also, wenn es sich um eine direkte Fortsetzung handelt, *sēcula* voraus, d. h. also urital. *seicola,* womit wiederum *sīca* verbunden werden könnte. Aber es kann *sẹgolo* durch *sicilis* bestimmt sein oder durch *segare, sẹga,* wo *e* sekundär ist, ja es könnte sogar Neubildung von *sẹgare* aus sein. Nur eine Gesamtbetrachtung der ganzen Sippe, die zum 'Mähen' gehört, kann hier Klarheit schaffen.

vecus. Auf dieser oskisch-umbrischen Form soll *vecinus* beruhen, woraus rum. *vecin,* afrz. *voisin* usw. Ich habe dieser auf Mohl zurückgehenden Auffassung gegenüber die ältere, wonach Dissimilation vorliegt, auch in der 2. Auflage meiner 'Einführung' (S. 138) beibehalten und benutze gern die Gelegenheit, die Gründe dafür anzuführen. Lat. *vicus, viculus* lebt teils als Appellativum, teils als Ortsname noch heute in Italien, Frankreich und Spanien. Ob daneben als Ortsname *vecos* vorkommt, wie *clevis* neben *clivis,* vermag ich nicht zu sagen. Da also *vecos* nicht eigentlich in den römischen Wortschatz eingedrungen ist, so wäre es sehr sonderbar, wenn das zugehörige Adjektivum die nichtrömische Form zeigte, um so mehr, als begrifflich ein Grund zur Entlehnung nicht vorlag. Das Subst. *vicinatus* lebt afrz. als *visné* aus *vìcinátus.* Es ist wiederum unverständlich, dafs das Adjektivabstraktum einen anderen Stammvokal gehabt haben sollte als das Adjektivum, dafs man *vecinus,* aber *vicinatus* gesagt habe. Es erklärt sich aber ohne weiteres, dafs das tieftonige *i* in *vicinus* durch das hochtonige dissimiliert wurde, dafs dagegen in *vicinatus* das halbtonige *i* dem tieftonigen gegenüber widerstandsfähig war. Endlich ist *i—í* zu *e—í* ein auf romanischem Gebiete ganz gewöhnlicher Vorgang, das Eindringen einer Dialektform in diesem Falle sachlich nicht zu rechtfertigen.

Noch eine Frage allgemeinerer Art mag hier aufgeworfen werden. Wie verteilt sich geographisch betrachtet dieses nichtlateinische Element über die Romania? Man mufs dabei unterscheiden. Ausdrücke, die nur in der nichtlateinischen Form vorkommen, unterstehen natürlich für ihr Weiterleben denselben Bedingungen wie der rein lateinische Wortschatz, also Wörter wie *asinus, galbinus* usw., ja es kann sogar vorkommen, dafs sie aufserhalb Italiens festeren Fufs fassen wie in Italien selber, wie das gerade bei den genannten der Fall ist. Wo wir aber Doppelformen haben, wie bei *trībula* : *trēbla,* da ist im ganzen die nichtlateinische Form noch heute auf die italienische Halbinsel beschränkt, d. h. sie ist, ob sie

auch zufällig aus alter Zeit überliefert ist, doch ein lokaler Ausdruck geblieben, der keine Aufnahme in die Gemeinsprache gefunden hat.

Es würde sich wohl lohnen, in weiterer Fortsetzung die fremden Elemente im Lateinischen überhaupt (Griechisch, Gallisch, Orientalisch usw.) wieder einmal zusammenzustellen und dabei auch die Verbreitung dieser Elemente genauer festzustellen, sofern für diese zweite Aufgabe die Zeit überhaupt schon gekommen ist.

Wien. W. Meyer-Lübke.

W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft. Zweite, neubearbeitete Auflage. Heidelberg, Winter, 1909.

Die *Einführung* von Meyer-Lübke ist bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1901 von den Fachleuten mit aufrichtiger Freude begrüfst worden: stellte das Werk doch eine geschickte, allerdings mehr für den Forscher und vorgerückten Studenten als für den Anfänger berechnete, die ganze romanische Sprachwissenschaft umfassende Übersicht des damaligen Standes unserer Forschung dar, an welcher der Wiener Meister durch seine bald dreifsigjährige unermüdliche Arbeit den allergröfsten Anteil genommen hat. Man durfte darauf gespannt sein, in welchem Mafse die Ergebnisse der namentlich in methodischer Hinsicht fruchtbaren Forschung der letzten Jahre durch den Verfasser der *Einführung* bewertet würden: mag man hier und da auch enttäuscht sein, so bedeutet es doch für jeden einen erheblichen Gewinn, unter so kundiger Führung einen Rückblick auf den hinter uns liegenden Weg zu werfen und anderseits auf die noch zu bewältigende Arbeit vorwärts zu schauen. Dem Werke ist denn auch ein Ehrenplatz unter den Handbüchern zum voraus gesichert.

Zuerst mögen einige Angaben über das Verhältnis der alten und neuen Auflagen am Platze sein; wenige Kapitel sind ganz unverändert geblieben, dagegen sind eine Reihe neuer Abschnitte hinzugetreten: so eine sehr willkommene Zusammenfassung einiger wichtigster interromanischer syntaktischer Probleme, eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der romanischen Eigennamenforschung, und ebenso ist das Kapitel über Toponomastik durch einen bemerkenswerten Exkurs über das Verhältnis der Ortsnamenforschung zur Siedlungsgeschichte bereichert worden. Das Buch hat also inhaltlich sowohl wie auch in der übersichtlichen Gruppierung des Stoffes erheblich gewonnen.

Von einem Buche, das dem Studenten zur Einführung in das Studium unserer Disziplin in die Hand gelegt werden soll, darf erwartet werden, dafs gleichzeitig mit der Darbietung eines ausgewählten Tatsachenmaterials die Diskussion der Arbeitsmethode einen breiten Raum einnehme; wenn auch Meyer-Lübke ziemlich oft die Gelegenheit wahrnimmt, uns wertvolle praktische Winke zu erteilen, so ist doch zu wünschen, dafs bei einer neuen Auflage die methodische Seite noch stärker betont werde, als es geschehen ist; denn nicht das Ergebnis als solches hinzunehmen soll der Studierende lernen, sondern er soll wissen, wie es gewonnen wurde. So scheint mir denn der Abschnitt über den gallischen Anteil des romanischen Wortschatzes, so reich er auch an Tatsachen ist, methodisch nicht einwandfrei. Wäre es hier nicht am Platze, kurz zusammenfassend über die Quellen, aus denen wir unsere Kenntnis des Gallischen schöpfen, zu sprechen und weiter das Verhältnis des Gallischen zu den inselkeltischen Dialekten zu beleuchten, da wohl nur wenige junge Forscher, die das Buch zur Hand nehmen, über diese Frage eine klare Vorstellung haben dürften? Und ebensosehr wäre eine solche die wichtigsten Tatsachen umfassende Einleitung zum Abschnitt über den germanischen Einflufs im Romanischen gewifs manchem sehr willkommen, weil da-

durch der Weg, auf dem diese Resultate erzielt worden sind, noch heller beleuchtet würde. Mit Recht hat sich Meyer-Lübke in der Einleitung zu seiner *Französischen Grammatik* gegen eine dogmatische Darstellung der Tatsachen ausgesprochen, die dem Studenten das Denken nur allzuoft erspart, aber der Verfasser hat diese Gefahr nicht immer vermieden. Wenn Meyer-Lübke z. B. gegen Gilliérons Auffassung über die wortzerstörende Wirkung der Homonymität zweier Wörter einwendet (§ 65), daſs mannigfache Bedenken ihr entgegenstehen, so war es angebracht, sie darzulegen oder den Gegenbeweis gegen Gilliérons Gedankengang anzutreten. In ähnlicher Richtung bewegt sich eine weitere Ausstellung, die ich vom methodischen Gesichtspunkt aus zu machen hätte: dem Studenten sollte es jederzeit möglich sein, auf die Quellen der Darstellung des Verfassers zurückzugehen; so wäre namentlich bei wortgeschichtlichen Problemen (und hier macht sich der Mangel besonders beim gallischen Abschnitt stark fühlbar) ein Hinweis auf den Artikel, der das Wort eingehend bespricht, von hohem methodischem Wert. Wir gewöhnen so den Leser daran, nicht nachzubeten, sondern fordern ihn zur steten Kontrolle unserer Ansichten auf. Solche Verweise lassen sich ja ohne jede Schwierigkeit am Ende eines Kapitels anbringen und würden den Wert des Buches erhöhen. — Aus jener Zeit, da nur die lautliche Gestalt eines Wortes, nicht aber seine Bedeutung den Sprachforscher interessierte, rührt die in einer Einführung wenig nachahmenswerte Gepflogenheit, Formen ohne ihre Bedeutung zu zitieren. So wird p. 41 zu iwa (Eibe) frz. *if*, span.-port. *iva* erwähnt, ohne indessen anzugeben, daſs die ibero-roman. Formen 'Schlagkraut', 'Feldzypresse' bedeuten, und p. 155 wird vervex 'Hammel' (M.-L.: 'Widder') mit rum. *berbece*, obw. *berbeiš*,[1] it. *berbice*, frz. *brebis*, altprov. *berbitz* erwähnt, ohne der für die ganze Geschichte des Wortes entscheidenden Tatsache zu gedenken, daſs nur das Rumänische und Obwaldische die alte Bedeutung erhalten, it. *berbice* — überhaupt veraltet und vielleicht gar nie volkstümlich — und jedenfalls die galloromanischen Formen aber 'Mutterschaf' bedeuten. Eine weitere Frage, die damit zusammenhängt, ist die Genauigkeit in den Angaben über die geographische Ausdehnung eines Wortes. Es wurde bereits hier mehrfach auf den Übelstand hingewiesen, wie sehr sich mit Bezeichnungen wie 'prov., frz.' oft ganz vage Vorstellungen verbinden; es ist daher geboten, in einer Zeit, da die Sprachgeographie eine steigende Bedeutung erlangt, möglichst genaue Angaben über die Verbreitung eines Wortes zu geben, wenn auch nur etwa mit der Anführung der Formen der wichtigsten mundartlichen Hauptgebiete Frankreichs: für notare = schwimmen, p. 162 werden genannt: rum. *înotá*, alb. *anatoig*, it. *nuotare*, obw. *nudá*, altfrz. *noer*, altprov. *nodar*, neben natare: südit. *natare*, sard. *nadare*, span.-port. *nadar*. Da wäre einmal altprov. *nodar* auszuscheiden, weil es meines Wissens gar nicht bezeugt ist; wenn it. *nuotare* und südit. *natare* angeführt werden, sollte folgerichtigerweise auch auf die eigentümliche Lagerung der *nodar*- und *nadar*-Formen in Oberitalien hingewiesen werden, und ein Hinweis auf die Atlaskarte *nager* würde den Leser veranlassen, die heutigen Verhältnisse Frankreichs zu berücksichtigen. Für bulluca 'poma parvula' führt Meyer-Lübke frz. *beloce* = Schlehe, obw. *baloša*,[2] it. *ballogia* an. Nun

[1] Warum ist nur hier *bẹrbeiš* mit ẹ notiert? Überhaupt sollte der phonetischen Umschrift mehr Sorgfalt gewidmet werden. Weder ein obwaldisches *kamiša* (p. 39; statt *kamiža*) noch ein *ćunkeizma* (p. 170) (der Lautwert dieses *z* bleibt fraglich, jedenfalls ist scharfes *s* in der Aussprache durchaus üblich) sind mir geläufig; *štaila* gegenüber *scafider* bleibt natürlich ebenfalls inkonsequent. Entweder sollte die historische Orthographie oder dann eine möglichst konsequente lautliche Graphie in einem Werke, das für den angehenden Forscher berechnet ist, Verwendung finden.

[2] In den mir zugänglichen Wörterbüchern finde ich das Wort nicht.

könnte die geographische Ausdehnung des Wortes nach Ausweis des *Atlas linguistique*, vgl. Karte *prunelle* und *groseille*, viel schärfer umschrieben werden — das Wort fehlt z. B. dem Wallonischen —, it. *ballogia* in der Bedeutung von Schlehe wird man vergeblich suchen; denn it. *ballogia*[1] heifst 'castagna lessata colla buccia' und geht weder lautlich noch begrifflich mit den französischen Formen. Als weiteren Ausdruck für 'Schlehe' nennt Meyer-Lübke prov. *aranhon*, das er auf gall. arinio zurückführt: die wenigen altprovenzalischen Belege können nicht lokalisiert werden, aber sicher ist, dafs heute nach Ausweis des *Atlas linguistique* die Provence nur *agreno*[2] kennt, während *aranhon* ausschliefslich im Languedoc und im katalonischen Roussillon bezeugt wird und also der Heimat Mistrals — provenzalisch — nicht angehört. Bei den Vertretern von glis-glirem (p. 126) wäre dem Leser durch einen Hinweis auf Schuchardts Studie (*Z. f. rom. Phil.* XXVI, 397) über glĭrulus (Ableitung von glirem) besser gedient, wo auch die Verbreitung des Wortes genauer präzisiert wird; oder eine Gleichung wie griech. χρῖσμα, lat. chrisma = Salbe, it. *cresima*, frz. *crème* (p. 124) mufs den Glauben wecken, als ob frz. *crème* 'Sahne' vom griech.-lat. Wort abstamme, während doch Meyer-Lübke selber vor Jahren (*Z. f. rom. Phil.* XI, 253) das Grundwort in dem uns seit dem 7. Jahrhundert bezeugten crema, gefunden hatte, das auch in der ablautenden Form *crama den rätischen Formen zugrunde liegen mufs. Sollten wir nicht den Versuch machen, zwischen Italienisch und Toskanisch schärfer zu scheiden? Ist *avvoltore* 'Geier' toskanisch oder italienisch? Wäre nicht auch in einer Einführung eine schärfere Scheidung zwischen Altitalienisch und Modernitalienisch ratsam? Das Wort für 'Kirsche' im Italienischen ist *ciliegia*, die toskanischen Ortsnamen aber zeigen, dafs *cerasea* auch die Toskana beherrscht hat: sollte nun nicht das letztere erwähnt werden in einem Falle (p. 132), wo es sich um die Aufzählung der Vertreter von *cerasea* im Gegensatz zu *ceresea* handelt?

Der ganzen Anlage des Werkes liegt die den Naturwissenschaften entlehnte Einteilung in Biologie und Paläontologie zugrunde: der biologischen Forschung fällt nach Meyer-Lübke als Aufgabe zu, das Wesen des Sprachlebens zu erkennen, die letzten Ursachen aller Veränderungen zu ergründen, wogegen die paläontologische Forschung die Aufgabe hat, vor allem verschwundene Sprachzustände wiederherzustellen: romanische Biologie ist ein Ausschnitt aus der allgemeinen Sprachgeschichte, romanische Paläontologie hat ein ausgesprochen romanisches Interesse: dementsprechend nimmt in der 'Einführung' der Abschnitt über die biologischen Aufgaben einen Raum von kaum mehr als dreifsig, derjenige, welcher die paläontologischen Aufgaben bespricht, einen solchen von 160 Seiten ein. Es ist leicht verständlich, dafs des Verfassers Interesse sich mit Vorliebe der paläontologischen Forschung zuwendet, der er von jeher seine ganze Kraft gewidmet hat: nichtsdestoweniger bleibt die Tatsache bestehen, dafs die biologische Forschung entschieden zu kurz gekommen ist: es ist z. B. eine in einer 'Einführung' bedauerliche Lücke, wenn so grundlegende Fragen wie die Lautgesetzfrage, die sich widerstreitenden Auffassungen über den Begriff 'Mundart', über Dialektgrenzen, über das Verhältnis des Lautwandels und der Semantik in der Wortgeschichte, über den schwankenden Begriff, den wir der Bezeichnung 'halbgelehrt' in sprachlichen Erscheinungen zuerkennen, nirgends prinzipiell behandelt werden. Der Einwand, dafs ein Teil dieser Probleme der allgemeinen Sprachgeschichte zugewiesen werden müsse, ist bei näherer Überlegung nicht stichhaltig: die indogermanische Sprachwissenschaft, welche zum weit-

[1] Lautlich nur mit Mühe mit bulluca zu verbinden, weisen mail. *baloeus* 'succiole', *ballotte* 'castagne lesse' begrifflich auf andere Herkunft.

[2] Über das Wort cf. *Archiv* CXXIV, 94.

aus gröfsten Teil mit totem Wortmaterial arbeitet, hat biologisch wenig neue Erkenntnis gebracht: die sprachliche dialektologische Gliederung oder das Leben der Mundart weist in Frankreich oder in Italien andere Bedingungen als in Deutschland auf; der Begriff 'Lautgesetz', der auf indogermanischem Gebiete hauptsächlich entwickelt worden ist, wird durch so grundlegende biologische Forschungen wie Gilliérons *Mirages phonétiques* umgewertet und zum Teil direkt zerstört: oder die Frage der indogermanischen Dialekte kann nur durch stete Bezugnahme auf die am weitesten fortgeschrittene romanische Dialektforschung überhaupt in Angriff genommen werden. So schiene mir die Darlegung solch prinzipieller weittragender Fragen biologischer romanischer Forschung in einem Handbuch für den Studenten methodisch fruchtbarer wie gewisse paläontologische Partien (§ 106, § 153), in denen der Verfasser zu eingehend Einzelprobleme aneinanderreiht. — Nicht zuzustimmen vermag ich der Auffassung Meyer-Lübkes vom Verhältnis der Sprachgeographie zur Wortgeschichte, wenn er jene als Hilfswissenschaft der Bedeutungslehre betrachtet wissen will: gerade den methodisch fruchtbarsten Teil von Gilliérons Forschungsprogramm: die Wortgeologie, d. h. die zeitliche und örtliche Schichtung des Wortschatzes, hat Meyer-Lübke aufser acht gelassen. Ebenso ist es bedauerlich, dafs das Verhältnis von Wort und Sache nur bei Anlafs von Tribulum kurz gestreift wird, obwohl gerade in diesem Punkte einige wirksame Beispiele mit folgenden prinzipiellen Erörterungen vortrefflich hätten wirken können. Wie die Wortgeologie wirksam sein kann, läfst sich bei frz. *corbeau* zeigen (p. 145): Meyer-Lübke setzt für frz. *corbeau* ein lat. corbellu an, wogegen altfrz. *corf* auf corvu schliefsen lasse. Wenn wir nun die alten Lagerungsverhältnisse von *corbeau* und *corp*[1] untersuchen, so unterliegt es kaum einem Zweifel, dafs im frühen Mittelalter *corbu* die einzige über ganz Frankreich verbreitete Form war, wovon *corbeau* als eine Ableitung betrachtet werden mufs, die in die Zeit vor dem Verstummen der auslautenden Vokale fällt: eine lateinische Form *corbellu* anzusetzen, ist daher ebensowenig nötig, wie *taureau* ein lat. taurellu voraussetzt. — Methodisch interessant wäre etwa auch der Hinweis darauf, dafs nicht selten lateinische Wörter aufserhalb Italiens nicht Fufs gefafst haben: in Gallien fehlt *cuna* 'Wiege' fast vollständig, statt dessen hat sich das altgall. *bers, berceau* in der Kinderstube behauptet: currus 'Wagen' hat den gall. *carrus* nie aus dem Felde schlagen können, und cantabrum, canicae 'Kleie' sind auf ihr Mutterland beschränkt geblieben. Ferner wäre vielleicht die nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten angeordnete Aufzählung der gallischen Fossilien im romanischen Wortschatz für den Leser fruchtbarer als die nach geographischen Kriterien: eine Begriffsgruppe wie die Ausdrücke für den Wagenbau sollte zusammen dargestellt werden: die Römer verdanken den Galliern nicht nur *charpentier* < carpentariu, sondern auch carru, benna, Radfelge: *la jante* und andere oberital. Formen < cambita, das möglicherweise bereits in lat. canthus steckt, vielleicht die 'Radnabe', südfrz., südostfrz. *abot, bot*, das wohl zu cymrisch both, Grundform butta 'Radnabe',[1] gehört. Endlich wäre es vielleicht ratsam, auf die Notwendigkeit aufmerksam zu machen, auch die alten Belege eines Wortes wenn immer möglich sprachgeographisch zu ordnen: so zeigen die altfranzösischen Belege von *moudre* 'melken', dafs das Wort im 12. bis 13. Jahrhundert nicht altfranzösisch, sondern nur altpikardisch und altwallonisch ist, und ein Beleg von *mesga*, den uns Du Cange aus der Normandie seit dem 11. Jahrhundert beibringt, lehrt uns, dafs Meyer-Lübkes Annahme (p. 43), frz. *mègue* sei aus dem Süden in die Reichs-

[1] Schuchardt, *Literaturblatt* 1890, c. 462 und *Atlas linguistique*, Karte *moyeu*.

sprache eingeflossen, kaum richtig ist. Es sollte ferner betont werden, dafs wohl jedes Wort eine alte Heimat kennt, von der es ausgestrahlt ist. Frz. *éclair* 'Blitz' stammt aus der Normandie oder Pikardie, wie die ältesten Belege genügend beweisen, oder die Herkunft des frz. *son* 'Kleie' wird erst klar werden, wenn wir feststellen, dafs das Wort nur in der Normandie alteingesessen ist. Es wäre weiter auf die Bedeutung der in das Cymrische und Althochdeutsche eingedrungenen Wörter nicht nur für die Lautgeschichte, sondern auch für die Wortgeschichte der romanischen Sprachen hinzuweisen. Ich hatte bereits früher auf die wortgeschichtliche Bedeutung des deutschen 'Winzer'[1] hingewiesen, das auf lat. *vinitor* zurückgeht. Nun taucht das Wort wiederum im sardischen *benidore* auf: es ist ferner in den merowingischen Urkunden[2] belegt, so dafs kaum zu zweifeln ist, dafs Nordfrankreich vor *vigneron*, einer Ableitung von *vineariu*, das alte *vinitore* besessen hat. Der 'Schuhmacher' heifst heute *cordonnier*, eine volksetymologische Umdeutung von altem *cordouanier*; allein die deutschen Mundarten weisen Vertreter von *sutor* (*sutariu*)[3] auf: es liegt nahe, anzunehmen, dafs das Wort aus dem benachbarten romanisierten Gallien eingewandert ist, wo wohl der *sutor* oder der *sutariu* in den Städten einst vor dem *cordouanier* geherrscht hat: diese Auffassung findet nicht nur eine Stütze im altfrz. *suerie* 'cordonnerie', Ableitung von *sutariu*, sondern auch im altprov. *sudọr* 'Schuster', das heute nach Ausweis des *Atlas linguistique* unter *cordonnier* begraben liegt. Daher bleibt mir unverständlich, weshalb Meyer-Lübke der Ansicht Schuchardts nicht beipflichten will (p. 103), dafs, da archiater im Baskenland (bask. *archeter*) und im Deutschen ('Arzt'), also am Süd- und Nordrand von Gallien weiterlebt, wohl auch das einst dazwischenliegende Gebiet, d. h. Frankreich, dasselbe Wort gekannt habe. Machen wir uns doch über die Lebensbedingungen des Wortes 'Arzt' klar: Ärzte gab es wohl im Frankenreich nur am Hofe des Königs oder etwa noch in den gröfseren Städten; die auf den Märkten umherziehenden Quacksalber werden im 6. bis 8. Jahrhundert noch selten genug gewesen sein. Nun wendet Meyer-Lübke ein, dafs *medicus* in Gallien das durchaus übliche Wort sei; allein gerade altfrz. *mire* zeigt halbgelehrte Form, wie *grammaire* < grammatica, und da nun doch einmal bezeugt ist, dafs die Ärzte am Hofe der Merowingerkönige *archiatri* hiefsen, weshalb soll denn das Wort in den Städten Nordfrankreichs nicht ebenso wie in jenen der deutschen Rheinlande gebräuchlich gewesen sein? Überhaupt sind die zahlreichen altromanischen Wörter im Baskischen dazu berufen, uns über die Grundschichten des romanischen Wortschatzes diesseits und jenseits der Pyrenäen ungemein lehrreichen Aufschlufs zu erteilen. Wenn z. B. das gall. *ratis* 'fougère' noch heute in den baskischen Mundarten lebt, so dürfen wir ohne Zweifel daraus schliefsen, dafs das gallische Wort unter dem heutigen *fougère* einst bis in die Nähe der Pyrenäen gereicht hat, oder wenn im bask. nex 'Tod' sich findet, das uns heute nur für Sardinien bezeugt ist, ist es da nicht sehr wahrscheinlich, dafs das Wort einst südlich oder nördlich der Pyrenäen existiert hat? Wenn labor wie im Sardischen 'Saat', 'Getreide' heifst, sollte nicht diese Bedeutung einst in Südfrankreich bekannt gewesen sein? Wie gerade die Kenntnis der in die benachbarten deutschen Mundarten eingedrungenen romanischen Wörter methodisch bedeutsam sein kann, mag noch folgendes Beispiel lehren: Für

[1] Cf. in meinem Artikel, *Frankfurter Zeitung*, 3. Januar 1909: *Ein Sprachatlas Frankreichs*.

[2] z. B. *Polypt. d'Irminon* IX, 231; *Polypt. de Saint-Remy* XXXVII, 1.

[3] Kluge, *Pauls Grundrifs*2 345: altengl. *sûtere*, ahd. *sûtâri*, die K. zu *sutor* stellt, wohl in der Meinung, dafs die *-ari*-Bildung erst auf germanischem Boden eingetreten sei.

gall. capanna kennen die rätischen Mundarten Formen, die auf camanna zurückgehen, welches Salvioni[1] aus *cavanna* mit Hilfe einer Assimilation von *v* : *n* > *m* : *n* herleitet. Nun findet sich im Appenzellerland, das spätestens im 8. Jahrhundert germanisiert worden ist, als Bezeichnung für einen kleinen Viehstall 'Gämmeli',[2] das ganz isoliert steht und unzweifelhaft auf *gämmenli* zurückgeht, das nichts anderes als rät. camanna mit deutscher Akzentuierung darstellt. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daſs hier romanische Umbildung von capanna vorliegt, sondern wir werden uns dessen erinnern müssen, daſs ähnliche Formen in den Pyrenäen wieder auftauchen, cf. guienn. *camagno* 'Fischerlager', das Schuchardt[3] aus einer Verschränkung von cama + capanna erklärt, eine Deutung, die wiederum für die rät.-tessin. Formen nicht anwendbar scheint. Es wäre endlich darauf aufmerksam zu machen, daſs man die lateinischen Wörter nicht blindlings als Grundformen ansetzen, sondern ebenfalls ihre Herkunft jedesmal nach rückwärts verfolgen soll: ich habe bei larix[4] gezeigt, wie die romanische Wortgeographie und sachliche Gründe das Wort einer vorromanischen Sprache zuweisen, und wenn z. B. *siligo* 'Winterweizen' dem Latinisten etymologisch undurchsichtig ist, so könnte man sich fragen, ob das Wort, das meines Wissens nur in den ostalpinen Mundarten sich findet, wie *secale* nicht einer romanischen Sprache entlehnt worden sei.

Nach diesen Darlegungen allgemeiner Natur mögen einige Probleme spezieller Art aus diesem interessanten und immer anregenden Buche besprochen werden.

§ 15 handelt von der Sprachverschiebung des Romanischen zugunsten des Alemannischen in der Ostschweiz. In welcher Weise die *Säntis*-Gruppe hindernd auf die Alemannisierung gewirkt hätte, ist mir unklar. Der Prozeſs hat sich in zwei Etappen vollzogen: einen ersten Vorstoſs unternahmen die Alemannen bis oberhalb Altstätten gegen den Hirschensprung (8. Jahrhundert), eine zweite, langsame, hauptsächlich durch kulturelle und wirtschaftliche Abhängigkeit von den deutschen Bewohnern der Ostschweiz bedingte Alemannisierung des oberen Rheintals bis Chur bahnt sich seit dem 10. Jahrhundert an; es wäre falsch, zu glauben, daſs die Romanen des oberen Rheintals durch alemannische Ansiedler verdrängt worden wären, denn die für die Siedelungsgeschichte bedeutsamen Namen *Rüti* (= 'Reute', d. h. das durch Rodung gewonnene Ackerland) fehlen oberhalb des Hirschensprunges. Daſs in der Tat im oberen Reintal kompakte Massen Romanisch sprechender Bevölkerung saſsen, lehrt uns auch die weiter unten angeführte Einwirkung der romanischen Aussprache auf die alemannische des oberen Reintales.[5] Über den Zeitpunkt der Alemannisierung von Appenzell gibt uns einen terminus a quo das Wort *Rod*, mit welchem man im Appenzellerland und Rheintal die Reihenfolge bezeichnet, in welcher die Gemeindebürger an den 'Gemeinwerken', d. h. an den 'zum Unterhalt einer Gemeinde nötigen öffentlichen Arbeiten, wie Bau und Unterhalt von Wegen, Brücken, Dämmen', mitzuarbeiten haben; dann ist das Wort auch zur Bezeichnung eines

[1] *Z. f. rom. Phil.* XXII, 467. [2] *Schweiz. Idiot.* II, 299.

[3] *Romano-Baskisches* 31 und v. Ettmayr, *Z. f. rom. Phil.* XXXII, 726.

[4] Cf. *Archiv* CXXI, 94.

[5] Ein Blick auf die Karte, welche Götzinger seiner Arbeit *Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen* beigefügt hat, zeigt uns, daſs das obere Rheintal einen weit stärkeren Prozentsatz von romanischen Flurnamen (durchschnittlich mehr als 60 Proz.) aufweist als das untere, welches deren kaum 20 Proz. bewahrt hat. Eine Durchsicht der Materialien des geplanten St. Gallischen Flurnamenbuches lehrt, daſs das prozentuale Verhältnis sich noch mehr zugunsten des Romanischen verschieben wird.

Dorf- oder Landesteils geworden, dessen Bewohner jeweilen zusammen zur gemeinsamen Arbeit aufgeboten wurden. *Rod*[1] stammt aus lat. rota (roda), das in dieser technischen Bedeutung 'Kehrordnung in der Gemeinarbeit' über einen grofsen Teil des Alpengebietes verbreitet ist.[2] Das rheintal. *Rod* geht nun auf lat. rota resp. auf *roda* zurück: mit anderen Worten, *Rod* ist von den Alemanen des Appenzellerlandes zu einer Zeit übernommen worden, da intervokal. *-t-* schon erweicht war, was also etwa in Rätien frühestens ins 6. Jahrhundert fällt. — Es wäre weiter der interalpinen deutschen Kolonisation durch die aus dem Wallis nach dem Süden und besonders nach dem Osten ausstrahlenden Walser zu gedenken, die namentlich in Bünden gemeinsam mit den Alemannen den Germanisierungsprozefs des Schanfigg wie des Prättigau erheblich befördert haben.

§ 22. Meyer-Lübke ist geneigt, die Verschiedenheit der romanischen Sprachen hauptsächlich durch die Verkehrsverhältnisse zu erklären: vielleicht ist der Ausdruck 'Verkehrsverhältnisse' zu eng und ist ebenso stark die politische und kirchliche Einteilung des Landes für seine sprachliche Zugehörigkeit entscheidend. Der Verkehr kann im Gegenteil ganz andere Bahnen einschlagen, als die politischen Verhältnisse ihm zuweisen. Das Engadin gravitierte jahrhundertelang wirtschaftlich und kulturell nach dem Süden, aber sprachlich ist es doch dem Norden treu geblieben: der politische und kirchliche Verband der Diözese Chur hat die Lombardisierung des Tales verhindert. Die frankoprovenzalischen Täler am Südfufse der Westalpen tendieren seit Jahrhunderten nach dem Piemont, aber die kirchliche und politische Zugehörigkeit zum frankoprovenzalischen Savoyen hat den Einflufs der Ebene paralysiert. Auffallend ist, dafs die Auffassung Böhmers über die Entstehung der frankoprovenzalischen Mundartengruppe immer noch als gleichberechtigt mit derjenigen von Morf erscheint, obwohl gerade Morf die ungenügende Basis der früheren Hypothese meines Erachtens schlagend nachgewiesen hat.

§ 23. Bei der, wie auch Meyer-Lübke ausdrücklich erwähnt, heute nur nach praktischen Rücksichten durchgeführten Einteilung der romanischen Sprachen fällt auf, dafs die Bündner-Mundarten in Obwaldisch, Engadinisch und Münstertalerisch gegliedert werden: folgerichtig wäre es gewesen, die Verbindungsbrücke zwischen Obwaldisch und Engadinisch, das Nidwaldische, nicht zu vergessen, und weshalb das Münstertal dialektisch mehr vom Unterengadin abweichen soll als das letztere vom Oberengadin, ist nicht einzusehen; die einzige wirklich nur münstertalerische Eigentümlichkeit bilden die stammbetonten Infinitive: *schátcher* < *schatschár* (u. eng.) 'verjagen'. Ebenfalls scheint mir fraglich, ob die alte lad. Mundart von Trieste-Muggia sich vom Friaulischen so abhebt wie das Tirolische vom Bündnerischen.[3] Auffallend ist, dafs das Korsische unter den gallo-ital. Mundarten figuriert, und anderseits sollte bei den Untermundarten des Lombardischen das *lombardo alpino* dem Lombardischen der Ebene

---

[1] Daher Appenzell-Aufser-Rhoden, -Inner-Rhoden; cf. dazu J. Vetsch: 'Herkunft und ursprüngliche Bedeutung des Wortes 'Rood', *Appenzeller Jahrbücher* 1906, p. 226.

[2] Cf. weitere Belege, *Schweiz. Idiotikon* VI, 589; Salvioni, *Bollett. storico della Svizz. ital.* XIX, 164; *Arch. glott.* XVI, 298 n.; Lorck, *Altberg. Sprachdenkm.* 203, wo oberit. *roz* 'Herde' zu **roteu* zu stellen sind (urspr. wohl 'die abwechselungsweise gehütete Herde'?); dann Schneller, *Roman. Volksmd.* 276, s. *rod*, und wiederum in den Westalpen, cf. Karte *corvée* des *Atlas linguist.* Es wäre für einen Sachforscher eine lockende Aufgabe, nachzuforschen, ob wirklich ein Rad einst dazu diente, die Reihenordnung festzustellen; cf. die einleuchtende Etymologie von 'einladen': Meringer, *Indog. Forsch.* XVI, 111.

[3] Man vergleiche nun die treffliche Charakteristik der drei rätorom. Hauptgruppen von Mundarten bei Battisti: *La vocale a tonica nel ladino centrale*, p. 5, Trento 1907.

gegenübergestellt werden. Ferner fällt auf, wie, trotz Morfs und Schädels Arbeiten, das Katalanische als eine Untermundart des Provenzalischen betrachtet wird, und endlich wären bei der Gruppe der südostfranzösischen Mundarten die am Südfufse der Westalpen gesprochenen frankoprovenzalischen Mundarten nicht zu vergessen.

§ 26. Dafs bei frz. *douze* die stimmhafte Lenis nicht auf duodecim zurückgehen kann, dazu bedurfte es nicht des Vergleiches mit *Josse* < Jodici: die Einsicht in die Karten von *douze* und *quinze* des Atlas läfst sofort die ursprüngliche Verschiedenheit der Resultate der beiden Zahlwörter im Süden erkennen. Dagegen wäre vielleicht als schlagenderes Beispiel des hohen Wertes der Ortsnamen für die lautgeschichtliche Forschung *S. Poix* < Paternu anzuführen, das, wie auch Herzog, *Z. f. rom. Phil.* XXXIII, 630, hervorgehoben hat, uns eine treffliche Parallele für das in Meyer-Lübkes *Franz. Grammatik* p. 87 nicht befriedigend erklärte patella > *poêle* 'Bratpfanne' abgibt.

§ 28. Hier wäre jetzt auf die Arbeit von A. Ernout, *Les éléments dialectaux du vocabulaire latin*, Paris 1909, hinzuweisen. Ob auf dem ganzen romanischen Gebiete die sifilare-, sufilare-, chuflar-Formen alle auf das oskische sifilare zurückgehen, ist bei dem spärlichen Vorkommen sonstiger *-f-*Formen aufserhalb Italiens doch fraglich; es liefse sich hier eine ähnliche lautmalende polygenetische Entstehung des Pfeifgeräusches annehmen, wie dies Schuchardt bei den geographisch auseinanderliegenden *tronar* < tonare-Gebieten anzunehmen geneigt ist. Zeigen uns doch frz. *chiffler*, span. *chillar* sowie it. *scivolare* ebenfalls lautmalende Verstärkung der Anlautsilbe. Ähnliche Auffassung scheint Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXXI, 4 zu vertreten, wenn er an eine Kreuzung von sufflare + sifilare denkt. It. *subbiare* ist mir unbekannt, und, soviel ich weifs, nur aus dem Venezianischen belegt.

§ 30. Es wäre prinzipiell festzulegen, dafs bei der Unterscheidung von Erbwort und gelehrtem resp. halbgelehrtem Wort lautliche Merkmale oft vollständig versagen: auf das von Gilliéron mehrfach betonte Prinzip, dafs die Mundarten, wofern sie eine starke Vitalität zeigen, fremdes Gut vollständig ihrem Lautstand anpassen können, sollte hier besonders hingewiesen werden. Das frz. Wort *charrue* < carruca ist mit der Sache im oberen Wallis sicher modern; es stammt aus dem Westen: *tsaruj* heifst es in Châbles (Val de Bagne); frz. *š* und *ü* sind regelrecht durch einheimisches *ts* und *u* ersetzt worden. Ich wüfste nicht, wie dieses Wort lautlich als Eindringling betrachtet werden könnte, aufser mit Hilfe der Sachkunde: die Bewohner des Bergtales besitzen nämlich nur ganz moderne Pflüge, früher wurde der Acker wegen der Steilheit des Bodens und der Abhänge nur mit der Hacke bearbeitet. Oder ist engad. *urais* 'Goldschmied' der direkte Nachkomme von aurifex, wie Salvioni, *Nuove Postille,* will? Sollte das Wort nicht ein Lombardismus im Engadin sein, indem nach dem Vorbild von *trais* : lomb. *tre(s)*, *mais* : *mes* 'Monat' auch ein lomb. *ores* in *urais* umgesetzt wurde? Denn im ganzen Engadin fehlte der Goldschmied ebensosehr wie einst der Schneider, engad. *šnider*, oder der Zimmermann, engad. *marangun* < lomb. *marangon.*

Eines der interessantesten Kapitel für den Forscher ist unstreitig dasjenige über das gallische Element. Meyer-Lübke hat hier in sachkundiger Weise die sicheren Forschungsergebnisse zusammengestellt. Immerhin wäre auch hier etwa auf die Tatsache hinzuwiesen, dafs manches gallische Wort erst sekundär durch Soldaten oder den Verkehr aus seiner ursprünglichen Heimat verschleppt worden ist: das Heer hat z. B. Wörter wie carrus, braca,[1] camisia, sagum nach Osten gebracht. Es ist er-

[1] Sogar auf den Papyri Ägyptens, cf. *Wiener Stud.* XXIV, 126. Die Bedeutung 'Hose' wäre besser fernzuhalten, da der Leser damit eine falsche Vorstellung zu

klärlich, daſs manche Einzelprobleme hier zu summarisch dargestellt sind und daher nicht recht befriedigen.[1] So wäre bei *betulla* 'Birke' anzuführen gewesen, daſs seine heutige Verbreitung die Vermutung aufkommen läſst, daſs das Wort aus Norditalien ins Latein aufgenommen worden ist; dagegen sollten nicht ohne weiteres unter den Vertretern von betulla it. *bidollo* angeführt werden, dessen *-d-* nordit. Herkunft verrät — die Ortsnamen, es sind ihrer nur wenige, haben *bitollo*, Pieri, *Arch. glott. Suppl.* V, 80 —, nordfrz. *beoul* geht nicht auf das *femin.* betulla zurück, und rät.-lomb.-alpin. betoniu[2] (obw. *baduñ*) ist morphologisch mit betulla nicht zu verbinden.

Für *benna* wäre etwa darauf hinzuweisen, daſs das Wort in der ursprünglichen Bedeutung 'Korb' in der Auvergne und auch anderswo vereinzelt (cf. Karte: *panier, hotte*) weiterlebt; vielleicht gehört dazu auch ein gall. *bennasta in span. *banasta* 'groſser länglicher Korb' und nordfrz. *banste* 'Korb', dessen Verhältnis zu nordfrz. *banse* noch näherer Untersuchung bedarf.[3] Auch arepennis reicht über Frankreich hinaus, und der Leser möchte gern erfahren, wie ein span. *arapende* mit frz. *arpent* auf ein gall. arepennis[4] zurückgeführt werden kann. Die Erhaltung von frz. *marne* 'Mergel' ist wohl in erster Linie an seine Verwendung als 'Dünger' in Westfrankreich gebunden. — Es wäre ferner methodisch bedeutsam, zu wissen, ob bei der Rekonstruktion der gallischen Formen in erster Linie die cymrischen oder die irischen Formen berücksichtigt werden müssen. Für vertragus wäre auf *veltraha, Arch. f. lat. Lex.* XII, 60 hinzuweisen, für *garra* wäre auch altprov. *garra, engarramen* hinzuzufügen. Auf Grund welcher Überlegung lausa, das ursprünglich nicht 'Stein', sondern 'Schiefer' bedeutet, als gallisch[5] betrachtet werden darf, sollte kurz angedeutet werden, die Beschränkung des Wortes auf Süd- und Südostfrankreich läſst starke Zweifel aufkommen. Sind it. *legua* und span. *legoa* 'Meile' alteinheimisch, da doch Meyer-Lübke selbst *Grundriſs*2 452 gall. *leuca* nur dem Nordgallischen zuspricht? Liegt gall. *grena* nicht den westoberital. Formen *crena, grena* zugrunde?[6] Für berura wäre auch auf südostfrz. *berle* 'cresson' (cf. Karte, *cresson*) hinzuweisen.

§ 36. Tosk. *brolo* wie *giardino* < frz. jardin ist in der Bedeutung 'Ziergarten' aus Oberitalien eingewandert; pettia greift vielleicht über Italien hinaus, cf. Pusc, *Etymol. Wörterbuch* 40: log. *petta* 'Fleisch' und rum. *pîta* 'Fleisch', das Simplex parium 'Kessel' wird von oberit. *pairon* vorausgesetzt, Salvioni, *Arch. glott.* IX, 255, craudios 'schlecht' ist ebenfalls der französischen Schweiz eigen, cf. waadtl. *crouio* 'méchant vaurien' (Bridel) und *Atlas linguistique* 706 (K. *ivraie*), und daſs it. *croio* aus Oberitalien stammt, darauf weisen alte oberitalienische Formen wie altlomb. *croio* 'debole', 'labile', cf. *Arch. glott.* XII, 397, XIV, 204, für drud 'üppig'[7] ist

---

verbinden geneigt ist; engad. *brajas* heiſst 'Hosenlatz', und die kurzen Hosen, die dem deutschen 'Bruoch' entsprechen, heiſsen *brajessas*, das im Suffix mit den friaul. Formen (cf. Gartner, *Rätorom. Gramm.* p. 4) auffallend übereinstimmt.

[1] Eine streng kritische Zusammenstellung der uns von den Alten übermittelten Kenntnisse der Gallier hat uns Dottin, *Manuel pour servir à l'étude de l'antiquité celtique* 1906 geschenkt.

[2] Cf. zu dessen Deutung *Archiv* CXXIV, 103.

[3] Ist die Bedeutung 'Korbschlitten' sachlich überall wirklich die älteste? Jedenfalls ist heute die benna auf weitem Gebiete der 'Stoſskarren'. Typische alte *bennae* 'ein mit einem Korb versehener Karren' sind mir im Val Camonica aufgefallen.

[4] Cf. Meringer, *Indog. Forsch.* XVIII, 74.

[5] Cf. auch Schuchardt, *Rom. Etym.* II, 195.

[6] Cf. Nigra, *Romania* XXXI, 521 und dagegen Salvioni, *Arch. glott.* XVI, 316 n.

[7] Zu *drud* auch die Karte *fumier*, wo südostfrz. *druge*-Formen angeführt sind.

indruticare, *Arch. f. lat. Lex.* XIII, 288 bemerkenswert, für *viverra*[1] 'Iltis', 'Wiesel' besitzen wir kein sicheres Indizium, ob das Wort gallischer oder, wie andere wollen, slawischer Herkunft ist: ja, wenn die Verbreitung nur über die Alpen richtig ist, so wäre wohl ein alpines vorromanisches Wort anzunehmen; zu tirol. *brokon* mit eigentümlichem Tonvokal gegenüber frz. *bruyère* ist tessin. *brögh* zu stellen, das, wie auch die schweizerdeutschen Formen, gegen Ansetzung einer Grundform braukon- spricht; nicht zu den nordital. gallischen Fossilien gehört das savoyische *nant*, das in Ortsnamen wie Nanzbach (Wallis) wiedererscheint; barru 'Büschel' ist wohl nicht nur oberital., sondern es gehören dazu altprov. *barralh* 'clos, terrain entouré d'une cloture', *barri* 'rempart',[2] wozu die vielen *Bar*- ('Festung') Ortsnamen zu stellen sind, die ursprünglich wohl einen mit einem Hag[3] umschlossenen Platz bezeichneten. Weitere Vertreter von dragina 'Schlehe' sind vielleicht im wall. *fordrinier*[4] 'Schlehe' uns erhalten, und für die Verbreitung von *tegia* hätte außer bask. *tegi* 'Hütte' doch auch auf die Ortsnamen[5] hingewiesen werden können; bei *bascauda* 'Tonne' wären die baskischen[6] Vertreter des Wortes nicht zu vergessen, die bezeugen, daſs das Wort einst viel weiter nach Süden gereicht hat, cf. auch *besso* 'botte' in der Auvergne, für *verna*[7] 'Erle' ist das ganze Problem viel zu einfach dargestellt. Daſs ein bret. balazn 'Ginster' in altfrz. *balain* 'Ginster' weiterleben soll, ist unsicher, wenn *balai* 'genêt' in der Auvergne,[8] wie es scheint, bodenständig ist. Von zweifelhaften Fällen abgesehen, wären wohl noch folgende gallische Wörter in dieses Kapitel einzureihen: Zur Begriffsgruppe *leuca, arpennis* gehört auch die bodina: frz. *borne* 'Grenzstein'; zu darwita 'Flechten' frz. *dertre* (vielleicht gekreuzt mit herpetem) *Z. f. rom. Phil.* XX, 86, XXI, 454; dann wäre, wie ich vielleicht nächstens zeigen werde, brenno > *bran* 'Kleie' hierherzurechnen, das mit der Begriffsgruppe ablatum 'Getreide' (< gall.), tamisia 'Mehlsieb' zusammengehört; rusca 'Rinde', und für den Sprachforscher ist die Karte 'cuve' interessant, wo *ruska*-Ableitungen in Südfrankreich auf Verfertigung von Geräten aus Rinde hinweisen; dann endlich die reiche Sippe *broccu* 'spitz', die eine eigene Monographie verdiente; zu gortia lim. *gorso* 'Hecke', cf. *Atlas linguistique* 'haie', und dazu dürfte gehören: *gorz* 'sassaja, riparo dei muri' (*Cavassico* 372); auf einige weitere gallische Wörter hat Thomas, *Romania* XXXV, 317 hingewiesen.[9]

Zum germanischen Element übergehend, wäre prinzipiell noch stärker darauf hinzuweisen, daſs manche germanische Wörter interromanisch gewandert sind: so dürften die fränkischen Elemente Südfrank-

[1] Zuletzt hier im *Archiv* CXXII, 427 und nun Gauchat, *Mélanges Wilmotte* 191 ss.

[2] Cf. auch Karte *haie* des *Atlas linguistique*.

[3] Cf. engl. *town* 'Zaun', der Haag, die Hauptstadt der Niederlande, gall. *dunum* (Lugdunum) urverwandt mit Zaun u. a.

[4] Cf. *Archiv* CXXIV, 94.

[5] Cf. Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXXII, 82 und Meyer-Lübke, *Z. f. rom. Phil.* XXXI, 587; zuletzt Meyer-Lübke, *Z. f. rom. Phil.* XXXI, 700 und für die Ortsnamen in Frankreich die *Arthies-*, *Athies-* < *are tegias*-Namen, die noch nicht vollständig gesammelt sind.

[6] Cf. Schuchardt, *Romano-Baskisches* 32.

[7] Cf. *Archiv* CXXIV, p. 81. Gern ergreifen ich die Gelegenheit, einen wissenschaftlich-chronologischen Irrtum (p. 101) zu berichtigen. Lange bevor Lidén auf die Verwandtschaft von alb. *verë* mit gall. *verna* hinwies, hatte Meyer-Lübke in der Rezension von Gustav Meyers Albanes. etymol. Wörterbuch, *Literaturbl.* 1891, p. 241 den gleichen Gedanken ausgesprochen.

[8] Cf. Mistral s. *balai*.

[9] Weitere Fischnamen s. unten p. 393.

reichs meistens erst indirekt aus Nordfrankreich eingewandert sein. In der Tat ist es interessant, zu sehen, daſs gerade jene fränkischen Wörter, welche sich an die Besiedelung durch die Franken knüpfen: frz. *ham* 'Weiler', *fara* 'Sippe, Geschlecht', *houx* (*houssière*)[1] 'Stechpalme', dann die Ortsnamen vom Typus *Abboni-curtis, -villa* in Südfrankreich fehlen. Das Rittertum und das Eindringen germanischen Rechtswesens bringen eine groſse Anzahl fränkischen Wortgutes nach dem Süden; man denke etwa an altprov. *escari* 'Schöffe', welches nicht fränk. scapin, sondern schon verschobenes nordfrz. **escavin* voraussetzt. Im weiteren spricht für sekundäre Entlehnung aus Nordfrankreich die südfranzösische uniforme fränkische Namengebung, die von der Reichhaltigkeit des Nordens grell absticht: nur die typischen Namen einiger Fürsten und Groſsen haben im Volke festen Fuſs fassen können. — Auch Rätien, d. h. Bünden, hat die meisten voralemannischen Bestandteile seines Wortschatzes aus der lombardischen[2] Tiefebene bezogen, und so dürften ferner die südital. germanischen Fossilien gröſstenteils aus dem Norden durch Wanderung nach dem Süden gekommen sein. Was Meyer-Lübke als ältesten Stock germanischer (vorgotischer) Bestandteile betrachtet (§ 40), sollte noch schärfer gesichtet werden: für taxus 'Dachs' wäre auf das mit Marcellus Empiricus fast gleichzeitig belegte taxus, *Romania* XXXV, 43 hinzuweisen — ein it. *tassone* ist mir unbekannt —; bei den Vertretern von flado 'Fladen' dürfte, wenn vorgotische Entlehnung sichergestellt werden soll, das entscheidende span. *flaon* nicht fehlen, da gerade in Spanien die mask. schwache Flexion auf *-on* nur bei nichtgotischen Wörtern belegt ist (got. *-an, guma-an* 'Mann' : *hano -on*); übrigens mag die Frage aufgeworfen werden, ob bei der divergierenden Bedeutung von frz. *flan* 'Fladen, Kuchen', span. *flaon* 'Fladen' gegenüber *fialone*[3] 'Honigwabe' in Frankreich und Italien getrennte Entlehnung anzunehmen sei, denn das Zeugnis des Oberitalieners Venantius Fortunatus belegt die Bedeutung 'Honigwabe' zunächst nur für seine Heimat. Die 'Harfe', harpa dürfte wie die 'Fiedel' noch im Mittelalter weit gewandert sein, und für *cuffia* macht das doppelte intervokalische *-ff-* alte Entlehnung nicht unbedenklich: ist aber das Wort von Norditalien ausgewandert, so bleiben sachliche Schwierigkeiten. Bei aringus 'Hering' ist für das it. *aringa* 'pesce dei mari *settentrionali* che vien salato, seccato, affumicato' eher späte Entlehnung aus dem Norden wahrscheinlich, und für frz. *hareng* zeigt die Erhaltung des *h-*, daſs es sich um eine spätere Entlehnung aus dem Niederdeutschen handelt. Der einzige deutsche Fischname weiter Verbreitung wäre *carpa* 'Karpfen', aber wir haben keine Anhaltspunkte dafür, daſs das Wort germanischer Herkunft ist, und in Anbetracht der zahlreichen Fischnamen gallischer Herkunft: salmo 'Lachs', darsus 'Lauben', altfrz. *dars* (Thomas, *Romania* XXXVI, 92), südwestfrz. *creac* 'Stör' < cragacu (Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXXI, 653), *brochet* 'Hecht' < brocc 'spitzig', *lavaret* 'Blaufelchen' < levaricinu (*Z. f. rom. Phil.* XXX, 722), span. *saboja* 'Maifisch' < samauca (*ibid.* 728)[4] bleibt keltischer Ursprung immer noch wahrscheinlicher. Bei *brutis* 'Schwiegertochter' ist der grundlegende Artikel von Braune[5] über das Wort 'Braut', wo auch die inschriftlichen Belege von brutis besprochen werden, nicht zu vergessen. Wohl geht dalmat. *bertain*, nicht aber nordfranz. *bru* mit jenem wahrscheinlich got. *brutis* der Balkan-

[1] Cf. *Archiv* CXXIV, 97.

[2] Cf. *Revue de dialectologie* II.

[3] Cf. weitere Belege in meiner Arbeit: *Les accusatifs en -ain et -on*, p. 15.

[4] Sollte unser schweizerdeutsches *Kamp* 'männl. Lachs' nicht zu jenem *cambivos* gehören, das Schuchardt, *ibid.* 719 nur hypothetisch erschlieſst?

[5] *Paul und Braunes Beiträge* XXXIII, 1 ss.

inschriften: nordfrz. *bru* dürfte als eine spätere fränkische Entlehnung behandelt werden. Für frz. *guinder* ist es besser, statt des mifsverständlichen 'winden'[1] die Bedeutung '(durch ein Hebelwerkzeug) aufwinden' hinzuzusetzen, und es wäre hier überhaupt weiter der Tatsache zu gedenken, dafs der germanische Einschlag in der Terminologie des ital. Seewesens französischer Vermittelung aus der Nordsee zu verdanken ist.

§ 42. Auf Nichtentlehnung der spanischen Formen, sei es aus Italien oder aus Frankreich, weisen auch die mannigfachen anderorts unbekannten Bedeutungen des span. *guisar* 'Speisen zubereiten, würzen, Sorge tragen, vorbereiten, gerben' hin.

Wie fränkische und gotische schwache männliche Flexion — im Westgermanischen auf *-o, -on,* gotisch *-a, -an* — sich im Romanischen widerspiegelt, hätte span. *escanciano* < got. skankja 'Schenk' gegenüber *echançon* < fränk. skankjo ein treffliches Beispiel geliefert. Für redan wäre sachlich[2] darauf hinzuweisen, dafs garėds die Bewaffnung und Rüstung des Mannes bezeichnete, und dafs die ganze Wortgruppe wohl mit den germanischen Söldnerheeren nach Frankreich gekommen ist, von wo sie, wie Meyer-Lübke mit Recht bemerkt, nach Italien und Spanien sekundär verbreitet wurde.

§ 43. Unter den gotischen Fossilien Italiens wird auch tosk. *gręto* 'Kiesgrund, trockenes Flufsbett' < got. griuts 'Griefs' angeführt: sachlich erregt die Herübernahme des gotischen Wortes Bedenken, weil, wie eine Durchsicht von Pieris und Olivieris toponomastischen Arbeiten lehrt, gotische Wörter zur Bezeichnung topographischer Eigentümlichkeiten ganz fehlen; nun findet sich die Entsprechung von it. *gręto* im friaul. *cret* 'rupe nuda e scoscesa', cf. Ascoli, *Arch. glott.* III, 298, Mussafia, *Beitrag* 47, und Gartner, *Rät. Grammatik* 5,[3] wodurch gotische Herkunft vollends unwahrscheinlich wird. Zu gahagium wären auch die tirolischen[4] Formen anzuführen.

§ 44. Die Farbenbezeichnungen germanischer Herkunft dürften wohl in ihrer Mehrzahl von Frankreich ausgewandert sein: it. *grigio* < grisja zeigt gegenüber *bacio* < basium die Entwicklung von *Luigi* < Louis; *falbo* wird im Altital. ausschliefslich auf die Farbe der Pferde bezogen und kann mit dem Rittertum nach Italien gewandert sein, und dafs *blank* in einem grofsen Teil Italiens, besonders in Nordostitalien, relativ jung ist, beweisen die überaus zahlreichen Spuren von albus[5] in den Ortsnamen, wogegen *blank* in der Flurnamengebung fast völlig fehlt.

§ 46. Wie die Ortsnamen lehren, ist die richtige Form für haim nicht *hame,* sondern Han, Ham; für die ganze Frage der Entwicklung von *ai* > *a* mag man den methodisch wichtigen Artikel von Bruckner, *Z. f. rom. Phil.* XXIV einsehen.

§ 47. Bei Erwähnung der charakteristischen bündnerischen Eigentümlichkeit, zusammengesetzte deutsche Verben mit einem Verb und Präposition wiederzugeben: *pagar ora* 'auszahlen', darf indes nicht übersehen werden, dafs Ansätze zu einer solchen Verbalbildung im Romanischen sich schon fanden, bevor der deutsche Einflufs diese Formationsart aufs weitgehendste begünstigte; in der Parabel vom 'Verlorenen Sohn' findet sich bei Biondelli in der mailändischen Fassung für spartire : *spartí föra* 'austeilen', fatto la sua bolgia : *fa sù tüt el bolgiot,* dissipò le sue facoltà : *l'a büta via el fat sò,* portate quà la più bella vesta e vestitelo :

---

[1] Meine Arbeit: *Accusatifs* etc., p. 17.

[2] Grimm, *Rechtsaltertümer* II, 113.

[3] Ob altprov. *gręs* 'terrain graveleux' hier anzuschliefsen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

[4] Cf. Schneller, *op. cit.*, p. 146.

[5] Cf *Archiv* CXX, 462.

portê chi el pü bel vestî, metighel sü, und solche Bildungen finden sich in einer Reihe der dort abgedruckten lombardischen Versionen; auch für Bormio und Livigno habe ich eine schöne Anzahl solcher Wendungen bei Aufnahmen mir notiert: *višti su* 'ankleiden', *butā́ su* 'erbrechen', *provār su un vešti* 'ein Kleid probieren', *šgirlā ō* 'ausglitschen'; Livigno: *tšęrnər fǭra* 'auswählen', *sǫm šteit su tǫta la nötχ* 'ich bin aufgewesen die ganze Nacht', *fēr su l'ę̄ča* cf. obw. *far sę špults* (Sedrun) 'aufspulen' usw., wobei ja bei der früheren Zugehörigkeit der Grafschaft Bormio zu Bünden Entlehnungen aus dem Engadin nicht ausgeschlossen sind.[1]

§ 49[1]. An Stelle von 'transalpinisch' sollte es doch wohl 'transapenninisch' heifsen.

§ 50. Zur Frage der Systematik der romanischen Mundarten wären nicht nur die lautlichen Merkmale, sondern die lexikologischen Unterschiede herbeizuziehen, wie ich in nächster Zeit darzulegen hoffe.

§ 58. Den ganzen Vorgang des langsamen Lautersatzes in einer Mundart hat Morf psychologisch feiner und schärfer in seinem Werdegang und seinen Folgen im *Archiv* CXV, 444 u. dargestellt. — Es wäre hier dann weiter auf jene Erscheinungen hinzuweisen, in denen das Individuum bewufst eine dialektisch zu stark von den benachbarten Mundarten abweichende Artikulation aufgibt, um die allgemein üblichere an ihre Stelle zu setzen. Salvioni hat in einer methodisch bedeutsamen Studie gezeigt, dafs die Palatalisierung von k^a einst im Lombardo-alpino viel weiter südlich verbreitet war als heute: überall tritt $t\chi$ zugunsten von k des *volgare illustre* von Mailand zurück. Im Val Verzasca finden sich nur noch drei Worte mit $t\chi$: *capra, cane, casa.* In Ludiano im Val Blenio erscheint $t\chi$ nur noch bei alten Leuten bei den am häufigsten gebrauchten volkstümlichsten: *campu, capra*; im Bergell kennt nur noch der oberste Teil des Tales, Sovraporta, wenige Beispiele, welche $t\chi$ aufweisen.

In Bormio lautet der Infinitiv der I. Konjugation *-ar*; die Bergdörfer rings um die Stadt kennen nur *-är, -ẹr,* also Bormio: *klamār,* Semogo: *klamē̜r*; Bormio: *impitsar* 'anzünden', Semogo: *pitsē̜r*; Bormio: *arār,* Semogo: *arē̜r* (eigene Aufnahme). In der Stadt hat unzweifelhaft eine bewufste Anpassung an den gemeinlombardischen Infinitiv *-ar* sich vollzogen, während in den vom Verkehr abseitsgelegenen Dörfern die alteinheimische Lautentwicklung länger Widerstand leistet.

§ 63. Prinzipiell sollte betont werden, dafs nicht nur sogenannte Kulturwörter, sondern die Wörter für die gewöhnlichsten Begriffe wie 'kaufen' (man denke an *acheter* zuungunsten von *comparare*), 'Holz' (*lignum* wird durch *bois* verdrängt), 'Kopf' (*chef* ersetzt durch *tête*), 'schwimmen' (*noer* durch *nager*), wandern; der Atlas zeigt uns klar und deutlich, dafs der lexikologische Grundstock einer Mundart nur zum kleinsten Teil aus alten autochthonen Elementen besteht, seit Jahrhunderten vollziehen sich fortwährende Wortverschiebungen, die nur mit Hilfe der Sprachgeographie resp. Wortgeologie aufzudecken möglich sein wird. — In bezug auf kalabresisch-sizil.-span. Übereinstimmungen ist das eine oder andere Beispiel anders zu deuten. So wird man ein it. *arrivare* 'ankommen' nicht einem südit.-span. *plicare* 'ankommen' gegenüberstellen, da ja *arrivare*

[1] Das Bild, welches Meyer-Lübke § 48 zur Erläuterung der Aufgaben der Biologie und der Paläontologie anwendet, könnte vielleicht Anlafs zum Mifsverständnis geben; der Ausdruck 'Paläontologie' ist der Geologie entlehnt: nun schreitet das Studium der in den verschiedenen Gesteinsschichten entstandenen Fossilien von den jüngeren geologischen Schichten zu den älteren, also im allgemeinen von oben nach unten, und so scheint mir denn unsere sprachliche — paläontologische Forschung eher von oben (der lebenden Sprache) nach unten (den toten, in der Schrift versteinerten Sprachzuständen) vorzudringen.

[2] *Studi di fil. rom.* VIII, 1.

(vgl. *trovare*) ein Gallizismus ist; weiter wird man bedenken müssen, dafs das Wort, wie Cornu gezeigt hat, ein Wort der Seesprache ist (applicare navem); wenn es im kontinentalen Oberitalien oder in Frankreich fehlt, so ist das nicht weiter auffällig.[1] Auch it. *levare* vereinigt die Bedeutung 'aufheben' mit derjenigen von 'wegnehmen', denn Redensarten wie *levar la barba, i baffi, levar il latte a un bambino* kann nur die Bedeutung 'wegnehmen' zugrunde liegen, und auch span. *llevar* ist nach den Wörterbüchern für den Aufgang der Sonne in der älteren Literatur gebräuchlich. Zu den gascognisch-spanischen lexikologischen Übereinstimmungen war auf den Artikel von Bourciez, *Les mots espagnols comparés aux mots gascons, Bulletin hispanique* III, 159 ss. hinzuweisen.

§ 64 spricht von den Expansionsstrafsen,[2] auf denen sich der Aufmarsch des hauptstädtischen Wortschatzes vollzieht und wellenförmig in die Provinz ergiefst: neben dem Seinebecken und dem Rhonetal sind auch die 'route d'Allemagne' nach Metz und die wichtige spanische Pilgerstrafse in Westfrankreich nach Santiago de Campostela besonders hervorzuheben. — Bei der Wiedergabe von Gilliérons Gedankengang sollte die Form *resecare* mit dem Akzent auf der Endung angegeben werden, da daneben *résecare* existiert; ob für Italien schon ein lat. *secare* 'sägen' wirklich anzunehmen ist, bleibt mir aus den im *Literaturbl. f. rom. u. germ. Phil.* 1908, 336 angegebenen Gründen sehr fraglich. Es schiene mir überhaupt wünschenswert, dafs in einer künftigen Ausgabe die Reproduktion einiger typischer Kartenbilder in verkleinerter Form diesen Kapiteln beigegeben werden könnte.

§ 66. Zu den Begriffen, die eine Änderung der Bezeichnung nicht aufweisen, weil der Begriff seinem Wesen nach unverändert ist, rechnet Meyer-Lübke 'Vater', lat. *pater*, das auch heute noch die fast auf dem ganzen Gebiete übliche Bezeichnung für den 'Erzeuger' sei. Allein gerade *pater* fehlt in den literarischer Überlieferung am meisten entrückten romanischen Sprachen: dem Rätischen und Rumänischen, so dafs allem Anscheine nach trotz der Fertigkeit des Begriffes die Bezeichnung 'Vater' infolge der verschiedenen Gefühlswerte, die sich an seinen Namen knüpfen — in seiner rechtlichen Stellung wird er wohl stets *pater*, im Kinderkreis aber 'babbo' von jeher in der Toskana genannt worden sein — keine Einheitlichkeit aufweist. Auch beim Begriff 'Nase' oder 'Hand' ist es m. E. nicht gestattet, aus den Forschungen von Zauner den Schlufs zu ziehen, dafs die beiden Begriffe 'uniform' benannt worden sind; wie bereits Salvioni[3] bemerkte, hatte Zauner die Scherzausdrücke oder 'parole gergali' leider weggelassen: diese sind aber gerade die Vorposten, welche *manus* und *nasu* teilweise schon verdrängt, teilweise im Begriff sind, zu ersetzen; oft noch als 'grob' empfunden, sind sie vielleicht bestimmt, die gesellschaftlich höher gewerteter *manus* und *nasus* zu ersetzen; solcher sozial verschieden gewerteten Ausdrücke hat es gewifs schon im alten Rom so gut wie im modernen Paris gegeben.

§ 68. Lat. *sella* 'Sitz' scheint seine alte Bedeutung 'Sitz' im Spanischen durchaus bewahrt zu haben; die Bedeutungsentwicklung 'sesselartiger Sattel' (Damensattel) > allg. 'Sattel' scheitert m. E. an dem Umstande, dafs der Sattel in der römischen Kavallerie, wie es scheint, von fremden Söldnern im 4. Jahrhundert eingeführt wird (dtsch. *Sattel*) und vielleicht nichts anderes als ein Wort des sermo castrensis war (Übersetzung eines

[1] Für einstige Existenz von *laxare* auf der Iberischen Halbinsel scheinen die altspanischen Glossen zu sprechen, cf. *Z. f. rom. Phil.* XIX, 14.

[2] Cf. auch Jaberg, *Sprachgeographie*, p. 6.

[3] *Arch. glott.* XVI, 370, für den Begriff 'Nase' cf. *ibid.* p. 373 und 375; man denke an das vulgärpariserische *patte*, valtell. ungi = unghie, (Talamona) *zata*, posch. ciatta, eng. *tschatta* 'Hand' usw.

fremden Wortes?). Unrichtig erscheint mir, daſs *sella* das lat. *clitellae* 'Saumsattel' ersetzt habe, denn, soviel ich sehe, heiſst *sella* nur ausnahmsweise 'Pack-Saumsattel', sonst überall das von Südfrankreich ausgewanderte *bast-*, über welches neue Forschungen nötig sind.[1] Zu den angeführten onomasiologischen Arbeiten ist auch diejenige Merlos '*Grillotalpa vulgaris*'[2] hinzuzufügen und der reichhaltigen Nachträge zu Zauners und Tappolets Arbeiten von Salvioni[3] zu gedenken.

§ 71. Über den störenden Einfluſs des Schriftfranzösischen auf die Mundarten und die Entstehung des sogenannten 'français populaire' vergleiche man nun Wiſsler, *Das schweiz. Volksfranzösisch*, Diss. Bern 1909.

§ 75. Ein Verweis auf die Karte *bégayer* des Atlas hätte nur nützlich sein können. Das Studium der gruyer. *lioba* und seiner Wortfamilie führt auf vorromanische Herkunft des Wortes, doch kann hier die Erörterung der ziemlich komplizierten Frage nicht gegeben werden. Manches bedarf, wie Meyer-Lübke richtig hervorhebt, noch sehr der Vertiefung: vor allem werden, um die echten Onomatopoe-Wörter festzustellen, auſserromanische Arbeiten herangezogen werden müssen, wie die vortreffliche Studie von Sluohati über deutsche Vogelnamen, und erst eine systematische Durchforschung der lateinischen und griechischen Vogelnamen wird mehr Klarheit bringen: es steckt gewiſs auch hier manches vorromanische Wort in anscheinend lautmalender Gestalt.

§ 76. Ist *mucca* allgemein lombardisch? Und sollte das Wort lombardisch sein, darf *mucca* getrennt werden von valtell. *mocc* (moč), Bormio *mòghera* 'vitella', die sämtlich mit anderen lombardischen und rätischen einer vorromanischen Sprache anzugehören scheinen?

Eine weitere Quelle der Bereicherung des allgemeinen Wortschatzes ist der Übergang eines Eigennamens zum Gattungsnamen, cf. altfrz. *arscot* 'Tuch aus Aarschot', oberit. *valensana* 'Bettdecke' (aus Valence), und auch der Kindersprache wären einige Worte zu widmen.

§ 78. Vgl. auch Vendryes, *De Hibernicis vocabulis* 1902 und nun Pedersens wichtigen Abschnitt über die lateinischen Lehnwörter im Altcymrischen und Altirischen in seiner fundamentalen *Grammatik der kelt. Sprachen*, p. 189 ss.

§ 80. Nicht überzeugend ist die Widerlegung von Ascolis Hypothese, altprov. *ordi*, friaul. *uardi* sei ein lat. *hordi-*. Meyer-Lübke ist geneigt, die Formen auf *-i* als einzelsprachliche Bildungen zu erklären: für altprov. *ordi* verweist er auf *cambi* < cambio, für it. *orzo* auf *verza* 'Kohl' < viridia, aber zuletzt wird friaul. *uardi* vergessen, denn im Friaulischen steht *uardi* einem *verza* 'viridia', einem ueng. *jördi* stehen *verza*, *fruonzla* 'Laub' < frondea gegenüber. Erinnern wir uns, daſs auf der Pyrenäischen Halbinsel die Gerste mit *cebada* bezeichnet wird und *hordeu* also zu fehlen scheint; bedenken wir ferner, daſs Rätien mit dem Oberveltlin meistens nur die zweiteilige Gerste, die *dumēga* (Bormio), kennt, ein Wort vorromanischen Ursprungs,[4] während *hordeu*, die 'vier- oder sechszeilige Gerste', durchaus modern ist; bedenken wir ferner, daſs im Altprov. die zweiteilige Gerste *baillarc*[5] heiſst, was Thomas auf *balearicu* zurückgeführt hat, so werden wir wohl erst dann die Geschichte von *hordeu* schreiben können, wenn wir über die Verteilung des Anbaues

[1] Zu *flagellu* und *tribulum* cf. ebenfalls Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* 1910, 257 n. und zur Bedeutung 'Dreschwagen' (lat. *tribulum*) cf. *ibid.*

[2] *Studi di fil. rom.* IV, 149.

[3] *Rendiconti dell'Istituto lombardo* XXX und *Arch. glott.* XVI, 370.

[4] Ascolis Erklärung des Wortes ist lautlich und bedeutungsgeschichtlich unbefriedigend, *Arch. glott.* VII, 500 n. und Salvioni, *Il dialetto di Poschiavo*, 605 n.

[5] Cf. auch *Atlas linguist.* K. *orge* und über das Wort, cf. Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXVI, 402 und Hoops, *Waldbäume*, 592.

zwei-, vier-, sechszeiliger Gerste heute und in alter Zeit besser unterrichtet sind: ein sachliches Problem verbindet sich hier mit einem lautlichen, das nur unter Berücksichtigung beider Faktoren gelöst werden kann.

§ 81. Der Verfasser versucht, hier nachzuweisen, daſs die Ansetzung eines lat. *tragere* deshalb fraglich sei, weil die romanischen Formen sich einzelsprachlich erklären lassen: so zeige frz. *air* < lat. aere, daſs *traire* direkt zu lat. trahere stimme. Bevor wir ein Wort zum Vergleich heranziehen, werden wir immer gut daran tun, dasselbe auf seine Tauglichkeit genau zu prüfen. Ist *aer* ein volkstümlicher Begriff? Nach meinen Erfahrungen bei Dialektaufnahmen auf romanischem Gebiet muſs ich es verneinen, denn der Begriff 'Luft' existiert im Bewuſstsein des Bauers nur als 'Wind': das ist aber dann lat. aura. Bei den Dialektaufnahmen antwortet man entweder mit schriftital. *aria*, oder man gibt *ventu, aura* an: all dies deutet auf einen halbgelehrten Begriff hin! Nun stehen einem engad. *ajer* 'Luft': *trer* 'ziehen' gegenüber, altoberit. *air* : *trar*, span. *aire, aer* : *traer*, port. *aer* : *trazer* (altport. *trager*), es ist bezeichnend, daſs im Altprovenzalischen neben *aire* die ganz gelehrte Form *aer* steht! Nun weicht ferner port. *ler* 'lesen' von port. *trazer* ab, nicht aber altspan. *traer* : *leer*; wir werden uns wiederum fragen müssen: ist der Begriff 'lesen' in Spanien, wo drei Viertel der Bewohner bis vor kurzem Analphabeten waren, volkstümlicher als der Begriff 'ziehen'? Bei den Dialektaufnahmen in Oberitalien hat man im allgemeinen ziemliche Schwierigkeiten, die Konjugation des Verbums *legere* zu erhalten, altprov. *legir, lęger* gegenüber *traire* dürfte auf halbgelehrte Herkunft hinweisen, und so scheint mir wiederum die Parallele nicht zutreffend gewählt. Daſs *tragere* vielleicht bis ins spätere Latein hinaufreicht, wird aber auch von einem anderen Gesichtspunkte aus wahrscheinlich: deverbale *-inar*-Bildungen treten an den Stamm der Verben an: farcinare : farcire, scarpinare : scarp- (cf. Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* II, 611), also hätte von einem traho ein trahinare abgeleitet werden müssen, altprov. *traginar, trainar* stimmen aber zu traginare, kaum zu trahinare; endlich dürfte auch die Ableitung *straccare* 'ermüden' mit Nigra, *Arch. glott.* XV, 107 auf *trag-icare* hinweisen.

§ 82. Bei cannabula sollte zur Erzielung gröſserer Deutlichkeit zu *canna* die Bedeutung 'Halsröhre' angegeben werden.

§ 86. Zu fox cf. auch altprov. *fos*, Thomas, *Rom.* XXXVI, 100 und logud. *foghe*, Guarnerio, *Studi di fil. rom.* IV, 110; *codex* ist, wie intervokalisch *-d-* verrät und wie auch der Parallelismus mit gelehrtem roman. *libro* wahrscheinlich macht, halbgelehrt; (obw. *kuš* wohl Druckfehler für *kudeš*).

§ 87. Das Problem von it. *fieno* 'Heu' hat nun in ansprechender Weise Merlo, *Revue de dialectologie* II, 250 als eine Kreuzung von foenum + *flores* erklärt.

§ 88. Wie altprov. *estuba* 'étuve' zeigt, ist wohl für frz. *étuve* von einer griech.-lat. *stupa* auszugehen.

§ 94. *spelta* ist, wie Hoops[1] gezeigt hat, nicht lateinischer, sondern germanischer Herkunft.

§ 96. Die gesamten oberit.-frz.-prov. Formen *bedu* stimmen wohl nur zufällig lautlich mit altfränk. bed 'Fluſsbett' zusammen. Bedeutungsgeschichtlich heiſst roman. bedu meines Wissens nie 'Fluſsbett', sondern 'Graben, Bach'; ferner ist zu erwägen, daſs unter den Bezeichnungen für 'Bach' im Süden Frankreichs und in Oberitalien keine Entlehnung aus dem Germanischen bekannt ist, und daſs endlich die Verbreitung des Wortes sowie die Art des Begriffes auf gallische Herkunft hindeutet.

[1] *Op. cit.* 417.

§ 104. Zu den Formen von ululare ist etwa nachzutragen, dafs wohl statt port. *urrar* das von Cornu[1] angegebene *uivar* einzusetzen ist. Für das Alter der dissimilierten Formen *urulare (cf. obw. *urlar*) zeugt vielleicht das im oberen Toggenburg (St. Gallen) bezeugte *orle* 'einen schrillen pfeifenden Ton durch die Nase ausstofsen, wie die Ziegen und Gemsen es tun' (*Schweiz. Idiot.* I, 451), das auf ehemals rätoromanischem Gebiet wohl dem heute nun verschwundenen Rheintal-Romanisch angehört haben dürfte. — Die richtige Erklärung Meyer-Lübkes für *ululare* hätte zu einer prinzipiellen Darlegung jener Fälle Gelegenheit geboten, bei denen ein Lautwandel durch das Bestreben, die lautmalende Wirkung eines Wortes nicht zerstören zu lassen, beeinträchtigt oder aufgehoben wird. Ich denke an Fälle wie altprov. *caca* 'lie', wo nach der Lautregel *c* > *g* ein *caga* zu erwarten wäre, *tata* 'Grofsvater' bleibt trotz der oberit. *t* > *d*, oder *papa* wird trotz Erweichung des intervokalen *-p-* auf einem grofsen Gebiete nie zu **paba*.

§ 107. Weder die Bedeutung it. 'Hippe' gegenüber sonstigem 'Sichel' noch die Bildung zwingt uns dazu, it. *segolo* von *sicilis* abzuleiten; althd. *sihhila* 'Sichel' führt Meyer-Lübke auf lat. *sĭcilis* zurück, doch frage ich mich, ob ahd. *sihhila* von den angrenzenden nordfrz. Formen *seille* getrennt werden darf: wie *gracilem* > altfrz. *graisle* zu zeigen scheint, kann altfrz. *seille* nur auf sĕcula oder sĭcula zurückgeführt werden, so dafs sich wiederum die Frage erhebt, ob ueng. *saizla*, tirol. *saizla*, rum. *secere* 'Sichel' notwendigerweise mit den deutschen Formen in Verbindung zu bringen sei.

§ 111. Für verschiedene Entwicklung des Tonvokals je nach der Endung von *-um* oder *-us* wäre aufser den bei Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* I, § 643 angeführten Tatsachen auf das Rätische hinzuweisen: obw. *lgẹi aviĕrt* apertum est 'es ist offen', *lg eš éi aviárts* 'die Tür ist offen' (apertus), Candrian, *Der Dialekt von Bivio-Stalla* 13.

§ 112. Was die Vertreter von cerasea, ceresea anbetrifft, darf nicht vergessen werden, dafs die span.-port. Formen natürlich weder für *cerasea* noch *ceresea* etwas aussagen (cf. *beso* < basium); wenn wirklich die baskischen Formen, wie Schuchardt[2] will, auf cerasea zurückgehen und anderseits im Nordafrikanischen *cerasea* in der dem Sardischen nahestehenden Form *keriasa*[3] auftaucht, so scheint mir, dafs die Sprachgeographie für die iberische Halbinsel eher ein *cerasea* als ein *ceresea* zugrunde legen wird. Auffällig ist, dafs die altcymr. Form *kerios* auf ceriasia zurückweist: nehmen wir nun an, dafs die meisten cymrischen Lehnwörter über Gallien nach Britannien gekommen sind, dürften wir weiter schliefsen, dafs einst auch in Frankreich vor dem heutigen Typus *ceresea* einst *cerasea* in lateinischer Zeit existiert hat? — Auf die norditalienische Form *castinea* scheinen unsere deutschen Formen, ahd. *chestinna*, zurückzugehen, cf. Kluge, *Pauls Grundrifs*2 336. Ob hingegen das in einer altport. Urkunde aus dem Jahre 960 belegte *castiniaria* die Existenz eines alten *castinea* auch in Portugal verbürgt, scheint mir doch fraglich, weil die Form selbst sich aus der vortonigen Entwicklung von *-a-* > *-i-* erklären läfst, cf. Cornu, *Grundrifs*2 953, und ihre Parallele findet in dem nordfrz. Castinidum > Châtenay. Cf. *Polyptique d'Irminon* (8. Jahrh.) V, 2.

§ 113.[4] Die romanischen Vertreter von salix, pulex, pollex, filix scheinen z. T. auf synkopierte vlat. Formen: *salce, *pulce, *polce, *filce, z. T. auf dreisilbige Formen: salice, pulice, pollice, filice, zurückzugehen. Für *pollex* 'Daumen' werden wir aus sprachgeographischen Erwägungen heraus it. *pọllice* ausscheiden, da nach Zauner der Daumen mit

[1] *Grundrifs*2 971. [2] *Basko-Romanisch* 20.

[3] *Literaturblatt f. rom. Phil.* 1891, 59.

[4] Gehen span. *yermo*, altprov. *ẹrme* wirklich auf ẹrmus zurück?

**digit-one* in ganz Italien bezeichnet wird; *pǫllice* ist also wohl gelehrt. Altfrz. *pouce* steht, wie Meyer-Lübke selbst in seiner *Altfranz. Grammatik* anführt, neben *poux*, dem im Altprov. *poltz, polse* entspricht. Auch einem altprov. *piuze* 'Floh' entspricht *piutz*,[1] und dieselben Doppelformen liegen im altprov. *sautz, sauze,* altfrz. *saux, sauce* vor; fügen wir noch altprov. *aitz* : *aize* 'aise', *colp* : *colbe* 'Schlag' hinzu, so könnten wir uns fragen, ob es sich hier nicht um französische mundartliche Erscheinungen handelt, die einer näheren Untersuchung noch bedürfen. Daſs es sich um einzelsprachliche Vorgänge handelt, scheint auch span. *sauce, saux* zu bestätigen, das, wie *hoz* < falce lehrt, nicht auf vlat. *salce* zurückgehen wird. Überblicken wir die Resultate von filix, salix, pulex auf Lautkarten des Atlas, so fällt auf, daſs *pollice* sich in der Behandlung des *-c-* von *filice, salice, pulice* trennt: *pous, pouse* : *feuze, sauze, piuze,* was mit altprov. *poltz, polse* gegenüber *feuze, saltz sauze, pints pinze* durchaus übereinstimmt. Hat nun *pollice* — vielleicht wegen der Doppelkonsonanz — eine andere Entwicklung als *filice, salice, pulice* erfahren? Jedenfalls ist die ganze Frage komplizierter, als Meyer-Lübke in seiner vielleicht hier allzu gedrängten Darstellung verraten läſst.

§ 116. It. *gota* 'Wange' dürfte aus sprachgeographischen Gründen aus Oberitalien stammen, da in Mittelitalien der Begriff durch *maxilla* oder germ. *wankja* ausgedrückt wird. Überhaupt hält meines Erachtens die auf Diez zurückgehende Auffassung, daſs frz. *joue* auf gabata zurückgehe, einer eingehenden Prüfung kaum stand. Man pflegt frz. *jatte* auf gabata zurückzuführen, dessen Nachtonvokal nach einer Vermutung Meyer-Lübkes an das haupttonige *a* < *gabita angeglichen worden wäre: jenes wäre als Grundform von frz. *jatte* 'Napf', dieses von frz. *joue* (über gauta) anzusetzen. Untersuchen wir nun die romanischen Formen, welche 'Napf' bedeuten (sizil. *gavita,* piem. *gavia,* abruzz. *gavete*), so ergibt sich zunächst, daſs vor allem die piemontes.-abruzz. und sizil. Form nicht auf gabata, sondern eher auf *gabita zurückzuweisen scheinen: damit stimmt auch das ahd. *gabiȝa* (süddtsch. *gebse*), welches, wie *sambaȝ-tac* < sambaton zu beweisen scheint, nur auf ein gabita zurückführen kann, d. h. gerade auf die Form, die man frz. *joue* und prov. *gauta* 'Wange' zugrunde legen möchte. Und diesen lautlichen Bedenken tritt ein begriffliches Bedenken an die Seite. Überblicken wir die von Zauner so lehrreich zusammengestellten Ausdrücke für die 'Wange', so ergibt sich, daſs diese angebliche Metapher von Napf zur Bezeichnung der Wange ganz vereinzelt steht; auch auſserromanisch ist mir kein Beispiel der Übertragung eines Gefäſsnamens auf die Wange bekannt. Die Metapher läſst sich also nicht, wie bei *testa* 'Hirnschale > Kopf', dutzendfach anderswo nachweisen, und man fragt sich vergeblich, wie eine solch ungewöhnliche Metapher sich auf solch groſsem Gebiete hätte durchsetzen können. Dazu tritt dann der weitere Umstand, daſs der *Atlas ling.* auf der Karte *joue* im Zentrum Frankreichs *gauño*-Formen aufweist, die unmöglich von gauta getrennt werden dürfen. Alle diese Erwägungen erschüttern das bis heute immer wiederholte Etymon gabita > *joue.*

§ 119. Bei den Vertretern von janua 'Tür' ist für o.-engad. *ǧaina ǧenna* 'Gittertür' einzusetzten, dann neapolit. *jenella* 'soglia, davanzale'[2]

---

[1] Man vgl. ferner die Karte *puce,* wo der östliche Teil Südfrankreichs einfach *nigra* aufweist, das aber sein feminines Geschlecht dem älteren *pulice* verdanken wird (cf. schon im Altprov. *neira*).

[2] Vielleicht auch in voges. *gemme* 'porte à claire-voie' Horning, *Z. f. rom. Phil.* XXX, 457 ff., wobei allerdings die Entwicklung von *nu̯* gegenüber *tenve* < *tenue* auffällig ist. — Sollte bei obwald. *ǵentar* (nicht *ǧentar*) nicht die Bedeutung 'Mittagessen' gegenüber altspan. *yantar* 'speisen' angegeben werden? Lautlich cf. auch Menéndez Pidal, *Manual Elemental,* 2ª ed., § 204.

hinzuzufügen; dagegen scheint port. *janela* 'Fenster' auf janua zurückzugehen, cf. *Rev. lusitana* I, 240.

§ 120. Ob wirklich bei *colostrum* eine Angleichung aus *colustrum* stattgefunden hat, werden wir so lange nicht wissen können, als die Herkunft des Wortes unbekannt ist. Das ganze romanische Problem von *colostrum* ist kompliziert, man vgl. dazu vorläufig Schuchardt, *Literaturblatt* 1891, c. 412.

§ 125. In bezug auf den Zeitpunkt der Palatalisierung[1] sind die im *Archiv* CXXII, 432 bereits erwähnten zwei Momente zu berücksichtigen: *Kehrsiten* (Unterwalden) < cereseda 'Kirschenpflanzung', das etwa im 7.—8. Jahrhundert deutsch geworden sein dürfte, und des weiteren die in den nordafrikanischen Sprachen erhaltenen Lehnwörter, die *k* an Stelle von c^{ei} enthalten: kervu < cervu, auf die ich in nächster Zeit zurückzukommen gedenke. Es wären weiter noch folgende Tatsachen zu erwähnen: Das lateinische Wort *acetu* ist in unseren schweizerdeutschen Mundarten in doppelter Form vorhanden. *Essig*, das mit den übrigen deutschen Vertretern auf **atecum* < acetum zurückgeht und in einer nur dem Berner Oberland und Oberwallis eigentümlichen Gestalt: *achis* 'Milchessig', welches die nicht-metathetische lat. Form acetu voraussetzt. Nun ist das Berner Oberland wie das Oberwallis nicht vor dem 7. Jahrhundert von Alemannen besetzt worden; anderseits lehrt uns das Vorkommen des Wortes nur auf ehemals romanischem Gebiete, daſs es erst mit der Besiedelung den Alemannen von den Romanen[2] übermittelt worden ist: wenn *-k-* durch *-ch-* im Alemannischen wiedergegeben wurde, so hatte jedenfalls der romanische Laut die *k'* kaum überschritten, denn ein *t'* hätte bei der zweiten Lautverschiebung zu *z* fortschreiten müssen: cf. censu > *t'ens* > *zins*. Wir gelangen also auf Grund dieser Überlegung zu *k'* auch für die Zentralschweiz bis ins 7. Jahrhundert, was mit Kehrsiten < *cereseda* und Kempraten < *centum prada* stimmt. Dem steht nun der Ortsname *Cerlier* < Caerelliacum[3] (dtsch. *Erlach*) entgegen, welchen Meyer-Lübke glücklich dahin gedeutet hat, daſs ein *Tserlako* im Munde der Alemannen als *Z'Erlach* aufgefaſst worden sei, ein Vorgang, den er schon ins 6. Jahrhundert hinaufsetzt. Allein einer solch frühen Datierung stehen nicht unerhebliche Bedenken entgegen. Flurnamen in der Gemeinde Erlach, wie *Tschamägerli* < champ (resp. *tsã*) maigre, *Tschampetten* (champette) weisen auf relativ späte Alemannisierung des Städtchens hin; das bernische Seeland ist, wie Gauchat anzunehmen neigt, erst im 10.—11. Jahrhundert den Romanen verloren gegangen, so daſs von dieser Seite keine Notwendigkeit vorliegt, die Form *Tserlako*[4]

---

[1] Zu den ältesten baskischen Lehnwörtern mit c^{ei}, Schuchardt, *Romano-Baskisches* 20.

[2] Die benachbarten Romanen der Westschweiz kennen das Wort heute noch unter der Form *azi* 'vinaigre'.

[3] Cf. weitere *Caerelliacum*-Namen, Skok, *op. cit.* 231.

[4] In der Nähe liegt der Fofernwald in der Gemeinde Gampelen, urkundlich silva Vavra 1179, welches Meyer-Lübke auf vēpres 'Dorngebüsch' zurückführt. Auffällig ist aber auch ein schon im 8. Jahrh. bezeugter *Wavera silva*, *Polypt. d'Irminon* XX, 3, den man nur mit Bedenken an *vēpres* anzuschlieſsen wagt. Wenig beweist trotz M.-L. (p. 250) *Gampelen*, da roman. k^a noch lange nach dem 6. Jahrh. (nach der romanischen Palatalisierung) von den Deutschen als k^a übernommen wurde, so *Gampel* (Bezirk Leuk, Wallis), das ein campellu voraussetzt und erst im 12.—13. Jahrh. von den Deutschen besiedelt wurde. Ein für die Geschichte von k^{ei} nicht unwichtiger Fall wäre der Ortsname *Kerzers* (frz. *Chiètres*) im Berner Seelande, der auf carcere zurückgeht. Wir wissen jedoch nicht, ob der deutsche Name auf *kert'er* oder *kerter* zurückgeht; ist der Lautwandel des nachkonsonantischen *-t-* > *-z-* gleichzeitig mit dem von ahd. *Kerze* < charta anzusetzen?

schon ins 6. Jahrhundert hinaufzurücken. Nun legt zwar Meyer-Lübke grofses Gewicht auf die Tatsache, dafs -acum > *-ago* durch mancherlei Zeugnisse bereits für das 7. Jahrhundert gesichert sei, während die deutsche Endung von Erlach auf *-acu* zurückgehe. Aber die Namen auf *-ach* sind in der deutschen Schweiz so zahlreich, dafs die Vertretung von *-agu* durch deutsches *-ach* unausbleiblich war. — Für die Geschichte von c^{ei} ist möglicherweise auf fränk. *antsinga* hinzuweisen, das als 'Ackermafs' mit den Franken nach Nordfrankreich eingewandert ist: in den Urkunden des 8. Jahrhunderts liegt das Wort unter der Form *ancinga*[1] wie *antsinga* vor: wir werden daraus entnehmen dürfen, kons. k^i habe bereits damals den Lautwert *ts* besessen; der Schreiber empfand also bei der Notierung des fränkischen Wortes keine Schwierigkeit, für den Laut *ts* das bei den romanischen Wörtern gebräuchlichere Zeichen *c* einzusetzen.[2]

§ 147. Für das Alter der Dissimilation von *quercus* > *cercus* (*cerca*) spricht auch das als nordafrik. Lehnwort bezeugte *chirca*, cf. *Litbl.* 1891, 166, das sehr schön zu sard. *kerku* stimmt; zu port. *cerquinho* ist Cornu, *Grundr.* 2 962 einzusehen. Da Gallien nach Berichten der Alten ein wichtiger Lieferant von Gänsen für die römische Küche war, liefse sich nicht denken, dafs *querquēdula* 'Kriekente', das nach Niedermann, *Idg. Forsch.* X, 235 erst spät nach *ficēdula* gebildet wurde, in Gallien Heimatrecht hätte? Ein gall. *kerku* 'Ente' setzen die inselkeltischen Formen voraus, und es würde auch für die romanischen Formen passen.[4] Für *meletrice* ist noch altprov. *meltritz* anzuführen; vielleicht dürfen wir für obw. *tunviala* eine volksetymologische Umdeutung von *terebella* nach *tenere* voraussetzen, und bei althd. *chonachla* ist auf Grund der heutigen Verbreitung des Wortes 'Kunkel' wahrscheinlich, dafs das Wort von jeher nur in Süddeutschland heimisch gewesen ist. Für das Alter der Dissimilation sprechen auch logud. *krunuka* 'conocchia' *Miscell. Ascoli* 237 und vielleicht der neugriechische Pflanzenname *κουνούκλα*, cf. G. Meyer, *Neugriech. Stud.* III, 35.

§ 148. Die weite Verbreitung von *colyrus* über das ganze Alpengebiet wie auch in den Ortsnamen spricht ebenfalls zugunsten eines schon lat. *colurus*, vgl. auch das im Haslitale gelegene *Goldere*, das bereits im 7. Jahrhundert alemannisiert worden sein dürfte.

§ 150. Das Kapitel, welches die Kreuzung lateinischer und griechischer Wörter behandelt, befriedigt deshalb nicht, weil der ganze Vorgang zu mechanisch unter Vernachlässigung der Bedeutungsgeschichte dargestellt wird. Die Kreuzung von *ficatum* + *συκωτός* ist doch vor allem durch die Bedeutungsgeschichte bedingt: die ganze Geschichte des Wortes ist anderseits, wie Schuchardt[5] nachgewiesen hat, viel komplizierter, als sie in der Einführung dargestellt wird. Auch die ohne eingehende Be-

---

[1] Cf. *Du Cange* s. *ancinga* und *anzinga*, und dazu gehört, wie ich vermute, das bayr. Ackermafs *Anzing*, *Azing*, Schneller 117, und altfrz. *encenge*, *ancenge*.

[2] Bei *cepulla* wäre auf Zwiebel, cf. Kluge s. v. < älterem *t'ibel* hinzuweisen, wogegen Kl. die Entlehnung von Zins ins 7. bis 8. Jahrhundert setzt, wie auch sachlich — *census* ist ein Ausdruck der merowingischen Rechtssprache — mir wahrscheinlich ist. Fränkisch *skankjo* hat *ki*, nicht k^{ei}, vgl. die Schreibungen *scantio* in der *Lex Salica* und Reichenauer *Glossen* und meine *Recherches*, p. 17.

[3] Zur Entwicklung von *gj* (§ 144) ist altsächs. *spunsia* < *spongia* bemerkenswert, cf. Tobler, *Abhandlungen* 226.

[4] Das Suffix *-ęla* (cf. altprov. *cercęla*) wie span. *cerceta* lassen sich mit *cercedula* nur unter Annahme eines Suffixwechsels vereinigen. *cerquedula* und *cercedula*, cf. *Corp. gloss. lat.* s. *querquedula*.

[5] Cf. Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXV, 615 und XXVIII, 435. Zu berg. *àlef* 'quel grasso che i polli hanno all'ano' vgl. nun Salvioni, *Archivio storico sardo* V, 3, der das berg. Wort als Vbsubst. von *alevā* < liquare zu betrachten geneigt ist.

gründung hingeworfene Bemerkung, dafs *presbiter* 'Priester' mit dem lat. *praebitor* 'Lieferant'[1] sich gekreuzt habe, bleibt gewifs für manchen Leser begrifflich unklar; für span. *suero,* port. *soro* möchte man gern wissen, welche Erwägungen den Verf. dazu führen, an eine Kreuzung von **serum** + griech. ὄρος[2] zu denken.

§ 151. Ob *herpex* wirklich der oberländischen Form *ierpi* zugrunde liegt, bleibt fraglich. Fast ganz Oberitalien kennt nur ein Verbalsubstantiv *arpeg* 'Egge' zu *arpegar* < herpicare: die obwaldische Bildung kann nicht von den oberitalienischen Formen getrennt werden, cf. falsche Rückbildungen obw. *zierchel* 'Unkraut' zu *zarclar* 'ausjäten' und *ried* 'Nutzen' zu *redax, priedi* 'Predigt' < *predgiar* < *predicar, Arch. glott.* VII, 453. Ob die Egge überhaupt alt in Bünden ist, darüber könnte nur eine tüchtig einsetzende Sachforschung uns aufklären: nach meinen Beobachtungen ist dies für die gebirgigen Teile Bündens kaum anzunehmen. Für frz. *herse* ist eine Grundlage *herpex* natürlich so lange fraglich, als wir nicht wissen, ob ein fränkisches Wort sich mit dem romanischen in Nordfrankreich gekreuzt hat, worauf ja auch das seit ältester Zeit bezeugte feste *h*- hinzudeuten scheint; man vgl. endlich die lehrreiche Karte *herse* des *Atlas linguistique.* Wenig sicher ist *genista* : *genesta,* da das Wort schon lateinisch unsicherer Herkunft ist: auffällig bleibt, dafs, wenn Vendryès[3] recht hätte, *genesta*[4] älter als *genista* zu betrachten, die jüngere Form im logud. *benistra* auftaucht, und ebenso wird das deutsche *Ginster* von Kluge auf *genista* zurückgeführt. Auch das lateinisch dunkle *arista* findet sich im logud. *arista* wieder, und, wenn Thomas, *Essais* 242, recht hat, neuprov. *arescle* 'éclisse' auf **aristula* zurückzuführen, so müfsten wir in Gallien die Existenz von *arista* neben *aresta* voraussetzen. Zu *mamphur* vgl. nun Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* 1910, 265, und für frz. *mandrin* hat Meringer, *Idg. Forsch.* XIX, 430, bei dem späten Auftreten des französischen Wortes an deutschen Ursprung gedacht: jedenfalls ist die auseinandergehende Bedeutung der italienischen Formen 'Stiel des Dreschflegels, Zapfen, Stock' und des frz. *mandrin* 'Eisenbohrer, Formeisen' auffällig; zu welcher Gruppe altprov. *mandre* 'fléau (d'une balance), das Levy nur mit einem Fragezeichen anführt, gehört, kann hier nicht untersucht werden.

§ 152. Für die Form lat. **plovēre* wäre zu bemerken, dafs meines Wissens Pușc. nur das atromunische *ploae* 'es regnet' aufweist, sonst folgt das rumänische Verb der 1. Konjugation. Auf dem *Atlas linguistique* beobachten wir, dafs im Sprachbewufstsein der Infinitiv *pleuvòir* die am wenigsten fest eingeprägte Form ist, da der Sprachgebrauch sich meistens auf die dritte Person beschränkt. Nun sprechen it. *pióvere,* südfrz. *ploure,* sard. *ploere* nur für *plóvere,* die spanischen und portugiesischen Formen beweisen nichts für *plovēre,* so bleibt frz. *pleuvoir,* das nach der Analogie von *meut* : *pleut* leicht neugebildet sein kann. Begrifflich erregt eine Kreu-

---

[1] Ascoli, *Arch. glott.* X, 465 n., auf dessen Note Meyer-Lübke verweist, drückt sich sehr vorsichtig aus: ma giova di non perdere di vista *praebitor* che valeva quanto πάροχος (also 'Lieferant') e *si offriva* a una congenere evoluzione di significato. Aber ist für lat. *praebitor* die Bedeutungsentwicklung von 'Versorger' > 'Priester', welche Ascoli hypothetisch annimmt, wirklich nachgewiesen? Jedenfalls könnte nicht ein *praebitor* 'Lieferant', sondern nur ein *praebitor* 'Priester' zu *presbyter* getreten sein.

[2] Müfste nicht eher ein vlat. sǫrum aus einer Verschränkung von serum + ὄρος resultieren, da griech. *o* meistens im Romanischen durch ǫ wiedergegeben wird?

[3] *Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale* 1902, 155.

[4] Auffallend ein frz. *Genêteil* < ginestoialos in Frankreich (Dep. Maine-et-Loire), eine Bildung, die im allgemeinen nur bei gallischen Substantiven einzutreten pflegt.

zung von *linteu* + *lentu*[1] 'langsam' starke Bedenken: auf *lintheu* weisen ahd. *linz*, mnd. *lint*, ndd. *linte* 'Streifen', cf. Kluge, *Pauls Grundr.* 2 340, *lintheu* und *lenteu* kennt das Altlogudor.: *lenthu* 'panno lenthu', heute: *lenthu* 'Leine, Lotblei', gegenüber: *lintha* 'piccolo appezzamento di terra', wobei zur Bedeutungsentwicklung von 'Band' > 'Landstreifen' an langob. *binda* 'Streifen, Landstreifen', cf. Olivieri, *Studi glott.* III, 158, erinnert werden darf. Das ganze *lintheu*-Problem ist sachlich und geographisch unklar. Bei den Vertretern von nŭra ist an Stelle von piem. *nura* ein levent. (Tessin) *nura* zu setzen, cf. Salvioni, *Rendiconti dell' Istituto lomb.* XXX, 1527, und ob sinister in Italien (cf. *mano manca*, oberit. *man zanca, tschanca*!) überhaupt je volkstümlich war, scheint mir fraglich.

§ 153. Unklar ist, was Meyer-Lübke mit einer volksetymologischen Umdeutung von ligusticu > *levisticu* meint: it. *rovistico* scheint nach Petrocchi nicht volkstümlich.

§ 155. *frondea* erscheint auch in Bünden: eng. *fruonzla* 'Laub'.

§ 156. Zu den alten Belegen von *fundora*, Salvioni, *Studi mediev.* I, 412, und, sicherer als it. *sfondolare* 'sfondare bucare' das tess. (Val Bedretto) *sciundrú* 'sfondato', Salvioni, *Bollett. storico della Svizz. ital.* XX, 39.

§ 157. vas liegt im altfrz. *vas* 'cercueil' vor, dessen heutige Verbreitung auf der Karte *cercueil* einzusehen ist.

§ 158. Die Parallele von griech. *oryza* mit lat. *medulla* ist wenig glücklich. Die Geschichte des Wortes '*Reis*' ist aufs engste mit der Geschichte seines Anbaues in Europa verknüpft. Nun wird im klassischen Altertum die Getreideart nicht angebaut; die heutige Reiskultur in Südeuropa beruht auf Vermittlung der spanischen Araber, welche das aus Indien eingedrungene griechische Wort als *aruz* aufgenommen haben; auf dieses und nicht auf die griechische Form geht das span. *arroz*[3] zurück, während it. *riso* und frz. *ris* wohl dem Mittelgriechischen entlehnt worden sind und der Wechsel des Geschlechts durch den Gedanken an *grano* (cf. auch *grano turco*) sich leicht erklärt. Das Wort *medulla* 'Mark' hingegen ist ein Kollektivbegriff, und sein so weitverbreiteter Singular dürfte dem Einfluſs etwa von *botella* 'Gedärme' : *botello* oder *ossa* : *ossum* zuzuschreiben sein.

§ 159. It. *polline* wird nur im wissenschaftlich botanischen Sinn verwendet und ist daher sicher wie frz. *pollen* gelehrt, dagegen wäre volkstümliches logud. *poḍḍine* 'fior di farina' einzusetzen, cf. Meyer-Lübke, *Zur Kenntnis des Altlogud.* 17. — Prov. *vẹrm, verme* braucht nicht vermine fortzusetzen, sondern geht wie altfrz. *verm* auf vermen zurück; ein engad. *tarna*, das schon bei Mussafia, *Beitrag* 114 verzeichnet ist, dürfte dort Druckfehler für *tarma* sein; ein **tarminem* müſste im Engad. *tarmna* ergeben (cf. femina > *femna*, examinare > *samner* 'ausschwärmen' [von Bienen]).

§ 160. Zu tripes-inis > port. *trempe* 'Dreifuſs' eine andere Auffassung bei Cornu, *Grundriſs* 2 981, § 159, und es dürfte endlich fraglich sein, ob frz. *arte* (vielleicht besser *artre* einzusetzen) auf *tarmite* zurückgeht, denn die altprov. Formen *arna, arda, arta* 'teigne' können von den französischen nicht getrennt werden; es liegen hier vielleicht Kreuzungsprodukte von herpetem + gall. darvita vor.

§ 161. Zu glomere auch log. *lórumu* 'gomitolo' *Arch. glott.* XIV, 388; XV, 490.

§ 162. Sollte hier nicht darauf hingewiesen werden, daſs die 5. Dekl. keineswegs allgemein zur 1. Dekl. übergegangen ist? Ich denke hier an das schwankende Verhalten von *dies* (z. B. altfrz. *di* gegenüber span.

---

[1] Lat. *lentheu*, welches Meyer-Lübke im *Grundriſs* 2 465 aus dem *Corpus inscript. lat.* XIV, 2315 anführt, habe ich beim Nachschlagen der Stelle nicht gefunden.

[2] Wagner, *Die campid. Mundart* 13.

[3] Cf. auch Cornu, *Grundriſs* 2 936.

dia). Zuletzt meines Wissens über diese Frage: Savi-Lopez, *Z. f. rom. Phil.* XXIV, 504. Zu den *-a*-Formen vom Typus *junica wäre der Artikel von Emil Herzog in *Bausteine* p. 481 wohl anzuführen. Zu den griechischen Formen auf *-a* vom Typus eicona : it. *ancona* 'Heiligenbild' ist noch altprov. *boisseza* 'boîte' < buxida, Thomas, *Mélanges* 34, hinzuzufügen, dagegen scheint mir hebdomada > *domada* in Wegfall zu kommen. Das Wort selbst ist mir nicht aus dem Italienischen noch Toskanischen, sondern nur nach Mussafia, *Beitrag* 52, für das Venezianische bezeugt, wo es aber vereinzelt steht. Überblicken wir hingegen die volkstümlichen Vertreter von hebdomas, sard. *mezzètima,* tosk. *mezzèdima,* eng. *eivna,* cf. Ascoli, *Arch. glott.* VII, 531, Guarnerio, *Arch. glott.* XIV, 398, so werden wir gewahr, daſs alle auf hébdomas und nicht auf hebdómada zurückgehen. Venez. *dómada* dürfte also eine mittelgriechische Entlehnung sein, was gerade für die mit dem griechischen Osten im Mittelalter so lebhaft verkehrende Lagunenstadt nichts Auffallendes hätte, oder das Wort könnte ein gelehrter[1] Kirchenausdruck sein.

§ 163. Als den älteren Nominativ von *barbani* hatte ich *barbas*[2] und nicht *barba* nachgewiesen. Das *barba* der Inschrift *C. I. L.* VIII, 383, welches Meyer-Lübke anführt, habe ich an der bezeichneten Stelle nicht finden können. Überhaupt scheint mir die Darstellung der *-ain* und *-on*-Frage nicht gelungen; es fehlt gerade das, was das Entscheidende ist: die Hervorhebung der geographischen Verteilung des mask. *-anem-* (*Ansila, -ane*) und des fem. *-o-, -onem-* (*Froilo, -one*) Eigennamenflexion, die nur in den von Goten besiedelten Gebieten bezeugt ist (also Spanien, Südfrankreich, Septimanien und Italien), und die Beschränkung des mask. *-o-, -onem-* und fem. *-a-, -anem*-Flexion auf die von den Westgermanen (Franken, Langobarden, Alemannen) besetzten romanischen Länder (Nord- und Südfrankreich, Italien, Niederrätien); es war weiter hervorzuheben, daſs, ganz wie in den germanischen Sprachen, in den ältesten Zeiten nur die Kurznamen und nicht die Langnamen diese Flexionsart aufweisen, und daſs endlich die substantivische *-a-, -anem*-Flexion (*amita, -anem*) nur auf dem Gebiete vorkommt, wo Westgermanen, die in ihrer Sprache die fem. *-a-, -anem*-Flexion besaſsen, sich niedergelassen hatten; gerade in Spanien fehlt der feminine Typus *amitanem,* weil auch fem. *Berta, -ane* unbekannt ist. Auf *sacrista* und *scriba* würde ich als Wanderwörtern nicht sehr groſses Gewicht legen, und, was *barbas*[3] 'Oheim väterlicherseits' anbetrifft, so darf der Einfluſs seines femininen Pendants *amita, -anem*[4] nicht unterschätzt werden.

§ 164. Über das Alter von *praegnis,* cf. Meyer-Lübke, *Krit. Jber.* VI, 123, und weitere Formen zu *praegnus*: Bari, *preñe̦,* Bartoli, *Dalmatisch* I, 280 und campid. *prinğu* 'schwanger'. It. *avvoltore* ist ein wissenschaftliches Wort und daher wohl gelehrt (volkstümlich: *avvoltoio*); prov. *voutor* (nicht *vautor*) und hinzuzufügen: (Banal) *bultoare,* Pușcariu, *Z. f. rom. Phil.* XXVII, 747.

[1] Cf. auch piem. *demóda* 'lezione settimanale', *Z. f. rom. Phil.* XXII, 467 und die reiche Verwendung von *hebdomada, hebdomas* in der Kirchensprache, cf. Du Cange.

[2] Cf. *Archiv* CXXI, 98.

[3] Zauner hat *Literaturblatt* 1909, c. 157 den Einwand erhoben, daſs man für *barbas* eine Latinisierung *barbasus* erwarten sollte. Indes darf doch darauf hingewiesen werden, daſs *barbas* vor allem ein Wort der Langobarden war, die in ihrer Sprache keine Notwendigkeit empfanden, das Wort zu latinisieren, daſs ferner das Wort meistens im Vokativ gebraucht wurde, daſs in Mittel- und Süditalien das *-s* im 7. und 8. Jahrhundert wohl bereits gefallen ist, so daſs die Form *barba* < *barbas* früh schon in den Urkunden erscheint. [Vgl. *Cum Ezihiel barbane suum,* C. I. L. IX, 6402, was der hebräische Paralleltext mit 'Vaterbruder' wiedergibt.]

[4] Vgl. sizil. *fratu -uri* nach *soruri* und ähnliche Fälle.

§ 166. Statt der altspan. Form *novaenta* ist besser das noch nicht analogisch nach *novem* umgeformte *nonaenta* einzusetzen. Dem Leser bleibt aber in der *viginti*-Frage unklar, ob der Verfasser von *vīnti* oder, wie Rydberg will, von *vĭnti* ausgehen will; wenn die spanisch-portugies. Formen *sesaenta* den ital.-franz.-rät. *sessanta* gegenübergestellt werden, so sollte folgerichtig auch ein altspan. *veinte, treenta* den franz.-ital.-rät. *vinti, trenta* gegenübergestellt werden. Über die Frage eines *vīnti*, cf. auch Suchier, *Grundriſs*² 730, Ref., *Aus romanischen Sprachen und Literaturen* p. 233 und Morf, *Archiv* CXV, 154; zu den Vertretern von quadragesima füge hinzu altspan. *quaraesma*, und für cinquagesima ist ebenfalls altspan. *cinquaesma* bezeugt, cf. meine eben zitierte Arbeit 268. Auch in Frankreich scheint cinquagesima weiterzuleben im altpik. *chinquesme*. Sollten neap. *quaraesema* und sizil. *quaraisma* nicht als kirchliche Ausdrücke halbgelehrt sein? (cf. Flechier, *Arch. glott.* VII, 125: neap. *quarajesema*). Für das Bündneroberland führt Gartner die wohl durch den deutschen Plural *Pfingsten* beeinfluſste Form *tšunkeismas*[1] an. Zu *cinquagesima* im Altirischen endlich Vendryès *op. cit.* 48, 93.

§ 169. Sollte beim Übergang von *mejere* > *mejare* nicht das weitverbreitete vulgäre *pisciare* beteiligt sein?

§ 178. Zu postcenium ist auch bellun. *possegn* 'frutta secca', Salvioni, *Rime di Cavassico* s. v., hinzuzufügen, und engad. *craschigner* 'frühstücken' dürfte die Verbalableitung von *cras-cenium* sein, was auch deshalb bedeutsam ist, weil dadurch *demane* 'morgen' als eine sekundäre Wortschicht in Rätien erwiesen wird, die sich über altes *cras* gelagert hat. Weitere *-ium*-Bildungen auch Ascoli, *Arch. glott.* VII, 493, und nun Horning, *Mélanges Wilmotte*: voges. *mètei* 'Stiel des Dreschflegels' < *manutenium*, wozu Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXXI, 711, und Thomas, *Essais* 88 zu vergleichen sind. Fraglich ist, ob perpendium allen romanischen Formen genügt: ich wüſste nicht, wie bergün. *parpaun*, neben dem Pallioppi für das Engadin *partaun* 'Querbalken, Pramen' angibt, mit perpendium verbunden werden könnte, und ebenso scheint mir ein span. *perpiaño* 'Stein, der durch die ganze Mauer geht', das begrifflich entschieden zum altfrz. *parpaing* zu stellen ist, schwer mit perpendium vereinbar zu sein. — Zu den Imperativbildungen cf. jetzt auch Skok, *Z. f. rom. Phil.* XXXII, 555 ss.

§ 180. Für *caronea* hätte der Artikel von Nigra, *Z. f. rom. Phil.* XXVII, 343 u. XXVIII, 639 Erwähnung verdient, und zu cerviu ist altcampid. *cerbiu* (Ortsn.), Guarnerio, *Studi di fil. rom.* IV, 209, nachzutragen.

§ 181. Für engad. *aviöl* ein lat. *apiolu* vorauszusetzen, ist aus sprachgeographischen Gründen unwahrscheinlich. Den bündnerischen Formen liegt zunächst der altlombardische Typus der Ebene *avia* zugrunde, von dem eine auch in romanischer Zeit leicht mögliche Ableitung auf *-öl*: *aviöl* sich ergab. Allein wenn wir weiter bedenken, daſs von Bormio, wo ich *āf* < apem notierte, ostwärts bis ins Friaul apem herrscht, und daſs apem wieder im Wallis auftaucht, so verlangt die geographische Kontinuität, daſs wir auch für Bünden eine alte Grundschicht apem ansetzen.

§ 182. Ein *rudicum genügt einem obw. *rudi* 'Rührlöffel' wegen des inlautenden *-d-* nicht, wir werden wohl Einfluſs von *rota* 'Rad' oder rotabulum, rut- > com. *orabbi* 'Rührstock', cf. Lorck, *Altberg. Sprachdenkm.* 188, annehmen müssen, cf. auch Luchsinger[2] p. 28, der tess. *rœdek, ródik* 'Käsebrecher' anführt, und Salvioni, *Krit. Jber.* IX, 111 setzt für die tessin. Formen ein *roticum m.

§ 184. Das prov. *cabrí*, altprov. *cabrit* 'chevreau', *cabrida* 'chevreau femelle', über dessen Verbreitung die Karte des Atlas 'chevreau' genügend

[1] *Rätoromanische Grammatik* p. 7.

[2] *Das Molkereigerät in den roman. Alpendialekten der Schweiz*, Diss. Zürich 1905.

Auskunft gibt, setzt sich nach Osten in Oberitalien fort, wo die Formen auf *-ētu* zurückweisen, cf. die ganze auf die Frage bezügliche Literatur, zusammengestellt in meiner Arbeit: *poutre, Archiv* CXX, 93.

§ 185. Auffällig, wie der Eigenname *Bonica* im südfrz. *bonic, bunic* 'schön' weiterzuleben scheint, über dessen Ausdehnung uns der *Atlas ling.* Karte 'beau' gut unterrichtet.

§ 187. Trotz der scheinbaren Übereinstimmung von it. *nevicare* und altfrz. *neigier* bleibt mir fraglich, ob beide gleichen Alters sind. Das nordfrz. *neiger*-Areal ist vom tosk. *nevicare* durch ein südfrz., nordit. *nivare*-(zum Teil auch *floccare*-) Gebiet getrennt, das durchaus alt ist. Im Süden der Toskana scheint sich *ningere* 'schneien' anzuschliefsen. Ist nun das tosk. *nevicare* geographisch in Italien ganz isoliert, so tritt der weitere Umstand hinzu, dafs alttosk. *nevare* ebenso häufig wie *nevicare* zu sein scheint, so dafs auch hier die Wortgeographie oder besser Wortgeologie zugunsten eines alten tosk. *nivare* spricht, das sich an das nordit. *nivare*-Gebiet anschliefst. It. oder tosk. *nevicare* dürfte als eine romanische Neubildung von altem *nevare* zeitlich und geographisch von nordfrz. *niricare* verschieden sein. — Weitere *-ccare*-Bildungen cf. auch Salvioni, *Miscell. Ascoli* 93 und *Romania* XXVIII, 98.

§ 192. Zu den Gebieten, in denen das romanische Futur in älterer Zeit in der volkstümlichen Sprache fehlt, gehört auch Rätien: man vgl. die lichtvolle Darstellung Stürzingers: *Über die Konjugation des Rätoromanischen* p. 25.

§ 212. Es wäre vielleicht hier auch der Hinweis am Platze, dafs gerade die romanische Wort- und Ortsnamenforschung dazu berufen ist, mit Hilfe der Wortgeographie die verschwundenen vorromanischen Sprachen zu rekonstruieren; so wird eine gründliche Durchforschung des Wortschatzes der Alpenmundarten eine ganze Reihe solcher vorromanischen Worte zutage fördern; ein Anfang ist mit der Geschichte von *draus* 'Bergerle' hier im *Archiv* gemacht worden.

§ 214. In diesem und den folgenden Kapiteln bespricht der Verf. die Annahme gallischen Einflusses auf die romanischen Mundarten in ziemlich ablehnendem Sinne. Da Meyer-Lübke nur ein Beispiel aus Spanisch-Südamerika anführt, mag an ein anderes frappantes Beispiel aus dem Grenzgebiete deutsch-romanischer Mundarten erinnert werden. Der Leiter des Deutsch-Schweizerischen Idiotikons, Prof. Bachmann, hat auf die Eigentümlichkeit hingewiesen,[1] dafs urdeutsches *k* auf einem Gebiete, das den oberen und unteren Thurgau, das Fürstenland des Kantons St. Gallen, die Mundart des Rheintales vom Hirschensprung aufwärts bis Chur, im ganzen St. Galler Oberland sowie Gaster- und Glarnerland umfafst und alträtoromanischem Gebiete angehört, in den Verbindungen *nk* und *kk* statt der südalemannischen Affrikata *kχ* die reine Fortis *k* (*gg*) auftritt: also 'denken' lautet statt allgemein-schweizerdeutsch *teŋkxə* auf dem eben genannten Gebiete *tenggə*; *tekxə* 'decken' steht *teggə* gegenüber. Bachmann erklärt diese Erscheinung durchaus einleuchtend aus einer bei den alemannisierten Romanen eingetretenen Lautsubstitution, welche das ihnen geläufige *k* (*g* stimmlose Fortis) an Stelle des ihnen unbekannten Lautes *kx* resp. *kç* setzen. Wenn nun die altromanische Artikulationsbasis sich auf einem Teil dieses Gebietes seit mehr als einem Jahrtausend hat halten können trotz des Druckes der benachbarten alemannischen Mundarten, so werden wir um so mehr geneigt sein, Ascolis ethnologischer These beizupflichten. Mag man auch völlig recht haben, beim Lautwandel von *ū* > *ü* örtliche und zeitliche Unterschiede einzuführen, auffallend bleibt die geographische Übereinstimmung. Zu den Gebieten, welche *ū* bewahrt

[1] *Sprachen und Mundarten*, S.-A. aus dem *Geogr. Lexikon der Schweiz* p. 5.

haben, gehört auch Bormio-Livigno (Veltlin),[1] wo ich folgende Beispiele hörte: Bormio: *sūk* < sūcu, *krū, krūa* < crudu-a, *lūna* < luna, *palū́* < palūde usw. — Wie Meyer-Lübke § 218 trefflich darlegt, ist den Mundarten des Oberwallis der Wandel von alem. *ü* (ahd. Umlaut-*u*: Hühner) zu *i* und von alem. *û* (alem. *Hût* 'Haut') > *ü* eigen; die letztere Erscheinung ist für das Haslital, Oberwallis und seine südlichen italienischen Walserkolonien charakteristisch. Nun findet sich im Berner Oberland sowie im Oberwallis und den Bündner Walserkolonien[2] das romanische Lehnwort ūstium, und zwar im alem. *ü*- > *i*-Gebiet unter der Form *liſ* (mit Artikelagglutination) 'Scheunentür' und im Berner Oberland (alem. *ṻ*) als *lüſ* 'Öffnung in der Wand eines Schweinepferches'. Es könnte ja im Oberwallis sowohl ein rom. *üſ* wie *uſ* < ustium zugrunde liegen, je nachdem man annimmt, daſs die Oberwalliser das alem. *ü* oder das noch nicht umgelautete ahd. *ū* aus ihrer Heimat, dem Haslital, mitgebracht hätten. Aber ein berneroberländ. (Saanen) *lüsch* erklärt sich wohl nur unter der Annahme, daſs die romanische Form *üſ* hieſs; bei rom. *uſ* wäre *ū* erhalten in einem Gebiet, das erst im 11.—13. Jahrh. alemannisiert worden ist, um so mehr, als die Alemannen *ū* (*hût* 'Haut') besaſsen. Dem stehen aber wieder andere Tatsachen entgegen, so vor allem Ortsnamen. Der Hauptort des Freiburgischen Seebezirkes, frz. *Morat*, scheint, wie die urkundlichen Belege bezeugen, auf muratum zurückzugehen: die deutschen Mundarten haben ihn als *Murten* und nicht als *Mürten* übernommen; ebenso wie in *Murten*, wo also *ū* vortonig nicht *ü* geworden, ist der Ort *Morsang-sur-Seine* (Seine-et-Oise) auffällig, welches im *Polyptique d'Irminon* als Murcinctum, Muricinctum erscheint. Endlich ist das mittelfränk. Lehnwort *schûren* 'reinigen, fegen' (heute: scheuern) < excurare, wie auch die Behandlung des Nexus *-sc-* > *ſ* vermuten läſst, einem ostfranzösischen Dialekt entlehnt worden: *escurer* lebt in der gleichen Bedeutung wie das deutsche Wort in Ostfrankreich (cf. Karte *balayer*). Zu welcher Zeit nun auch das Wort eingeführt sein mag, sicher scheint mir, daſs die romanische Mundart, der das Wort entlehnt wurde, damals nur *ū* und nicht *ü* beim Vertreter von *excurare* besaſs.

§ 220. Bei den Angaben über die Verbreitung von *jt* < ct dürfen gewisse moderne Lauterscheinungen nicht auf die ältere Zeit übertragen werden: so hat das Altengadinische *tç* < ct neben *t* gekannt, so wie es die geographische Kontinuität zwischen Obwaldisch und Oberitalienisch verlangt: altoberengad. *ǫtç* < octo, *fl̨ę̄tça* < filicta, *pętç* < pectu, cf. *Revue de dialectologie* II, und daſs auch im Venezianischen wie im Friaul *it* die Basis ist, hat schon Ascoli, *Rom. Forsch.* XIII, 444 für das Tirolische betont und Battisti in seiner vortrefflichen Studie über die Nonsberger Mundart[3] neuerdings wieder bestätigt.

§ 224. Zu den italischen Einflüssen vgl. man auch Neumann-Spellart, *Weitere Beiträge zur Charakteristik des Dialektes der Manche* p. 9,[4] und v. Plantas vorsichtige Rezension in *Deutsche Literaturzeitung* 1908, p. 857.

§ 229. Zur *besena*-Frage wäre auf den wichtigen Artikel von Nigra, *Rom.* XXXI, 507, hinzuweisen; ist dagegen altprov. *cassanha* 'Eichel' belegt, oder soll es *cassanha* 'Eichenwald' heiſsen?

§ 230. Ist *rin* 'Bach' allgemein lombardisch? Ich kenne es nur aus dem obersten Veltlin (Bormio und Livigno), im letzteren Tal deshalb bemerkenswert, weil der Hauptfluſs den Namen *Spöl* führt, während die kleinen, von den Berghängen herunterrinnenden Bäche *rin* heiſsen. Zur

---

[1] Die Grenze geht, wie ich mich diesen Frühling überzeugt habe, zwischen Grosotto und Mazzo durch: dort *luna*, hier *lüna* 'Mond'.

[2] Cf. *Schweiz. Idiot.* III, 1462 und Hunziker, *Das Schweizerhaus* I (Wallis) p. 220.

[3] *Sitzungsberichte der Wiener Akad.* Bd. 160, p. 130.

[4] XI. *Beiheft* der *Z. f. rom. Phil.*

gallischen Herkunft des Wortes *Jura* cf. außer der angeführten Arbeit von Gauchat diejenige von Saussure, *Revue celtique* XXVIII, 339. Ob *balma* wirklich gallisch ist? Die Verbreitung des Wortes würde eher für ligurische Herkunft sprechen.

§ 233. Auch Rätien gehört zu jenen Gebieten, wo sich echtrömische Onomastik länger als anderswo erhalten hat: man vgl. *Crespio, -onem, Fronto, Gajo, Tagio* oder Namen, die nur selten in Oberitalien oder Frankreich zu treffen sind: *Quintella, Scolastica, Silvana,* cf. meine *Recherches sur les accusatifs en -ain et -on* p. 111 und die dort angeführte Literatur.

§ 235. Es wären hier Übersetzungen von germanischen Namen zu erwähnen: so treten mit der Besiedelung Frankreichs und Italiens mit einem Schlage eine gewaltige Anzahl von *Ursus-* und *Lupus*-Namen auf, die nichts weiter als Übersetzungen von dtsch. *Bër* (Bär), *Wulf* darstellen.

§ 236. Für das Verständnis der germanischen Onomastik wäre eine Erklärung über das Wesen der Kurznamen und Langnamen sehr förderlich; ferner könnte auf die Arbeiten eines Förstemann und eines Socin kurz verwiesen werden, um dem Forscher einige Anweisungen über die wichtigsten Hilfsmittel zu geben.

§ 237. Es fällt auf, daſs die Kreuzung germanischer und christlicher Namen selten in Spanien eingetreten, in Italien seltener als in Nordfrankreich belegt ist. Auf einige frappante Beispiele der Namengebung der Kinder nach dem Vater habe ich *op. cit.* 98, 103 aufmerksam gemacht.

§ 238. Die Nationalität des Trägers eines Namens zu bestimmen, dürfte eher mit Hilfe der in den Urkunden besonders Italiens und Südostfrankreichs häufig beigefügten ausdrücklichen Bemerkung: 'qui ex lege Burgundionum, Langobardorum vivit' möglich sein: doch fehlen hier noch alle Vorarbeiten.

§ 240 1. Natürlich ist der Schluſs, daſs die Latinisierungen *Aldulus, Ansulus* Umgestaltungen von ostgot. **Aldila,*[1] *Ansila* sein müssen, keineswegs zwingend, es können auch langobardische Namen auf *-ilo* (cf. *Prandulus* < Prandilo) mit *-ulus* latinisiert werden. Liegt *Aldila* nicht in dem in meiner Arbeit p. 45 zitierten *Aldia* aus portugies. Urkunden vor?

§ 246. Weitere Beispiele: cf. *Naclas* 'zu den Majensässen' viele Ortsnamen in Bünden (= *inaclas*), dann Verwachsung mit *ad* außer dem schon bei Meyer-Lübke erwähnten *Domat* auch *Dardin* = ad Ardunae, *Danis* < ad Anives, *Dusch* < ad Usces, *Dalin* < ad Alune, alle in Bünden, welche bei J. C. Muoth, *Über bündnerische Ortsnamen,* 1893, p. 24 angeführt sind. Über *auvers* cf. nun *Archiv* CXXIV, 107.

§ 252. Auf ähnliche Beispiele der Beeinflussung der einheimischen Aussprache durch die offizielle Orthographie macht auch Ronjat, *La Montagne,* 1908, p. 318—338, 354—375 nachdrücklich aufmerksam und führt einige frappante Beispiele an: *Ailefroide* (Hautes Alpes) ist nach Ronjat p. 369 nichts als eine unverständliche offizielle Orthographie für das bei den älteren Leuten noch lebendige *l'alpe froide* 'pâturage froid de la montagne': die jüngeren Leute aber fangen bereits an, die offizielle sinnlose Form in ihrer Mundart zu gebrauchen.

§ 256. Zu den *basilica*-Ortsnamen cf. Salvioni[2] und hier im *Archiv*;[3]

---

[1] Eine hübsche Anzahl von italienischen Kurznamen hat Giuseppe Flechia *Studi di fil. rom.* IX, 702 zusammengestellt.

[2] *Bollett. storico della Svizz. ital.* XXI, 87; *Giornale storico* XXIX, 454; *Arch. glott.* XVI, 229 n. 4.

[3] Bd. CXXII, 429; Marjan, *Kelt. Ortsnamen in der Rheinprovinz* 1881, führt den Ortsnamen *Besslich* auf basilica zurück. Cf. auch *basilica* in nordspan. lat. Urkunden aus dem 9.—10. Jahrhundert, *Rev. hispanique* X, 351. Der nördlichste Name von *basilica* ist wohl der alte rätische Name für Feldkirch: *Baselgia San Peider.*

für *monasterium* und *ecclesia* wäre auf den Artikel Kretschmers[1] hinzuweisen. Die genaue Übersicht der *église-* und *basilica-* wie *monasterium*-Namen — für die letzteren cf. auch *Atlas linguistique* Karte *église* — wird uns einmal interessante Rückschlüsse über die Art der Verbreitung des Christentums geben können: es ist z. B. auffallend, daſs die französische Westschweiz *basilica* kaum zu kennen scheint, daſs nur in Westfrankreich *oratorium* in den Ortsnamen ziemlich häufig auftritt. — Interessant ist, wie Meyer-Lübke aus den *Confluentes*-Namen Schlüsse über die Siedelungsweise der vorromanischen Bewohner gezogen hat, doch dürfen wohl Namen vom Typus *Interamnes, Interaquas*[2] nicht auſser acht gelassen werden; vgl. übrigens zu dieser Frage auſser den Darlegungen von Meyer-Lübke, *Rom. Forsch.* XXIII, 591—96 diejenigen von Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXXII, 77.

§ 258. Einige frappante Beispiele direkter Übersetzung romanischer Ortsnamen durch die einwandernden Deutschen bietet uns die auch sonst für rätische Ortsnamenforschung so wichtige *Descriptio topographica Raetiae alpestris* des Engadiner Reformators Ulrich Campell: *Baselgia da Saing Giagl* im Val Montagna wird durch *St. Gallenkirchen* ersetzt, an die Stelle von *Fageu* (< fagetu) tritt '*zu den Buchen*', *Planüras* = *Lenzerheid*, *Prälöngk* (Schanfigg) = *Langwies, Foppa*, heute '*die Gruben*', *igls Quatter Vichs* = *die vier Dörfer* (bei Chur). Einen hübschen Fall einer teilweisen Übersetzung des roman. Namens *Duessimenes* durch *Zweisimmen* hat Muret, *Rom.* XXXVII, 563 erwähnt. Ein ähnlicher Fall wie bei *Avenches* : Wiflisburg könnte beim vorarlbergischen *Rankwil* vorliegen, das, wie ich vermute, einen ganz neuen germanischen Eigennamen (Personenname + *villa*) von den Deutschen erhalten hat, während der alte romanische *Vinomna* lautete: bei Avenches ging der deutsche, hier der romanische unter, weil dort die Romanen, hier aber die Alemannen das Übergewicht behielten.

§ 264. Zu den Völkernamen, die sich in Ortsnamen erhalten haben, auch *Gueux* < Gothis, cf. meine Arbeit p. 38, und *Aumancourt* < Allamannorum curtem[3] in Ostfrankreich.

§ 265. Zu den rätischen Ethnica vom Typus *quels de Trun, de Gliond* cf. Muoth, *op. cit.* 35.[4]

Meyer-Lübkes *Einführung* verdanke ich persönlich reiche Anregung: der Wunsch, zu der möglichst hohen Vervollkommnung des methodisch so wichtigen Werkes etwas beizutragen,[5] veranlaſste mich, eine über den gewöhnlichen Rahmen hinausgehende Besprechung zu übernehmen. Möge das lebhafter einsetzende Interesse an der romanischen Sprachforschung bald eine dritte Auflage nötig machen!

Zürich. J. Jud.

---

[1] *Z. f. vergl. Sprachf.* XXXIX, 346.

[2] Zu dem südfrz. *Inter aquas*: *Annales du midi* XVI, 500; XVII, 77; XVIII, 371 und auch sonst; Olivieri, *Studi glott.* III, 56; Bartoli, *Das Dalmatische* I, 182; tessin. *Intragna*: Schneller, *Zur Ortsnamenkunde Tirols* II, 19.

[3] Weitere Beispiele: Brunot, *Histoire de la langue franç.* I, 36.

[4] Für die französ. Schweiz, Muret, *Romania* XXXVII, 556 ss.

[5] Störende Druckfehler sind mir folgende aufgefallen: p. 28 *tredecim* statt *tredezim*, p. 39 *brayes* statt *braies*, p. 41 *garetto* ist gebräuchlicher als *garretto*, p. 43 *bascauda* statt *basauda*, p. 65 *turtura*? p. 108 *foenum* statt *faenum* 108, altfrz. *cadarz* statt prov. *cadarz* 111, *virdia* statt *verdia*, obw. *ayer* statt *ier* 135, *pollix* statt *pollex* 134, it. *folgere* statt *folgore* 168, engad. *oaz* 154 ist altengad., heute *oz*; alb. *l'ems* 166, wohl *l'emš*, cf. G. Meyer, *Alb. Wtb.* 243 (p. 160 wird *ǧemš* angeführt), 114 *sakkie* statt *fakkie*; 129 *diaus* ist obwaldisch; 130 obw. vielleicht besser *cuešer* zu schreiben.

Max J. Wolff, Molière, der Dichter und sein Werk. Mit zwei Bildnissen. München, Oskar Beck, 1910. VI, 632 S. 8.

Nach Shakespeare sich an Molière zu versuchen, hat seinen Reiz, und eine gute Molière-Biographie kann der deutsche Büchermarkt wohl vertragen. Die Werke von Lotheissen, Mahrenholz und Kreiten, wie schätzbar sie waren, sind heute so gut wie überwunden, und neben dem von H. Schneegans gezeichneten flotten Pastell ist noch Platz für ein grofsangelegtes farbenreiches Ölbild. Schwerer ist es — ich weifs es aus Erfahrung — über Rigals meisterhaftes Buch hinwegzukommen, das einem so viel gute Gedanken vorwegnimmt. Um so freudiger begrüfse ich es, dafs der Verf. nicht bei der Versuchung stehenblieb, Rigals Buch einfach zu übersetzen, sondern sich entschlofs, ein selbständiges Werk zu geben; denn in der Tat dürfte eine abgerundete Biographie dem deutschen Leser willkommener sein als eine ausschliefslich ästhetische Studie. Und dann ist es immer von Vorteil, wenn neue Auffassungen nicht blofs reproduziert, sondern selbständig durchdacht und im Zusammenhang des Ganzen überprüft und in andere Formeln umgegossen werden, weil sie dabei ihre Probe bestehen und Gemeingut werden.

Wenn der Verf. das Ziel verfolgte, 'den gesamten Stoff, den geschichtlichen wie literarischen, den ästhetischen und biographischen, in der Weise zusammenzufassen, dafs sich ein geschlossenes und einheitliches Bild von der Person des Dichters ergibt', so kann ihm das Zeugnis ausgestellt werden, dafs er seine Absicht mit Glück und mit grofsem Talent verwirklicht hat. Sein Buch ist nicht nur die neueste und umfangreichste Molière-Biographie, die wir besitzen, sondern es übertrifft auch die früheren an schriftstellerischem Geschick. Ein gleichmäfsig fesselnder Stil und eine künstlerische Darstellungsgabe verbinden sich mit tüchtiger Sachkenntnis und mit hervorragendem literarischem Verständnis und erheben das geschmackvoll ausgestattete Werk zu einer ebenso erfreulichen als gediegenen Leistung. Nach einer ansprechenden Einführung über das Wesen des Lustspiels erhalten wir ein Bild von Gesellschaft und Literatur (Kap. I); daran reiht sich Molières Geburt und Jugend (Kap. II), das 'Illustre théâtre' (Kap. III) mit einer allgemeinen Schilderung der Theaterverhältnisse, die Wanderjahre (Kap. IV), die Rückkehr nach Paris (Kap. V), d. h. der Entwicklungsgang des Dichters bis zum kritischen Jahr des D. Garcie. Kap. VI, Molière als Hofdichter, nimmt die minder bedeutenden Hoffestspiele bis zur *Psyché* vorweg; dann folgt die Zeit der Heirat (Kap. VII) mit Männer- und Frauenschule, der Beginn des Kampfes (Kap. VIII), d. i. der Schauspielerkrieg, der Höhepunkt des Kampfes, Tartuffe und Don Juan (Kap. IX), die Zeit des Misanthropen (Kap. X), Molière als Künstler und als Mensch (Kap. XI), die Zeit vor der Entscheidung (Kap. XII), nach dem Sieg (Kap. XIII), der Kampf gegen die Ärzte (Kap. XIV), Tod und Begräbnis (Kap. XV) und Schlufs; wir haben also mit anderen Worten Molières künstlerische Tätigkeit in ihrer vollen Entfaltung, um ihren Höhepunkt, den Krieg um Tartuffe, gruppiert. Natürlich ergeben sich auch bei dieser Disposition kleine Unebenheiten, z. B. dafs die Liebe als Arzt, der Arzt wider Willen und der Sizilianer unter der Flagge des Misanthropen mitsegeln müssen, aber dergleichen ist unvermeidlich und tut der zweckmäfsigen Anlage der Darstellung keinen Abbruch. Zu loben ist auch der würdige Ton, der Molières Bedeutung als Künstler und als Mensch entspricht; jede Frivolität, jede philiströse Griesgrämigkeit und störende Befangenheit ist vermieden, und der grofse Dichter, von dem Goethe so hoch dachte, wird gewürdigt, wie es seinem edlen Geist und Herzen gebührt.

Bei der Zersplitterung, der schweren Zugänglichkeit und der ungenügenden Sichtung des biographischen Materials wird man dem Verf., der

nicht zur Zunft gehört, kleinere Versehen gern verzeihen. Wenn ich einiges davon heraushebe, geschieht es zum Frommen der folgenden Auflagen. Gröfseren Wert lege ich aber darauf, aus diesem Anlafs einige wichtigere Punkte aus Molières Lebenslauf oder in der Beurteilung seiner Werke zur Sprache zu bringen, wo mir eine erneute kritische Prüfung geboten scheint. Denn gar vieles ist hier fable convenue, und es will mir scheinen, als hätte der Verf. diesen dokumentär nicht begründeten Fabeln mehr als billig das Ohr geliehen. Auf eine prinzipielle Erörterung meiner Stellungnahme, wie ich sie *Zs. f. vgl. Literaturgeschichte* 16, 194 ff. gegeben, lasse ich mich nicht neuerdings ein.

Ein allgemeines Bedenken hege ich zunächst gegen das erste Kapitel, das uns die politischen, sozialen, gesellschaftlichen, sittlichen und hygienischen (!) Zustände des 17. Jahrhunderts im Stile Juvenals schildert, mit Tallemant des Réaux und Bussy-Rabutin als Kronzeugen. Wohl ist auch hier vieles vorzüglich gesagt. Aber der Grundton entspricht dem nicht, was ich von einem objektiv abwägenden Historiker erwarte, und erklärt auch m. E. Molières Gefühls- und Gedankenwelt nicht. Molière sah und beurteilte seine Zeit anders, und auch ein Ranke würde sie nicht so darstellen. Sätze wie: 'Männer und Frauen waren zu jeder Gemeinheit bereit, wenn sie nur etwas abwarf' (S. 20), sind offenbare Übertreibungen; und anderseits läfst sich die allgemeine Charakteristik (S. 17) Wort für Wort auf jede beliebige Zeit, ganz besonders auch auf das 19. Jahrhundert anwenden.

Zu ähnlichen allgemeinen Bedenken habe ich im weiteren keinen Anlafs mehr; wir können uns vielmehr mit unbefangener Freude an dem Gebotenen auf die strittigen Einzelheiten einlassen. Woher die Notiz stammt, ein Onkel von Molières Mutter habe es bis zum Bischof von Luçon gebracht (S. 56), kann ich nicht finden; nachweisen läfst sich ein solcher weder bei Gams noch in der Gallia christiana. Dafs Molière schon acht Monate nach der Eheschliefsung seiner Eltern zur Welt kam (S. 56), stimmt nicht; es waren 263 Tage verflossen und der normale Termin so gut wie erreicht. Molières ältere Schwester hiefs Madeleine, wie er selber Jean-Baptiste (S. 61); auch jetzt noch behandelt man Jean und Jean-Baptiste in Frankreich als zwei verschiedene Namen, und Marie und Madeleine können ohne Bedenken in einer Familie nebeneinander vorkommen; es sind wenigstens zwei verschiedene Schutzheilige, was nicht der Fall wäre, wenn man seine Töchter Marie, Regina, Dolores und Carmen nennen würde. Die schwächliche Gesundheit der Mutter (S. 62) ist nicht erwiesen; bei der höheren Sterblichkeit der Kinder und Mütter im 17. Jahrhundert ist ein Rückschlufs kaum statthaft.

Ein Problem bleibt es, warum Molière den klassischen Studien zugeführt wurde. Ich wäre nicht abgeneigt, zu glauben, dafs man ihm die kirchliche Laufbahn eröffnen wollte auf Grund seiner Begabung und gewifs nicht gegen seine Neigung. Das juristische Studium würde vorzüglich dazu stimmen, denn es war häufig das Vorspiel des theologischen und eine Vorbereitung zur höheren Karriere als geistlicher Parlamentsrat, Offizial u. dgl.; die einmalige Führung eines Prozesses, weit entfernt, den Entschlufs zu bekunden, sich die Advokatur als Lebensberuf zu wählen (S. 76 f.), bildet vielmehr den normalen Abschlufs der Studien und der Prüfungen; sie erfolgte ohne vorherige Aufnahme in die Korporation der Anwälte. Diese Erwägungen führen mich dazu, der positiven Angabe Tallemants, Molière habe die Bänke der Sorbonne verlassen, um sich der Béjart anzuschliefsen, mehr Gewicht beizulegen. Ähnlich war der Bildungsgang Boileaus und z. T. auch der Racines, nur hatten diese vor dem jungen Poquelin den Vorteil voraus, dafs sie früh in den Genufs einer Pfründe gelangten.

Gründlicher Revision sind unsere Anschauungen über Modène be-

dürftig. Dieser tritt anläfslich des ersten Fehltritts der Madeleine Béjart in unseren Gesichtskreis. Damals war er Kammerintendant Gastons von Orléans und genofs dessen Vertrauen in hohem Mafse, im geheimen besorgte er aber für Richelieu Aufpasserdienste und hatte darin J.-B. l'Hermite de Vauselle, den Bruder des Dramatikers, zum Helfershelfer. L'Hermite war seit 1636 mit Marie Courtin, einer Tante Madeleines, verheiratet; dadurch gelangte Madeleine in diese Kreise, und als ihre Bekanntschaft mit Modène Folgen hatte, mufste dieser nolens volens sich zur Vaterschaft bekennen. Tatsache ist, dafs bei der Taufe nur J.-B. l'Hermite — als Vertreter von Modènes Sohn, also in dessen Abwesenheit — und Madeleines Mutter als Zeugen angeführt werden. Von diesem Augenblick an fehlt zunächst jedes weitere Zeugnis für irgendwelche Beziehungen zwischen Modène und den Béjarts. 1644 war er nicht mehr Kammerherr in Gastons Diensten (S. 117), sondern er lebte im freiwilligen Exil; um 1650 herum hatte Madeleine keine Gelegenheit und keinen Anlafs, ihrem 'ehemaligen Freund und Beschützer' finanzielle Beihilfe zu gewähren (S. 138). Dafs 'der Bischof von Viviers, ein Halbbruder von Modènes verstorbener rechtmäfsiger Gemahlin, für die Freunde und Schützlinge seines liederlichen Schwagers nichts übrig hatte', als er der Ständeversammlung von 1657 präsidierte, ist sehr hübsch gesagt; woher sollte er aber von dieser um zwanzig Jahre zurückliegenden flüchtigen Liebschaft überhaupt Kenntnis gehabt haben, da er er doch keine unserer neueren Molière-Biographien gelesen hatte? Nichts spricht dafür, dafs Molières Bekanntschaft mit Mignard durch Modène vermittelt wurde (S. 159). Natürlich sind auch die Versuche, Armande als Modènes Tochter hinzustellen, grund- und haltlos und werden vom Verf. mit Recht abgelehnt (S. 267 f.). Endlich bleibt das Gerede, J.-B. l'Hermites Frau sei Modènes Maitresse gewesen (S. 271), eine frivole Behauptung, die sich nur auf die interessierte Aussage von Modènes Erben stützt, als sie die Gültigkeit seiner Ehe mit Madeleine de Vauselle anfochten. Solche Insinuationen waren beim alten Gerichtsverfahren an der Tagesordnung und besitzen nicht die geringste Beweiskraft.

Wir sahen, dafs Modène in Gastons Gefolge die Rolle des offiziösen Spitzels hatte. Er führte sie gewissenhaft durch. Als es zum Aufstand und zum Kampf kam, machte er tapfer mit, wurde auch schwer verwundet und wie die anderen Anhänger Gastons und Guises zum Tode verurteilt. Von der Amnestie machte er keinen Gebrauch, sondern er verblieb auf päpstlich-avignonesischem Gebiet, wo seine Güter lagen. Erst 1646 trat er wieder hervor, begleitete Guise nach Italien und spielte bei dessen Abenteuer in Neapel wieder die zweideutige Aufpasserrolle, geriet aber diesmal in Verdacht und wurde gefangengesetzt. Nach seiner Befreiung lebte er abermals auf seinen Gütern, und nichts verlautet von Beziehungen zwischen ihm und den Béjarts. Hingegen blieb das Verhältnis der letzteren zu den L'Hermite de Vauselle ein enges, ja, eine Zeitlang spielten diese in der Molièreschen Truppe mit. So hat es nichts Auffälliges, wenn Madeleine am 7. Juni 1661 von ihnen das Pachtgut la Souquette erwirbt, das sie 1644 Modène abgekauft hatten. Modène selber erscheint erst 1665 wieder auf dem Plan; am 4. August war er in Paris (Guise war 1664 gestorben) und hob mit Madeleine Béjart Molières Tochter aus der Taufe. Damals hatten sich die Verhältnisse sehr geändert; Modène stand im Begriff, Madeleine de Vauselle, die leibliche Cousine der Béjarts, zu heiraten, nachdem ihre erste Ehe für ungültig erklärt worden war. Die bevorstehende Verschwägerung macht eine Versöhnung oder wenigstens eine erneute Annäherung begreiflich. Aufserdem befanden sich im Besitze Madeleine Béjarts bei ihrem Tode zwei Schuldscheine von Modène, der eine vom 7. Januar 1662 für den Huthändler Brillart, der andere vom 12. November 1664 für Romain Toubel; wann sie den ersteren

erworben hat, wissen wir nicht; den zweiten liefs sie sich am 10. August 1671 übertragen. Ebensogut als man gewöhnlich annimmt, Madeleine sei ihrem früheren Liebhaber in seinen fortwährenden Geldbedrängnissen beigesprungen, ebensogut könnte man von Gefälligkeiten für ihre Cousine sprechen, aber noch mit gröfserem Recht von geschickten und sicheren Kapitalanlagen. Mit ihrem kundigen Geschäftssinn dürfte Madeleine diese Schuldforderungen eben deshalb an sich gebracht haben, weil sie deren gute Fundierung und Verläfslichkeit kannte. So reduziert sich das, was wir von Modène wissen, auf seine schuldhaften Beziehungen zur siebzehnjährigen Madeleine Béjart und die — vielleicht ihm selber nicht erwünschte, aber durch die Rücksicht auf J.-B. l'Hermite ihm aufgenötigte — Anerkennung seiner Vaterschaft und auf die durch die bevorstehende Ehe mit Madeleine de Vauselle erklärliche Annäherung im Jahre 1665 und auf einige (spätere) Geldgeschäfte Madeleines, von denen er vielleicht nicht einmal Kenntnis hatte. Alles weitere ist Roman!

Den sittlichen Ruf der Schauspielerinnen habe ich nicht zu verteidigen. Wozu reden wir aber immer so breit von Dingen, die wir nicht wissen. Die 'Fameuse Comédienne' ist ein Lügenpamphlet, und auf Grimarests Information gebe ich ebenso wenig. Sehen wir von diesen trüben Quellen ab, so kennen wir von Mad. Béjart ihren Jugendfehltritt und die Anziehung, die sie auf Molière ausgeübt hat; von der de Brie wissen wir gar nichts; nur die du Parc hat ihr authentisches Dossier: Sarasin, beide Corneille und J. Racine. Hinsichtlich des Verhältnisses der Schauspieler zur Kirche ist nicht zu vergessen, dafs die Truppen zu Ostern aufgelöst waren, so dafs man diese Leute, die aktuell keine Schauspieler waren, ohne Bedenken zu den Sakramenten zulassen konnte. Ihre rechtliche Stellung war durch das Edikt von 1641 neu geregelt; ohne dieses hätte Molière nicht Hoftapezierer bleiben können. Der Verzicht auf die Anwartschaft am 6. Januar 1643 erfolgte vermutlich, weil man der Rechtswirkung des Ediktes doch noch nicht ganz traute, falls die Kompatibilität etwa angefochten wurde.

Noch einige Kleinigkeiten: Larivey (S. 90) schrieb für die Lektüre, nicht für die Bühne. Über Sarasins Tod (S. 146) s. Mennungs 'Sarasin'. Die Verspottung der Marquis (S. 213) war weniger eine Verhöhnung des Adels als eine Karikierung des Gigerltums, was dieses ja stets mit Vergnügen hinnimmt. Molière brauchte dabei nicht blofs auf die Gunst des Monarchen zu vertrauen, er konnte getrost auch auf den guten Geschmack und die Bildung seiner Zuhörerschaft rechnen. Ein hübsches Thema wäre es, die satirischen Porträtskizzen in den 'Fâcheux', im 'Misanthrope' usw. mit denen Boileaus zu vergleichen und zu sehen, worin denn Molières auffällige Überlegenheit auch in diesem Genre liegt. 'Mélicerte' (S. 222) mufste der 'Pastorale comique' weichen, weil man Musik hören wollte; sie war von Anfang an nur ein Notbehelf. Dafs Molière den Stoff dem 'Grand Cyrus' entnommen habe, geht aus dem Stücke selber nicht hervor; gewifs ist nur, dafs der junge Guérin zur Vollendung des Stückes und aus Mangel an eigener Erfindungsgabe so lange herumstöberte, bis er jene Episode im 'Cyrus' fand, die er benutzen konnte: was er so darstellt, als habe er Molières Quelle entdeckt. Mit der Höllendekoration in *Psyché* (S. 228) hat es sein Bedenken, insofern das Stück in einem neuerbauten Saale gespielt werden sollte und es nicht wahrscheinlich ist, dafs die angeblich vorhandene Dekoration ohne gröfsere Adaptationsarbeiten in den neuen Rahmen pafste. Den Quellenangaben zu Molières Lustspielen stehe ich skeptisch gegenüber, besonders den spanischen; ich bezweifle, dafs er die Idee der 'Ecole des maris' dem Stücke Mendozas *El marido hace muger* entnahm (S. 236); Sganarelles Verwendung als Liebesbote (S. 242) stammt sicher nicht aus Lope de Vega, sondern aus Dorimons *Femme industrieuse*. Molières Identifizierung mit Gélaste in Lafontaines Roman *Psyché* (S. 234) ist doch wohl allgemein aufgegeben. Die Extrapension von tausend Livres,

die Molière als Schriftsteller ausgeworfen wurde, kann kaum als 'äufserst gering' bezeichnet werden (S. 288); sie ist es doch nur im Vergleich zu seinen sonstigen glänzenden Einnahmen; sie ist ihm auch Jahr für Jahr ausbezahlt worden, freilich stark postnumerando. Dorine im Tartuffe ist nicht Dienstmagd (S. 312), sondern suivante (Gesellschafterin), daher auch dekolletiert; Dienstboten sind Georgette, Nicole, Martine, Toinette (Rollen der Beauval).

Den 'unbestreitbaren' persönlichen Ausfall in der Vorrede der 'Plaideurs' (S. 378) bestreite ich entschieden; weder vermag ich die Schlufsbemerkung 'de ces sales équivoques et de ces malhonnêtes plaisanteries qui coûtent maintenant si peu à la plupart de nos écrivains' etc. auf Molière zu beziehen, denn für so geschmacklos kann ich Racine nicht halten, noch begreife ich die versteckte Bosheit am Schlufs des vorletzten Abschnitts, wo Racine den Hundeprozefs verteidigt: 'Si j'appréhende quelque chose, c'est que des personnes un peu sérieuses ne traitent de badineries le procès du chien et les extravagances du juge ... Pour moi, je trouve qu'Aristophane a eu raison de pousser les choses au-delà du vraisemblable ... et je m'assure (hier kommt die anzügliche Stelle) qu'il vaut mieux avoir occupé l'impertinente éloquence de deux orateurs autour d'un chien accusé, que si l'on avait mis sur la sellette un véritable criminel, et qu'on eût intéressé les spectateurs à la vie d'un homme.' Jeder unbefangene Leser versteht sofort, dafs Racine seine anscheinend läppische Gerichtsszene damit rechtfertigt, dafs ihr fiktiver Charakter eben die Satire erträglich macht; sähe man eine Gerichtsszene au naturel, so würde das Gelächter verstummen, und der Spott, der die Richter und Advokaten bei der Ausübung ihrer Amtspflicht träfe, wirkte nicht ergötzlich, sondern verletzend. Für ein Lustspiel passe die auf dieses lächerliche Objekt vergeudete Beredsamkeit seiner beiden Advokaten mit ihren Ungereimtheiten besser als für eine wahre Verhandlung, wo ein wirklicher Verbrecher auf der Anklagebank säfse und über sein Leben oder seinen Tod entschieden würde. Dieser Gedanke ist nicht nur richtig, sondern auch unmittelbar einleuchtend, und es bedurfte wahrhaftig der ganzen Verschrobenheit eines unberufenen Dilettanten, um hier eine versteckte Anspielung auf Tartuffe — den véritable criminel — herauszutüfteln. Unerklärlich ist mir aber, wie der Verf. bei seinem sonst so besonnenen Urteil dergleichen nachspricht.

Doch fahren wir weiter mit den belangreicheren und belangloseren Einzelheiten, wie sie sich gerade bieten! Das 'schändliche Libell' von 1665 (S. 384) ist m. W. keine religionsfeindliche, sondern eine politische Schrift. Nichts beweist, dafs Molière in Auteuil ohne seine Familie lebte (S. 402); Chapelle war auch nicht Gast, sondern er hatte sich in dem gleichen Hause eingemietet, und bei den berüchtigten Zechgelagen war wohl er der Gastgeber, während Molière ruhig schlief. Man spricht immer von einem Vermögensverfall des alten Poquelin gegen sein Lebensende (S. 379) und stützt sich vermutlich auf das Inventar seines Nachlasses. Man beachtet aber nicht, dafs die Notare eine Menge kleiner Papiere verzeichnet haben und erst zum Schlufs bemerkten, dafs der alte Poquelin als ordnungsliebender Geschäftsmann vor seinem Tode eine Reihe von Dokumenten einem anderen Notar zur Inventuraufnahme übergeben hatte. Was man vorgefunden hatte, war also Makulatur, unsichere Forderungen, Notizen über Auslagen ohne Schlufsabrechung u. dgl. mehr, die wertvollen Stücke lagen nicht vor; und da wir das Inventar des Notars Lemercier nicht kennen, wissen wir auch nicht, welchen Inhalt jene Papiere hatten, und kennen den Vermögensstand des alten Poquelin nicht. (Cf. Soulié p. 238, cote 57.) Es ist mit diesen Akten ein unglaublicher Mifsbrauch getrieben worden, ernst geprüft hat sie niemand. Am amüsantesten ist dann die Rührseligkeit, mit der man von dem alten, verarmten Vater und der zarten und rücksichtsvollen Unterstützung durch den Sohn spricht (S. 456).

Die nackte Tatsache ist, dafs Molière seinem Vater zum Umbau seines Hauses 8000 Livres zu 5% (sic) geliehen hat (400 livres de rente perpétuelle, rachetable à 8000 livres! Soulié p. 217); und damit das Geschäft unanfechtbar sei, mufste Rohault als der Geldverleiher figurieren, natürlich unter Ausstellung eines wohlstipulierten Gegenscheins (Soulié p. 218 s.). Das ist ein ehrlicher und anständiger Handel zwischen Vater und Sohn, die beide gleichmäfsig Geld und Geldeswert kennen, aber zart und rücksichtsvoll! Ebenso zeigt sich Molières gesunder Geschäftssinn in dem Lulli gewährten Hypothekardarlehen von 11 000 Livres, gleichfalls zu 5% (550 l. de rente annuelle et perpétuelle) mit dem Bauplatz und dem darauf aufzuführenden Neubau als Unterpfand (Soulié p. 239 ss.). Wir werden also nicht ausrufen: 'Alle hatten ihn angepumpt!', sondern achtungsvoll anerkennen, das Molière es verstand, sein Geld reell, sicher und nutzbringend anzulegen.

Molières dichterische Tätigkeit im Jahre 1667 ruhte nicht so vollständig (S. 462), wenn sie auch durch eine schwere Krankheit geschwächt wurde; zunächst vollendete er (so glaube ich wenigstens) den 'Tartuffe', dann schrieb er für Mignard sein Gedicht 'La Gloire du Val-de-Grâce', und am 18. Januar 1668 gelangte bereits der 'Amphitryon' zur Aufführung. Von einem Selbstmordversuch im 'Avare' (S. 494) weifs ich nichts. Louis Béjart (S. 501) ist mit seinem älteren Bruder Joseph († 1559) verwechselt. Wenn Molière für 'Pourceaugnac' die Lokalkenntnis seines Schwagers L. de Loménie ausnutzte (S. 509), so wird er das Stück wohl noch in Paris geschrieben oder wenigstens entworfen haben (S. 503). Wie er hier seinen aus Limoges stammenden Schwager auslauscht, so lernte er von seinem Hausarzt Mauvillain die Waffe gegen die Ärzte führen. Diese Beteiligung von Landeskindern oder Fachgenossen weist doch wohl darauf hin, dafs es sich nicht um feindselige Verspottung, um Hafs handelte, sondern um humorvolle und übermütige Karikierung, viel harmloser, als die Kommentatoren sagen. Die Champagne (S. 508) hat Molière auf seinen Wanderschaften nie durchstreift, und Limoges hat er vielleicht nie gesehen. Lulli spielte in 'Pourceaugnac' nicht den tanzenden Arzt, sondern den spritzenführenden Matassin, und als Pourceaugnac trat er nicht im Lustspiel, sondern in einem aus den Intermezzos zusammengefügten Ballett auf (S. 510 f.). Boursaults Novelle *Ne pas croire ce qu'on voit* (S. 510) ist dessen freie Erfindung, denn 'histoire espagnole, péruvienne' heifst nicht eine aus dem Spanischen, Peruanischen übersetzte, sondern in Spanien oder Peru spielende Erzählung, wie bei uns Indianerroman. Boursault hat Molière kopiert, nicht dieser ein unbekanntes spanisches Original. Boudet ist nicht Boutet (S. 516); so faule Witze sollte man nicht wiederholen.

In Molières Bibliothek befanden sich natürlich auch Lustspiele in französischer, italienischer und spanischer Sprache: Deux cent quarante volumes, sagt Soulié p. 92, und alles spricht es ihm nach (s. S. 588); schaut man den notariellen Akt selber an, so lautet der Artikel: *Item.* Quarante autres volumes de comédies françoise, italienne, espagnole, reliés en parchemin, prisés dix livres (Soulié p. 269). Wer schaut aber die Dokumente nach, und wer wird meiner Bemerkung hier Beachtung schenken?

Die Schwierigkeiten, die dem kirchlichen Begräbnis Molières bereitet wurden (s. S. 585), werden meist theatralischer dargestellt, als sie wirklich waren. Der wahre Verlauf der Ereignisse ist viel einfacher. Molière starb am 17. Februar 1673 nach der Vorstellung des Malade imaginaire; es war am Freitag abend. Die Erlaubnis, ihn im Friedhof St-Joseph zu bestatten, wird wohl erst am folgenden Morgen, Samstag früh, nachgesucht worden sein; sie wurde verweigert. Daraufhin eilte Armande sofort nach Saint-Germain-en-Laye, ca. 22 Kilometer; den König wird sie also schwerlich vor Sonntag früh haben sehen können, und alsdann mufste sie auch

wieder die 22 Kilometer zurückfahren. Während ihrer Abwesenheit (en son absence) setzte ihr Schwager Aubry in ihrem und in seinem Namen den Rekurs an den Erzbischof auf (D.-M. I, 475), der kein Datum trägt, den Todestag aber als 'vendredi dernier' angibt, also eher am Sonntag als am Samstag geschrieben wurde. Am Sonntag konnte er wohl nicht amtlich eingereicht werden; jedenfalls wurde er dem Erzbischof erst am Montag vorgelegt, dieser ordnete sofort die Prüfung der darin gemachten Angaben an, und noch am gleichen Tage erhielt er den Bericht und traf die Verfügung, dafs das kirchliche Begräbnis unter den bekannten Beschränkungen stattfinden könne. Rascher konnte das Gesuch nicht erledigt werden. Man sagt, der König habe dem Erzbischof bedeutet, er möge die Angelegenheit geräuschlos abtun. Wie geschah das? Durch einen Extraboten? Oder mündlich durch Armande? Oder durch einen Randvermerk auf dem von Armande dem König überreichten 'Placet'? Wie dem auch sei, wenn man die Entfernung bedenkt und den Ruhetag in Rechnung zieht, so sieht man, dafs die Bestattungsfrage trotz ihrer Schwierigkeit recht glatt und schnell erledigt wurde, ohne nachweisbaren bösen Willen; denn der Pfarrer von Saint-Eustache hatte nach seinem Gewissen gehandelt. Dafs den Angehörigen und Freunden die Wartezeit in banger Erregung verlief, ist verständlich. In deren späteren Äufserungen *(Avant qu'un peu de terre obtenu par prière)* hören wir das Echo ihrer subjektiven Empfindungen und dürfen uns dadurch in der objektiven Beurteilung der Tatsachen nicht irremachen lassen.

Viele Punkte blieben noch zu besprechen. So ginge ich gern auf Molières häusliche Verhältnisse ein, die der Verf. sehr zu Armandes Ungunsten darstellt; schon aus Anlafs der Frauenschule spricht er von Enttäuschung. Auch von seiner Gesundheit wäre ein Wort zu reden; ein brustkranker Molière will mir nicht in den Sinn. Ich halte mich an die Vorrede von 1682 *(il était d'ailleurs d'une bonne constitution)*: in den letzten Wintern fast regelmäfsig ein Bronchialkatarrh und die Katastrophe durch Platzen eines Blutgefäfses bei einer heftigen Hustenanstrengung. Die früheren Beschwerden, auch die fragliche Milchkur, sind eher Magenleiden, vielleicht ein Magengeschwür, die so häufige Folgeerscheinung der üppigen Mahlzeiten im 17. Jahrhundert. Vor allem aber gedachte ich mich eingehender mit 'Tartuffe' und besonders mit der Auffassung des 'Misanthrope' zu befassen; doch ich sehe, dafs ich es besser auf eine andere Gelegenheit verspare.

Ich schliefse also, ohne fertig zu sein. Einzelheiten habe ich besprochen, strittige und verfehlte; von dem vielen Vortrefflichen, das uns das Buch bietet, habe ich nur im allgemeinen meine Meinung gesagt, bei der ich auch bleibe. Am besten ergänzt der Leser diese Lücke meiner Besprechung, indem er das Gute und das sehr Gute in dem Buche selber sucht: den Genufs wird er davon haben.

Wien. Aug. Becker.

Verzeichnis

der von Anfang April bis Mitte Mai 1910 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

The American journal of philology. XXXI, 1, whole no. 121. January—March, 1910. 124 S. [E. G. Sihler, Serviana. — N. L. Wilson, Latin inscriptions at the Johns Hopkins University. IV. — K. Rees, The number of the dramatic company in the period of the technitae. — T. Michelson, Linguistic notes on the Shāhbāzgarhi and Mansehra redactions of Asoka's fourteen-edicts. 3rd part. — Ch. Knapp, Cicero, De officiis 2. 10. — B. L. Gildersleeve, A syntactician among the psychologists. — N. C. Tolman, An Avestan parallel in Darius Nakš-i-Rustam. 6. — Reviews].

Transactions of the Royal Society of Literature. Second series, XXIX, 4. London, Asher, 1910 [W. M. Sinclear, John Donne, poet and preacher. — W. J. Courthope, Modern features in an ancient author: Xenophon. — C. L. Morgan, Science and literature].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XVI, 1, 2, März 1910. 80 S. [Ph. O. Menghin, Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Ultentale (Südtirol). — A. Dachler, Die Heanzen. — F. J. Bronner, Ein altes Kaiser Karl-Spiel aus dem Salzburgischen. — A. Dachler, Martinitag. — H. von Preen, Ein Gichtbrief. — H. von Preen, Über Sympathiemittel. — K. Mautner, Lieder aus d. Gößl am Grundlsee im Außeer Landl. — Ethnograph. Chronik. — Besprechungen, Mitteilungen].

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica 1910 (V. Jahrgang), 1—4. Annotationes phoneticae 1910 (IV. Jahrgang), 1—3. Leipzig, Fock, 1910. (Aus: *Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde.*)

Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde. I, 5. S. 161 bis 232. Leipzig, Harrassowitz, 1910. M. 3,10 [S. Lorentz, Beiträge zur Biographie des Michael Pontanus. — G. v. Mülverstedt, Die Wappen der von Wantock-, von Gynz-, von Styp- und von Wrycz-Rekowski. — F. Lorentz, Welches Recht haben die Kaschuben Westpreußens auf diesen Namen? — L. Gulgowski, Das Bauerntum in der Kaschubei. — K. Nitsch, Reichte das Kaschubische einst weiter nach Süden? — F. Lorentz, Kaschubische Schrift. — Mitteilungen].

Marty, Anton, Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie (Zeitschrift für Psychologie, Bd. 55, S. 257 bis 299). Leipzig, Barth, 1910.

Voßler, K., Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von 'richtig' und 'wahr' in der Sprachwissenschaft. S.-A. aus *Logos, internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur*, I, 1910, p. 83—94. [Aller Sprachwandel hat seinen Ausgangspunkt im Geschmack des Sprechenden, in seinem Kunstgefühl. Die Sprache ist Kunst. 'Richtig' bezieht sich auf die sprachliche Technik, und diese wird im Dienste der Schönheit gelehrt von der praktischen Grammatik, der 'Akademiegrammatik'. Aber diese Akademiegrammatik soll doch erfüllt, sie soll temperiert sein vom Geiste psychologischer Sprachbetrachtung und historischen Sprachverständnisses. 'Wahr' hat mit der Technik, mit der Grammatik, nichts zu tun; es ist ein Attribut der 'inneren Sprachform'. H. M.]

Geifsler, Ewald, Rhetorik. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Leipzig, Teubner, 1910. Geb. M. 1,25. (Aus Natur und Geisteswelt. Bdch. 310.)

Monteverdi, A., I testi della leggenda di S. Eustachio. Estr. dagli 'Studi medievali' III, p. 392 ff. Bergamo, Istit. d'arti grafiche, 1910. 108 S.

Brown, Arthur C. L., The bleeding lance. Repr. from the *Publications of the Modern Language Assoc. of America*, XXV, 1910. 59 S. [Erkennt den Ursprung der Graalsburg mit der *lance don la pointe sainne* in einer alten irischen Überlieferung.]

Habermann, W., Finnland und die öffentliche Meinung Europas. Einige Beiträge zur Beleuchtung der jüngsten Phase des finnländischen Verfassungskampfes. Leipzig, Duncker & Humblot, 1910. 64 S.

Henry, R., La question de Finlande au point de vue juridique. Paris, Armand Colin, 1910. 63 S.

Mémoire à consulter sur la question Finlandaise. Haarlem, De Erven F. Bohn, 1910. 29 S.

Schrey, Ferdinand, Lehrbuch der einfachen, doppelten und amerikanischen Buchführung. Berlin, Schrey, 1910. 48 S. M. 1,50.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXI, 3, 4, März—April [Helm: Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Bd. 5. Neuer Abdr. — Ders.: Treu, Abhandlung über die Entstehung des Ortsnamens 'Bern' der deutschen Heldensage. — Mannheimer: Vogt, Der Bedeutungswandel des Wortes 'edel'. — Reis: Diels, Die Stellung des Verbums in der älteren althochd. Prosa. — Kraft: Lühmann, J. B. Schupp. — Süfs: Merker, Simon Lemnius. — Sulger-Gebing: Erdmann, Eichendorffs histor. Trauerspiele. — Binz: Keller, The Anglo-Saxon weaponnames. — Jordan: Meyer, Flexionslehre der ältesten schottischen Urkunden. — Meyer-Lübke: Lorey, Der eingliedrige Nominalsatz im Französischen. — Thüre, Die formalen Satzarten bei Chrestien von Troyes. — Becker: Werner, Jean de la Taille und sein Saul le Furieux. — Vézinet: Molière, Florian et la littérature espagnole. — Küchler, Empfindsamkeit und Erzählungskunst im Amadisroman. — Homen: Küchler, Französische Romantik. — Gafsner: Nobiling, Introducçao ao estudo da mais antiga poesia portugueza; — As cantigas de D. Joan Garcia de Guilhade. — Bibliographie. — Personalnachrichten. — Brockstedt, Erwiderung. — Becker, Entgegnung. — Beck, Mitteilung].

Revue de l'enseignement des langues vivantes. Fondateur: A. Wolfromm; Directeurs: H. Loiseau et G.-H. Camerlynck. Paris, H. Didier. Jahresabonn. 15 frs.; einzelne Nummer 1,25 frs. XXVII, 3, 4 et 5, mars, avril et mai 1910. [Enthalten u. a.: A. Loiseau, Faut-il apprendre l'allemand? — A. Koszul, De l'esprit des études de choses étrangères, behandelt das 'professionelle' Thema, über das E. Legouis in der Februarnummer gesprochen hat, cf. *Archiv* CXXIV, 197. — E. Hovelaque, L'enseignement des langues vivantes dans le deuxième cycle, d. h. in den drei letzten Schuljahren. — Die Einrichtung der *Assistants étrangers* ist zurzeit Gegenstand einer eingehenden Untersuchung durch die französische Unterrichtsverwaltung (p. 331).]

Publications of the Modern Language Association of America. XXV, 1, New series, XVIII, 1, March 1910 [A. C. L. Brown, The bleeding lance. — J. M. Clapp, An eighteenth-century attempt at a critical view of the novel: the Bibliothèque universelle des romans. — C. D. Frank, En aller à la moutarde. — A. H. Quinn, Some phases of the supernatural in American literature. — H. E. Sandison, Spenser's 'lost' works and their probable relation to his Faerie queene. — M. C. Spalding, Landericus and Wacherius. — F. Tupper jr., Textual criticism as a pseudo-science].

Modern language notes. XXV, 3, March 1910 [H. E. Smith, An Early Italian edition of Æsop's fables. — P. Copp, E. A. Poe and Fr. Spielhagen. Their theory of the short story. — F. A. Wood, Gothic ethymology. — J. Warshaw, Sainte-Beuve's influence on M. Arnold. — F. B. Snyder, Sir Thomas Norray and Sir Thopas. — O. B. Schlutter, 'Ghost-words'. — J. N. Hanford, The source of an incident in 'Gammer Gurton's needle'. — J. F. Bingham, Was Petrarch an opium eater? — J. W. Basore, Poe as an Epicurean. — J. L. Lowes, Chaucer's Ethik]. XXV, 4, April [W. Kurrelmeyer, Doppeldrucke von Schillers 'Jungfrau von Orleans'. — R. H. Griffith, The magic balm of Gerbert and Fierabras, and a Query. — Phillips Barry, The ballad of Earl Brand. — Nell C. Brooks, German hymns in the church service before the reformation. — John Edwin Wells, Accent marks in Ms. Jesus College, Oxford 29. — Rudolph Schevill, A note in Calderon's 'La vida es sueño'. — O. L. Hatcher, Recent publications relating to Elizabethan stage history. — John R. Clark Hall, A note on *Beowulf* 1142—1145. — Reviews. — Correspondence].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Viëtor. XVIII, 1, April 1910 [R. Wülker, Zur sogen. Shakespeare-Bacon-Frage. — E. Hartmann, Ein Jahr als Lektor der deutschen Sprache an der Sorbonne. — L. Stahl, Das erste deutsche Lektorat in England. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Modern philology. VII, 4, April 1910 [Tames W. Bright and Wilfred P. Mushard, Pan's pipe, three pastoral eclogues, with other verses, by Francis Sabie. — G. L. Kittredge, Chauceriana. — Ernst Voſs, German pamphleteers of the sixteenth century. — R. E. House, The Comedia radiana of Agustin Ortiz. — Elmer Edgar Stoll, Anachronism in Shakespeare criticism. — Samuel Lee Wolff, A source of Euphues, The anatomy of wyt. — Otto Heller, Some source of Sealsfield. — T. Atkinson Jenkins, A new fragment of the old French Gui de Warewic].

Revue germanique. VI, 2, Mars-Avril 1910 [E. Seillière, Le frère d'armes de Nietzsche: Erwin Rohde. — F. Olivero, George Moore. — Notes et documents. — Revue annuelle, etc.]. VI, 3, Mai-Juin [C. Pitollet, Un John Knox allemand au XIX[e] siècle: Le Pasteur Christoph Joseph Rudolf Dulon, de Brême. — L. Chaffurin, La crise religieuse de George Eliot. — F. Piquet, Un manuscrit inedit de Goethe 'La mission théâtrale de Wilhelm Meister. — Notes et documents. — Revues annuelles. — Comptes rendus critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des Revues].

Modern language teaching. V, 1, February 1910 [The annual meeting. — Address of welcome by the Vice-Chancellor of the University of Cambridge. — Presidential address by the master of Gonville and Caius College. — Modern Language Association. — Discussion column: H. M. Montgomery, The teaching of foreign literature. — Karl Breul, Die Wechselbeziehungen der englischen und der deutschen Literatur, abstract. — Obituary. Reviews]. VI, 2, March [Discussion on external school examinations in modern foreign languages. — E. G. W. Braunholtz, Evolution and literary criticism. — Reviews, etc.]. VI, 3, April [Miss L. H. Althaus, The abuse of phonetics in the class-room. — Discussion on some points of weakness in modern methods of language teaching. — Jean-Alcide d'Auranimon, Le rêve. — Holiday courses. — L'institut français pour étrangers. — Modern Language Association (Committee meeting, our branches, lantern slide collection). — Correspondence. — Reviews. — From here and there. — Good articles].

The modern language review. IV, 1, October 1908 [Th. D. Hall, Was 'Langland' the author of the C-text of 'Piers Plowman'? — G. C. Macaulay, Notes on Chaucer. — J. Fitzmaurice-Kelly, Espronceda. — T. M. Parrott, The text of Chapman's 'Conspiracy' and 'Tragedy of Charles duke of Byron'. — L. E. Kastner, Spenser's 'Amoretti' and Desportes. —

J. Priebsch, Zwei altfranzös. Mariengebete (I). — C. H. Herford, Ben Jonson and the cardinal Duperron. — M. Hunter, A note on 'King Lear'. — A. E. H. Swaen, The date of Brewer's 'Love-sick king'. — E. K. Chambers, William Kempe. — E. K. Chambers, 'Merry wives of Windsor'. — J. G. Robertson, R. P. Gillies and Goethe. — J. H. G. Grattan, Minor notes on 'Havelok the Dane'. — T. S. Osmond, Milton and syllabism. — Reviews. — Minor notices]. IV, 6, January 1909 [W. P. Ker, Dante, Guido Guinicelli and Arnaut Daniel. — E. K. Chambers, Court parformances under James I. — G. C. M. Smith, Marlowe at Cambridge. — M. A. Buchanan, Short stories and anecdotes in Spanish plays. — J. H. G. Grattan, On the text of the prose portion of the 'Paris psalter'. — E. H. C. Oliphant, Shakespeare's plays: an examination. — J. Priebsch, Zwei altfranzösische Mariengebete. — A. B. Young, 'Ahrimanes' by Thomas Love Peacock. — Miscellaneous notes: J. W. Cunliffe, Gascoigne and Shakespeare. — E. Bensly, The title of Burton's 'Anatomy of melancholy'. — G. C. Coullton, Chaucer's captivity. — W. H. Williams, 'Pierce the Plowman's crede'. — W. H. Williams, Occleve, De regimine principum. — G. E. Woodbine, Fragment of an unknown Middle English poem. — A. J. Butler, Dante, 'De vulgari eloquentia'. — Discussions: A. C. Bradley, The locality of 'King Lear', Act I, Sc. II. — J. M. Berdan and L. E. Kastner, Wyatt and the French sonneteers]. IV, 3, April [H. Maynadier, The areopagus of Sidney and Spenser. — A. Löwenstein, The sources of Hebbel's 'Agnes Bernauer'. — O. T. Williams, The dialect of the text of the Northumbrian genealogies. — L. E. Kastner, Drummond of Hawthornden and the poets of the Pléiade. — E. H. C. Oliphant, Shakespeare's plays: an examination. — P. Hamelius, The source of Southerne's 'Fatal marriage'. — R. W. Chambers and J. H. G. Grattan, The text of 'Piers Plowman' I., the A-text. — P. Toynbee, The sepulchres at Pola referred to by Dante. — E. Bensly, A. forgotten English translation of Barclay's 'Argenis'. — E. K. Chambers, Nathaniel Field and Joseph Taylor. — E. Weekley, English 'Mullion', French 'Meneau']. IV, 4, July [A. S. Napier, The 'Ancren riwle'. — E. M. Spearing, The Elizabethan 'Tenne tragedies of Seneca'. — G. T. Northup, 'El Dómine Lucas' of Lope de Vega and some related plays. — A. Beatty, Notes on the supposed dramatic character of the 'Ludi' in the great wardrobe accounts of Edward III. — M. Deakin, The alliteration of 'Piers Plowman'. — J. D. Wilson, Anthony Munday, pamphleteer and pursuivant. — A. T. Baker, An Anglo-French life of Saint Paul the Hermit. — Miscellaneous notes, discussions, etc.]. V, 1, January 1910 [R. W. Chambers, The authorship of 'Piers Plowman'. — J. L. Lowes, The Chaucerian 'Merciles beaute' and three poems of Deschamps. — L. E. Kastner, Drummond of Hawthorden and the French poets of the 16th century. — R. Wecks, The Boulogne manuscript of the 'Chevalerie Vivien'. — A. Tilley, Rabelais and geographical discovery. — M. A. Buchanan, Short stories and anecdotes in Spanish plays. II. — J. Freund, The sounds of West Middle German as spoken at Marburg an der Lahn]. V, 2, April [Article s. James W. Holme, Italian courtesy-books of the sixteenth century. — Robert Adger Law, Yarington's 'Two lamentable tragedies'. — Robert Priebsch, Eine mittelniederdeutsche Mystiker-Handschrift. — Mildved K. Pope, The 'Tractatus orthographiae' of T. H., Parisii studentis. — Miscellaneous notes. — Discussions. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Germanisch-romanische Monatsschrift. II, 4, April 1910 [A. Koch, Die Entstehung der modernen Zeitung. — W. Kosch, Neue Kunde zu Eichendorff. II. — Ph. Aronstein, Die Organisation des engl. Schauspiels im Zeitalter Shakespeares. II. — H. Richter, Die Rolle der Semantik in der hist. Grammatik. — H. Tiktin, Wörterbücher der Zukunft]. 5, Mai

[O. F. Walzel, Analytische und synthetische Literaturforschung. I. — Pr. Lessiak, Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen. — Hans Hecht, Shakespeare und die deutsche Bühne der Gegenwart. I. — Karl v. Ettmayer, Geographica raetica; Versuch einer kritischen Ortsnamensystematik. I.].

Germanisch.

Meyer, Reinhard M., Altgermanische Religionsgeschichte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1910. XX, 645 S. [Daſs der Titel nicht in hergebrachter Weise 'Mythologie' heiſst, ist sicher ein Fortschritt. Neben der Glaubenslehre verspricht er uns ein Bild der Gemütsregungen und Phantasievorstellungen, die der heidnischen Dogmatik zugrunde lagen, und einen Abriſs des Götterdienstes, zu dem sie führte. Die Seele der alten Germanen mit ihrem Träumen vom Jenseits und Ringen im Diesseits soll vor uns entfaltet werden, wie sie von der indogermanischen Vorstufe sich abhob und unter historischen Einflüssen sich weiterentwickelte; darum nennt Meyer seine Methode psychologisch. Nach einer begriffbestimmenden Einleitung behandelt er zunächst die 'allgemeinen Voraussetzungen der Mythologie', wobei das Verhältnis zu Märchen und Heldensagen, sowie zu Fetisch- und Dämonenkult besonders beleuchtet wird. Unter den 'speziellen Voraussetzungen' kommt zuerst das indogermanische Erbe, dann der germanische Faktor. Im nächsten Kapitel, 'Zeugnisse', macht sich naturgemäſs der Skandinavier breit, obwohl sein Zeugnis für Meyer nicht ohne weiteres mit den älteren westgermanischen Andeutungen gleichwertig ist. 'Wir selbst', sagt hierbei Meyer mit einem gewissen Humor, 'stellen uns etwa auf den Standpunkt eines aufgeklärten Heiden, der sich, wie der König in der Prosa-Edda, die Eigenart der altgermanischen Mythologie von einem Priester erklären läſst.' Im dritten Kapitel, 'Niedere Mythologie', erscheinen die Seelen, die Ahnen- und Naturgeister, Holden und Elfen, Riesen und Zwerge, Hexen und Zauberer; die volkskundlichen Studien und von der Leyens darauf fuſsende Sagenlehre sind diesem Teil sehr zugute gekommen; Meyers breit ausgreifende Gelehrsamkeit kommt hier wohl am glänzendsten ans Licht. Bevor er sich dann im vierten Kapitel zu den Hauptgöttern wendet, beschäftigt er sich durch einige Seiten mit den Halbgöttern: den Nornen, Walküren und Schwanenjungfrauen, wobei zugleich ein interessanter Versuch gemacht wird, die Wielandsage zu ergründen. Über die groſsen Götter selbst und ihre eddischen, nacheddischen und auſsereddischen Parallelen war verhältnismäſsig am wenigsten Neues vorzutragen. Mehr Belehrung gewinnen wir dann im fünften Kapitel: 'Kult'; am meisten Anregung aber im sechsten, 'Weltanschauung': Schöpfung und Ordnung der Welt stehen hier zur Frage. Das Weiterleben der westgermanischen und der skandinavischen Theologie bis zum Siege des Christentums, der sich in der Regel durch Mischanschauungen vollzog, ist der Schluſs der eigentlichen Darstellung. Dann zuckt aber nochmals der kritisch-historische Scharfsinn des Verfassers auf zu einem umsichtig orientierenden Anhang über die Geschichte der Mythologieforschung. Im Gegenwartsbetrieb findet Meyer die niedere Mythologie überschätzt — allerdings sei dies ganz begreiflich —, die Erklärungen durch Zauber und Totenverehrung einseitig, die natursymbolischen und volkskundlichen Deutungen oft sehr gewagt; mythologisch zu denken und sich nicht durch Einzelheiten vertragen zu lassen, wird dringend empfohlen. Chronologie und Register sind als angenehme Wegweiser beigefügt. Daſs Meyer nicht nach Vollständigkeit der Materialvorführung getrachtet hat, möchte ich als Lob erwähnen; auch für ernste wissenschaftliche Schriften ist der Katalog nicht die Idealform. Gerade bei einem zusammenfassenden Werke über ein so ausgedehntes, halb mystisches und stark im Fluſs befindliches Wissensgebiet wie Mythologie ist ein groſser Kompositionswurf in erster Linie zu

schätzen. Doch hätten wir über Hauptprobleme, die durch die Mythologie hinunter auf die religiösen Grundlagen gehen, von einem so kundigen Führer gern noch mehr gelernt. Um auf speziell ags. Boden zu bleiben: über den Pessimismus der heidnischen Lebensbetrachtung und speziell des Oberpriesters Coifi, über die Andachtsübungen der von Grendel gequälten Dänen, über das Verhältnis der Wyrd zum *meotud*, über die Standesunterweisungen in den priesterlichen Lehrsprüchen u. dgl. hätte Meyer gewiſs Wertvolles zu sagen gewuſst und bleibt es uns hoffentlich nicht zn lange schuldig. A. B.]

Wright, Joseph, Grammar of the Gothic language and the Gospel of St. Mark, selections from the other Gospels and the second epistle to Timothy with notes and glossary. Oxford, Clarendon Press, 1910. IX, 366 S, 5s. net.

Wagner, Richard, Die Syntax des Superlativs im Gotischen, Altniederdeutschen, Althochdeutschen, Frühmittelhochdeutschen, im Beowulf und in der älteren Edda. Berlin, Mayer & Müller, 1910. VIII, 117 S. M. 3,50.

Deutsch.

Loewe, Richard, Deutsches Wörterbuch. (Sammlung Göschen, 64.) Leipzig, Göschen, 1910. 177 S. M. 0,80.

Methode Toussaint-Langenscheidt: Taschenwörterbuch der deutschen Sprache. Teil I: Etymologisches Lehn- und Fremdwörterbuch von Professor G. Körting. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung [1910]. LXX, 222 S. Geb. M. 2.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. VII, 16, Bogen 17—26, enthaltend die Stämme *s-cht* bis *s-g* (*sagen*). Bearb. von A. Bachmann und E. Schwyzer, H. Blattner, J. Vetsch, E. Wipf. Frauenfeld, Huber, 1909.

Grimme, H., Plattdeutsche Mundarten. (Sammlung Göschen, 461.) Leipzig, Göschen, 1910. 166 S. 8. Geb. M. 0,80. [Aus der Fülle der plattdeutschen Mundarten hat der Verfasser vier Dialekte ausgewählt und sie parallel nebeneinandergestellt. Assinghausen, die Heimat Friedrich Wilhelm Grimmes, des Vaters des Verfassers, vertritt mit seiner Mundart das Sauerland, Ostbevern das Münsterländische, Heide, die Heimat Klaus Groths, das Dithmarsche und Stavenhagen, der Geburtsort Fritz Reuters, Mecklenburg. Durch diese Auswahl werden nicht nur Hauptzweige des Niederdeutschen, sondern auch literarisch bedeutsame Dialekte getroffen. Der Laut- und Formenlehre sind Bemerkungen zur Wortbildungslehre und zur Syntax und auſserdem ein hochdeutsch-plattdeutsches Wörterverzeichnis angeschlossen. Die nebeneinandergedruckten Paradigmen der vier Dialekte geben einen guten Einblick in das Plattdeutsche; die Transskription ist ohne weiteres verständlich. W. Nickel.]

Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik. Im Auftrage des leitenden Ausschusses für das Schweizerdeutsche Idiotikon hg. von Albert Bachmann. Frauenfeld, Huber & Ko., 1910.

I: Vetsch, Jakob, Die Laute der Appenzeller Mundarten. 1910. 254 S., 4 Beilagen. M. 2,40.

II: Wipf, Elisa, Die Mundart von Visperterminen im Wallis. 1910. 198 S. M. 1,60.

Prager Deutsche Studien. Hg. von Karl v. Kraus und August Sauer. Prag, Bellmann.

H. 14. Kalla, Anton, Über die Haager Liederhandschrift. Nr. 721. 1909. 141 S. 4 Kr.

H. 15. Beywl, Cleophas, Reimwörterbuch zu Ulrichs 'Lanzelet'. 1909. IV, 91 S. Kr. 3,50.

H. 16. Zincke, Paul, Die Entstehungsgeschichte von Friedrich Hebbels 'Maria Magdalena'. 1910. 100 S.

Jantzen, Hermann, Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch herausgegeben. 2. durchges. u. verm. Aufl. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen, 1910. Geb. M. 0,80.

Kittelmann, Feodor, Einige Mischhandschriften von Wolframs Parzival. (Quellen und Forschungen, H. 109.) Strafsburg, Trübner, 1910. 87 S. M. 2,50.

Golther, W., Die Gralsage bei Wolfram von Eschenbach. Rektorsrede 28. Febr. 1910. Rostock, Adlers Erben, 1910. 24 S.

Seidl, O., Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivmischung bei dem Pleier. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1909. 74 S. 8. M. 2. [Die vorliegende Arbeit will dartun, 'dafs die Motive des Pleiers zum grofsen Teil deutschen Vorbildern entlehnt sind, bewufst oder unbewufst; dafs sie unbewufste oder bewufste, manchmal von einigem technischen Geschick zeugende Umgestaltungen und Vermischungen der von deutschen Dichtern gebrauchten Motive sind'. Sie beweist, wie fast alles, was über den Pleier geschrieben ist, dafs die welschen Quellen, auf die der Pleier sich beruft, fingirt sind, dafs er aus deutschen Quellen schöpfte, dafs vor allem Wirnt und der Stricker für seine Dichtungen herhalten mufsten. Die Listen der Entlehnungen und der Motiv- und Quellenmischung, wie sie von Seidl und seinen Vorgängern aufgestellt sind, geben davon Zeugnis, wieweit nach der Mitte des 13. Jahrhunderts der höfische Roman schon erstarrt sein mufste, dafs es möglich war, aus überall zusammengeholten Motiven und überall zusammengeholten Wendungen und Ausdrücken neue Romane zu schaffen, die auch gelesen wurden. W. Nickel.]

Laurembergs Scherzgedichte in handschriftlicher Fassung. (Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. 5.) Norden u. Leipzig, Soltau, 1909. IX, 60 S. 8. M. 1. [Ungefähr zehn Jahre, nachdem Bolte aus der Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen die handschriftliche Fassung von Laurembergs Scherzgedichten ans Licht gezogen hatte, untersuchte Weimer in einer Marburger Dissertation (1899) die Art und Weise ihrer Entstehung. Jetzt nach weiteren zehn Jahren erhalten wir von Edward Schröder den genauen Abdruck dieser Handschrift, so dafs nun der Vergleich mit der gedruckten Fassung (Braunes Neudruck) bequem möglich ist, besonders da Schröder am rechten Rande der Seiten die Verszahlen des Drucks angegeben und das Unbenutzte kenntlich gemacht hat. Durch Schriftvergleichung hat Schröder festgestellt, dafs die Handschrift das Originalmanuskript des Dichters ist; die Änderungen in der Handschrift können von niemand anders als dem Dichter herrühren. Wer Braunes Neudruck, Schröders Ausgabe und Weimers Dissertation in Händen hat, der hat alles beisammen, was über Laurembergs Scherzgedichte zu wissen nötig ist. W. Nickel.]

Das Unterrichtswesen der Grofsherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. (*Monumenta Germaniae paedagogica*, begr. von Karl Kehrbach, hg. von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, XLIV—V.) Berlin, T. Hofmann, 1909. Bd. II, 459 S., M. 12. Bd. III, 557 S., M. 14.

Stahl, Hans, P. Martin von Cochem und das 'Leben Christi'. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Volksliteratur. Bonn, Haustein, 1909. VIII, 200 S. M. 4,50.

Radlmaier, Lorenz, Johann Michael Sailer als Pädagoge. Eine erziehungsgeschichtliche Studie. (18. Beih. zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.) Berlin, A. Hofmann, 1909. X, 112 S. M. 2,50.

Richter, C. A., Beiträge zum Bekanntwerden Shakespeares in Deutschland. II. Teil. (Progr. des Gymnasiums zum heiligen Geist, Breslau.) Breslau 1910. 31 S. [Richter setzt hier seine eingehenden Studien über die Aufnahme Shakespeares bei uns fort. In diesem Aufsatz nimmt er die

Zeit 1757—62 vor. Mendelssohn als Kritiker und Übersetzer Shakespeares wird beleuchtet. Bei Lessing zeigt sich ein starker Einschlag englischer Kritik. R. belegt seine Darstellung so freigebig mit Zitaten, dafs der Leser auch ein eigenes Urteil gewinnen kann. A. B.]

Bonin, D., Johann Georg Zimmermann und Johann Gottfried Herder nach bisher ungedruckten Briefen. Worms 1910.

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleit. u. Anmerk. sowie einem Gesamtregister versehen von K. Alt. (Goldene Klassiker-Bibliothek.) Bd. 3, 4, 11 = T. 5—7, 8—10, 27—28. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Bong, 1910. XXX, 267; XXI, 224; XXVII, 156; XXIX, 143; XV, 110; LXVI, 396; LIX, 314; XX, 348 S. 8. Preis für den gebundenen Band M. 2. [Von der Goetheausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek, die 40 Teile in 20 Bänden umfassen soll, liegen mir vor Bd. 3 (T. 5—7), Bd. 4 (T. 8—10) und Bd. 11 (T. 27—28). Für Teil 5—8 (Götz, Clavigo, Stella, Geschwister, Egmont, Lustspiele, satirische Dramen, Iphigenie, Tasso) zeichnet Robert Riemann als Herausgeber, für Teil 9 (Natürliche Tochter, Pandora) Eduard Scheidemantel, für Teil 10 (Faust) Karl Alt, für Teil 27 (Briefe aus der Schweiz, Schweizer- und Rheinreise) Christian Waas, für Teil 28 (Tag- und Jahreshefte, biographische Einzelheiten) Rudolf Pechel. Ein abschliefsendes Urteil kann vor dem Erscheinen der vollständigen Ausgabe nicht gefällt werden; es müssen erst die beiden Bände Anmerkungen und das Gesamtregister abgewartet werden. Ich denke dabei besonders an die satirischen Dramen, deren Verständnis die Anmerkungen erbringen werden. Hervorheben will ich, dafs die Herausgeber für die Bequemlichkeit der Leser durch Einleitungen gesorgt haben, dafs den Reisen Karten mit eingezeichneter Reiseroute beigegeben sind. Ich finde im Faustband eine Bleistiftzeichnung Goethes 'Faust und der Erdgeist', bei den Satiren das Bild von Kraus 'Das Neuste von Plundersweilern', ferner ein Porträt der Frau von Stein und ein Bild des Goethehauses. Die grofse Zahl der Mitarbeiter verbürgt ein schnelles Erscheinen der übrigen Bände: 1912 soll die Ausgabe abgeschlossen sein. Der Preis von 2 M. für den gebundenen Band, für die ganze Ausgabe nur 40 M., ist sehr billig. Der Verlag hat es sich jetzt angelegen sein lassen, einen hübschen und geschmackvollen Einband mit wenig Gold zu geben; früher glaubte er, durch eine sehr grofse und eine weniger grofse Verschwendung von Gold den Gesamttitel 'Goldene Klassiker-Bibliothek' schon im Einbande allzu augenfällig hervorheben zu müssen. W. Nickel.]

Lauterbach, Martin, Das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe von 'Werthers Leiden'. (Quellen und Forschungen, H. 110.) Strafsburg, Trübner, 1910. X, 128 S. M. 3,50.

Wolff, Karl, Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. München, Beck, 1910. V, 134 S. M. 2,50.

Lange, Georg, Der Dichter Arndt. (Berliner Beiträge zur german. und roman. Philologie, XXXVII. German. Abt. Nr. 24.) Berlin, Ebering, 1910. 161 S. M. 4,20.

Ludwig, Otto, Der Erbförster. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Mit Einl. und Anm. von Dr. Robert Lohan. Mit einem Titelbild. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1910. 132 S. Geb. M. 0,75.

Tüselmann, O., Ernst von Wildenbruch in Burg. (Jahresbericht des Kgl. Viktoria-Gymnasiums zu Burg.) 1910. 16 S.

Volkslieder aus dem Kanton Solothurn, ges. und hg. von Sigmund Grotimund. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 7.) Basel 1910. VI, 110 S. M. 2,40.

Meier, John, Geschichte eines modernen Volksliedes. (Aus: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Jhg. 13, H. 4.)

Fritzsch, Robert, Die deutsche Satzlehre in Schule und Wissenschaft. Eine kritische Studie. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1910. 65 S. M. 1,20.

Whitney, Marian P., and Stroebe, Lilian L., Exercises in German syntax and composition. For advanced students. New York, H. Holt, 1910. VI, 194 S.

Englisch.

Englische Studien. XLI, 3 [E. Voigt, Bartholomaeus Anglicus, De proprietatibus rerum. — Robert K. Root, Poems from the Garrett ms. — F. Holthausen, Zur Erklärung und Textkritik der York plays. — H. de Vocht, Chaucer and Erasmus. — Besprechungen. — Miszellen].

Anglia. XXXIII. N. F. XXI, 2 [P. Fyn van Draat, The adverb *since*. — Th. Schmitz, Die Sechstakter in der altenglischen Dichtung. — O. L. Hatcher, Fletcher's habits of dramatic collaboration. — Otto B. Schlutter, Zu den Brüsseler Aldhelmglossen. — Anglo-Saxonica. — J. Edwin Wells, Accidence in 'The owl and the nightingale'. — J. H. Kern, Zur Cura pastoralis. — Blickling homilies 101, 31 ff. — M. Trautmann, Beiträge zu einem künftigen 'Sprachschatz der altenglischen Dichter'. — Henry Noble MacCracken, A new poem by Lydgate. — Nachruf].

The Scottish historical review. VII, 27, April 1910 [Bishop Dowden, The parish church and its privileges during the medieval-period. — Mrs. J. R. Green, The Irish parliament in the 17th century. — W. J. Couper, James Watson, King's printer. — A. D. Macbeth, The seal of the burgh of Rothesay. — Sir Herbert Maxwell, Chronicle of Lanercost. — W. Carruthers, Discovery of a lost portrait of George Buchanan. — H. W. Meikle, The learning of the Scots in the 18th century. — Reviews of books. — Notes and replies].

Swaen, A. E. H., A short history of English literature. 3rd ed. Groningen, Noordhoff, 1910. 76 S. [So kurz dieser Abrifs ist, ergibt sich aus ihm doch manche interessante Überzeugung des niederländischen Gelehrten. Die Entstehung des Beowulf versetzt er bereits in den Anfang des 7. Jahrhunderts. Bei Chaucer bleibt er der Ansicht treu, dafs die Cäcilienlegende an den Anfang der 2. Periode gehört; im übrigen sind seine Äufserungen zur Chaucer-Chronologie von charakteristischer Zurückhaltung. Bei Shakepeare heifst es: *As early as 1589 he was attacked by Nash in Greene's Menaphon* (S. 29); dies müfste nach der heutigen Deutung auf den Urhamlet gehen; doch setzt Swaen den Hamlet in die Rubrik *middle tragedy*. 'Troilus' stellt er unmittelbar hinter 'Measure for measure' unter 'ironische Komödie'; 'Timon' an das Ende der späten Tragödien; 'Perikles' erscheint als echt an der Spitze der Romanzen. — Von Wordsworth sagt er offen, mehrere seiner Gedichte seien nicht mehr *simple, but silly* (S. 47). Den Rückgang der Begeisterung für Byron in England erklärt er teils aus *his lack of imagination, variation, and creative genius,* teils aus *his indifference to England, its aspirations and interests,* teils aus *his loose style and careless meter* (S. 52). — Der hervorragendste Dichter des spät 19. Jahrhunderts ist ihm Swinburne, der originellste von den lebenden Shaw: *with the scourge of his witty satyre he lashes English society; in his best comedies he displays a fine humour, which mitigates the painfulness of his Ibsenite scenes* (S. 63). Aus der Vorrede ergibt sich, dafs der Verfasser sich ernstlich bemüht hat, *to keep the little book up to date scientifically.* In der 3. Auflage hat er namentlich die moderne Zeit etwas ausführlicher behandelt; doch bleibt er der historischen Methode treu und erklärt es mit Grooth, dem Fortsetzer von Wülckers Literaturgeschichte, für eine Unbesonnenheit oder eine Anmafsung, wenn ein Kritiker mit souveräner Unfehlbarkeit dem Autor die Unsterblichkeit und jenem ein dürftiges Eintagsleben zuerkennt.]

Miller, Frank, The poets of Dumfriesshire. Glasgow, J. Maclehose and Sons, 1910. 343 S. 10 s. net. [Dies ist nicht eine oberflächliche

Blütenlese für den Lokalgebrauch, sondern eine liebevolle, auf Textkritik bedachte und nach Vollständigkeit ringende Zusammenfassung der poetischen Denkmäler aus der Grafschaft, in der Burns seine reiferen Jahre verlebte. Miller beginnt mit dem Kreuzgedicht von Ruthwell, das er aber behutsamerweise nicht ohne weiteres einem Dichter dieser Gegend zuschreibt. Dann mufs er Jahrhunderte überspringen, bis er zu dem ältesten Dichter kommt, der ohne vernünftigen Zweifel nach Dumfriesshire zu versetzen ist: das war der Lateindichter Crighton, geb. 1560, dessen längstes Produkt den Titel führt 'In appulsu ad urbem Venetam' und auf Grund eigener Anschauung von Venedig entstanden ist. Es folgt Carell, der am Hofe Jakobs I. einen Platz gewann, sein erstes Drama 'The deserving favourite' 1629 erscheinen liefs und für sein zweites einen Prolog von Dryden 1672 erhielt. Daran reiht sich Ch. Irving, der Verfasser des 'Bellum grammaticale', von dem uns der Prolog lateinisch und in englischer Übersetzung mitgeteilt wird. Auf sein eigentliches Gebiet kommt dann Miller, indem er sich der Volksballade zuwendet. Zur Heimatsbestimmung dienen ihm natürlich die Orts- und Personennamen. Aus handschriftlicher Quelle hat er uns mitzuteilen zwei bei Child noch fehlende Fassungen des 'Lochmaben harper'; ferner druckt er die älteste Fassung von 'Fair Helen of Kirkconnel' ab, die jemals veröffentlicht wurde. Auch ungedruckte lateinische Verse, veranlafst durch den Aufstand von 1745, werden uns geboten; ferner Proben von einer Reihe kleiner und oft auch ungeschickter Dichter aus der Zeit des Burns und Scott. Interessant ist, was Miller über einen dichtenden Sohn von Burns, auch Robert genannt, zu melden hat, über Verse von Edward Irving an Mifs Welsh, zu deren Zerstörung sich diese auch noch als Mrs. Carlyle niemals entschliefsen konnte, und über bisher ungedruckte Gedichte von Carlyle. Noch heute ist, wie sich aus dem Schlufskapitel über die Autoren der jüngsten Zeit ergibt, die Versfreude in Dumfriesshire lebendig. Unsere Bibliothekare sollten sich das Werk schon als Ergänzung zu Childs klassischer Balladenausgabe nicht entgehen lassen.]

Kaluza, Max, Englische Metrik in historischer Entwicklung. (Normannia, Germanisch-romanistische Bücherei, Band I.) Berlin, E. Felber, 1909. XVI, 384 S. Geh. M. 7; geb. M. 8. [In drei ziemlich gleichen Teilen wird die alt-, mittel- und neuenglische Metrik behandelt. Im altenglischen alliterierenden Halbvers findet Kaluza statt zwei oder drei oder vier Hebungen vielmehr vier Glieder, wofür sich gewifs sehr vieles sagen läfst, namentlich auf Grund der Übergangsdenkmäler zum Mittelenglischen. Dürfte dabei vielleicht einige Sonderung der epischen und der lyrischen Art zu dankbaren Ergebnissen führen? — Auf dem mittelenglischen Gebiete hat Kaluza das deutliche Bestreben, alle vorhandenen Formen zu nennen. Daneben könnte der Übergang von der altenglischen Alliteration zur mittelenglischen immerhin durch einige Zwischendenkmäler verfolgt werden; Luicks Sonderung der schmückenden und der rhythmischen Alliteration schiene mir dabei eine gute Hilfe. In bezug auf Chaucers 'Canterbury tales' vertritt Kaluza das klare Prinzip, dafs alle im *rhyme royal* verfafsten Geschichten vorher entstanden; es ist eine interessante These. Der neuenglische Teil mufste etwas knapper ausfallen, nachdem im altenglischen recht viel Raum auf Berichte über gegnerische Theorien verwendet worden war. Namentlich über Volkslied und Madrigal hätten wir von Kaluza gern mehr erfahren. Beim Kapitel über das Aufkommen des Blankverses fehlt das Buch über Surreys Vergilübersetzung von Otto Fest, der den metrischen Vorbildern Surreys doch ernstlich nachgeht. Kaluzas Werk ist der erste Band einer neuen Sammlung, die, wie jedes Zeichen von Rührigkeit auf neusprachlichem Gebiete, hiermit bestens begrüfst sei.]

Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen. Mit einem Wörterbuch von Julius Zu-

pitza. 9. vermehrte und verbesserte Auflage von J. Schipper. Wien u. Leipzig, W. Braumüller, 1910. XVI, 347 S. [Das Buch ist abermals etwas erweitert worden, was erfreulich ist. Bei so reichlichem Absatz könnte es auch etwas billiger werden. Hinzugekommen sind die zwei Verse vom Kreuze zu Brüssel, das von Förster herausgegebene Bruchstück eines ae. Elucidariums, das Wadefragment, die angeblichen Verse Knuts, der Fluchvers auf Urs und eine 'Oratio poetica', halb in spätangelsächsischer, halb in lateinischer Sprache. Die Lesarten zu Cædmons Hymnus, Bedas Sterbegesang, Alfreds Cædmon-Kapitel und Alfreds Sprüchen wurden ergänzt. Neu bearbeitet wurde der Abdruck der Verse vom Kreuze zu Ruthwell von der berufenen Hand Professor Viëtors.]

Richter, Carl, Chronologische Studien zur ags. Literatur auf Grund sprachlich-metrischer Kriterien. (Morsbachs Studien zur engl. Philologie, XXXIII.) Halle a. S., M. Niemeyer, 1910. XI, 101 S.

Siemerling, O., Das Präfix *for(e)*- in der altenglischen Verbal- und Nominalkomposition. Diss. Kiel, H. Fiencke, 1909. 135 S.

Palmgren, C., Fnglish gradation-nouns in their relation to strong verbs. Diss. Upsala, K. W. Appelberg, 1904. 92 S.

Grendon, Felix, The Anglo-Saxon charms. (*Journal of American folklore*, XXII, 1909, S. 105—237.) [Grendon hat 146 poetische und prosaische Zaubersprüche in ags. Sprache unterschieden, die er in fünf Klassen zerlegt: Exorcisms of diseases, herbal charms, charms for transferring disease, amulet charms, charm remedies. Als die charakteristischen Elemente, aus denen sich die einzelnen Zaubersprüche zusammensetzen, verzeichnet er: 1) Narrative introduction; 2) Appeal to a superior spirit; 3) The writing or pronouncing of potent names or letters; 4) Methods of dealing with disease demons; 5) The exorcist's boast of power; 6) Ceremonial directions to patient and exorcist; 7) The singing of incantations on part of the body and on other objects; 8) Statement of time for performance of rites; 9) Sympathy and the association of ideas; 10) Minor superstitious practices. Im einzelnen bringt er eine Reihe Parallelen auch mit außerenglischen Zaubersprüchen bei. Die Frage nach den seltsamen, vielleicht altertümlichen Alliterationsformen, die sich bei diesem Literaturzweige finden, hat der fleißige Forscher nicht mehr berührt.]

Mettig, R., Die französischen Elemente im Alt- und Mittelenglischen (800—1258). Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Wortschatzes. Marburg 1910. 90 S.

Zenke, Wilhelm, Synthesis und Analysis des Verbums im Orrmulum. (Morsbachs Studien zur engl. Philologie, XL.) Halle a. S., M. Niemeyer, 1910. IX, 109 S.

Kittredge, G. L., The pillars of Hercules and Chaucer's 'Trophee'. (The Putnam anniversary volume S. 545—566.) Cedar Rapids, The Torch Press, 1909. [Es handelt sich um 'Monks tale', B, 3307 f.: *At bothe the worldes ende, seith Trophee, In stede of boundes he a piler sette.* Die Stelle beruht auf mißverständlicher Ausdeutung eines Satzes in der 'Epistola Alexandri Macedonis ad Aristotelem de itinere suo et de situ Indiae': *Ast et ad Herculis Liberique trophaea me deduxit in orientis ultimis oris.* Daß Alexander die östlichen Pfeiler des Herkules entdeckt habe, war im Mittelalter eine häufige Vorstellung, die Chaucer leicht in seine Vorlage hineinlesen konnte. Das Wort *trophea* hat auch anderen alten Übersetzern Schwierigkeit gemacht. Ein hübscher Fund.]

The second shepherds' play, Everyman, and other early plays, ed. by Cl. Gr. Child. (The riverside literature series.) Boston, Houghthon Mifflin Co., 1910. IIL, 138 S. [Child hat übersetzt, und zwar recht hübsch und ansprechend: 1) das englische 'Quem quaeritis' aus der 'Regularis concordia monachorum', deren ags. Text Child einleuchtend mit Æthelwold in ursächlichen Zusammenhang bringt. 2) Das Browne-Spiel 'Abra-

ham and Isaac'. 3) 'Secunda pastorum' der Towneley-Spiele. In der Einleitung verweist Child auf eine späte Parallele, die W. Scott in der Minstrelsy druckte, als 'Archie Armstrong's aith', und auf die Kölbing einmal hinwies. Dagegen läſst er unerwähnt, was ich in der me. Literaturgeschichte [1] GrR. II 671 vermerkte über Verwandtschaft mit dem lateinischen Dialog des 12. Jahrhunderts 'De clericis et rustico'. 4) 'Everyman', dessen Herkunft aus dem Holländischen noch als offene Frage bezeichnet wird; mich hat Logemann bereits ganz überzeugt. 5) Robin Hood plays des 15. bis 16. Jahrhunderts. 6) Das Oxfordshire-Spiel vom heiligen Georg, in einem Text des 19. Jahrhunderts. Die Einleitung bespricht summarisch das Aufkommen der geistlichen Stücke, ihre Verlegung auſserhalb der Kirche, den Anfang der Moralitäten und das Fastnachtsspiel, wie man *interlude* wohl am besten übersetzen kann. Daran reihen sich noch Kapitel über *humour* und *history, amateur and professional,* die Kunstrichtungen im Drama der Elisabeth-Zeit und einige Angaben über die Übersetzungsmethoden des Verfassers. Ein populäres und handlich ausgestattetes Büchlein.]

Crawford, Ch., A concordance to the works of Thomas Kyd. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas. XV, 3.) Louvain, Uystpruyst, 1910. S. 401—690.

Marlowe, Ch., The works, ed. C. T. Tucker Brooke. Oxford, Clarendon Press, 1910. VI, 664 S. 5 sh. = $ 1,75. [Diese Ausgabe ist ein Ersatz für die von Dyce, mit genauer Rücksicht auf die Überlieferung, auch die Handschriften, und mit Ausmerzung einiger Gedichte, die Dyce voreilig Marlowe zugeschrieben hatte. Die beiden Faustausgaben sind leider nicht synoptisch nebeneinander abgedruckt; etwas Raum ist dabei zwar erspart worden, doch leider auf Kosten der Übersichtlichkeit. Die Einleitungen handeln über Entstehungszeit, Überlieferung und Quellen der Stücke nach dem heutigen Stande der Forschung; nur daſs beim 'Faust' verschiedene deutsche Arbeiten nachzutragen wären. Die Quellenfrage ist noch am unsichersten beim 'Massacre of Paris'; Brooke rechnet mit mündlicher Berichterstattung. Aus der Vorrede S. 6 erfahren wir, daſs eine *library-edition* in Vorbereitung ist, worin uns auseinandergesetzt werden soll, was für Marlowes teilweise oder vollständige Abfassung von 'Heinrich VI.', 'Titus Andronicus', 'Taming of a shrew', 'Lust's dominion' u. dgl. zu sagen ist, worauf man begierig sein darf. Bis diese versprochene Ausgabe erscheint, wird man am besten nach Brooke zitieren, da er alles Echte enthält und alles nachkollationiert hat, was bei Dyce steht.]

Catalogue of the books, manuscripts, works of art, antiquities and relics at present exhibited in Shakespeare's birthplace. With 61 illustrations. Stratford-upon-Avon, printed for the trustees and guardians of Shakespeare's birthplace. 1910. XVI, 134 S. 1 sh. [Das Büchlein ist, wie Sidney Lee in der Vorrede bemerkt, hauptsächlich eine Inventaraufnahme von Spenden, die von mancherlei Seiten dem Stratforder Geburtshaus gemacht wurden im Laufe der 63 Jahre, seitdem es in Nationalbesitz überging. Man findet hier in anspruchslosester Form viel Wissenswertes beisammen, was der Shakespeareforscher sonst aus einer Reihe von Werken sich heraussuchen muſs oder überhaupt auſserhalb Stratfords nicht zu sehen bekommt. Da ist die Gesichtsmaske von Sir Thomas Lucy, gestorben 1600, nach seinem Grabmal in Charlecote Church, ein robustes Gutsherrngesicht mit kurzem, borstig aufstrebendem Haar; eine Nachbildung vom Titelblatt des medizinischen Werkes, das Shakespeares Schwiegersohn Dr. Hall lateinisch schrieb und J. Cooke 1657 englisch herausgab; Bilder von Shakespeares Enkelin Elisabeth und ihrem zweiten Gemahl Sir John Barnard — nach meinem Geschmack die Perlen in der Bildersammlung des Geburtshauses; ein Faksimile des einzigen bisher bekannten Blattes aus Shakespeares Korrespondenz, nämlich des Briefes

von Richard Quiney an den Dichter 1598; Abbildungen des Geburtshauses aus dem 18. und früh 19. Jahrhunderts, aus denen sich ergibt, wie wenig vom ursprünglichen Bau noch erhalten ist; zahlreiche Unterschriften, alte Stadtansichten u. dgl. Die wenigen Stunden, die der Pilger gewöhnlich in Stratford zubringt, sind nicht entfernt ausreichend, um selbst unter bester Führung die Schätze des Geburtshauses ordentlich zu sehen und deren Glaubwürdigkeit zu erkunden. Den Trustees ist daher die Zusammenstellung dieses Bändchens sehr zu danken. Es ist eine gute Vorbereitung zum Stratfordbesuch und ein lehrreiches Andenken.]

Blaese, Berthold, Die Stimmungsszenen in Shakespeares Tragödien. Diss. Greifswald. Berlin, E. Ebering, 1910. 111 S. [Blaese hat einen Teil dessen, was ich in meinem Akademievortrage über die Szenenführung Shakespeares im Jahre 1907 gesagt habe, weiter ausgeführt. Eng sich anlehnend, lehrt er im ersten Satze, daſs sich die Shakespearischen Szenen in solche der Information, der Entschlieſsung und der Stimmung zerlegen lassen, und führt dann näher aus, wie es sich mit den Stimmungsszenen verhält in bezug auf Personen, Inhalt, Stellung im Bau der Handlung, Form, Quellen, Vorbilder auf englischem Gebiete und Nachwirkung auf die deutschen Klassiker, ohne jemals in dem mir vorliegenden Text auf jene frühere Studie über denselben Gegenstand zu verweisen. Sachlich hat er dabei Fleiſs und Geschick gezeigt. Nur zuviele Stimmungsszenen scheint er mir in Shakespeares ersten Stücken und bei Marlowe herauszufinden; es dürfte sich empfehlen, nicht einige Verse aus dem Zusammenhange heraus ohne weiteres als eine Szene für sich zu erklären, sondern nur da, wo eine Person auf- oder abtritt, einen Wechsel der Szene anzunehmen. Tut man dies und hält man fest, daſs auch ein bloſser Monolog eine Stimmung oder eine Entschlieſsung ausdrücken kann, so wird man vor dem dritten Teil von 'Heinrich VI.' kaum deutliche Stimmungsszenen erweisen können. Für den jungen Marlowe ist ihr Fehlen geradezu charakteristisch; sein 'Tamerlan' und 'Jew of Malta' laufen ab wie ein Uhrwerk ohne Pendel. 'Faust' hat durch seine epische Quelle überhaupt eine abweichende Haltung bekommen. Zuviel des Guten tut Blaese, indem er Lilly in seine Forschung einbezieht, der doch nur Lustspiele schrieb. Anderseits wäre es wertvoll gewesen, zu sehen, wie bei den klassizistischen Vorgängern Shakespeares der Chor die Stimmungsszene ersetzt.]

Meink, Carl, Über das örtliche und zeitliche Kolorit in Shakespeares Römerdramen und Ben Jonsons 'Catiline'. (Morsbachs Studien zur englischen Philologie XXXVIII.) Halle a. S., M. Niemeyer, 1910. 75 S.

Ballweg, Oskar, Das klassizistische Drama zur Zeit Shakespeares. (Wetz' Beiträge zur neueren Literaturgeschichte I, 3.) Heidelberg, C. Winter, 1909. 120 S. [Inhaltsverzeichnis: Einleitung. Kap. 1: Rückblick auf die Entwicklung der antikisierenden Tragödie und der literarischen Kritik im damaligen England. Kap. 2: Samuel Daniel. Kap. 3: Sir Fulke Greville Lord Brooke. Kap. 4: Sir William Alexander Earl of Stirling].

Allwardt, W., Die englischen Bühnenbearbeitungen von Shakespeares 'King Richard the second'. Diss. Rostock. Döberan, H. Rehse, 1909. 133 S.

Beaumont, Francis, and Fletcher, John, The works. Variorum edition. General editor: A. H. Bullen. Vol. III: The faithful shepherdess, The mad lover, The loyal subject, Rule a wife and have a wife, The laws of Candy. London, Bell and Bullen, 1908. 544 S. [Das erste Stück ist von W. W. Greg herausgegeben, das letzte von E. K. Chambers, die übrigen von R. W. Bond; die Aufgabe lag also in den besten Händen. Vor jedem Stücke erhalten wir Bericht über die Originalausgaben, die Verfasserschaft und Entstehungszeit, Inhalt, die Quelle und die Bühnengeschichte. Anmerkungen unter dem Texte verzeichnen die Varianten der alten Ausgaben; gelegentlich wird auch eine kulturhistorische Einzelheit erklärt. 'The faithful shepherdess' wird mit Fleay *a rival rather than an imitation*

of Tasso's 'Aminta' and Guarini's 'Pastor fido' genannt; die Sprache beruht auf der von Spensers Schäferkalender und beeinflufst die von Miltons 'Comus'. 'Loyal subject' wird eher auf Heywoods Drama über dasselbe Motiv 'The royal King and the loyal subject' als auf Painters Novelle zurückgeführt. War das Stück auch noch nicht gedruckt, so mag es Fletcher doch gesehen haben; *it is difficult to believe he would have chosen his title safe as a direct challenge of comparison with it, a comparison he had no reason to fear.* Für 'Rule a wife' ist noch immer keine Hauptquelle zu finden gewesen, *beyond some obvious general example in 'The taming of the shrew', which is, however, sufficiently distinct.* Auf die Quellenforschung Köppels ist überall gebührende Rücksicht genommen. Es wird eine Wohltat sein, wenn diese kritisch gearbeitete Ausgabe von Shakespeares poetischsten Kollegen fertig vorliegen wird.]

Rowley, William, All's lost by lust, and A shoemaker a gentleman, with an introduction on Rowley's place in the drama by Charles Wharton Stork. (Publications of the University of Pennsylvania, series in philology and literature, XIII.) Philadelphia, John C. Whinston, 1910. 287 S. [Zum Abdruck gebracht werden zwei von den vier Stücken, die Rowley allein verfafst hat, nämlich 'A shoemaker a gentleman' und sein einziges Trauerspiel 'All's lost by lust'. In der Einleitung untersucht Stork zunächst auf Grund dieser vier Stücke, welche Stileigentümlichkeiten für Rowley charakteristisch sind; es stellen sich weder hohe noch markante heraus, obwohl sich Stork sichtliche Mühe gegeben hat; wir haben es eher mit einem ziemlich handwerksmäfsigen Dramenschmied zu tun. Mit Hilfe der so gewonnenen, etwas schwankenden Kriterien geht dann Stork an die heikle Aufgabe, in jenen Stücken, die Rowley nach Angabe der Originaldrucke mit einem oder zwei Mitarbeitern verfafste, den Anteil Rowleys herauszuschälen. Auch prüft er die Vermutungen einiger moderner Forscher, namentlich Fleays, wonach Rowley an noch mehreren Stücken beteiligt gewesen wäre, wobei das Ergebnis, wie zu erwarten, ein ziemlich negatives ist. Dem Buche sind Anmerkungen, Bibliographie und Glossar beigegeben. An Sorgsamkeit hat es Stork nicht fehlen lassen.]

Davenant, Sir William, 'Love and honour' and 'The siege of Rhodes', ed. J. W. Tupper. (The belles-lettres series, section III, The English drama.) Boston-London, D. C. Heath & Co., 1909. XLVII, 362 S. 2 s. 6 d. [Auf eine Skizze von Davenants Leben folgt eine Erörterung der Frage, inwiefern er in seinen Jugenddramen abhängig ist von Ben Jonson, Fletcher und Shakespeare; bei letzterem kommen Othello, Hamlet und Romeo in Betracht. Dann geht der Verfasser näher auf die beiden Stücke ein, die er zum Abdruck bringt. Beide kommen sie noch nicht ganz dem *heroic-drama* gleich, wie es Dryden voll entwickelte; sie gleichen in mancher Hinsicht eher einer Oper mit einer dünnen Handlung. Eine Quelle ist für 'Love and honour' nicht bekannt; für 'Siege of Rhodes' liegt sie vor in der Soliman-Perseda-Gruppe von Geschichten und Dramen. Das unmittelbare Vorbild Davenants scheint nicht sicher nachweisbar. Für Einzelheiten mag er die Romanze 'Ibrahim' mitbenutzt haben. Der interessanteste Teil der Einleitung gilt den Inszenierungsfragen. *'Siege of Rhodes'*, sagt der Herausgeber, *exhibited the first-scenery of any pretensions ever employed in a regular drama on the public stage:* Ist dabei die Dekorationskunst der älteren Volksbühne nicht unterschätzt? Auf dem Vorhang war ein Bild der Stadt Rhodes gemalt; doch blieb er nicht als Hintergrund, wenn eine Szene innerhalb der Stadt spielen sollte, sondern wurde in diesem Falle weggezogen; *the scenery is treated as illustrative of the action, not as the immediate setting for the action.* Andere Vorhänge werden daneben noch erwähnt, ohne dafs ihre Verwendung ganz aufgeklärt wird. Vielleicht wäre die Bühnentechnik doch besser aufzuhellen, wenn

man nach Albrights Muster mit einer Vorderbühne und einer mannigfacheren Dekorationskunst rechnen wollte. Das Stück ist auch insofern bemerkenswert, als in ihm zuerst eine Schauspielerin auftrat, was durch die Masken und Opern angebahnt war.]

Wolff, Emil, Francis Bacon und seine Quellen. I. Band: Bacon und die griechische Philosophie. (Literarhistorische Forschungen XL.) Berlin, E. Felber, 1910. XXX, 301 S. Geh. M. 10. [Durch diese genaue Studie dessen, was Bacon gedanklich mit den griechischen Philosophen gemein hat und direkt von ihnen anführt, ergibt sich ein eigentümliches Verhältnis. Bacon bewegt sich in dem Fahrwasser der Aristoteles-Gegner, die gegen die eine, noch dazu wenig verstandene Autorität ankämpften, die es damals in real-naturwissenschaftlicher Hinsicht gab. Man wollte weg von der Scholastik und deshalb von Aristoteles, als dem Patron, auf den sie sich immerfort berief. Bacon ist hierin ein Nachfolger von Ramus. Gleich älteren Kritikern des Aristoteles war Bacon dem alten Philosophen, über den er hinaus wollte, weder an Wissen noch an Kritik gewachsen. Ein wirkliches Hinausgehen über Aristoteles in bezug auf Naturerkenntnis ist erst bei Harvey festzustellen, dem Entdecker des Blutumlaufs. Was Bacon ins Feld führte, war in erster Linie die warme Rhetorik, mit der er für die Formel 'Erkenntnis und Beherrschung der Natur' wirkte, so daſs Leibniz und Kant von ihm mitgerissen wurden; und in zweiter Linie die Formen des Plato, denen er aber nur einen Erkenntniswert zuschrieb, nicht, wie Plato selbst tat, eine Eigenexistenz. Er sah die Schwächen Platos; dennoch benutzte er ihn, um über Aristoteles hinauszukommen, wobei er im Grunde doch nur das anstrebte, was Aristoteles selbst bereits gefordert hatte. Auſser Plato hat ihm Demokritus mit seiner Atomlehre am meisten geholfen. Von den übrigen griechischen Philosophen hatte Bacon nur ein sehr beschränktes Wissen, keineswegs ein besseres als etwa Montaigne. Selbst Aristoteles braucht er nicht unmittelbar gekannt zu haben; soweit wir sehen, ist er niemals auf den griechischen Text zurückgegangen (S. 237). Wenn Wolff trotzdem überall den griechischen Text zur Vergleichung heranzieht, so ist dies nicht unmethodisch; der möglichen Zwischenglieder gab es bereits zuviele; jeder, der bei Schriftstellern jener Zeit nach der Herkunft antikisierender Ideen forscht, macht die Erfahrung, daſs ein und dieselbe Vorstellung durch mehrere Kanäle herabgeflossen sein kann. Die Untersuchungen von Wolff machen einen soliden und glaubwürdigen Eindruck. Es ist zu wünschen, daſs seine übrigen Arbeiten über Bacons Quellen recht bald das Licht der Öffentlichkeit erblicken.]

Shearin, H. G., The that-clause in the authorized version of the Bible. (Transylvania University studies in English, I.) Lexington, Kentucky, 1910. 85 S.

Lohnes, A., Der Einfluſs der Bibel auf die Dichtungen des Francis Quarles. Diss. Straſsburg, H. Dörr, 1909. 124 S.

Moormann, J. W., Robert Herrick, A biographical and critical study, with nine full-page illustrations including a frontispiece in photogravure. London, John Lane, 1910. XIII, 344 pp. [Die Liebhaber Herricks mögen sich über diese Studie Moormans, der bereits schöne Arbeiten über 'Britannia's pastorals' und über Landschaftsdichtung des 17. Jahrhunderts überhaupt veröffentlicht hat, rückhaltlos freuen. Er hat für das Leben Herricks neues Material herbeigeschafft, sowohl Briefe als auch den Lehrlingsvertrag, durch den sich der junge Dichter gegenüber dem Goldschmied Sir William Herrick verpflichtete. Er hat die Liederbücher des 17. Jahrhunderts durchgesehen und gefunden, daſs sie etwa ein Dutzend Herrickscbe Gedichte enthalten; die meisten stehen in Henry Lawes' 'Ayrs and dialogues'. Die Hauptgeliebte, auf die sich Herricks Verse beziehen, Julia, scheint eine Fiktion. Das Jahr 1629 wird als die groſse

Wendung betont, die zwischen der erotischen und der geistlichen Poesie Herricks eintrat. So weit reicht der erste, biographische Teil des Werkes. Der zweite bringt eine vortreffliche literarhistorische Studie, die sich nicht auf landläufige Geschmacksurteile beschränkt, sondern mit philologischer Methode die Eigenart Herricks aus dem Stile seiner Muster und unmittelbaren Vorgänger herauslöst. Moormans weiter Blick erkennt einen durchgehenden Unterschied in der englischen Lyrik, sobald die Zeit der Elisabeth der Frühstuartperiode weicht. Die jugendliche Art der Elisabethleute und ihre Vorliebe für gewisse poetische Konventionalitäten, z. B. Schäferwesen, weicht einem realeren, oft leidenschaftlicheren Ton. Moorman macht diesen Übergang sehr deutlich an Donne: dieser, *breaking away from Elizabethan conventions, first imparted to the lyric this note of individuality, this lyrical cry of an intense and passion-swept soul.* Der Einflufs des Donne, noch mehr des Ben Jonson und auch der altlateinischen Lyrik auf Herrick wird sorgsam verfolgt. Die Originalitätsfrage ist hiermit betreffs Herrick in der Hauptsache gelöst. Die gründliche Forschungsweise Moormans hat übrigens die Lesbarkeit seines Buches nicht beeinträchtigt.]

Pommerich, Ewald, Miltons Verhältnis zu Torquato Tasso. Leipziger Diss. Halle a. S., Druck von Harras, 1902. 79 S. [Fairfax mit seiner Tassoübersetzung machte Milton auf die 'Gerus. lib.' aufmerksam, wohl schon vor Miltons italienischer Reise. Auf der Reise wurde der Engländer durch Mansos Vermittelung mit den verschiedenen Werken Tassos vertraut. Im 'Comus' und im 'Verlorenen Paradies' verwendete er die so gewonnenen Anregungen religiöser und romantischer Art. Der Verfasser teilt sie folgendermafsen ein: Höllenreich, Bacchantentum und Zauberer im Walde, Schlachten, Landschaft, Liebes- und Eheleben].

Ballein, J., Jeremy Colliers Angriff auf die englische Bühne. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas. (Teildruck.) Diss. Marburg, R. Friedrich, 1909. 108 S.

Maxfield, John, Defoe. (Masters of literature.) London, Bell, 1909. XXXIII, 388 S. 3 s. 6 d. net.

Lannert, Gustaf Lison, An investigation into the language of Robinson Crusoe as compared with that of other 18th century works. Upsala, Almqvist & Wiksell, 1910. XXXVII, 124 S. $ 1,25. [Wieviel Dr. Samuel Johnson in seinem Wörterbuche zu leisten hatte, um den englischen Sprachgebrauch noch mit einer gewissen Endgültigkeit zu fixieren, wird recht fühlbar, wenn man Lannerts Untersuchung über die Sprache in den Originalausgaben des Robinson durchsieht. Viele Altertümlichkeiten sind allerdings rein orthographischer Natur; doch werden auch manche Dinge der Flexion und der Syntax betroffen, namentlich *thou, ye, (t)hem, I says,* Perfektablaut der starken Verben, *wast* und *wert,* Adverbien ohne *-ly* und umschreibendes *do.* In den modernen Ausgaben, namentlich bei Tauchnitz, sind derlei Altertümlichkeiten allerdings beseitigt. Es hat sich gelohnt, dafs Lannert auf die Urausgaben von 1719 und auf das erhaltene Stück von Defoes Handschrift zurückgriff. Zu erörtern wäre noch, wie sich Defoes Sprachgebrauch zu dem in anderen wichtigen Werken derselben Zeit, im Spectator, bei Swift usw. verhält, damit das Individuelle des Defoe von der Gepflogenheit seiner Umgebung sich ablöse. In stilistischer Hinsicht hat Lannert bereits hervorgehoben, dafs Defoe weniger Fremdwörter gebraucht als irgendein neuenglischer Autor aufser Bunyan und der Bibel.]

Müller, W., Theodor Arnolds englische Grammatiken und ihre späteren Bearbeitungen. Marburg 1909. 76 S.

Saintsbury, George, Fielding. (Masters of literature.) London, Bell, 1909. XL, 360 S. 3 s. 6 d. net.

Tobler, Clara, Mrs. Elizabeth Inchbald, eine vergessene englische Bühnendichterin und Romanschriftstellerin des 18. Jahrhunderts. Diss.

Zürich. Göttingen, Dieterichs Universitäts-Buchdruckerei, 1910. 119 S. [Die Verfasserin der Leidenschaftsnovellen 'A simple story' und 'Nature and art', die zu den charakteristischen Denkmälern der Revolutionszeit in England gehören, ist von einer jungen, aber schon sehr belesenen Schweizerin zum Gegenstand einer Dissertation gemacht worden. Sie erzählt das Leben der Schauspielerin Mrs. Inchbald mit Vernunft, geht über ihre Theaterstücke mit kluger Kürze hinweg und legt den Nachdruck mit Recht auf die Entstehungsfragen der beiden Geschichten. Sie stellt fest, dafs die Heldin der 'Simple story' wesentlich autobiographisch geschildert ist. Von literarischen Vorbildern kommt am ehesten Mifs Burneis 'Evelina' in Betracht. Dagegen ist 'Nature and art' reich an Widerhall aus Rousseau und Godwin.]

Bersch, G., S. T. Coleridges Naturschilderungen in seinen Gedichten. Diss. Marburg, R. Friedrich, 1909. 110 S.

Grant, Arthur James, Scott. (Masters of literature.) London, Bell, 1909. XXXVIII, 376 S. 3 s. 6 d. net.

Shelly, Percy Bysshe, The Cenci, ed. George Edward Woodberry. (The belles-lettres series, section III, The English drama.) Boston (U.S.A.), Heath, 1909. XXXV, 159 S. 2 s. 6 d. [Die Einleitung handelt über die äufsere Entstehungsgeschichte, über den Einflufs Shakespeares, der besonders von Macbeth, Lear, Richard III. und König Johann ausging, über die Versuche, das Stück aufzuführen, und über die Eigenart des Stückes, das mehr poetisch als theaterfähig sei. Im Anhang erhalten wir die Quelle in englischer Übersetzung und eine Bibliographie].

Evans, A. W., Carlyle. (Masters of literature.) London, Bell, 1909. LIII, 378 S. 3 s. 6 d. net.

Roe, F. W., Thomas Carlyle as a critic of literature. New York, Columbia University Press, 1910. XI, 152 S. [Carlyle liebte die Literatur, aber doch wesentlich als ein Mittel sittlicher und politischer Erziehung. Über rein schöngeistige Bücher schrieb er nur als junger Mensch unter dem Drucke der Not. Im Grunde war und blieb er ein Realist; aber die Romantik, namentlich die deutsche, befähigte ihn, Offenbarungen der Gottheit zu schauen und mit apokalyptischer Bildlichkeit zu verkörpern. Goethe war ihm nicht blofs ein Dichter und lieblicher Sänger, sondern *a moralist and philosopher*. In Jean Paul sah er *philosophy and poetry blended*. Alle Literatur bezeichnete er in Fichtes Stil als *a continuous revelation of the godlike in the terrestrian and common*. Ein Gestalter ohne Tendenz wie Scott war ihm ein blofser Reimer, Voltaire ein blofser Prosaist. Dagegen galt ihm nicht blofs 'Wilhelm Meister', sondern auch 'Boswells Leben' von Johnson als Poesie. Intuition, *the faculty of vision*, der unbewufste Widerhall der Weltharmonie *in the mysterious depths of a vast and wonderful mind* und nicht künstlerische Dinge waren ihm beim Dichter die Hauptsache. Roe erweist dies durch eine Reihe direkter Aussprüche und aus dem daraus fliefsenden Urteil Carlyles über die Autoren, mit denen er sich hauptsächlich beschäftigte. Der Kritiker hat sich nur mit ernster Literatur zu beschäftigen, soll aufbauen und interpretieren, soll mit biographischer, historischer und vergleichender Methode sich hineinsehen in das Auge des Dichters, um dessen allgemeine Grundsätze tiefsinnig zu deuten. Diese Methode war ihm wesentlich durch seine eigene Geistesanlage vorgeschrieben; bestärkt wurde er darin durch Schlegel und Madame de Staël, durch die romantischen Kritiker Englands, Coleridge, Lamb und Hazlitt, durch Goethe und die deutsche Romantik. Speziell im 'Wilhelm Meister' sah er einen Wandel Goethes *from inward imprisonment, doubt and discontent into freedom, belief and clear activity* und fand daher in ihm die Verkörperung eines modernen Mannes. Durch Goethe wurde er dann zu Voltaire geführt, an dem er auch die sittlichen Fähigkeiten herauszufinden trachtete, freilich mit weniger Er-

folg, denn der geniale Franzose der Friedrich-Zeit war ihm zu sehr ein Weltmann. Immer mehr entwickelte er sich dabei aus einem Historiker zu einem Weissager, bis er endlich in einem seiner späten Essays in den Satz ausbrach: *For us in these days prophecy, well understood, not poetry, is the thing wanted.* Diese Charakterisierung Carlyles hat Roe recht eindringend von mehreren Standpunkten aus gegeben. Über das Verhältnis Carlyles zu seinen kritischen Vorgängern in England wäre noch zu handeln. Jeffrey, der in Carlyles Jugendzeit der literarische Diktator seines Heimatlandes war, ist ihm in der Forderung lehrhafter Poesie und in der Betonung politischer Grundsätze verwandter, als man auf den ersten Blick denken möchte.]

Leveloh, P., Tennyson und Spenser. Eine Untersuchung von Spensers Einfluſs auf Tennyson mit Berücksichtigung von Keats. Diss. Marburg, R. Noske (Borna), 1909. 141 S.

Siemon, H., George Eliots Prosastil in der ersten Periode ihres Schaffens. 1856—61. Diss. Marburg, R. Noske, 1910. 107 S.

Wilde, Oscar, Ästhetisches und Polemisches. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1909. 177 S. [Meyerfeld setzt seine verdienstlichen Arbeiten zur Herausgabe, Würdigung und Übersetzung Wildes fort. Diesmal bietet er in deutschem Gewande: 1) zwei Vorträge, den einen 'Über die englische Kunstrenaissance', den anderen 'An die Kunstschüler', die beide die Botschaft des reinsten Ästheten enthalten, dem es in der Poesie und in aller Kunst nur auf die Schönheit ankommt; 2) stolze und schlagende Absagebriefe an die Kritiker, die ihn angegriffen hatten; auch hier weist Wilde jeden moralischen oder praktischen Gesichtspunkt weit von sich; 3) Aufsätze gegen die Einsperrung von Kindern in Gefängnisse und überhaupt gegen Gefängnismiſsstände schreiender Art; 4) das dramatische Fragment 'Le sainte courtisane'. Die Übersetzungsmethode Meyerfelds ist feinsinnig, künstlerisch und von innerlichstem Verständnis getragen. Er bietet uns Aneignungen im besten Sinne.]

Roosevelt, Theodore, Staats- und Lebenskunst. Aus seinen Reden und Botschaften ausgewählt von M. Kullnick. Berlin, K. Curtius. 195 S. [Viele haben mit Roosevelt Händedrücke getauscht und Diners gegessen, ohne von dem merkwürdigen Charakter auch nur annähernd so viel herauszufinden, als diese Blütenlese aus seinen Äuſserungen der letzten Jahre bietet. Er sagt nicht eigentlich Neues, Originales, Genialisches, immer nur Vernünftiges; er gebraucht keine Rhetorik, sondern die natürlichste Rede; er verschmäht Argumente, gebraucht aber gern das unmittelbar einleuchtende Sprichwort, z. B. 'Rede freundlich und trage einen dicken Knüppel bei dir.' In sachlicher Hinsicht gibt sich Roosevelt als ein Imperialist, der selbst die Familienverhältnisse vom Standpunkt der Soldatenzahl aus betrachtet; als ein Demokrat, der den Untergang des Staates kommen sieht, wenn die Mehrzahl der Bürger nicht mehr das Richtige sieht und will; als einen Freund der Universitäten, wenn diese einige wenige Gelehrte und recht viele praktische Bürger heranbilden; als einen Gegner der Trusts, deren Beschränkung allerdings mehr im Prinzip gefordert als auf ihre Durchführbarkeit hin geprüft wird. Ehrlicherweise verzichtet er auf christliches Pathos; gelegentlich lächelt er über die Friedensmenschen, die da wähnen, das Millennium sei nahe. Trotzdem hat er ein Wort der Bewunderung übrig für Schiller und dessen hohe Ziele; in einer Rede, die er 1905 in der Clark-Universität, Worcester, hielt, sagte er anläſslich der vielen und begeisterten Schillerfeiern bei unseren amerikanischen Landsleuten: 'Das wunderbare Emporblühen Deutschlands in der Welt der Industrie und des Handels und ebenso der Kunst und Wissenschaft ist die Folge der Tatsache, daſs der Deutsche daran gewöhnt ist, hohe Ideale zu haben und diese doch in praktischer Weise zu behandeln.'

Wie öfters in seinen Reden gibt er den Gedanken nochmals in schärferer Ausführung: 'Wenn wir von Deutschland, dieser grofsen verwandten Nation, nehmen könnten, was wir wollten, so wünschte ich, wir könnten ihm besonders den Idealismus entlehnen, der es den Deutschen natürlich erscheinen läfst, ein Ereignis wie Schillers Leben und Werke zu feiern, und auch den scharfen, praktischen gesunden Menschenverstand, der sie befähigt, ihren idealistischen Sinn in ein Werkzeug zu verwandeln, um damit die vollkommenste militärische und industrielle Organisation zu schaffen, die diese Welt je gesehen hat.' — Kullnick hat sich durch mehrere Übersetzungen von Werken Roosevelts und auch eine recht gute Beschreibung seines Lebens so in sein Wesen und seinen Stil hineingearbeitet, dafs er, wie die mitgeteilten Proben zeigen, das Charakteristische an ihm erfafst und charakteristisch ins Deutsche gebracht hat.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition. Leipzig, Tauchnitz, 1910.
Vol. 4071: Helen Mathers, Gay Lawless.
„ 4172—73: M. Maartens, The price of Lis Doris.
„ 4174: B. Lowndes, The uttermost farthing.
„ 4175: Vernon Lee, The spirit of Rome and Laurus nobilis.
4176: Kate Douglas Wiggin, The old Peabody pew; Susanna and Sue.
„ 4177: C. N. and A. M. Williamson, Lady Betty across the water.
„ 4178—79: 'Rita', Calvary, a tragedy of sects.
„ 4180: Percy White, An averted marriage and other stories.
„ 4181: Arnold Bennett, Helen with the high hand.
„ 4182: Tighe Hopkins, The women Napoleon loved.

Röttgers, B., Englisches Lese- und Übungsbuch für die Unterstufe. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1909. 236 S. M. 2,40.

Röttgers, B., Englisches Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten. 1910. 309 S. M. 3.

Wershoven, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Trier, J. Lintz, 1910. VII, 163 S. Geb. M. 1,60.

Wershoven, F. J., Hauptregeln der englichen Syntax, mit einem Anhang: Synonyma. Trier, J. Lintz, 1910. 47 S. M. 0,60.

Röttgers, B., Englische Grammatik und Übungsbuch für die Mittel- und Oberstufe. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910. 387 S. M. 3,60.

Sauer, Worttafeln zur Aussprache des Englischen für die Hand des Schülers. Aalen (Württemberg), Stierlin, 1910 [Vier Blätter mit Wortreihen, die die Aussprache der englischen Laute durch verschieden geschriebene Wörter illustrieren].

A choice collection of English lyrical songs and ballads from Shakespeare to Kipling, compiled by C. Weiser. Leipzig u. Wien, F. Deuticke. XII, 180 S.

Eliot, George, Silas Marner, the weaver of Raveloe, ed. Emil Penner. (Freytags Sammlung französ. und engl. Schriftsteller.) Leipzig u. Wien, Freytag, 1910. 153 S. Geb. M. 1,50.

Jourdan, B. A., An English girl in France (1786—1792). Taken from 'Chances and changes, stories of the past and present', ed. by C. Th. Lion. (English library, einsprachige Reformausgabe, 5.) Dresden, G. Kühtmann, 1910. 86 S. Geb. M. 1.

Romanisch.

Romania ... p. p. P. Meyer. N° 153, janvier 1910 [P. Meyer, *Les Enfances Gauvain,* fragment d'un poème perdu. — M. Roques, Fragments d'un ms. du *Roman de Renard.* — P. Meyer, Prière en quatrains à la Vierge. Sermons. — A. Långfors, *La vie de sainte Catherine* par le peintre Etienne Lanquelier. — H. Suchier, La fille sans mains (suite). — Mélanges: A. Parducci et P. Meyer, Fragment d'un ancien chansonnier pro-

ençal. — T. A. Jenkins, *Melite.* — D. S. Blondheim et Thomas, *Moisseron.* — A. T. Baker, Anc. fr. *escomos, escoymous.* — P. M., *Martin-bâton.* — G. Cohen, Notes sur le Mystère de saint Quentin. — E. Philipot, Les 'scieurs d'ais'. — A. Thomas, Le Père Menfouté et la 'mort de Roland'. — Comptes rendus. — Périodiques].

Romanische Forschungen ... hg. von K. Vollmöller. XXVII, 3, ausgeg. im März 1910 [H. Höfler, Les Echecs amoureux. — G. Wifsler, Das schweizerische Volksfranzösisch. — W. Etzrodt, Die Syntax der unbestimmten Fürwörter *personne* und *même.* — K. Glaser, Le sens péjoratif du suffixe *-ard* en français. — Höflers Beitrag über die *Echecs amoureux* stellt nur die zweite Hälfte der ganzen Arbeit dar — auf die erste Hälfte wird in zwei Zeilen als auf eine in Neustadt an der Haardt 1903 erschienene Dissertation verwiesen. Der Verf. hat sich jede einführende Orientierung des Lesers, jede bibliographische Angabe gespart. Das ist ungehörig. Er wird sich nicht beklagen können, wenn auch der Leser der *Rom. Forschungen* sich die Mühe spart, die eigene Zeit daranzuwenden, um die disjecta membra zusammenzuhalten. — Der Aufsatz Etzrodts entbehrt ebenfalls aller Bibliographie, obschon gleich in den ersten Zeilen auf sie als auf etwas Vorangehendes verwiesen wird].

Gesellschaft für romanische Literatur, Dresden (Vertreter: Niemeyer, Halle a. S.) 1909/10. Siebenter Jahrgang 1908: 1.—3. Band (der ganzen Reihe Band 20—22):

20. Eructavit, an old french metrical paraphrase of psalm XLIV published from all the known manuscripts and attributed to Adam de Perseigne by T. Atkinson Jenkins. XLV, 128 S.

21. Folque de Candie ed. Schultz-Gora; cf. *Archiv* CXXIII, 487.

22. La prise amoureuse von Jehan Acart de Hesdin. Allegorische Dichtung aus dem 14. Jahrhundert zum erstenmal hg. von E. Hoepffner. CV, 99 S.

Bibliotheca romanica. Strafsburg, Heitz & Mündel (o. D.). Die Nummer, ca. 5 Druckbogen, brosch. M. 0,40. Geb. in roter Leinwand mit Golddruck M. 0,80; Doppelnummer M. 1,40; 3 Nummern M. 2:

Nº 91. Bibl. italiana: Opere di Giacomo Leopardi: Pensieri, mit Einleitung von P. S[avj]-L[opez]. 70 S.

Nº 92. Bibl. française: Œuvres de P. Corneille: Le Menteur, mit Einleitung von C. Th[is]. 110 S.

Nº 93. Bibl. italiana: Opere del Boccaccio: Decameron, giornata nona, mit Einleitung von G. G[röber]. 65 S.

Nº 94—95. Bibl. italiana: Brunetto Latino: Il Tesoretto e il Favolello, mit Einleitung und Glossar von B. Wiese. 106 S.

Nº 96—98. Bibl. française: Œuvres de Honoré de Balzac: Le Cabinet des antiques, mit Einleitung von H. G[illot]. 196 S.

Nº 99—100. Bibl. italiana: Opere del Boccaccio: Decameron, giornata decima, mit Einleitung von G. G[röber]. 112 S. [In fünf Jahren, cf. *Archiv* CXV, 475, ist diese Sammlung von ihrem unermüdlichen Leiter bis zum hundertsten Bändchen gefördert worden, und er selbst hat zu den hundert einige dreifsig beigesteuert. Ungefähr die Hälfte der vorliegenden Nummern entfällt auf Frankreich. Es ist das französische Schrifttum des Mittelalters vertreten durch die *Chanson de Roland* und Villon; aus dem 17. Jahrh. erscheinen P. Corneille, Descartes, Pascal, Molière, Racine und Boileau; aus dem 18.: Voltaire, Prévost, Restif und Beaumarchais; aus dem 19.: Chateaubriand, Lamartine, Musset, Balzac und Tillier. Italien hat 35 Bändchen bekommen mit der *Divina Commedia* (6) und der *Vita Nova* (1) Dantes, dem *Canzoniere* und den *Trionfi* Petrarcas (5) und dem *Decameron* (14), mit den *Cento nov. antiche* (2), dem *Tesoretto* und *Favolello* Brunettos (2), den Madrigalen G. B. Strozzis (2), den Canti (2) und den *Pensieri* (1) Leopardis.

Aus der spanischen Literatur erscheinen Cervantes mit 4 Bändchen Novellen, G. de Castro mit den *Mocedades del Cid* (3) und Calderón (3) mit *La vida es sueño* und dem *Mágico prodigioso.* Fünf Nummern enthalten die zehn Gesänge der *Lusiadas.* Eine Fülle ausgesuchten romanischen Lesestoffs wird durch dieses verdienstvolle Unternehmen in sorgfältig behandelten, oft eigentlich kritischen Texten geboten und durch den billigen Preis in den Bereich eines jeden gerückt. Dieser schöne Anfang läſst auf einen glücklichen Fortgang der Sammlung hoffen, der im Interesse unserer Studien dringend zu wünschen ist.]

Thiele, G., Fabeln des lateinischen Äsop, für Übungen ausgewählt. Heidelberg, Winter, 1910. X, 72 S. [Es ist ein glücklicher Gedanke, aus dem ungeheuren Material der Romulus-Überlieferungen, das der Verf. in seinem groſsen Werke[1] zusammengetragen und kritisch verarbeitet hat, hier eine Auswahl für akademische Übungen bereitzustellen. Diese Auswahl umfaſst 24 Fabeln: Texte, Varianten und Kommentar sind typographisch in guter Übersichtlichkeit vereinigt, und die kurze Einleitung faſst das zusammen, was der Autor über die Filiation der verwickelten Romulus-Überlieferung ergeben hat, deren eingehender Untersuchung sein Hauptwerk gewidmet ist.]

Rice, Carl C., The phonology of Gallic clerical Latin after the sixth century. An introductory historical study based chiefly on Merovingian and Carolingian spelling and on the forms of Old French loan-words. Harvarder Inauguraldissertation von 1902 (ohne Druckort noch Zeitangabe). 120 S.

Bartoli, M. G., Alle fonti del neolatino. Estr. dalla *Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis.* Trieste, C. Caprin, 1910. S. 889—918.

Gros, R., Kleine Beiträge zur romanischen Lautforschung. Heidelberger Dissertation. Heidelberg 1910. 28 S. mit zwei Karten. S.-A. aus den *Rom. Forschungen* XXVII.

Festschrift zum 14. Neuphilologentage in Zürich, 1910. Zürich, Druck von Zürcher & Furrer, 1910. 396 S. [Vierzehn Arbeiten vereinigt dieser schöne Band, und wenn manche Fachgenossen, wie z. B. der Redaktor des Bandes selbst, J. Jud, darin nicht vertreten sind, so liegt das an der Enge des Raumes, die zur Beschränkung zwang. Daſs die Mehrzahl der Aufsätze dem Gebiete des Romanischen gelten, ist durch die Verhältnisse der Schweiz gegeben. Vier Beiträge beschlagen das englische Sprachgebiet: E. Frey handelt über die Dichtungen G. Merediths; G. Schirmer über Gibbon und die Schweiz; B. Fehr über die Agglutination in der englischen Sprache und A. Baumgartner über die deutsche Sprache in Amerika. Die übrigen zehn Arbeiten fallen wesentlich in den Bereich der romanischen Literatur-, Kultur- und Sprachgeschichte (besonders der Patoisforschung), des *folklore romand* und der Methodik des Französischunterrichts. Fräulein E. N. Baragiola ('Ein schweizerischer Förderer des neusprachlichen Unterrichts') gibt eine pietätvolle Schilderung der Tätigkeit des bernischen Methodikers G. Stucki (1854—1908). J. Vodoz antwortet auf die Frage: *La lecture de Voltaire dans les classes supérieures des gymnases d'Allemagne et de la Suisse allemande est-elle indiquée?* Er bejaht sie mit Recht nachdrücklich; zeigt auf Grund eingehender Ermittelungen, daſs Voltaire zurzeit an deutschen Schulen die Stellung nicht hat, die er ideengeschichtlich verdient, und schlieſst mit einer interessanten Zusammenstellung ausgewählter Stücke und Briefe[2] Voltaires, die sich zur Schullektüre eignen. Wenn die deut-

[1] Der lateinische Äsop des Romulus und die Prosa-Fassungen des Phädrus, krit. Text mit Kommentar und einleitenden Untersuchungen. Heidelberg, Winter, 1910. CCXXXVIII, 360 S. M. 20.

[2] Warum ist nicht auch Brunels *Voltaire, Choix des lettres* (Paris, Hachette) berücksichtigt worden?

schen Schulen bisher von Voltaire hauptsächlich Dramen, den historischen Roman von Karl XII. und das panegyrische *Siècle de Louis IV* lesen, so zeigt dies, daſs es wesentlich rhetorische und nicht sachliche Gesichtspunkte sind, von denen aus sie Voltaire betrachtet. Das aber ist *vieux jeu* und für deutsche Schulen unfruchtbar. — E. Dick, der Verfasser der *Plagiats de Chateaubriand* (1907), stellt auf fünfzig Seiten die Abhängigkeit Chateaubriands von den Dichtungen Miltons dar, eine Abhängigkeit, die sich nicht nur auf das Ganze einzelner Werke (*Natchez* mit *Atala, Génie du Christianisme* und *Martyrs*) sowie auf mannigfaches Detail bezieht, sondern wohl auch in Chateaubriands Bekehrung und Verhältnis zum Christentum erkennbar ist und vielleicht auch in der romanhaften Darstellung einzelner Züge seiner Autobiographie Spuren hinterlassen hat. Dicks Darlegung ist auſserordentlich verdienstvoll, gerade wie seine früheren. Widerspruch werden die von ihm beigebrachten Tatsachen auch diesmal kaum finden können, doch wird seine Deutung dieser Tatsachen Anfechtung erleiden, wie früher. Denn daſs er dabei in Übertreibung verfallen ist, weil er gleichsam gegen Chateaubriand plädiert wie ein Gegenanwalt,[1] ist augenscheinlich. Nicht nur ist das ganze Problem dieser Künstlerpsyche komplizierter, als es nach Dicks Darlegung erscheint (cf. hier S. 231), sondern es ist auch sicher unrichtig, wenn Dick sagt, daſs 'Chateaubriand durch das Vorbild Miltons das geworden ist, was ihm seine Stellung in der französischen Literatur eingebracht hat', wenn nicht die ganze Arbeit über Chateaubriand und Milton 'ein einziger groſser Irrtum ist', und daſs also 'die romantische Bewegung in Frankreich in erster Linie auf Milton zurückgeführt werden muſs'. Das ist eben ein Beispiel des unhistorischen *grossissement,* dem Dick unterliegt. Er hat hier gewiſs Miltons Anteil an der französischen Romantik — und damit den germanisch-protestantischen Einschlag in dieser Romantik — in unerwartet helles Licht gesetzt; aber die französische Romantik hat noch ganz andere entscheidende Komponenten als den Einfluſs von Miltons Paradies-Dichtungen. Auch sie ist komplizierter, als der Simplismus Dicks sie erscheinen läſst. — W. Degen (*Zur Idee der nationalen Regeneration bei den modernen spanischen Prosaikern*) zeigt an den Romanen Alarcóns, Valeras, Galdós', Peredas, Colomas, Ibañez', Barojas und Mart. Ruiz', wie die einen als Traditionalisten, die anderen als Liberale und Sozialisten dem Lande aus dem Zurückstehen aufhelfen wollen, in welchem es seit der Katastrophe seines hochmütigen und unduldsamen Nationalismus der Habsburger Zeit verharrt. — Der unermüdliche Sammler A. Rossat — eben bringt das *Schweiz. Archiv für Volkskunde* XIV seine *vieilles chansons de France recueillis dans le Jura bernois* — steuert dreiſsig Seiten, betitelt *Rondes enfantines, berceuses, jeux et empros en patois jurassien,* bei: mundartliche *rondes,* wie sie vor den französischen Reigen nun zu verschwinden beginnen, Wiegenlieder, *formules pour amuser les enfants* (Scherzreime, Kniereiterlieder), Auszählreime, Bastlösereime, wo dem deutschen 'Saft, Saft, Sinn!' das frz. *sɛ:v, sɛ:v, mɔ̃ ço:tra!* (= Pfeife) entspricht. — E. Tappolets interessanter Aufsatz über die *e*-Prothese in den französischen Mundarten (*étenaille* = frz. *tenailles*; *éparoi* = *paroi*; *éciseau* = *ciseaux*), die bisher als Agglutination der Pluralform des Artikels gedeutet wurde, zeigt, daſs bei der Erklärung dieser Prothese nicht nur die Form, sondern auch Bedeutung und Verwendung des Wortes erwogen werden muſs. Von den hundert Fällen der Prothese, die der Verf. aus seinem reichen Material mitzuteilen in der Lage ist, läſst sich nicht einmal die Hälfte auf Agglutination des Artikels (*éciseau*) zurückführen. So ist *étenaille* (afrz. *estenaille*) als Deverbale von **estenir* aufzufassen, wie das

[1] Es ist bezeichnend, daſs die kurze Bemerkung, mit welcher formell Chateaubriands Originalität salviert wird, in eine Fuſsnote verwiesen ist.

gleichbedeutende *épince*, afrz. *espince* von *espincier*. *Écrevisse* erscheint als Kontamination aus germ. krebiz und scarabeus. Das weitverbreitete *égré*, *égra* (Stufe), afrz. *esgre* führt Tappolet auf *exgradere, egredi zurück. — B. Fenigstein macht den Versuch (*Zum Superlativ im Französischen*), den Begriff der absoluten Steigerung auch auf Substantiv und Verbum zu übertragen. — *Régression linguistique* ist der Beitrag L. Gauchats betitelt, der aus der Fülle von Detailbeobachtungen auf die Höhe grundsätzlicher Erkenntnis führt. Gauchat gibt gleichsam ein Seitenstück zu Gilliérons *Mirages phonétiques,* indem er zeigt, wie wechselvoll und regellos die Entwicklung des an- und inlautenden lateinischen *l* in den walliser Dörfern des Val de Bagnes (Chable, Lourtier, Sarreyer etc.) erscheint. Das lat. *l* ist augenscheinlich einst im Wallis zu beiden Seiten der Rhone auf weitem Gebiete dem Schwund entgegengeführt worden: *azεrda* < lacerta; *fja* < filare. Kleine abgelegene Orte, wie Nendaz, weisen diesen Schwund des *l* völlig regelhaft auf. Andere, gröſsere Orte, wie Martigny, Sembrancher, besitzen hingegen das *l* in vollem Umfange; der Schwund erscheint ihnen völlig unbekannt. Es wäre indessen ein evidenter Irrtum, zu glauben, daſs in ihrem Patois wirklich das ursprüngliche lateinische *l* erhalten vorliege. Das *l* in Sembrancher ist nicht ein erhaltenes, sondern ein wiederhergestelltes *l*. Diese Auffassung wird von Gauchat dadurch begründet, daſs er zeigt, wie heute die Mundarten von Chable, Lourtier etc. im Begriff sind, das verlorene *l* nach dem Muster des Hochfranzösischen, des *français provincial* und der benachbarten städtischen Patois zu restituieren. Diese Restitutionsarbeit (*régression*), die je nach der Verkehrslage des Dorfes, nach Alter, Stand, Bildung der Sprechenden verschieden vorgeschritten ist und zahllose individuelle Schwankungen aufweist, offenbart für die Dörfer des Bagnard einen Sprachzustand, der zwischen dem von Nendaz und dem von Sembrancher in der Mitte liegt: Sembrancher zeigt das Ende der rückläufigen Entwicklung, die in Nendaz noch nicht begonnen hat. — Einen Vorbehalt möchte ich zu Gauchats fesselnden Ausführungen machen. Ist es denn denkbar, daſs Sembrancher das geschwundene *l* überall, auch in den etymologisch dunklen und dem Französischen fremden Wörtern wiederhergestellt hätte? Ich glaube nein. Es müſste ein kleiner Rest *l*-loser Wörter übriggeblieben sein, für welche die Analogien zur Restitution fehlten. Und es müſsten wohl auch Fälle von 'Überentäuſserung' vorkommen. So meine ich denn, daſs die Wiederherstellung des *l* in Sembrancher, Martigny etc. nicht erst nach dem völligen Schwunde eingetreten sei, sondern daſs bereits während der Artikulationsveränderungen, die den Schwund vorbereiteten, die *restitutio in integrum* vorgenommen worden ist. Die fortschreitende Alteration des *l* wurde inhibiert, während sie in Chable, Nendaz, Savièse bis zum Schwund führte. — Auch ich glaube mit Gauchat, daſs die Regression ein mächtiger Faktor des Sprachlebens ist und es auch immer war. Vorläufig aber gilt es mehr, sie wirklich nachzuweisen, als sie vorauszusetzen und zur Erklärung schwieriger Sprachtatsachen zu benutzen. Gauchat weist sie nach: das ist das prinzipielle Verdienst seiner Arbeit. Er überzeugt in besonnener Forschung. Man begreift die Neigung des Bagnard, das feinere *mulet* statt des bäuerischen *miυε* zu sprechen. Wenn aber von einzelnen Forschern z. B. zur Erklärung von pikardischem *kar, mukə* eine Regression aus palatalisiertem (französischem) *k´* angenommen wird, so entbehrt eine solche Annahme der Überzeugungskraft. — Chr. Luchsinger, der einst über das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz gehandelt hat (cf. *Archiv* CXVI, 236), spricht hier über die Älplerfamilie in diesen Dialekten, weitere kultur- und sprachgeschichtliche Ergebnisse vorlegend, die seine Alpenwanderungen vom Greyerzerland bis zum Engadin gezeitigt haben. Die schöne Arbeit ist ein neues, treffliches Spezimen der Verbindung von Wort- und Sachforschung. Die Älpler-

familie in ihrer hierarchischen Ordnung: der Senn, der Zusenn und ihre Gehilfen, der erste Kuhhirt (Meisterhirt) und seine Helfer, der Rinder-, Kälber-, Schweine-, Schaf- und Ziegenhirt ziehen mit ihren Beschäftigungen, ihren Dignitäten und ihren bunten Namen an uns vorüber. — Den Schlufs der reichen Sammlung bildet der Aufsatz G. Pults: *Über Ämter und Würden in romanisch Bünden.* Pult verfolgt auf verschlungenen Pfaden, wie sie nur dem Einheimischen[1] offenstehen, den reichen Spuren feudalistischen germanischen Geistes in den Benennungen der (Gerichts-)Gemeinde (*cumén*) und der Dorfschaft (*vitg, vischneunca*) mit dem *cuitg* an der Spitze, von dem uns der Verf. allerdings vorläufig weniger sagt, als seine interessanten Bemerkungen auf S. 365 erwarten lassen. Aber die vierzig Seiten, die hier mitgeteilt werden, bilden ja nur die Einleitung zu einer gröfseren Abhandlung, die demnächst in den *Roman. Forschungen* erscheinen wird. Man darf sich darauf freuen. Die Verbindung von Rechtsgeschichte und Sprachhistorie sichert auch diesmal fruchtbare Erkenntnis, und das rätische Land verrät seine Eigenart auch darin, dafs es in der Terminologie seiner Ämter und Würden, wie Pult so schön zeigt, den Geist des Feudalwesens besser bewahrt hat als die anderen Länder der Romania, in denen sie dem Geiste des römischen Rechts zum Opfer gefallen sind.]

Französisch.

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur ... hg. von D. Behrens. XXXV, 6 u. 8. Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft; ausgeg. am 26. März 1910.

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXIV, 1 [J.-P. Jacobsen, La comédie en France au moyen âge (suite). — A. Guérinot, Notes sur le parler de Messon, vocabulaire. — J. Gilliéron et M. Roques, Etudes de géographie linguistique, XI. *Di, jour,* et leurs composés. — M. Clair, Particularités de la langue de Montaigne. — Comptes rendus. — Livres et articles signalés. — Nécrologie].

Voretzsch, C., Balduins Tod, Episode aus dem altfranzösischen Ogier-Epos nach den Handschriften und Bearbeitungen mitgeteilt. Beilage zum 'Verzeichnis der Doktoren, welche die phil. Fakultät der Universität Tübingen 1904—05 ernannt hat'. Tübingen, Schnürlen, 1910. 66 S. [Seiner bald zu erwartenden kritischen Ausgabe des *Ogier* schickt Voretzsch hier das Stück voraus, das in der Ausgabe Barrois in etwa 400 Zehnsilblern erzählt, wie Ogiers Bastard Balduin von Charlot mit einem goldenen Schachbrett erschlagen worden ist. Sein Abdruck dieser Balduin-Episode gibt in sehr geschickter typographischer Disposition den Text der fünf Mss. der Zehnsilblerredaktion, der drei Mss. der Alexandrinerversion und der Prosaauflösung neben- und untereinander. Dadurch wird nicht nur das Hss.-Verhältnis deutlich illustriert, sondern es wird auch an einem abgeschlossenen Stücke gezeigt, wie jüngere Bearbeiter 'ein altes Gedicht verändern, verkürzen, erweitern, modernisieren'. So erhalten wir eine sehr interessante Probe vom inneren Leben der *Chansons de geste,* von der Arbeit der Diaskeuasten. — Voretzsch nimmt in wenigen scharfumrissenen Sätzen Stellung zu den Auffassungen der Ogier-Sage, die Becker und Bédier vertreten, und weist auf die Schwierigkeiten hin, die sich aus beiden ergeben.]

Einsprachige (Reform-) Ausgaben. Dresden, G. Kühtmann, 1909/10:

N° 4. Le roman d'un jeune homme pauvre p. O. Feuillet, édition classique avec notes littéraires et grammaticales par Professor Dr. Rahn et H. Guillod. 132 S. Beigefügt: Commentaire, 32 S.

---

[1] Dafs des romanischen Verfassers deutscher Ausdruck bisweilen nicht ganz korrekt ist, fällt weniger ins Gewicht, als dafs er nicht immer ganz durchsichtig ist.

N° 6. Le catastrophe de Sedan par E. Zola, extrait de 'La débâcle', édition annotée à l'usage des classes par Konrektor Dr. R. Ackermann et M. Chenet. 2e éd. revue. IV, 55 S. Beigefügt: Commentaire, 24 S.

N° 7. L'éloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours, édition classique publiée avec des notices et des notes par F. J. Wershoven et J. Jouchoux. VII, 135 S. Beigefügt: Commentaire, 30 S.

Rostand, E., Chantecler, pièce en quatre actes en vers. Deuxième mille. Paris, E. Fasquelle, 1910. 244 S. Frs. 3,50.

Franklin, A., Les rois et les gouvernements de la France de Hugue Capet à l'année 1906. Deuxième édition entièrement refondue. Paris, Welter, 1906. XIV, 157 S. [Ein Handbuch, das sehr gewissenhaft und kundig gearbeitet ist, dessen Verfasser auf die Quellen zurückgeht und das zahlenmäfsige Resultat solch mühsamer Arbeit in lehrreichen Fufsnoten kurz kommentiert. Bei der Bedeutung, die gerade die dynastischen Verhältnisse Frankreichs für seine Literatur haben, wird dieses Hilfsbuch Franklins auch dem Literarhistoriker sehr nützlich sein. Schade, dafs französische Verleger solche Handbücher nicht gut gebunden auf den Markt bringen: Franklins Heft zerflattert beim ersten Gebrauch in alle französischen Dynastien.]

Söderhjelm, W., Bemerkungen zur *Disciplina clericalis* und ihren französischen Bearbeitungen. S.-A. aus den *Neuphil. Mitteilungen* von Helsingfors, 1910, S. 48—75. [Söderhjelm hat vor drei Jahren im *Literaturblatt* März—April 1907 angekündigt, dafs er mit einer Studie über die lateinischen und romanischen Texte der *Disc. cler.* beschäftigt sei. Nun vernehmen wir, dafs das Unternehmen sehr gefördert ist, und dafs auch die sehnlich erwartete Ausgabe der Texte zu erwarten steht. Vorläufig gibt S. hier einige Mitteilungen aus seinen Vorarbeiten: I. zur Biographie des Petrus Alfonsus; II. zu den lateinischen Hss.; III. zu den beiden französischen Versbearbeitungen; IV. zur französischen Prosa; V. über die Stücke der *Disc. cler.*, die in andere Werke der mittelalterlichen Literatur eingeschoben sind.]

Faral, E., Les jongleurs en France au moyen âge. Paris, Champion, 1910. X, 339 S. Frs. 7,50. [Seit Freymonds Studie über 'Jongleurs und Menestrels' (1883) ist über ein Vierteljahrhundert verstrichen. Inzwischen hat sich nicht nur das Material vermehrt, auf dem unsere Kenntnis des alten Spielmanns beruht, sondern vieles davon ist auch neuer Prüfung und Deutung unterworfen worden. Faral ist dieses Materials und dieser Fachliteratur sehr kundig; um so mehr fällt z. B. auf, dafs er das bedeutsame *Fadet joglar* des Giraut von Calanso nur in dem unzureichendem Abdruck von Bartsch kennt und die neue, treffliche Ausgabe durch W. Keller (*Rom. Forschungen* XXII, 1905) ihm entgangen ist. Dafs er das Material der wichtigen, auf die Jongleurs bezüglichen mittelalterlichen Textstellen (vom 9. bis zum 13. Jahrh.) in einem Anhange chronologisch geordnet zusammenstellt (S. 272—327), wird ihm jeder danken.[1] Die Ausführungen Farals gliedern sich entwicklungsgeschichtlich in drei Teile: die Anfänge (9.—12. Jahrh.), die Blüte (13. Jahrh.), der Niedergang (14. Jahrh.). In der Darstellung dieser jahrhundertelangen Entwicklung ist Farals Aufgabe eine doppelte: er will erstens die Lebensbedingungen des Spielmanns umschreiben und zweitens den Anteil des Jongleurs an der literarischen Produktion bestimmen (der Jongleur als *'homme de lettres'*). In jener Umschreibung konnte er wohl nicht erheblich Neues bieten; doch hat er, was wir bisher wufsten, gut zusammengefafst, ergänzt und präzisiert. Ich bedaure indessen, dafs er geschichtlich bedeutsame Dinge, wie z. B. Klei-

---

[1] Es ist wohl nicht *menstrandie*, sondern *menestraudie* zu lesen, cf. *Zs. f. rom. Phil.* XVII, 615.

dung, Haartracht, Maskieren, Schminken der Spielleute[1] oder ihr Marionettenspiel[2] (S. 245) in kurzen Fuſsnoten abtut. Willkommen ist, daſs er auch den Goliarden einige Seiten widmet.[3] Mit Recht sieht F. im römischen Mimus den Vorfahr des Jongleurs. F. lehnt die Vermutungen Winterfelds (*Archiv* CXIV, 48 ff.) über volkstümliche mimische Grundlagen der karolingischen Kunstdichtung, der Dichtung des Hrotsvit und des Notker als zu hypothetisch ab. Abgesehen davon, daſs diese dem natürlichen Verlauf der Dinge entsprechende Hypothese gerade in einer Geschichte des Spielmanntums fruchtbar werden kann — z. B. für die Betrachtung des Sirventes! —, läſst sich sagen, daſs F. später, wenn er über die literarische Betätigung der Jongleurs (S. 167 ff.) spricht, selbst zu Hypothesen genötigt ist, die keine gröſsere Sicherheit bieten. Auch er muſs, wo äuſsere Zeugnisse fehlen, sich auf die inneren Kriterien der Werke stützen. Diese Teile der Arbeit, in welchen F. die literarische Tätigkeit der Jongleurs und ihren Anteil am Theater zu bestimmen versucht, sind originell. Das hat im Zusammenhang noch niemand unternommen. Wenn auch bei den schwankenden Grundlagen vieles bloſse Vermutung bleiben muſs, so ist seine Skizze doch sehr verdienstlich. Warum hat er aber hier kein Wort für die so dramatisch bewegten Pastorellen? Warum fällt das Sirventes völlig auſser Betracht? Insbesondere willkommen ist der Versuch, vom Theater der Jongleurs ein Bild zu entwerfen. Denn ein solches Theater hat sicherlich bestanden. Der Mimus hat sich mit den Trümmern der antiken Schaubühne in die romanische Welt herübergerettet. 'Als Joculator scenicus ist er der Träger jenes komischen Theaters, das, obwohl ungeschrieben, in der Romania durch all die Jahrhunderte bestanden hat. Es scheint sich wesentlich mit Einzelspiel begnügt zu haben, ein 'Solisten'-Theater gewesen zu sein' (*Kultur der Gegenwart* I, XI, I, 144). Für den mimischen Vortrag eines Jongleurs sind auſser den *Monologues dramatiques* jene halb erzählenden, halb dramatischen Stücke, jene dialogisierten Fabliaux und Novelletten geschrieben, wie der *Courtois d'Arras* und die *Châtelaine de Saint-Gilles*.[4] Und indem F. diese Auffassung auch für die *Passion d'Autun* vorträgt, verwundert man sich, daſs er sich hier nicht mit Schumacher auseinandersetzt, der vor zwei Jahren in der *Romania* (XXXVII, 570—93) sich eingehend mit der Frage beschäftigt und diese natürlichste Lösung abgelehnt hat (S. 574 ff.). — Dieser 'Solist' tritt dann als Berufsspieler in die Mysterienaufführungen der Liebhabergesellschaften ein, um hier die komischen Rollen zu übernehmen. Hier bildet sich denn aus, was man *Farce* nennt, und was aus dem heiligen Rahmen dann als fertige dramatische Posse heraustrat. Hier wurde der 'Solist' an das Zusammenspiel gewöhnt. Hier vergesellschaftete er sich mit seinesgleichen, wohl schon im 14. Jahrhundert (S. 247), und es entstanden am Ende des Mittelalters wieder Berufsschauspieler t r u p p e n, wie solche einst in der römischen Welt bestanden hatten, im Zusammenbruch des Reiches aber untergegangen

[1] Cf. das 'barbouiller' der Farceurs des 16. und 17. Jahrhunderts. Vgl. Behrens' *Zeitschr.* XXII, 201 ff. — Giraut v. Calanso ed. Keller, Anm. zu Vers 49—51.

[2] Cf. Giraut v. Calanso ed. Keller, Anm. zu V. 23.

[3] Zur Frage des Alters der Bezeichnung 'Goliath' als eines geistlichen Widersachers, über welche F. ausführlich handelt (S. 263 ff.), ist folgendes zu erwähnen: S. Amarcius berichtet um 1050 von einem Spielmann, der ein Lied von David und Goliath vorträgt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs hier im Munde des Jongleurs, der dieses Lied neben dem 'Schneekind' singt, Goliath bereits, wie Traube vermutet, als Patron in nähere Beziehung zu den Spielleuten gebracht erscheint.

[4] Der dramatische Schwank vom 'Blinden und seinem Führer' wird von F. zwar wiederholt erwähnt (S. 212 f.; 250 f.), doch nirgends in bezug auf den Vortrag besprochen.

waren. So vollzog sich auch am Jongleur, dem Erben des antiken Mimus, der Kreislauf des Lebens.]

Söderhjelm, W., La nouvelle française au XVe siècle. Bibliothèque du quinzième siècle, Band XII. Paris, Champion, 1910. XII, 231 S. [Das fünfzehnte Jahrhundert ist auch literarisch eine Zeit der Überraschungen. Neben der künstlichsten Kunstdichtung erhebt sich unvermittelt die Persönlichkeit Villons und springt ein Quell reicher Volkspoesie auf. Über dem latinisierenden Wortschwall der Rhétoriqueurs steht das schlichte Wort 'Commines'. Die Mysteriendichtung ist überreich, doch das dramatische Kunstwerk liegt aufser ihr: die Farce von Pathelin. Und plötzlich stellt sich auch die Kunst der novellistischen Erzählung, die Frankreich abzugehen schien, ein, mit den *Quinze joies de mariages*, den *Cent nouvelles nouvelles*, mit Ant. de la Sale etc. In feiner Auffassung, die der geschichtlichen Entwicklung und der künstlerischen Leistung in gleicher Weise gerecht wird, zeigt Söderhjelm hier die Anfänge französischer Novellistik und bestimmt den — verhältnismäfsig geringen — Anteil Italiens an ihr.]

Pérouse, G., Georges Chastellain, étude sur l'histoire politique et littéraire du XVe siècle. Extr. des *Mémoires* p. p. la Classe des lettres et des sciences morales et politiques et de la Classe des beaux-arts de l'Académie royale de Belgique. Deuxième série, collection in-8°, t. VII. Paris, Champion, 1910. 160 S. Frs. 3. [Obwohl der Verf. dieser Studie glaubt versichern zu können, dafs er keine apologetische Tendenz verfolge und keine Rehabilitation beabsichtige, so merkt der Leser die Absicht doch nur zu deutlich. Chastellain wird Commines gegenübergestellt und wird nicht nur als Mensch, sondern auch als Psychologe und Darsteller über ihn gesetzt. P. hätte den Leser für seinen braven, beredten und moralisierenden Helden mehr eingenommen, wenn er mafsvoller geblieben und dessen Bedeutung nicht auf Kosten anderer (z. B. auch Molinets und Crétins) hätte erweisen wollen. Dankenswert ist die Charakterisierung des Historikers Chastellain, die Inhaltsangabe seiner Werke. Der Verf. verhehlt nicht, wie mühsam ihm oft die Lektüre seines Lieblings geworden ist. Die Darstellung macht in ihren letzten Teilen (*Les poésies; l'écrivain et son école*) einen mehr feuilletonistischen Eindruck. Hier fehlt dem Autor die Sachkenntnis (z. B. in seinen Bemerkungen über Ch.'s Sprache). Von Ch.s Stellung in der Verstechnik der Zeit ist nicht die Rede. Die Untersuchungen zur Frage der Zäsur bei den Rhétoriqueurs scheinen ihm unbekannt.]

Oliver, Th. Edw., Some analogues of *Maistre Pierre Pathelin*. Reprinted from 'The journal of American folk-lore', vol. XXII, oct.—dec. 1909. [Beschäftigt sich hauptsächlich mit der Geschichte des unredlichen Käufers (Verkäufers), der am Verfalltage seiner Zahlung (seiner Lieferung) sich auf Rat seines Anwalts dumm stellt und nachher auch die Honorarforderung des Anwalts in ähnlicher Weise beantwortet. Der Verf. zeigt die weite Verbreitung dieser Anekdote, die auch im Bengalischen sich findet (cf. *Maître phonétique*, 1909, 66), und vermutet für dieselbe überhaupt orientalischen Ursprung. Die Nachahmung einer Tierstimme (*Bée!*) seitens des 'Dummen' hält er dabei nicht für ursprünglich. Sie sei nur dem *Pathelin* und seinen Deszendenten eigen. Älter seien wohl andere Motive, z. B. das des Pfeifens ('ich pfeif' dir was').]

Plattard, J., L'œuvre de Rabelais (sources, invention et composition). Paris, Champion, 1910. XXXI, 374 S. Frs. 8.

Tesdorpf, Paul, Beiträge zur Würdigung Charles Perraults und seiner Märchen. Stuttgart, Kohlhammer, 1910. 86 S. M. 2. [Der Verfasser sagt uns in der Vorrede, dafs er ein Werk der Liebe geschaffen habe. Er schreibt auch für Liebhaber, ohne Voraussetzung neuphilologischer Kenntnisse. Ausgehend von Grimms Märchen, handelt er über Ausgaben von Perraults Märchen, wendet sich dann zu biographischen

Angaben über Perraults frühere Schriften, sagt einiges über die Nachwirkung seiner Märchen auf das 'Cabinet des Fées', ist dann auf einmal bei ihren Quellen und bei ihrem Herauswachsen aus der französischen Gesellschaftssitte der *mitonnes*, dann bei der Reaktion gegen solche Märchenliebhaberei nach Perrault, endlich bei der Herkunft der Märchen überhaupt sowie der Ausdrücke *fées* und *ogre*. Kapitelabteilung und Inhaltsverzeichnis fehlen. Was die Abhängigkeit Perraults von Straparola und den 'Pentamerone' betrifft, begnügt er sich, die Angaben der Gebrüder Grimm kurz zu wiederholen. Wo er Perraults Stil beschreiben will, kommt er über allgemeine Ausdrücke wie Natürlichkeit, Naivität, Anmut u. dgl. nicht recht hinaus. Am schwächsten sind die Etymologien. Will uns nicht einmal ein Philologe betreffs Überlieferung, Quellen und Stil dieses bedeutungsvollen Werkes, das für England ein Volksbuch und für Deutschland eine grofse Volksanregung wurde, gründlich unterrichten? A. B.]

Maigron, L., Le romantisme et les mœurs, essai d'étude historique et sociale d'après des documents inédits. Paris, Champion, 1910. XIX, 508 S.

Behrens, D., Beiträge zur französischen Wortgeschichte und Grammatik. Studien und Kritiken. Halle, Niemeyer, 1910. IX, 500 S. [Ein guter Gedanke hat in Behrens den Plan zu diesem stattlichen Bande entstehen lassen. Was er seit Jahren auf Grund unermüdlicher wortgeschichtlicher Forschung an Studien und Besprechungen zerstreut veröffentlicht hat, ist hier vereinigt, und als syntaktischer Beitrag ist die grofse Rezension von A. Schulzes Arbeit über den Fragesatz (1888) hinzugefügt. Ein Index von drei Bogen Umfang orientiert über die Fülle des Bandes. So ist ein Buch entstanden, das zu den *livres de chevet* des Romanisten gehören und in dieser Zusammenfassung der reichen wortgeschichtlichen Arbeit Behrens' erst die volle Wirkung sichern wird.]

Muret, E., De l'orthographe des noms de lieu de la Suisse romande. Extr. du tome XX du *Bulletin de la Soc. Neuchâteloise de géographie.* Neuchâtel, Attinger, 1910. 22 S. [Die Schreibung der westschweizerischen Ortsnamen liegt sehr im argen. Davon ist auch hier schon die Rede gewesen (z. B. CXIX, 404; 417 f.). Unter der kompetenten Führung E. Murets beginnt das eidgenössische topographische Bureau, die Namen seiner Karten nach neuen Grundsätzen zu schreiben. Über diese Grundsätze und ihre Schwierigkeiten, über die Zweifel, die sie übrig lassen, und den Widerstand, den sie finden können, referiert hier Muret mit reichen Beispielen, die jeden interessieren werden, der Land und Leute kennt. Nicht fern liegt Muret der Gedanke, in zweifelhaften Fällen eine Entscheidung durch die lokalen Behörden herbeizuführen, und auch hierin wird man ihm völlig beistimmen.]

Fetter, J., und Ullrich, K., La France et les Français, Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen. 2. Teil. 13. Aufl. des 2. Teils des Lehrgangs der franz. Sprache. Mit 10 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1910. III, 170 S. Geb. M. 1,50.

Schöpke, Prof. Dr. O., Scheibner, Fr., Gafsmeyer, Prof. Dr. M., Lehrgang der französischen Sprache für lateinlose höhere Lehranstalten. Zweite Auflage. I. Teil: XII, 294 S., geb. M. 3. II. Teil: XII, 404 S., geb. M. 4,20. III. Teil: VIII, 214 S., M. 2,60. Leipzig, Dürr, 1910.

Campen, Anna, Texte zu Anschauungsbildern für den französischen Sprachunterricht bearbeitet. Berlin, Weidmann. 42 S. M. 0,40.

Bornecque, H., et Röttgers, B., La France d'aujourd'hui. Avec 101 illustrations et 4 cartes ou plans. Vienne, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1910. 258 S. Geb. M. 4.

Münch, W., Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts. Dritte verb. u. ergänzte Aufl. aus: 'Handbuch der Erziehungs- und Unter-

richtslehre für höhere Schulen' hg. von Dr. A. Baumeister. III. Band, 2. Abteilung, 1. Hälfte. München, O. Beck, 1910. VI, 192 S. Geh. M. 4, geb. M. 5.

Provenzalisch.

Kolsen, A., Sämtliche Lieder des Trobadors Giraut de Bornelh mit Übersetzung, Kommentar und Glossar kritisch herausgegeben. Erster Band: Texte mit Varianten und Übersetzung. Halle, Niemeyer, 1910. XI, 496 S. [Dem 'Meister der Troubadours' wird durch Kolsen eine Erstehung zuteil, wie sie noch kein anderer seiner Kollegen erfahren hat: diesem ersten Bande der Werke soll ein zweiter folgen, der die Biographie, den Kommentar, das Glossar sowie die Darstellung der handschriftlichen Überlieferung, der Sprache und des Versbaus enthalten wird. Über zwei Jahrzehnte erstreckt sich Kolsens Beschäftigung mit Giraut. Es ist eine reife Frucht, die uns mit dem Bande geboten wird. Siebenundsiebzig Lieder, deren Text zumeist nach einem Dutzend und mehr Handschriften kritisch herzustellen war, sind Girauts sichere literarische Verlassenschaft. Ein mächtiges, weitzerstreutes handschriftliches Material war zu beschaffen und zu bewältigen. Das ist mit grofser Umsicht und tiefem Verständnis geschehen, und so ist eine Arbeit entstanden, die auch als Vorbild anderer Troubadour-Monographien noch Gutes wirken wird.]

Friedmann, Dr. W., Einleitung zu einer kritischen Ausgabe der Gedichte des Troubadours Arnaut de Mareuil. Leipziger Habilitationsschrift. Halle a. S., Druck von E. Karran, 1910. 64 S.

Les musiciens célèbres, collection d'enseignement et de vulgarisation, dir. E. Poisée:

Beck, J.-B., La musique des troubadours. Etude critique illustrée de douze reproductions hors texte. Paris, H. Laurens, s. d. 125 S. Geh. Frs. 2,50, geb. Frs. 3,50.

Vofsler, K., Die Kunst des ältesten Trobadors. Estr. dalla *Miscellanea di studi in onore di Att. Hortis.* Trieste, G. Caprin, 1910. S. 419—40. [Vofsler geht eines nach dem anderen die elf Gedichte durch, die uns von dem Grafen Wilhelm erhalten sind, von 'seinem vollendetsten Liedchen' *Ab la dolchor del temps novel* bis zur barbarischen Kunst seiner zynischen Reimereien. Er zeigt im einzelnen, wie Wilhelm dadurch charakterisiert ist, dafs er zwischen einer alten und einer neuen Kunst, zwischen Volkslied und höfischer Lyrik schwankt. Dafs aber daraus mit Wahrscheinlichkeit folge, dafs es vor ihm keine anderen Troubadours gegeben habe, kann ich nicht verstehen. Schon der provenzalische Charakter dieser poitevinischen Hofsprache beweist eine bereits herrschende literarische Tradition, die aus dem Südosten des Landes stammt, und wenn am 'Anfang des höfischen Minnesangs ... Fürsten und gekrönte Häupter stehen' (p. 439), so ist damit nicht bewiesen, dafs Fürsten die Schöpfer dieser Minnekunst gewesen sind, sondern nur, dafs sie die ersten waren, deren Gedichte schriftlich niedergelegt und aufbewahrt wurden. Sie machten die Minnedichtung buchfähig.]

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Anno XXVIII, fasc. 164—65. Vol. LV (fasc. 2—3) [E. Levi, Adriano de' Rossi. — F. Novati, Le serie alfabetiche proverbiali e gli alfabeti disposti nella letteratura italiana dei primi tre secoli (continuazione e fine). — Varietà: G. Barone, Un presunto madrigale di L. Ariosto e le 'due cose belle' di G. Leopardi. — E. Re, Scenarii modenesi. — L. Piccioni, Per la fortuna del 'Rasselas' di Sam. Johnson in Italia; una versione inedita di Gius. Baretti. — A. Ravà, Contributo alla bibliografia di Giacomo Casanova. — E. Viterbo, Otto lettere inedite di Costanza Monti-Perticari a Gius. Mamiani. — Rassegna bibliografica. — Bollettino biblio-

grafico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. X, 2, avril—juin 1910 [P. Toynbee, Dante's ballata 'Per una ghirlandetta'. — P. Duhem, La tradition de Buridan et la science italienne au XVI[e] siècle (3[e] article). — Ch. Dejob, Le politicien à Florence au XIV[e] et au XV[e] siècle (3[e] article). — G. Ferretti, Un altro nemico delle 'Raccolte'. — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Maugain, G., Documenti bibliografici e critici per la storia della fortuna del Fénelon in Italia. Aus: *Bibliothèque de l'Institut français de Florence, 1[ère] série: Collection d'études d'histoire littéraire et de linguistique françaises et italiennes comparées.* Vol. I[er]. Paris, Champion, 1910. XXI, 229 S. Frs. 7,50. [Diese neue Sammlung soll in nächster Zeit Arbeiten herausbringen über *Lamennais et l'Italie, Montesquieu et Machiavel, Leopardi et M[me] de Staël, L'opinion française et l'Italie de 1815 à 1860* etc. Dieser erste Band ist eine mit peinlicher Sorgfalt gearbeitete Bibliographie, die der Verf. auch mit reichen Zitaten zu beleben bestrebt ist, so daſs die italienischen Urteile über Fénelon und seine Werke direkt zu uns sprechen. Man sehe z. B. das Kapitel über Fénelons Brief an die Académie (p. 127 ff.), wo Conti, Algarotti, Cesarotti, Napione etc. zu Worte kommen. Maugain schreibt sein Buch — eine Pariser Inauguraldissertation — Italienisch. Das ist ungewöhnlich und wirkt da, wo seine italienischen Autoren Französisch schreiben, unruhig und seltsam. Der Italiener Conti schreibt Französisch (p. 131 f.), und der Franzose Maugain fährt dann Italienisch fort, und wenn er sagt *la nostra lingua*, so ist die französische gemeint. Das riecht stark nach Schule und Examen.]

D'Ovidio, Fr., Versificazione italiana e arte poetica medievale. Milano, Hoepli, 1910. 750 S. Lire 8,50. [Inhalt: *Dieresi e sineresi nella poesia italiana*, 1889, ergänzt durch eine *Poscritta*. — *Un curioso particolare nella storia della nostra rima: e : ε; o : ɔ; s : z*, 1893. — *Ancora dello zeta in rima*, 1901. — *Appendice: L'etimologia di 'sozzo'* < *succeus. — *Sull' origine dei versi italiani*, 1898, ergänzt durch einen Nachtrag. — *La versificazione delle 'Odi Barbare'*, 1903. — *Il Donato provenzale*, 1884, ergänzt durch eine *Poscritta*. Appendice: *Il 'doctor proenzalium'* — *Sul trattato 'De vulgari eloquentia' di Dante Alighieri*, 1873—78 — *La metrica della canzone secondo Dante*, 1878. — *Appendice al volume 'Il contrasto di Cielo Dalcomo'*: A. *Se il contrasto sia un imitazione delle Pastorelle* — B. *Nome, età e condizioni del poeta* — C. *'Per quanto avere ambari' e il Saladino* — D. *Mia provvisoria edizione critica del 'Contrasto' con un commento* — E. *Valore intrinseco del poemetto ed ipotesi sull' autore e sulla qualità della sua lingua.* Man wird sich freuen, diese wertvollen Arbeiten hier vereinigt und zum Teil in Nachträgen fortgeführt zu finden. Der Aufsatz über *De vulgari eloquentia* ist durch interessante Seiten eingeleitet, in denen D'Ovidio dessen Ursprung aus den Diskussionen des Sprachstreites erzählt. Die 160 Seiten zur *'Rosa fresca'* sind eine Neubearbeitung und Ergänzung älterer Artikel.]

Spanisch.

Bulletin hispanique. XII, 2, avril—juin 1910 [P. Paris, Promenades archéologiques en Espagne, Tarragone. — F. Hanssen, Los infinitivos leoneses del Poema de Alejandro. — L. Micheli, Inventaire de la collection Edouard Favre (suite). — E. Piñeyro, Blanco White (suite). — Variétés: Cours du Collège de France, 1909—1910, sur les moralistes espagnols du XVII[e] siècle et en particulier sur Balt. Gracián (A. Morel-Fatio). — Liste chronologique des lettres de B. Gracián (A. Morel-Fatio). — Questions d'enseignement. — Bibliographie].

Biblioteca de autores griegos y latinos con la versión directa y la traducción literaria por esimios humanistas antiguos y modernos, publicada bajo la dirección de L. Segalá y C. Parpal. Das Heftchen, zirka

1 Bogen stark, zu Fr. 0,25. Subskription bei E. Dieste, Barcelona, Plaza de Urquinaona:

Cuaderno I° Horacio, Épodos (*Ibis Liburnis* ... und *Beatus ille*). — II° Safo y Erina, Odas. — III° Baquílides, Teseo. [Diese Heftchen, zum Teil mit hübschem Buchschmuck, wollen die Kenntnis der antiken Literatur in Spanien popularisieren. An den griechischen oder lateinischen Originaltext schliefst sich eine wortgetreue Übersetzung, und auf diese folgen eine oder mehrere poetische Übertragungen moderner (z. B. Sappho von Menéndez y Pelayo) oder älterer Interpreten (z. B. das *Beatus ille* von Luis de León und von L. L. Argensola). Neben dem Kastilischen hat auch das Katalanische, Portugiesische und das Baskische seinen Platz. Um dieser Mannigfaltigkeit willen mag das Unternehmen auch bei uns Interessenten finden.]

Menéndez Pidal, R., L'épopée castillane à travers la littérature espagnole. Traduction de H. Mérimée. Avec une préface de E. Mérimée. Paris, Colin, 1910. XXVI, 306 S. [Im März 1909 hat R. Menéndez Pidal an der Johns-Hopkins-Universität zu Baltimore sieben Vorlesungen über die spanische Heldendichtung gehalten. Das spanische Manuskript wurde von H. Mérimée ins Französische übersetzt, und dieser Übersetzung bediente sich der Vortragende. Sie lesen wir hier, nachdem der gelehrte Autor den Text noch einmal durchgesehen. Das Buch ist eine populärwissenschaftliche Darstellung im vornehmsten Sinne des Wortes. Was der Autor gemeinverständlich darstellt, beruht auf tiefen eigenen Forschungen, und auch dem Fachmann tun sich überall neue Ein- und Ausblicke auf. Der prächtige Band ist eine spannende Lektüre. In seinem Zentrum steht die Sage vom Cid: Epos, Romanzen, Theater. — Men. Pidal gibt eine Geschichte der spanischen Literatur vom Standpunkt der epischen Inspiration aus, die dem Schrifttum des Landes seine imponierende Einheit gegeben hat.]

Waldberg, M. Freiherr v., Studien und Quellen zur Geschichte des Romans: I. Zur Entwicklungsgeschichte der 'schönen Seele' bei den spanischen Mystikern. (*Literarhist. Forschungen*, hg. von J. Schick und v. Waldberg, Heft XLI.) Berlin, Felber, 1910. VIII, 116 S. M. 2,50. [Diese lehrreiche Schrift ist dem Nachweis gewidmet, dafs der platonische Begriff der 'schönen Seele' in seiner modernen Verwendung aus dem Kreise der spanischen Mystiker stamme, und dafs er in seiner eigentlichen Ausprägung zuerst bei der Santa Teresa de Jesús zu finden ist. Diese Untersuchung v. Waldbergs ist am Wege seines grofsen Unternehmens, der Geschichte des Romans in Deutschland, entstanden, und der Verf. verspricht chemin faisant noch weitere solche willkommene Gaben. — Schade, dafs immer *Avilla* statt *Ávila* gedruckt ist.]

Hanssen, Fr., La Seguidilla. Publicado en *Los Annales de la Universidad de Chile*. Santiago de Chile, Impr. Cervantes, 1909. 104 S. [Die Seguidilla des heutigen Spaniens steht unter andalusischem Einflufs:

Las estrellas del cielo son mil y siete;
Con las dos de tu cara son mil y nueve.

Hanssen verfolgt die Entwicklung dieser Schnaderhüpfel seit dem ersten Auftreten in der Literatur, das bekanntlich spät ist (um 1400), doch das hohe Alter der Form nicht ausschliefst, die sich durch die freie Behandlung der Silbenzahl und des Wortakzentes bekundet. Gerade diese Probleme erfahren durch die eingehende Untersuchung Hanssens neue Aufhellung.]

Portugiesisch.

Michaëlis de Vasconcellos, C., Estudos sobre o Romanceiro peninsular; romances velhos em Portugal. S.-A. aus der Zeitschrift 'Cultura española', Madrid 1907—09. 368 S.